This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

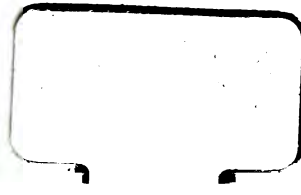
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

KC
15497
NEDL TRANSFER
HN 3F9G /

31a

KC 15497 (6)



Fortsezzung und Beschluß

des

Handbuchs

der

Brandenburgischen Geschichte

in zwei Bänden

von

Gottfried Traugott Gallus

Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Zweite und lezte Fortsezzung

in zwei Abtheilungen,

welche das Ende der Geschichte Friedrichs II. und die Geschichte Friedrich Wilhelms II. enthalten.

Züllichau und Freystadt

in der Darnmannschen Buchhandlung.

1805.

Geschichte
der
Mark Brandenburg
für
Freunde historischer Kunde

von

Gottfried Traugott Gallus
Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Sechster und lezter Band
in zwei Abtheilungen,
welche die Fortsezzung der Geschichte Friedrichs
und die Geschichte Friedrich Wilhelms II.
enthalten.

Züllichau und Freystadt
in der Darnmannschen Buchhandlung.
1805.

KC 15.497 (6)

HARVARD UNIVERSITY LIBRARY
MAR 12 1954

unrestricted

Abriß

der

vornehmsten Begebenheiten

des Königs

Friedrich Wilhelm's I.

seines Sohnes

Friedrich's II.

und

seines Enkels

Friedrich Wilhelm's II.

entworfen in 2 Bänden

von

Gottfried Traugott Gallus

Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Zweiter und lezter Band

in zwei Abtheilungen.

Züllichau und Freystadt

in der Darnmannschen Buchhandlung.

1 8 0 5.

Vorrede.

Diesen lezten Band der Brandenburgischen Geschichte will ich lieber mit stillen Wünschen für eine freundliche Aufnahme in's Publikum begleiten, als ihn mit fruchtlosen Worten zu bescheiden anpreisen. Die zweite Abtheilung wurde aus Gründen, die nur den Verleger und Verfasser angehen, früher, als die erste Abtheilung gedrukt, und zu einer Zeit ausgearbeitet, wo es noch nicht das Ansehen hatte, als ob aus der großen Völkerbewegung weiter nichts, als neue Formen von Fesseln hervorgehen würden. Die Kriegsthaten der unbeständigen Nation, welche die Extreme liebt und jezt ihren Vorzug in Erfindung neuer Phrasen zu sezzen scheint, bleiben denkwürdig, so

wie

wie die Ausschweifungen der Revolution dem immerwährenden Abscheu der Nachwelt geweiht. Unangenehme Abhaltungen verzögerten die Vollendung der ersten Abtheilung, und die herannahende Messe gönnte mir diejenige Zeitfrist nicht, welche ich den Schilderungen der letzten Begebenheiten unter Friedrich II. widmen zu können wünschte. Möge dieser Abriß, so unvollendet er auch sein mag, die Lust zur Geschichtskunde bei manchem Leser verstärken, ihm eine nützliche Unterhaltung gewähren, und ihn die Augenblikke, die er hierauf verwendet hat, nicht ganz bereuen lassen!

April 1805.

Galfus.

Fortsezzung
der
Geschichte des Königs Friedrich's II.
des Großen und Einzigen.

Erste Abtheilung.

Vom Breslauer Frieden Juni 1742 bis zum Ausbruch des zweiten Schlesischen Krieges August 1744.

Auf die Stürme des ersten Schlesischen Krieges, welcher durch den Breslauer Vertrag vom 11 Juni 1742, und durch die Unterzeichnung des Definitiv-Friedens zu Berlin den 28 Juli seine völlige Endschaft erreichte, folgten zwei Jahre der Ruhe, in welchen Friedrich zeigte, daß ihm der Krieg nicht Zwek, Heldenruhm nicht Ziel seiner Wünsche, sondern nur durch Noth herbeigeführtes Mittel sei, seinen Ländern Sicherheit und Wohlstand zu verschaffen. Er wendete nun alle Kräfte seines weitumfassenden Geistes an, sich den weit schönern Titel eines Vaters des Vaterlandes zu erwerben, und alle Spuren eines 18monatlichen Krieges zu verwischen. Die Thätigkeit, womit er alle friedlichen Gewerbe

und Künste in Aufnahme zu bringen und ihren Flor zu erhöhen suchte, war bewunderungswürdig, und entwikkelte sein großes Genie immer mehr. Seine nächste Aufmerksamkeit war auf Schlesien gerichtet, aus welchem er Vortheile zog, die Oestreich's Herrscher nie geahnet hatten, und welches dabei von dem Drukke nichts fühlte, den ihm die Satrapen unter der vorigen Regierung verursachten. Friedrich erließ den Städten und Dörfern alle rükständigen Gefälle, verschafte den Arbeitslosen Verdienst bei'm Festungsbau, versorgte die unvermögenden Krieger, schenkte den Bauern Vieh zum Pflügen, und Samen für die Felder, schoß den Bürgern Geld zu ihren Gewerben und neuen Anlagen vor, belebte alles, was die alte saumselige Regierung erschlaft oder der Krieg ertödtet hatte, mit neuer Kraft und rief durch Toleranz-Edikte die verscheuchten Katholiken, und die verfolgten Sekten wieder in ihre Heimath. Die Kammern und Regierungs-Kollegien wurden ganz nach der Gestalt der übrigen Preußischen Statskörper umgeformt, und ihre Mitglieder schärfer, als ehemals, beobachtet. Kaum hatte sich Friedrich von den Beschwerlichkeiten des Feldzuges im Juli etwas zu Berlin erholt, kaum die Augustreise nach den Bädern zu Spaa zur Stärkung seiner Gesundheit geendigt, so eilte er im September 1742 schon wieder nach Breslau, von wo aus er unter'm 27 Sept. an den Geheimenrath Jordan also schrieb: „Meine Schlesische „Reise, auf der ich unendlich viel Arbeit gefunden

„habe,

„habe,“ wird bald vorbei seiu. Ich habe in „acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht, „als die Kommissionen des Hauses Oest„reich in acht Jahren, und beinahe alles ist „mir glüklich von Statten gegangen. In meinem „Kopfe sind jezt weiter nichts als Rechnungen und „Zahlen; aber bei meiner Zurükkunft werde ich das „alles herausschaffen, um etwas Besseres hinein zu „bringen.“ Er erklärte Breslau zur dritten seiner Hauptstädte, bewilligte ihr als solcher die gewöhnlichen Vorrechte, z. B. Freiheit vom Militärdienste, und legte 2 Hauptmessen daselbst an, wovon er die Frühlingsmesse im Jahre 1743 und 1744 mit einem großen Gefolge selber besuchte, um sie durch den Zufluß von Fremden ansehnlicher zu machen und alle bemerkten Hindernisse sogleich zu heben. Seine öftere Anwesenheit in dieser neuen Provinz hob sie bald aus dem Verfall zu einer Höhe, aus welcher jezt erst das Erzhaus den ganzen Umfang seines Verlustes inne wurde. Außer den angeführten Reisen nach Schlesien, kam er noch jährlich im Spätsommer zur Besichtigung der Truppen dahin; wie er denn im Jahre 1743 die erste Schlesische Musterung bei Hundsfeld hielt, und dann über die Gebirgsgegenden zur Untersuchung des dort blühenden Handels nach Berlin zurükkehrte.

Doch über der Sorge für Schlesien vernachläßigte er die alten Provinzen keinesweges. Im Jahre 1743 richtete er den Gang der Regierungs-Geschäfte, die Art der jährlichen Rechnungsab-

nahme, der Untersuchung der Minister-Departements, die Zeit und Ordnung der militärischen Uebungen so bestimmt und so genau ein, daß jedermann in Zukunft wußte, wann dies, wann jenes geschehen würde. Diesem Plane blieb Friedrich lebenslang treu, und keine Laune, kein Zufall, keine persönliche Rükksicht machte darin eine Aenderung. Frühzeitig bemerkte er die Gebrechen der Gerechtigkeitspflege. Er schafte die peinliche Frage ab, gebot die Beschleunigung der Prozesse, und befahl dem Minister von Cocceji die Verfertigung eines Entwurfs zur Verbesserung der Justiz. Dieser meldete schon 1743 in einem ausführlichen Berichte, daß die Justiz darum nicht zwekmäßig verwaltet würde, weil junge, unerfahrne und unwissende Präsidenten und Räthe, die unter der vorigen Regierung ihre Stellen gekauft hätten, in den Gerichtshöfen säßen; zum Theil keine oder schlechte Besoldungen hätten, daher nur auf's Sportelmachen und auf Nebenkommissionen bedacht wären, die ohne Ordnung zusammengeflikten Römischen, durch neuere widersprechende Edikte in Konfusion gebrachten Gesezze verdrehten, und wegen unterlaßner 3jähriger Visitation in keiner Furcht gehalten würden; hierzu käme, daß sich selten ein fähiger Jurist zum Advokaten gebrauchen ließe, weil jeder wegen der abschrekkenden Advokatentracht des schwarzen Mantels und Halstuchs, lieber ein ander Fach erwähle, und also nur arme und untaugliche Leute als Advokaten das Volk auf's Blut aussaugten. Anstellung gelehrter

Leute,

Leute, Erhöhung der Besoldungen, Verfassung eines Landrechtes in deutscher Sprache, strenge, von 3 zu 3 Jahren unternommene Visitationen der Justizhöfe, und Zulassung ausgezeichneter Männer zur Advokatur nebst Abschaffung der bespotteten Kleidung — dies waren die Mittel, welche er vorschlug, von denen einige ohne Bedenken angenommen, andre wegen des bald einbrechenden Krieges, und wegen der Schwierigkeiten, welche der Justizminister von Arnim, ein Feind aller Neuerungen, dagegen erregte, bis auf bessere Zeiten ausgesezt wurden. Eine enthusiastische Verehrung erwekte sich Friedrich bei'm ganzen Volke dadurch, daß er mit dem neuen Jahre 1744 öffentlich verordnete, daß jeder seine Beschwerden und Klagen, seine Bitten und Gesuche eigenhändig bei ihm anbringen und der genauesten Erwägung derselben versichert sein könne. Hat es gleich nicht an Tadlern dieser Maßregel besonders unter denen, die kein gutes Gewissen hatten, gefehlt, so ist es doch gewiß, daß sich Friedrich gerade hierdurch als Regent ehrwürdig, als Vater des Landes wohlthätig, und den Kabalenschmieden furchtbar gemacht hat. Seine unparteiische Gerechtigkeitsliebe ohne Rükſicht auf die Person bewies er schon jezt in mehrern großen und kleinen Zügen. So ließ er 1744 durch Trommelschlag in ganz Berlin verkündigen, daß Niemand dem Kammerherrn von Pöllnitz, so beliebt sich dieser Mann durch seine mannigfaltige Talente sonst zu machen wußte, wegen seiner Verschwendung etwas weiter borgen

solle.

solle. Als Pöllnitz darauf in einem scherzhaften Briefe vorstellte, daß dies Adstrommeln um 30 Jahre zu spät käme, weil es damals für ihn von Nuzzen hätte sein können, und daß der König ihn zwar bestrafen, aber nicht verderben möchte; so antwortete er ihm: das Trommeln wäre um der armen Unterthanen, nicht um seinetwillen geschehen; denn er sei nicht mehr zu bessern.

Sein Hauptaugenmerk ging dahin, den inländischen Kunstfleiß zu wekken, und das zirkulirende Geld im Lande zu behalten. In dieser Absicht suchte er die Erzeugnisse des Bodens zu vermehren, die Verarbeitungen derselben zu befördern, den auswärtigen Produkten möglichst den Eingang zu verschließen, alle Geldausflüsse, so viel er konnte, zu verstopfen, und die inländischen Handelsgeschäfte zu erleichtern. Der große Plauensche Kanal ward gegraben, um die Elbe und Havel näher zu verbinden. Der Hafen zu Stettin wurde aufgeräumt, der Suttekanal schiffbar gemacht, und vor Krossen ein Berg gesprengt, um eine bequemere Landstraße zu erhalten. Da viele reiche Jünglinge von Geburt ihr Vermögen im Auslande verschwendeten, und keine Frucht ihrer Reisen, als Thorheiten, in den Stat zurükbrachten, so verbot Friedrich 1744. das Reisen in fremde Staten bei Verlust alles Habes und Gutes, ohne besondre Erlaubniß. Finanzspekulation gab diesem Verbot ein, welches er dadurch unterstüzte, daß Anstalten zur Bildung und zum Unterrichte genug im Lande vorhanden wären.

Er

Er selber ging mit dem Beispiel einer weisen Sparsamkeit, die von Geiz weit entfernt war, voran; und schon in dem kurzen Zeitraume von 2 Jahren hatte er seine leeren Kassen wieder so gefüllt, daß er einen neuen Feldzug aus seinen Mitteln führen konnte, und dazu weder fremder Subsidien, noch beschwerlicher Anleihen bedurfte. Und dennoch hatte er jedes Regiment um ein Drittheil verstärkt, 6 neue Kavallerie-Regimenter in Schlesien errichtet, und sein Heer, das bei'm Tode seines Vaters 1740 aus 76000 Mann bestand, hierdurch so vermehrt, daß er 1744 bereits über 120,000 Streiter in's Feld stellte, und doch noch Mannschaft zu einigen Garnisonen übrig hatte. Er ließ es sich eifrigst angelegen sein, diesem Heere, auf welchem die Sicherheit seines Stats ruhte, jede nur erreichbare Vollkommenheit zu geben. Er übte es nicht bloß in den mechanischen Handgriffen, nahm nicht bloß die neuen Manöver, die er an den Oestreichern, vornämlich bei den leichten Truppen bemerkt hatte, mit vorsichtiger Nachahmung an, sondern prüfte auch den Verstand und die Geschicklichkeit seiner Officiere. Hierzu mußten die Kompagniechefs, Obersten und Generale schriftliche Dispositionen entwerfen, und ihm zur Beurtheilung vorlegen. Die Wahrheit dieser Angabe beweiset ein Brief, welchen er unter'm 12. Juli 1743 an den bekannten Helden, damaligen Obersten Ziethen, schrieb, worin es unter andern heißt: „Ich habe die von euch und den sämmtlichen Rittmeistern eures Regiments über eine zu

machen-

„machende Partie gefertigten Dispositionen erhal„ten, und bin mit selbigen sehr wohl zufrieden„wiewohl ich, unter solchen, eure und die des Rit„meisters Ostrowski für die allerbesten, gefunden „habe.“ Dies zeiget zugleich, um dies beiläufig zu erinnern, wie grundlos das gemeine Vorurtheil sei, als ob Zieten nur Degenhauer und Benuzzer des Glüks gewesen sei, aber keine Fähigkeit gehabt habe, regelmäßige Dispositionen zu durchdenken und aufzuschreiben.

Wenn Friedrich II. seinem Vater in der Strenge bei der Haushaltung und in der Liebe zum Militär ähnlich war, so wich er doch in Absicht auf anständige Pracht und seine Vergnügungen ganz von ihm ab. Bei aller Sparsamkeit, die ein König gewiß nie mit mehr Einsicht und Nachdenken beobachtete, als er, hielt er es doch für erlaubt, seiner Würde für angemessen, und selbst für Pflicht, um seinen Hof einen gewissen Glanz zu verbreiten, und zu Zeiten kostbare Feste zu veranstalten. Dies that er vorzüglich in den ersten Jahren seiner Regierung, wo seine Jugend und sein natürlicher Hang zur Fröhlichkeit ihn mehr, als im Alter, dafür stimmten. Er liebte und bereitete ausgesuchte Ergözlichkeiten aber auch aus Grundsaz, um den Künstlern und Arbeitern Verdienst zu verschaffen, den Geldumlauf zu befördern, und nicht todte Geldmassen geizig bloß in Gewölben zu verschließen. Die Geburts-, Namens- und andre ausgezeichnete Tage der Personen des königlichen Hauses, die Vermählungen

gen des königlichen Bruders August Wilhelm am 6. Jan. 1742, und der Schwester Louise Ulrike mit dem Schwedischen Thronerben Adolf Friedrich am 17 Juli 1744 wurden mit prachtvollen Gastmälern, Opern, Komödien, Konzerten, Redouten, Feuerwerken und dergleichen gefeiert, so daß der Berliner Hof damals jeden andern an der Menge und dem geschmakvollen Reize der Lustbarkeiten übertraf. Sehr bedeutende Summen verwandte Friedrich auf das Opernhaus, welches um diese Zeit vollendet wurde, und auf die Opern selber. Er verschrieb Tänzer aus Frankreich, Sänger aus Italien, Virtuosen aus einem und dem andern Lande von beiden Geschlechtern, und bezahlte sie königlich, obgleich nicht verschwenderisch. So viel Wohlgefallen, selbst Leidenschaft für diese Arten des Vergnügens er damals bewies, so vergaß er doch in keiner Absicht, daß er König war. Einer Französischen Tänzerin, die ungeheure Schäzze zu verschlingen gedachte, antwortete er: daß er jezt nicht mehr ungebunden bloß für Sinnenbelustigung zahlen könnte; als Prinz habe er von dem Seinigen gegeben, als König wäre er weiter nichts, als der Schazmeister seines Volkes. Ein andermal hatte sich der Balletmeister Potier auf eine so unbesonnene, grobe und beleidigende Art betragen, daß ihn Friedrich wegjagen mußte. Mit ihm stand eine Demoiselle Roland, eine bewunderungswürdige Tänzerin, in solcher Verbindung, daß sie ebenfalls

weg-

wegging. Der König hätte kein Geld geschent, sie zurükzubehalten; aber um ihretwillen den Potier zu dulden, schien ihm ein zu kostbares Opfer, und seiner Würde, zu unanständig. Er ließ also beide ziehen, und schrieb einen eignen Aufsaz hierüber für die Berliner Zeitungen, worin er unter andern sagt: „man konnte den Besiz einer der größten „Tänzerinnen von Europa nicht anders wieder erkaufen, man müßte sich denn zu gleicher Zeit mit „dem allerärgsten Thoren, und dem allergröbsten „Gesellen, den Terpsichore jemals in ihrer Rolle „gehabt hat, belästigen. Es ist also kein Gold ohne „Zusaz, und keine Rose ohne Dornen.“ Und an Jordan schrieb er am 20. Aug. 1743 deswegen: „Es ist mir sehr lieb, daß ich den Phantasten los „bin, und sehr unlieb, daß die Roland mit ihm abgeht; indeß werden wir auch ohne Potiers und „Rolands leben, und uns um nichts weniger divertiren.“ Von jeher baute er gern; er bestimmte große Summen für die Verzierung und Verbesserung der königlichen Gebäude, die Rechnung des Sommers 1742 betrug allein mehr als 2 und ½ Tonne Goldes. Noch in eben dem Jahre sezte er eine besondre Baukommission nieder. Er verschönerte den Thiergarten, legte eine kostbare Fasanerie zu Charlottenburg an, richtete eine Plan- und Kartenkammer ein, kaufte für einen hohen Preis die Verlassenschaft des berühmten und gelehrten Kardinals Polignac an Alterthümern, Bildsäulen, Vasen, Gerähten, die von Paris nach Charlottenburg geschaft wurden,

pflanz-

pflanzte *) Feigenbäume und Weinstökke, scherzte und philosophirte mit seinen Freunden, und huldigte der ernsten Gelehrsamkeit durch die Wiederherstellung der Akademie der Wissenschaften 1743.

Das viele Reisen gehörte ebenfalls zu seinen Vergnügungen. Im Februar 1744 z. B, war er in Potsdam, bald darauf zu Rheinsberg, wo er sich seiner Jugendscenen erinnerte, und welches er im Juni seinem Bruder Heinrich schenkte; im März reisete er nach Breslau, im Mai nach Pyrmont, im Juli feierte er die Schwedische Hochzeit, und im August begann er den ersten Marsch zum Kriege.

Als er sich im Bade zu Pyrmont befand, starb der lezte Fürst von Ostfriesland, Karl Edzard in seinem 27sten Jahre, am 5. Mai, welcher ihm ein wohlgelegenes Erbe eröfnete. Friedrich machte die Rechte, die sein Großvater durch die kaiserliche Anwartschaft auf dies Land 1694 bekommen hatte, sogleich dadurch geltend, daß er es durch seine Truppen am 1. Juni in Besiz nahm, und sich an alle Einwendungen und Protestationen der Hannoveraner nicht kehrte, welche sie zu Folge einer einseitig errichteten Erbverbrüderung, mit einem Ostfrie-

si-

*) So trug er dem Geheimenrathe Jordan im Aug. 1743 auf, 15 Sorten tragbare Feigenbäume, wenigstens zu 400 Stük, und 300 Weinstökke, die im 2ten Jahre Trauben haben könnten, von Marseille kommen zu lassen.

fischen Fürsten von 1691 bei den Landständen und bei'm Reichshofrath dagegen erhoben. Friedrich ließ sich huldigen und behauptete seinen Besiz.

So fest und entscheidend seine Maßregeln in politischen Dingen waren, so schwankend zeigte er sich schon jezt und immer in einigen Stükken seines Verhaltens in religiösen Sachen. Zwar der Grundsaz einer allgemeinen Duldung war bei ihm ausgemacht; aber sein Betragen gegen einzelne Personen war und blieb ungleich. Im Jahre 1742 machte der Berlinische Prediger Fuhrmann durch Haltung frommer Hausversammlungen Aufsehen. Friedrich ließ ihm dies strenge untersagen, und nahm sein Verbot nicht zurük, ungeachtet Fuhrmann die Unschädlichkeit, ja die Nüzlichkeit dieser Versammlungen wenigstens nach seinen Ideen bewies. Im folgenden Jahre veranstaltete ein gemeiner Zimmermann solche Betstunden und Zusammenkünfte, wo Handwerksleute und Soldaten Küster- und Predigerrollen spielten. Der Minister Happe verbot dies Unternehmen um desto mehr, da gemeine, unwissende Leute größern Unfug treiben konnten, als wenn ein wirklicher Prediger die Andacht leitete. Ganz unerwartet schüzte Friedrich den Zimmermann gegen den Minister, und gegen sein eignes vorjähriges Benehmen, mit der Aeußerung: wofern er nichts thut wider die Gesezze und guten Sitten, sollen sie ihn machen lassen.

Bei

Bei allen diesen Beschäftigungen und Freuden hielt Friedrich seinen Blik fest und scharf auf die großen Angelegenheiten Europen's hingerichtet. Seit seinem Abgange von dem Bunde wider Oestreich hatte der Krieg fortgedauert und eine für Deutschlands Freiheit bedenkliche Wendung genommen. Marie Thereſie ſiegte, und mit ihrem Glükke ſtieg ihr Stolz und ihre Unverſöhnlichkeit, erweiterten ſich ihre Plane und Entwürfe. Eine große Franzöſiſche Armee, die im Herzen Böhmen's ſtand, ward bis auf 8000 Mann, die ſich durch die Flucht retteten, zertrümmert, der Kaiſer Karl VII. ſeiner Erbſtaten beraubt, kaum daß er zu Frankfurt mitten unter feindlichen Heeren durch Engliſche Großmuth eine prekäre Freiſtätte erhielt; das vereinigte Engliſch-Oeſtreichiſche Heer ſchlug die Franzoſen im Juni 1743 bei Dettingen auf's Haupt, und jagte ſie endlich über den Rhein; die Truppen des Kaiſers erklärten ſich für neutral, und ſein eigner Brüder der Kurfürſt von Kölln, trat von Britiſchem Golde geblendet zu ſeinen Feinden über. Marie Thereſie wollte nun den Kaiſer, welchen Deutſchlands Kurfürſten einmüthig gewählt hatten, entthronen, ihrem Gemahl, einem fremden Prinzen, der keinen Fuß breit Land im Deutſchen Reiche beſaß, die Kaiſerkrone aufſezzen, die Deutſchen Fürſten zu ihren Vaſallen erniedrigen, dem Könige Friedrich Schleſien wieder entreißen, Elſaß und Lothringen erobern, und Neapel und Sicilien an ihr Haus bringen. Friedrich, welcher

das

das Ansehen des Reichsoberhauptes aufrecht erhalten, die Würde und Freiheit der Deutschen Fürsten verwahren, und seinen Einfluß in die Europäischen Statshändel geltend machen wollte, wendete alle mögliche friedliche Mittel an, um den gefährlichen Absichten Oestreichs entgegen zu arbeiten. Er ließ es an keinen freundlichen Ermahnungen, an keinen nachdrüklichen Vorstellungen fehlen, und erlaubte sich, wie er in seinen Schriften selber bekennt, sogar etwas Großsprecherei. Als aber dies alles vergeblich war, so machte er schon jezt einen Entwurf, den er erst am Ende seines Lebens zur Wirklichkeit bringen konnte; er gedachte einen Deutschen Fürstenbund zu stiften. Unter dem Vorwande seine Schwestern, die Markgräfinnen von Anspach und Bareut, zu besuchen, reisete er im September 1743 in's Reich, ging bis Hohen-Oettingen, und stellte sich, als wenn er aus bloßer Neugierde die Ueberreste des kaiserlich-baierschen Heeres besehen wollte; eigentlich aber, um den kaiserlichen Feldmarschall von Sekkendorf zu sprechen, und die Mittel, wie man eine Vereinigung zu Gunsten des Kaisers errichten möchte, zu verabreden. Indessen er fand bei denen Fürsten, an die er sich wandte, wenig Gehör; einige waren so schwärmerische Anhänger von Oestreich, daß sie sich ihm zu Liebe selber zu Grunde gerichtet hätten; Andre fürchteten sich vor der Uebermacht der Marie Theresie, die eben auf dem Gipfel des Glükkes stand, noch Andre wollten ihren Beitritt nur für Geld

ver-

verkaufen; aber der Kaiser hatte kein Vermögen, und Frankreich keine Lust, es zu verschenken. Auf die Art scheiterte Friedrich's patriotischer Plan, und dies bewog ihn zu dem Ausrufe: Kein Geld, keine Deutschen Fürsten. Zwei andre Versuche zu Errichtung eines Fürstenbundes schlugen gleichfalls fehl; und Friedrich mußte nun kriegerische Maßregeln ergreifen. Außer den obigen Veranlassungen vermochte ihn hierzu die Rükksicht auf seine eigne Sicherheit. Marie Thereſie konnte den Verlust Schlesien's nicht verschmerzen. Einst beklagte sie sich gegen ihren Bundesgenossen, den König von England, hierüber. „Madam, schrieb ihr „George II. zum Troste zurük, das Nehmen „schmekt gut, aber das Wiedergeben „muß auch sein." Friedrich hatte den Brief, worin diese Worte standen, selber zu lesen Gelegenheit gehabt. Im September 1743 schlossen Oestreich, England und Sardinien zu Worms einen Vertrag, welcher die Absicht hatte, die Pragmatiſche Sanktion zu vertheidigen, folglich Schlesien dem Oestreichischen Hause wieder zuzuwenden. In einem besondern Artikel wurden sogar die Mittel bestimmt, deren man sich zur Ausführung dieses Vorhabens bedienen wollte. Noch deutlicher verrieth Marie Thereſie ihr Vorhaben, Schlesien zurükzufordern, in demjenigen Bündnisse, welches sie mit Sachſen abschloß, und woran England ebenfalls den eifrigsten Antheil nahm. Die geheimen Artikel wurden zu Warſchau verabredet

und

und unterschrieben. Im 2ten Artikel hieß es ausdrüklich, daß sich die Verbündeten zu einer wechselseitigen Gewährleistung aller derer Länder und Herrschaften verpflichteten, die sie gegenwärtig entweder wirklich besäßen, oder Kraft aller von 1703 bis 1739 geschloßnen Traktaten besizzen sollten. Da nun Oestreich im Jahre 1739 noch im Besiz von Schlesien war, so enthielt dieser Artikel eine Art von Kriegserklärung wider den König Friedrich, welches auch überhaupt aus dem ganzen Benehmen des Königs George II. sichtbar war. Nach dem 1742 bei'm Breslauer Friedensschlusse eingegangnen Verbindlichkeiten hätte Georg II. wie er buchstäblich versprochen hatte, dem Könige von Preußen alle Bündnisse, die er knüpfen würde, ohne Rükhalt anzeigen sollen. Er hütete sich aber gar sehr, von dem eben gemeldeten etwas bekannt zu machen. Man entdekte jedoch das Geheimniß den Holländern, um sie zur Theilnehmung an dem Plane zu bewegen. Durch sie erfuhr Friedrich den Inhalt alles dessen, was man gegen ihn im Stillen angesponnen hatte. Immer gewohnt, den Feinden zuvorzukommen, und nicht zu warten, bis Unterdrükkungs-Plane wieder zur Reife gediehen waren, beschloß er, auf's neue zu den Waffen zu greifen. Der von allen Seiten gedrängte Kaiser Karl VII. bestürmte ihn zugleich mit seinen Bitten um thätige Hülfe. Friedrich schloß sich wieder näher an Frankreich an, und verband sich durch eine besondre Union zu Frankfurt am Main

den

den 22. Mai 1744 mit dem Kaiser, mit dem Kurfürsten von der Pfalz und mit dem Könige von Schweden in seiner Eigenschaft als Landgraf von Hessen-Kassel zum Kriege wider Oestreich. Frankreich unterschrieb zwar diesen Traktat nicht namentlich, aber insgeheim hatte es selbigen ernstlich betrieben, sich auch zur Zahlung ansehnlicher Hülfsgelder an Baiern, Pfalz und Hessen anheischig gemacht, und die Folge lehrte, daß es mit Preußen über die Eröfnung und Angrifsart des Krieges gegenseitig einverstanden war. Diesem Vertrage sollen, wie wenigstens Preußen's Feinde behaupteten, einige geheime Artikel, welche das: was wird uns dafür? bestimmten, beigefügt worden sein. Der Wiener Hof machte in der Folge einen solchen Artikel bekannt, nach welchem Friedrich im Fall eines glüklichen Ausganges, den Königsgrätzer, Bunzlauer und Leitmeritzer Kreis von Böhmen, in so weit selbige vom rechten Elbufer umschlossen werden, nebst der Herrschaft Pardubiz und der Stadt Kollin am linken Ufer erhalten, der Kaiser aber das übrige Königreich Böhmen, so wie ganz Oberöstreich bekommen sollte. Jedoch beide Fürsten erklärten mit feierlichem Ernst diesen Artikel für erdichtet und untergeschoben. Es kann sein, daß nichts Schriftliches hierüber aufgesezt worden ist. Daß hingegen Friedrich seine Statskräfte nicht umsonst aufopfern und sich das genannte Land zwischen Schlesien und Sachsen zueignen wollte, ist höchst wahrscheinlich;

denn er bekennt es selbst in seinen hinterlaßnen Werken, daß er dem Feldmarschall von Seckendorf, welcher vor Schließung der Frankfurter Union als kaiserlicher Unterhändler zu Berlin die Preußische Hülfe nachsuchte, unter andern auch folgende Bedingung vorgelegt habe: „Böhmen muß von den „Staten der Königin Marie Thereſie getrennt wer„den; und der König von Preußen soll die 3 an „Schlesien zunächst liegenden Kreise bekommen.“

Nachdem das Frankfurter Bündniß völlig zu Stande gebracht war, so blieb Friedrich's Entschluß zum Kriege unerschütterlich. Er hätte ihn weder rasch, noch leichtsinnig, sondern erst nach dem Mislingen aller friedlichen Mittel, und nach der sorgfältigsten Erwägung aller Gründe für und wider die Sache gefaßt. Seine eignen Minister waren sämmtlich dagegen, und thaten alles, was sie vermochten, um ihn von seinem kriegerischen Vorhaben abzubringen. Sie führten ihm zu Gemüthe: daß der, welcher sich wohl befände, seine Lage nicht verlassen sollte; daß es ein böser politischer Grundsaz wäre, Krieg zu führen, um Krieg zu vermeiden; und daß man alles von der wohlthätigen Zeit erwarten müßte. Friedrich antwortete ihnen: daß diese nicht verwerflichen Gedanken ihre Einschränkung hätten; daß die Furchtsamkeit sie verblende; daß es unvorsichtig sei, einem Falle zu einer Zeit nicht zuvorzukommen, wo man noch Gelegenheit hätte, sich dagegen zu sichern; daß er wohl wisse, wie er durch den Krieg seinen Stat, seine

Un-

Unterthanen und seine Person den mannigfaltigsten Gefahren aussezze; daß aber die gegenwärtige Lage Deutschlandes einen entscheidenden Entschluß verlange, und daß in solchen Fällen die schlechteste Partie, die man wählen könne, die sei, gar keine zu ergreifen. Hiernit noch nicht zufrieden, und um auch dem leisesten Verdachte der Uebereilung zu entgehen, arbeitete er einen besondern, ziemlich weitläuftigen Aufsaz für seine Minister aus, worin er die Einwendungen derselben Schritt vor Schritt beleuchtete und widerlegte, und dann mit siegendem Nachdruk seine Gegengründe in's Licht stellte. Das Resultat davon blieb: Krieg; die Minister stimmten endlich bei, und alle Vorbereitungen zum nahen Feldzuge wurden mit Eifer betrieben. Die Hauptmacht der Oestreicher stand damals jenseit des Rheins im Elsaß und trieb Frankreich sehr in's Gedränge. Friedrich hielt diesen Zeitpunkt zu einem Angriffskriege für den bequemsten, sobald die Franzosen eine kräftige und lebhafte Mitwirkung zeigten. Er schikte daher im Anfange des Augusts den Grafen Schmettau, einen eben so feinen Geschäftsmann als erfahrnen Feldherrn, an den König Ludwig XV. nach Metz, und ließ ihm die bestimmte Nachricht geben, daß ein Preußisches Heer von 100,000 Mann am 17ten August in's Feld rükten, Böhmen anfallen, und dadurch wahrscheinlich die Oestreicher wieder über den Rhein ziehen würde. Eine ansehnliche Französische Armee müsse versprochener Massen ihnen auf dem Fuße nachrükken, sie

bis nach Baiern hin verfolgen, und verhindern, sich mit aller Macht auf die Preußen zu stürzen. Zugleich solle ein andres Französisches Heer in Westfalen eindringen. Wäre diese von Frankreich übernommene Verbindlichkeit gehörig erfüllt worden, so würde dieser Feldzug große Folgen hervorgebracht haben und gewiß entscheidend gewesen sein. Aber nur Friedrich hielt pünktlich Wort; seine Bundesgenossen täuschten ihn.

Zweiter Schlesischer Krieg vom August 1744 bis Ende 1745.

Einfall in Böhmen. Rükzug nach Schlesien. 1744.

Da es Friedrich's Grundsaz war, immer als der erste im Felde zu erscheinen, und angriffsweise zu verfahren, so kam er auch jezt den Feinden zuvor; schon am Ende Juli sezte er sein wohlgerüstetes Heer in Bewegung, und im August war es im vollen Marsche gegen Böhmen begriffen. Die Hauptmacht von 50000 Mann rükte in 3 Abtheilungen nach Prag; die eine führte der König selbst durch Sachsen am linken Elbufer; die zweite der Erbprinz Leopold von Dessau durch die Lausiz; und die dritte der Feldmarschall Schwerin aus Schlesien durch Braunau. Der alte Fürst von Dessau mußte mit 17000 Mann das Kurfürstenthum Brandenburg, und der General Marwiz mit 22000 Mann Oberschlesien dekken. Zwei Kolonnen nahmen

men den Weg durch Sachsen, welches zwar mit der Marie Thereſie im Vertheidigungsbunde ſtand, jedoch für ſich ſelber keinen Krieg führen, und gegen Preußen nicht als Feind auftreten wollte. Vermöge der Reichsverfaſſung mußte die Erlaubniß zum Durchzuge vorher gehörig nachgeſucht werden. Friedrich, der ſich zu den Sächſiſchen Miniſtern nichts Gutes verſahe, traf ſeine Anſtalten ſo, daß ihm der verlangte Durchmarſch nicht verweigert werden konnte. Seine Truppen betraten den Sächſiſchen Boden zu eben der Zeit, als der Oberſte von Winterfeld mit dem kaiſerlichen Requiſitions-Schreiben in Dresden anlangte. Der Kurfürſt von Sachſen, zugleich König von Polen, war eben in Warſchau. Seine Miniſter wollten den Preußen den Zug durch Sachſen's Mitte nicht geſtatten. Die Statsmänner zu Dresden murrten, die Günſtlinge zu Warſchau tobten, die Rathgeber Georg's II. zu London erſtaunten, ſich überliſtet zu ſehen, die Großen in Wien zitterten: und Friedrich? — ließ ſich durch nichts in Verfolgung ſeines Plans irre machen; er marſchirte gerade zu auf Pirna, wo die Magdeburgiſchen Regimenter über Leipzig zu ihm ſtießen. Ganz Sachſen gerieth in Bewegung; man zog die Truppen eiligſt zuſammen, man beſſerte die Wälle von Dresden aus. Ohnmächtige und zu ſpäte Rüſtungen. Am Ende erlaubte man, was man abzuſchlagen keine Kraft hatte. Die Miniſter, welche zum Trotze zu ſchwach, und zur Freundſchaftsbezeugung zu verblendet waren, gaben am

Ende

Ende so gar Lebensmittel her, stehen Schiffe zur Ueberfahrt, und liessen die mit Proviant beladne Preußische Flotte durch Dresden fahren. Zur Deckung des äußern Scheins, als ob sie doch Herren, die gebieten könnten, wären, bestunden sie hartnäckig auf Kleinigkeiten, welche Friedrich lächelnd zugab. Die Sächsische Besazzung in Dresden wurde verdoppelt, die Thore blieben geschlossen, und kein Preußischer Officier durfte in die Hauptstadt hineingehen. Friedrich hätte Sachsen, von welchem er mit Grunde nahe Feindseligkeiten befürchten mußte, in 8 Tagen erobern können; aber sein Weg führte ihn weiter, er bezahlte alles mit baarem Gelde, hielt die beste Mannszucht, und stand am 12. August an Böhmen's Grenzen.

Ein Manifest ging ihm voraus, es erklärte den Einwohnern die Beschaffenheit des Frankfurter Bundes; gebot ihnen, die erst im vorigen Jahre der Marie Thereſie gehuldigt hatten, den Kaiser Karl VII. als ihren Regenten zu ehren, und ermahnte sie, nichts gegen dessen Bundesgenossen, die Preußen, zu unternehmen, die bloß aus Liebe für Kaiser und Reich die Waffen ergriffen hätten und für sich nichts suchten. Der König hatte bei seiner Kolonne den Obersten Zieten mit den Leibhusaren. Diesen schikte er voraus, um ihm Bahn zu machen. Böhmen war von Truppen entblößt; nur einzelne Reuterschwadronen befanden sich mehr der Kundschaft, als der Gegenwehr wegen darin. Zieten stieß auf keine andern Feinde, als auf das Kavallerie-

Re-

Regiment von Esterhazy, welches er so unerwartet, so stürmend, so wüthend anfiel, daß es beinahe gänzlich aufgerieben wurde. Ein geringer Umstand entflammte den Muth der Zietenschen Husaren bis zum alles wagenden Enthusiasmus. Die Esterhazyschen Säbeltaschen glänzten prächtig in die Augen; einige Preußische Husaren bedienten sich derselben zuerst aus Scherz; bald verwandelte sich der Spaß in den ernsthaftesten Ehrgeiz: jeder Husar hielt sich für beschimpft, der nicht mit einem solchen Ehrenzeichen prangen konnte. Diese Eitelkeit spornte jeden zur kühnsten Tapferkeit; zuletzt hatte der größte Theil vom Zietenschen Regimente eine Esterhazysche Säbeltasche an der Seite. Zieten's Muth erntete die ersten Lorbeeren dieses glorreichen Krieges, und errang ihm, der vor wenig Jahren als Major in den ersten Schlesischen Krieg gezogen war, nach einem Monate des zweiten die Würde eines Generalmajor's.

Friedrich traf am 2. Sept. mit allen Abtheilungen der großen Armee ungehindert bei Prag ein. Die Eroberung dieser befestigten Hauptstadt war das nächste Ziel seiner Unternehmungen. Zum ernstlichen Angriffe fehlte es aber noch am schweren Geschütze, welches nebst den Lebensmitteln erst von Leitmeritz herbeigeschaft werden mußte, wozu 8 Tage erfordert wurden. Als der Wiener Hof zu größter Bestürzung den Preußischen Einfall in Böhmen erfuhr, so befehligte er seinen in Baiern stehenden General Bathiany, mit allen vorräthigen

Trup-

Truppen unverzüglich nach Böhmen zu eilen, um zu dekken, was noch zu dekken sein möchte. Bathiany vollzog diesen Befehl mit Schnelligkeit und Einsicht. Er führte sein Korps von 20000 Mann so eilig und so geschikt herbei, daß er bereits um Ende August in der Gegend von Rakonitz und Beraun, einige Meilen von Prag entfernt, stand. Er warf 3000 Mann geübte Soldaten in Prag, schikte 12000 Mann Landmiliz dazu, und empfahl dem Befehlshaber General Harsch die möglichste Anstrengung zur Gegenwehr. Leztrer ließ es daran nicht fehlen. Täglich arbeiteten 6000 Menschen an den Festungswerken; und sowohl hier als in allen östreichischen Staten wurden Bußtage gefeiert, und die Strafgerichte des Himmels über die kezzerischen Preußen in andächtigem Eifer herabgebetet. Unterdessen schikte Friedrich den General Haake in der größten Stille mit 5 Bataillonen und 600 Husaren ab, um Bathiany's großes Magazin zu Beraun wegzunehmen. Aber das Geheimniß war verrathen, und der Feind auf die Ankunft der Preußen gefaßt. Haake kam nun selbst in die gefährlichste Lage. Er hatte die Berauner Brükke überschritten und schon ein Stadtthor gesprengt, als er plözlich zwei unverhältnißmäßig starke Haufen Reuterei rechts und links heransprengen sahe, um ihn in die Mitte zu nehmen; er rettete sich noch zu rechter Zeit auf eine nahe liegende Anhöhe, bildete ein Vierek, trieb die feindlichen Reuter nebst einem Schwarme Ungrischen Fußvolkes ab, und zog sich

ehren-

ehrenvoll, doch unverrichteter Sache in's Hauptlager zurük. Bathiany schafte hierauf eiligst seine Magazine von Beraun weiter hinterwärts nach Pilsen, worin ihn die Preußen nicht störten. Friedrich rechnete es sich in der Folge zu einem großen Fehler an, daß er dies alles ruhig geschehen ließ; er hätte, wie er nachher bald bemerkte, mit aller Macht gegen Beraun rükken, das Bathianysche Korps aus Pilsen vertreiben, und sich seiner Magazine bemächtigen sollen; dadurch hätte er den Oestreichern allen Unterhalt entzogen, ihrer großen Armee unter dem Prinzen Karl die Mittel geraubt, sich mit Bathiany zu vereinigen, und nach Böhmen zu kommen; er hingegen würde sich in diesem Königreiche behauptet, und mit dem nöthigen Proviant, für welches die Kommissarien schlecht sorgten, versehen haben.

Das grobe Geschüz langte endlich bei Prag an; alsbald am 10. Sept. eröfneten die Preußen die Laufgräben an 3 verschiednen Orten. Am 12. Sept. erstürmte der Feldmarschall Schwerin das Fort Ziska bei hellem Tage, und nahm noch 2 Redouten hinter demselben weg, welche die Franzosen angelegt und Schwalbennester genannt hatten. Der König trat aus den Laufgräben bei Bubenitz von vielen Officieren umringt hervor, um den Angriff Schwerin's auf den Ziskaberg zu betrachten. Die Menge Menschen in dieser Gegend erregte die Aufmerksamkeit der Feinde; sie richteten ihre Kanonen dorthin, und eine Stükkugel tödtete den Preußischen

schen Prinzen Friedrich Wilhelm an des Königs Seite in seinem 30sten Jahre *). Traurend ging Friedrich zurük und beklagte einen Verwandten und Helden, welcher in der Schlacht bei Mollwiz männlich gekämpft hatte. In den folgenden Tagen machten die Preußen von ihren Batterien, die mit mehr als 100 Kanonen und Mörsern besezt waren, ein so heftiges Feuer, daß sie die Wälle stark beschädigten, die Wassermühle anzündeten, viele Häuser der Stadt zertrümmerten und die Schleusen der Mulde zerstörten. Hierdurch ward das Wasser so niedrig, daß man überall durchwaten, und die Stadt, welche an dieser Seite keinen Wall und keine Mauer hatte, mit Sturm erobern konnte. Der Kommandant, General Harsch, sah nun die Unmöglichkeit eines längern Widerstandes ein: und da er am 16. Sept. früh mehrere Scharen von Grenadieren erblikte, die aus dem königlichen Hauptquartiere zum Sturme heranrükten, so hielt er es für besser, sich zu ergeben, als gewaltsam zu fallen; er verlangte zu kapituliren, willigte mit der ganzen Besazzung von 15000 Mann in die Kriegsgefangenschaft, und übergab noch an selbigem Tage die Thore den Preußischen Wachen. Die Gefangnen wurden nach Schlesien geführt. Die eigentliche Belagerung hatte nur 6 Tage gedauert, und den Siegern

*) Der Vater dieses Prinzen, Albrecht Friedrich, Heermeister zu Sonnenburg, war ein Bruder des ersten Königs von Preußen Friedrich's I.

gern 40 Todte, und noch einmal so viel Verwundete gekostet.

Friedrich glaubte, daß dieser glänzende Anfang seines Feldzuges, die schnelle Eroberung der Hauptstadt einen tiefen Eindruk in den König von Polen und in die Sächsischen Minister machen, und sie bewegen würde, ihren geheimen Verbindungen mit Oestreich zu entsagen, da ohnedem der alte Fürst von Dessau mit seinem Beobachtungs-Korps leicht in Sachsen eindringen und Leipzig, den Hauptsiz ihres Handels, die Quelle ihrer Reichthümer und ihrer Staatskraft zerstören konnte. Aber das Gold der Engländer, die Versprechungen der Oestreicher und der Fanatism des Beichtvaters, eines vielgeltenden und mitwirkenden Mannes siegten über alle Gründe einer weisen Politik. Der König von Preussen wünschte keinen Feind im Rükken zu haben; er hätte es gern gesehen, Sachsen für sich zu gewinnen; er schikte daher einen besondern Gesandten an den Sächsischen Hof, und stellte ihm solche Gründe vor, die dem wahren Wohle beider Länder vollkommen angemessen waren. Zugleich ließ er auch Mittel anwenden, die auf den Karakter derer, die das Ruder führten, berechnet zu sein schienen. Dem Könige August II. versprach er ein Stük von Böhmen, ein Theil von Mähren, das Fürstenthum Teschen, und die Erblichkeit des Pohlnischen Thrones; dem Minister Brühl schmeichelte er mit der Aussicht zur Reichsfürstenwürde, und dem Pater Guarini zeigte er den Kardinalshut in der Ferne.

Aber

über die Lokkungen der Gegenpartei hatten mehr Gewalt über ihre Herzen. August freute sich auf die Schlesischen Fürstenthümer Glogau und Sagan, welche ihm Oestreich zusagte. Die Sächsische Armee von 24000 Mann lagerte sich theils bei Adorf im Vogtlande, theils besezte sie von Zittau bis Eger an der Böhmischen Grenze eine mit Verhauen und Schanzen befestigte Linie. Im Anfang des Oktobers rükte sie unter den Befehlen des Herzogs von Weißenfels in Böhmen ein, und trat öffentlich auf Oestreich's Seite. Dennoch wollte der Sächsische Hof diesen Schritt für keine Feindseligkeit gegen Friedrich angesehen wissen; er erklärte sich in einem ausführlichen Manifeste für neutral, und bemerkte, daß er vermöge besondrer Schuzverträge sich der Nothwendigkeit, den Oestreichern ein Hülfskorps zu schikken, nicht habe entziehen können.

Ehe sich noch die Sachsen ganz für Oestreich entschieden hatten, war Friedrich, im Grunde wider seinen eignen Willen, und zu seinem größten Nachtheil tiefer in Böhmen eingedrungen. Nach der Eroberung von Prag hatte er die Wahl von 2 Unternehmungen. Die eine bestund darin, über Beraun zu gehen, den Grafen Bathiany aus Böhmen zu verdrängen, sich der für den Prinzen Karl zu Pilsen aufgehäuften Lebensmittel zu bemächtigen, bis an die Pässe bei Cham und Furt in Niederbaiern vorzurükken, und dadurch der großen Oestreichischen Armee den Eintritt in Böhmen von der

Ober-

Oberpfalz her zu verschließen. Dieser wohlbedachte Plan war von Friedrich entworfen worden. Aber der Kaiser, der König von Frankreich, am mehresten der Marschall Belleisle behauptete, es wäre zuträglicher, daß sich die Preußen in den Bechiner Kreis hinein nach Tabor, Budweis und Neuhaus zögen, um die Verbindung mit Baiern zu erhalten, und das Erzherzogthum Oestreich zu bedrohen. Allein hierdurch rükte man die Preußische Spizze zu weit hinaus, entfernte sich zu sehr von Prag und Schlesien, verschafte dem Feinde zu viel Spielraum, erleichterte sein Eindringen in Böhmen, und seine Vereinigung mit den Sachsen, und gab leztern Gelegenheit, selbst etwas gegen Prag zu unternehmen. Friedrich erkannte nach seinem Scharfblik sogleich das Fehlerhafte in diesem Plane; aber aus zu großer Nachgiebigkeit gegen seine Bundesgenossen, und um dem Vorwurfe zu entgehen, als ob er bloß aus Eigennuz, die versprochnen 3 Kreise zu behaupten, nahe bei Prag bliebe, unternahm er den unglüklichen Zug, welcher ihn ganz ins Verderben gestürzt hätte, wenn nicht sein Genie, seine Geistesgegenwart, und seine Heldenschaar seine Retter geworden wären. Es wurden noch andre Versehen begangen. Friedrich versäumte es, das Mehl von Leitmeriz nach Prag zu schaffen, das schwere Geschüz, das nach der Eroberung dieser Festung unnüz war, nach Schlesien zurükzuschikken, und Prag stark genug zu besezzen. Er ließ bloß 6 Bataillone daselbst,

welche nicht einmal die Hälfte davon verkleiden konnten. Schon den Tag nach der Einnahme von Prag den 17. Sept. trat die Armee den Marsch in 2 Kolonnen an. Der General Nassau ging mit 20 Bataillonen und 40 Schwadronen voraus; dieser eroberte nach kleinen Gefechten, wo sich die Zietenschen Husaren wieder besonders auszeichneten, die Festungen Tabor, Budweis und Frauenberg. Die beiden Kolonnen folgten dem Vortrabe, jede in einer Entfernung einer Stunde von einander, Schritt vor Schritt nach, vereinigten sich bei Tabor am 26. Sept. und nahmen zu Anfange Oktobers ihr Lager in der Gegend von Budweis. Hier war das Ziel des Preußischen Glükkes für dies Jahr; und bald gerieth Friedrich's Heer in die schrecklichste Lage. Sein ärgster Feind war der Hunger. Die Pferde und Ochsen der Transport-Wagen wurden so schlecht verpfleget, daß viele davon umfielen; daher langte nur die Hälfte der Mehlwagen, die bloß auf 14 Tage zureichten, im Lager an. Kaum hatten sich die Preußen um 2 Tagemärsche von Prag entfernt, so ließ der General Bathiany Tausende von Kroaten und Ungarn Beraun und Königssaal, lezteres an der Mulde hinter Friedrich's Rükken, besezzen, alle Zugänge und Schluchten verschließen, alle Verbindung der Preußen mit Prag abschneiden und alle Lieferungen auffangen. Es glükte ihnen selbst, 2 für den König bestimmte Feldeisen wegzunehmen. Jezt befand sich das Preußische Heer im drükkendsten Mangel und in einem

isolirten Zustande. Vier Wochen hindurch wußte Friedrich nicht, was in Prag, was im übrigen Böhmen, was in ganz Europa vorging; wo Prinz Karl, wo die Sachsen stunden, was Freunde und Feinde vornahmen, alles war ihm unbekannt. Es könnte unglaublich scheinen, daß ein Heer von mehr als 60000 Mann, wie das Preußische damals war, das platte Land nicht zur Lieferung von Lebensmitteln sollte zwingen, und keine Nachrichten von den Bewegungen der Feinde einziehen können. Aber der Adel, die Geistlichkeit und Dienerschaft von Böhmen hing mit seiner und unbestechlicher Treue dem Hause Oestreich an; und der gemeine Mann, durch eine fremde Sprache unterschieden, und mit dem blindesten Aberglauben erfüllt, verabscheute allen Umgang mit den gottlosen Kezzern, den Preußen. Sie befolgten pünktlich den Befehl ihrer Obern, die Dorfhütten zu verlassen, das Getreide zu vergraben, in die dikksten Wälder zu fliehen. Die Preußen fanden daher überall nur leere Dörfer, öde Wüsteneien, menschenleere Gegenden; kein Böhme, dem sie etwa begegneten, ließ sich aus Furcht vor den unmenschlichen Strafen der Oestreicher, bewegen, Nachrichten mitzutheilen, wollte man sie auch mit Golde erkaufen. Bathiany bekam noch 10000 leichte Truppen aus Ungarn zur Verstärkung, die den Preußen vollends alle Verbindungen abschnitten, und sie zwischen Felsen, Morästen, Wäldern und Hohlwegen einschlossen. Wegen dieser Ueberlegenheit an leichten Truppen konnten die Feinde alles,

was die Preußen vornahmen, erfahren; leztre aber durften es nicht wagen, Reuter auf Kundschaft auszuschikken, weil sie sogleich aufgehoben wurden. Die Preußische Armee mußte sich demnach stets verschanzen, und auf den Umkreis ihres Lagers einschränken.

Auf die Nachricht von dem Einmarsch der Preußen in Böhmen, hatte der Prinz Karl von Lothringen, Schwager der Königin Marie Thereſie, die Franzoſen verlaſſen, mit ſeiner Armee im Angeſichte von 80000 Franzoſen, Baiern und Heſſen einen von Kennern bewunderten Uebergang über den Rhein gemacht, und auf Adler's Flügeln den Rükzug nach Böhmen unternommen. Die Franzoſen verſäumten den bequemen Zeitpunkt, wo ſie ihn zu Grunde richten konnten; und ſie handelten wider ihr Verſprechen, daß ſie ihn ungehindert, und unverfolgt ziehen ließen. Karl erreichte ſchon am Ende Sept. die Böhmiſche Grenze, vereinigte ſich zu Anfang Oktobers mit dem General Bathiany, bald darauf mit den Sachſen, und bezog im Prachiner Kreiſe ein ſo vortheilhaftes Lager, daß er durchaus nicht angegriffen werden konnte. Er war jezt mit allen Verbündeten auf 90000 Mann ſtark, und hatte den Plan, im Rükken Friedrich's über die Mulde zu gehen, ihn von Prag ganz abzuſchneiden, und mit ſeinem Heere auszuhungern. Friedrich kam mit jedem Tage in ein gröſſeres Gedränge, und konnte dem unerbittlichſten Feinde, dem Hunger nicht mehr widerſtehen. Er wünſchte

ſich

sich durch eine Schlacht zu retten; aber der Prinz Karl, oder eigentlich die Sele aller Oestreichischen Bewegungen, der alte, kriegserfahrne Feldmarschall Traun nahm stets auf Klippen, zwischen Morästen, hinter Felsen, und in Hohlwegen solche geschikte und meisterhafte Stellungen, und vermied eine Schlacht so vorsichtig und absichtlich, daß auch diese Hofnung, seine Lage zu verbessern, für Friedrich vereitelt wurde. Es blieb also kein andrer Ausweg übrig, als daß sich Friedrich zum Rükzuge entschließen mußte. Indessen war er gar nicht Willens, ganz Böhmen zu räumen, sondern nur näher an Prag zu rükken, und jenseits des linken Ufers der Elbe die Winterquartiere zu beziehen. Unvorhergesehne Zufälle, und die klugen Maßregeln des Feldmarschall's Traun nöthigten, auch dieses Vorhaben aufzugeben, und zulezt völlig zu weichen. Am 8ten Oktober begann Friedrich den Rükzug aus der Gegend von Budweis; einen Rükzug, der äußerst beschwerlich und verdrüßlich war, der unaufhaltbar von ganzen Schwärmen von Panduren, Honaken, Ungarischen Husaren und dergleichen leichten Truppen beunruhigt, aber doch ohne einen Hauptverlust bis in die Nähe der Elbe vollbracht wurde. Nur 2mal litten die Preußen unter solchen Umständen, wo die Niederlage durchaus herbei geführt wurde. Das eine Mal sollte der Oberstlieutenant Janus mit 200 Husaren aus einem Dorfe bei Tabor Lieferungen an Lebensmitteln eintreiben, weil das Mehl bei der Armee abging. Hier wurde

er von einer so unzähligen Menge Oestreicher umringt, daß nur Tod oder Flucht zu wählen war. Fannis zog das erste vor; er opferte sein Leben auf; sein Haufe wurde zerstreut. Den andern Verlust hätte Friedrich vermeiden können, er verursachte ihn durch einen Fehler, aber durch einen Fehler, der seinem Herzen Ehre bringt. In den Städten Tabor und Budweis lagen 300 Kranke und Verwundete, die aus Mangel an Fuhrwesen nicht fortzubringen waren. Friedrich wollte sie der Gewalt der Feinde nicht überlassen; er legte daher 3000 Gesunde als Besazzung in beide Orte; er hofte, eine Schlacht zu liefern, sie zu gewinnen, und dann sich und diesen Zurückgelaßnen Luft zu machen. Diese Aussicht benahm ihm die feindliche Gewandheit; jezt glaubte er, es sei besser, 300 Kranke, als 3000 Gesunde zu verlieren; er schikte 8 Boten auf verschiedenen Wegen an sie mit dem Befehl des Rükzuges ab; allein kein Bote kam durch; und so war es eine natürliche Folge hiervon, daß sie sämmtlich in feindliche Gefangenschaft geriethen. Diese beiden Fälle abgerechnet, wurde das Preußische Heer ungeachtet der ungünstigen Umstände, worin es sich in jeder Absicht befand, nicht besiegt; und öfters legte es Beweise von einer Tapferkeit ab, die fast den Glauben übersteigt. So schlug der General Zieten mit 2 Husaren-Regimentern und 2 Grenadier-Bataillonen bei dem Städtchen Tein an der Mulde die ganz unverhältnißmäßige Uebermacht von 16000 Feinden unter den Generalen Nadasti, Chi-

lani

laui und Obersten Trenk mit Löwenmuthe zurük, und kam als Sieger in das Preußische Lager. Friedrich, der über das Mislingen des Feldzuges höchst unmuthig war, vergaß für einige Stunden allen Kummer, und fühlte über diesen Sieg die lebhafteste Freude. Er ging dem General Zieten entgegen, überhäufte ihn mit Aeußerungen des Danks, und mit den schmeichelhaftesten Lobsprüchen, nahm sodann seinen Plaz, stellte sich an die Spizze seines siegreichen Haufens, und führte ihn im Triumpfe unter einem allgemeinen Vivatrufen die ganze Linie des Lagers bei Bechin hinunter. So wußte Friedrich, den Muth zu ehren, und die niedergeschlagenen Gemüther zu freudigen Empfindungen zu stimmen.

Unter beständigen Rükzügen war der König am 4. November bei Kollin in der Nähe der Elbe eingetroffen. Hier dachte er sich zu halten, und dem Feinde eine Schlacht zu liefern. Prinz Karl folgte ihm auf dem Fuße, und lagerte sich dem Preußischen Heere gegenüber, aber wieder auf so steilen Felsen, und in einer so unzugänglichen Gegend, daß Friedrich durchaus keinen Angriff wagen konnte. Das Elend der Preußen stieg immer höher; durch die bereits erlittnen Mühseligkeiten, und durch die Furcht einer in der strenger werdenden Jahreszeit noch zunehmenden Noth verloren viele Soldaten allen Muth und alles Zutrauen; sie liefen scharenweise davon; noch mehrere würden ihre Fahnen verlassen haben, wenn sie nicht durch Krank-

hätten daran wären verhindert worden. Hunger oder elende Nahrungsmittel und Erkältungen bei dem nassen Wetter erzeugten die Ruhr und andre Krankheiten. Bei keinem Regimente fand man 100 völlig Gesunde. Dies traf nicht bloß die Gemeinen, sondern eben so gut die Officiere. Um die Kranken zu retten, und den Uebrigen bessern Unterhalt zu verschaffen, sahe sich Friedrich genöthigt, über die Elbe zurükzugehen, und die Truppen in gute Kantonirungsquartiere zu verlegen. Der Uebergang geschahe linker Hand bei Kollin am 9. November mit solcher Klugheit, daß die Feinde es nicht für rathsam hielten, ihn durch Angriffe zu unterbrechen, oder auch nur zu erschweren. Um die Verbindung mit Prag und Schlesien zu sichern, wurden Kollin und Pardubitz, für diesen Zwek wichtige Plätze, obgleich von der kantonirenden Armee durch den Fluß getrennt, und am rechten Elbufer gelegen, vom Könige stark besezt. Zehn Bataillone deken Kollin; sie standen hier hinter Mauern, die eine natürliche Verschanzung bildeten; und sie errichteten auf einigen nahe an der Stadt befindlichen Anhöhen Batterien. Zweimal griffen die Oestreicher diesen Posten an; aber sie wurden beide Male mit Verlust zurükgetrieben. Sie und die mit ihnen verbundnen Sachsen bezogen darauf ein Lager bei Brekoch zwischen Kollin und Pardubitz, den Preußen am andern Elbufer gegen über.

Friedrich gab bis jezt die Hofnung noch nicht auf, sich in Böhmen den ganzen Winter zu be-

haup-

haupten. Er war entschlossen, das Aeuſerste abzuwarten, und hatte den Plan, dann, wenn die Feinde aus dem Lager in die Winterquartiere vertheilt sein würden, von Kollin und Podubiz aus über sie herzufallen, und sich des Czaſlauer und Ehrudimer Kreises an Mähren zu bemächtigen. Wäre es auf dem Prinz Karl angekommen, so hätte Friedrich's Absicht gelingen können. Dieser Prinz nämlich hielt den Feldzug für ganz geendigt, und war Willens, seine durch so viele in Elsaß und Böhmen ausgestandne Beschwerden ermüdete Truppen in ruhige Quartiere zu verlegen. Aber der Hof zu Wien dachte anders, er nahm auf die Erwattung des Heeres gar keine Rükſicht, und schikte dem Prinzen die strengſten, die unwiderruflichſten Befehle, die Kriegsunternehmungen fortzuſezzen, es koſte, was es wolle, über die Elbe zu dringen, den Preuſſen alle Gemeinſchaft mit Prag abzuſchneiden, und ſie auf dieſe Art ganz aus Böhmen zu vertreiben. Dies groſſe Vorhaben wurde von dem mehrmals gerühmten Feldmarſchall Traun mit aller erdenklichen Liſt eingeleitet, und mit viel Klugheit ausgeführt; dennoch gelang es nur durch ein Ungefähr, durch die Nachläſſigkeit einer Preußiſchen Huſaren-Patrouille; hätte lezztre nur einige Wachſamkeit bewieſen, ſo wäre das kühne Wageſtük der Feinde unfehlbar geſcheitert, und der Krieg hätte eine andre Wendung genommen. Wen ſo unbedeutenden Dingen hängen oft die folgereichſten Begebenheiten ab! Der Prinz von Lothringen ließ eine Menge Stürm-

leis-

leitern verfertigen, und beständig falsche Attaken und Bewegungen machen, um die Preußen auf die irrige Meinung zu bringen, als wäre es auf die Bestürmung von Prag oder Kollin angesehen. Von Wien gekommne und aufgefangne Briefe bestärkten den König vollends in dem Gedanken, daß auf den 18. November ein Angriff gegen beide genannte Orte unternommen werden würde. Sie wurden daher zur standhaften Vertheidigung geschikt gemacht, und die Prager Besazzung mit mehrern tausend Mann unterm General Rothenburg vermehrt. Daß die Feinde einen Uebergang über die Elbe versuchen könnten, fiel dem Könige um so weniger ein, da ein solch Projekt unausführbar schien; denn das ganze Ufer war mit lauter Posten besezt, von Meile zu Meile standen 3 Schwadronen Husaren und ein Bataillon Fußvolk; die geringste feindliche Bewegung konnte also bemerkt, und jeder wirklich versuchte Uebergang von der ganzen Preußischen Macht leicht und unfehlbar vereitelt werden. Diese Betrachtung wiegte den König in die größte Sicherheit in Absicht eines Elbübergangs ein; seine Sorge beschäftigte sich mit ganz andern Dingen. Die Sache verhielt sich auch in der That also. Nur ein Versehen von Preußischer Seite konnte dem Feinde das Gelingen seiner kühnen Entwürfe möglich machen. Am Tage vor dem Beginnen der Operation ließ der Prinz Karl einige Uhlanen und Husaren über die Elbe auf die Preußische Seite hinschwimmen, und sich dort in ein dichtes Gehölz ver-

verstekten, wo sie alle Officiere und Ordonanzen, die nach dem Königlichen Quartiere gehen wollten, auffingen, oder niederschossen. Daß diese Oestreicher so unbemerkt über den Fluß kamen, und so ungesehen im Gebüsche Plaz nahmen, dieß war das Dienstversehen der Zietenschen Husaren, das einzige in den beiden ersten Schlesischen Kriegen, aber auch ein wichtiges, ein unverantwortliches Versehen, welches der ganzen Preußischen Armee zum Nachtheil, und dem Plane Friedrich's zum Umsturz gereichte.

Der gefürchtete 18. November ging ruhig vorüber. Aber in der Nacht darauf näherte sich die Oestreichische und Sächsische Armee der Elbe, dem Marktflekken Teinitz gegenüber, mit so viel Stille und Vorsicht, daß die Preußischen Elbposten nichts eher inne wurden, als bis die Pontons vorfuhren. Nun machten die Patrouillen Lärm. Der General Zieten und der Obristlieutenant Wedel standen, jener mit 3 Schwadronen seiner Husaren, dieser mit 2 Kompagnieen Garde, und eben so viel vom kronprinzlichen Regimente, zusammen mit 1 Bataillon in dieser Gegend auf ihren Posten. Sie schikten alsbald einen Officier an den König, um Hülfe zu verlangen, und rükten eiligst an den Ort der Gefahr, um sich dem feindlichen Vorhaben kräftigst zu widersezzen. Als sie an die Elbe kamen, hatten die Feinde die Schiffsbrükke vollendet, das jenseitige Ufer, das voller Anhöhen war, mit ihrer Infanterie, und dem ganzen Artilleriezuge besezt; ihre aus-

ausgesuchtesten und verwegensten Grenadiere zum Vortrabe erwählt, und nichts versäumt, was den Uebergang begünstigen konnte. Ein entsetzliches Kanonenfeuer sprühte einen dichten Kugelregen auf die Preußen. Dennoch standen Zieten's Husaren, und Wedel's Grenadiere wie die Felsen, erwarteten den Feind mit Kaltblütigkeit, und trieben die anrükkenden Wagehälse mit solchem Nachdrukke zweimal zurük, daß sie voll Verwirrung umkehrten. Die Oestreicher ließen jedoch nicht nach, sie verstärkten den Vortrab immer durch frische Kerntruppen, und bewirkten dadurch beim dritten Anrükken so viel, daß sie das erschöpfte und abgemattete Wedelsche Bataillon wegdrängten, und endlich auf der Preußischen Seite festen Fuß faßten. Aber ihre Freude dauerte nicht lange. Zieten sprengte mit 2 Schwadronen herbei, stürzte sie wüthend über den Haufen, sprengte viele in die Elbe, die übrigen über die Brükke zurük, und entriß ihnen in wenig Augenblikken alle bisherigen Vortheile. Die verdrängten Infanteristen der Preußen sammelten sich, und nahmen ihre vorigen Stellungen von neuem ein. Die Feinde ergrimmten, daß eine Handvoll Streiter ihrer ganzen vereinten Macht Trotz bot; sie verstärkten ihr fürchterliches Artilleriefeuer, welches aber zu hoch ging, und daher verhältnißmäßig nicht viel Schaden stiftete; sie schikten ganze Regimenter vorwärts, sie errichteten an mehrern Orten Schiffbrükken, und drängten von allen Seiten mit den Sachsen verstärkt auf die Preußen

ein.

an. Zieten und Wedel wichen noch nicht, sie schikten mehrere Ordonanzen an den König; die Hofnung, bald Unterstüzzung zu erhalten, flößte ihnen einen fast übermenschlichen Muth ein; sie kämpften wie die Löwen mit der Uebermacht zweier Feinde fünf Stunden hindurch, und machten ihnen jeden Zollbreit Erde streitig; indeß die Hülfe blieb aus, der Kampf war zu ungleich; das Pulver verschossen, die Zahl der Todten und Verwundeten nahm überhand; die Unmöglichkeit, es länger auszuhalten, nöthigte sie endlich zum Rükzuge; und diesen machten sie so meisterhaft, und so geschikt, daß sie sogar ihre Verwundeten mitnahmen, und den Wischonowizzer Wald glüklich erreichten. Jezt erst erfuhr der König die für ihn so unangenehme, so niederschlagende Nachricht. Er hatte das Kanoniren zwar gehört, aber die wahre Ursache davon nicht vermuthet, weil er fest glaubte, es sei ein Sturm auf Kollin, um dessentwillen er nicht besorgt zu sein brauchte. Von allen abgeschikten Boten war auch nicht ein einziger zu ihm gekommen, weil sie von den versteckten Uhlanen getödtet wurden. Hätte Friedrich Nachricht gehabt, und also zu rechter Zeit Hülfe geschikt, so wäre die schimpflichste Niederlage der Feinde Theil geworden. Und der Widerstand so wenniger Leute gegen eine ganze Armee sezt die Preußische Tapferkeit ungeachtet des Verlustes in ein so glänzendes Licht, daß dieser Vorfall auf ewig in den Preußischen Jahrbüchern denkwürdig und bewundrungswerth bleiben wird. Friedrich weihete dem

Herrn

Herrn von Wedel den gebührenden Zoll des Ruhms, indem er ihn in seinen Werken den Preußischen Leonidas nennt. Unerklärbar jedoch ist es, warum er Zieten's hierbei nicht erwähnt, der die Ehre dieses Kampfes mit Wedel'n theilte. Die Feinde selbst konnten diesen Helden ihre innigste Bewunderung und Verehrung nicht entziehen. Der Prinz Karl brach noch während des Gefechtes in die Worte aus: „Ach! wie glüklich würde die Königin, meine Schwägerin, sein, wenn sie in ihrem „Heere Officiere hätte, welche diesen Helden glichen!“

Der den Feinden gelungne Uebergang über die Elbe zerstörte alle Plane und Hofnungen des Königs für dieses Jahr. Doch statt die kostbare Zeit mit unnüzzen Klagen zu verlieren, mußte ein schneller Entschluß, was nun zu thun sei? gefaßt werden. Friedrich zog seine Truppen bei Wischeniewiz zusammen, und hielt mit seinen Generalen über folgende zwei Fragen Kriegsrath: ob man nach Prag gehen, und festen Fuß in Böhmen fassen; oder ob man dies Land ganz räumen und nach Schlesien zurük gehen solle? Der Erbprinz von Dessau bejahete das Erste, weil noch auf 6 Wochen Vorrath in Prag, noch Mehl in Leutmeriz wäre; weil man im Fall des Rükzuges alles schwere Geschüz verlieren, und die verlaßne Besazzung, die einen Weg von 30 Meilen mitten durch Feinde zu machen habe, der äußersten Gefahr aussezzen würde. Der König hingegen erklärte sich für die zweite

Mei-

Meinung, und unterstützte sie durch wichtige Gründe. Zöge man sich nach Prag, so würde die ganze Preußische Armee von Oestreichern und Sachsen völlig eingeschlossen, und von der übrigen Welt abgeschnitten; ehe der Frühling käme, wäre sie aus Mangel an Lebensmitteln, Rekruten, Waffen, Pferden ꝛc. ganz zu Grunde gerichtet, und dadurch der Preußische Staat aller Vertheidigung auf die Zukunft beraubt. Marwiz befehligte zwar noch 22000 Mann in Oberschlesien; wie könnte dieser aber ein ganzes Land gegen Heere von Hunderttausenden schützen? Der Verlust der schweren Artillerie könne freilich nicht vermieden werden, doch dies wäre unbedeutend gegen die weit schrecklichere Gefahr, die ihnen drohte! Alle andern Generale stimmten der Meinung des Königs bei; und so ward der völlige Rückzug nach Schlesien beschlossen und auf der Stelle ausgeführt. Der königliche Adjutant von Bülow erhielt den Auftrag, den Befehl Böhmen zu räumen, nach Prag und zu allen einzeln stehenden Korps zu bringen. Dieser muthige und verständige Officier schlich sich glücklich durch die feindlichen Husarenschwärme hindurch, und vollzog alle seine Aufträge richtig und ungehindert. Die Hauptarmee führte ihren Rückzug in 3 Kolonnen theils durch die Grafschaft Glaz, theils durch die engen Pässe bei Braunau, theils durch Trautenau und Schaglar so glücklich aus, daß sie nach 8 Tagen den Schlesischen Boden betrat. Sie hatte gelitten, doch wenig von den ihnen nachsetzenden Panduren und Ungarn,

deßo

desto mehr von den durch Schnee und Regen verdorbnen Wegen und von mangelnden Bedürfnissen. Friedrich that alles, was er konnte, das Elend der Truppen zu erleichtern. Er ließ den Infanteristen Halbstiefeln machen, er schonte kein Geld, Vorrath anzuschaffen, und theilte alle Beschwerden mit ihnen, indem er die Armee nicht eher als zu Tannhausen in Schlesien verließ, und nach Berlin zu gehen. Den mehrsten Abgang erlitt die Armee durch die zahlreichen Ausreißer, deren Summe die Oestreicher, wahrscheinlich übertrieben, zu 30000 angaben. Ein besondres Gefecht bei dem Dorfe Meß verdient einer Erwähnung. Ein Schwarm Panduren griff den Nachtrab der Preußen an, und hatte bereits an 40 Mann getödtet oder verwundet, als er in hizzigsten Gefechte ein starkes Schweinegrunzen hörte. Die Panduren eilten sogleich von den Feinden, und sprengten ins Dorf, wo sie die Schweine in den Ställen hörten, die sie lieber verzehren, als sich mit Kriegsmännern herumschlagen wollten. Der König war mit dem Benehmen des Generals von Nassau, der gewöhnlich den Vortrab oder den Hinterzug führte, und auch jezt die Retirade gedeckt hatte, besonders zufrieden. Als alle Abtheilungen in Schlesien angelangt waren, so hing er ihm zum Zeichen seiner Hochachtung sein eignes Band vom schwarzen Adlerorden, womit er sonst eben nicht freigebig war, um.

Unter

Unter allen abziehenden Preußen befand sich die Prager Besazzung in der traurigsten Lage, die dadurch vermehrt wurde, daß ihr Befehlshaber, der General von Einsiedel, nicht die Einsichten, und noch weniger die Geistesgegenwart besaß, welche für solche Umstände erforderlich waren. Er nahm alle seine Maßregeln schlecht. Er sollte die Hauptwerke der Festung und die Kanonen der schweren Artillerie zersprengen, die Lunetten verbrennen, und die Gewehre der Oestreicher in's Wasser werfen. In der falschen Einbildung, es könnte dieser Befehl vielleicht noch widerrufen werden, verschob er die Ausführung bis zum lezten Augenblikke, wodurch dazu zu spät war. Sein Abzug geschahe mit einer so übereilten und unordentlichen Flucht, daß schon 400 Panduren in die Stadt rükten, als die Preußen noch innerhalb der Thore waren, wodurch der Pöbel Muth und Verwegenheit bekam, seine Rache mit Schimpfen und Flintenschüssen auszulassen. Die Ungarn erbeuteten noch viele Kanonen, Pakwagen und Gefangne. Diese Unordnungen begünstigten das Ausreißen. Gleich in den ersten Tagen gingen 2000 Mann zu den Oestreichern über, welches nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß unter dem Preußischen Heere die Hälfte aus Ausländern von allerlei Volk und Zungen bestand, die keine Vaterlandsliebe besizzen, sondern dem Glükssterne folgen. Einsiedel konnte keinen andern Weg, als durch die Lausiz nehmen; ehe er aber bis dahin gelangte, als er noch bei Leipe in Böhmen stand, erfuhr er,

daß

daß ihm die Sachsen in Verbindung mit 2000 Oesterreichern den Weg verspehren und ihn aufheben wollten. Diese Nachricht brachte ihn vollends außer aller Fassung. Er wußte nicht, was er thun, ob er die Sachsen angreifen, oder seines Weges, so gut er könne, ziehen solle. Ohne den General Graf von Rothenburg wäre sein Korps verloren gewesen. Dieser entschloßne Krieger wußte durch seine Bewegungen, durch ausgesprengte Gerüchte und durch Höflichkeiten die Sachsen in Furcht und Unthätigkeit zu versezzen, und führte seine Schaar durch das Sächsische Gebiet so meisterhaft, daß er mit selbiger am 23. December in Schlesien anlangte. Das ganze schwere Geschüz, der größte Theil des Gepäkkes, einige tausend Kranke, und mehrere Tausend Ausgetretne waren der nicht unbedeutende Verlust, welcher aber in Rüksicht der mißlichen Umstände unendlich größer hätte sein können, und für jede andre Armee auch gewesen sein würde. Friedrich fühlte dies alles tief, er erkannte die großen Fehler, die er selber gemacht hatte, er bewunderte die Feldherrntalente des feindlichen Generals Traun, ließ ihm volle Gerechtigkeit wiederfahren, benuzte seine Geschiklichkeit zur Nachahmung, nannte ihn öffentlich seinen Lehrmeister in der Kriegskunst, wurde durch sein Unglük vorsichtiger und weiser, und sagte von seinem übel geendigten Feldzuge: „meine große „Armee, welche Böhmen verschlingen, und Oestreich „überschwemmen sollte, hatte das Schikſal der soge-

„nann-

„nannten unüberwindlichen Flotte, die Philipp II.
„von Spanien ausrüstete, um England zu er-
„obern.“

Winterfeldzug.

Vorfälle bis zur Schlacht bei Hohenfriedberg im Anfang des Juni 1745.

Die Unfälle der Preußen hatten die Oestreicher mit einem solchen Stolze und Uebermuthe erfüllt, daß sie die Eroberung Schlesiens für ein leichtes Spiel ansahen, und noch im Winter, der Ermattung der Truppen ungeachtet, die Ausführung davon versuchten. Bereits in der Mitte des Decembers 1744 brachen sie mit gewaltiger Uebermacht in die Grafschaft Glaz ein, besezten sie, die Hauptstadt ausgenommen, und breiteten sich in Niederschlesien hinein bis an die Oder aus. Der Preußische General Lehwald, welcher im Glazischen stand, hatte sich, zum Widerstande zu schwach, bei rechter Zeit in die Festung gezogen, und dem Feinde die Gelegenheit, ihn zu überrumpeln, geraubt. Eine andere Oestreichische Armee, durch Ungarische Truppen verstärkt, drang von Mähren aus in Oberschlesien mit solcher Ueberlegenheit, daß sich der General Marwiz nur durch einen schnellen Rükzug von Troppau nach Ratibor vor ihr retten konnte. Hier starb Marwiz; statt seiner führte nun der Prinz Dietrich von Dessau die Preußen weiter durch Kosel und Brieg zur Armee in der Gegend von Neiße zurük.

Ganz

Ganz Oberschlesien befand sich jezt in feindlicher Gewalt; nur die Festungen Neiße und Kosel blieben den Preußen. Die Königin Marie Thereſie betrachtete Schlesien schon so gut als ihr Eigenthum, und suchte durch Schmeicheleyen die Einwohner für sich zu gewinnen, und durch gehäſſige, erhitternde Darstellungen von Friedrich abzuwenden. In einem Manifeste an's Volk erklärte sie den Breslauer Vertrag, und ihre Einwilligung zur Abtretung Schlesiens für erpreßt und also für ungültig. Sie schilderte die Preußische Regierung mit schwarzen Farben. Der König, sagte sie, habe nichts von dem gehalten, was er im Breslauer Traktate versprochen habe. Die Katholiken würden gemißhandelt, die Protestanten vernachläßigt, die Stände ihrer Privilegien, besonders ihres Kleinodes, des Fürstentages, beraubt, die katholischen Geistlichen mit unerschwinglichen Abgaben belegt, und alle Unterthanen durch das Kantonwesen in eine ewige Sklaverei versezt. Der Preußische Hof ließ diese Anzüglichkeiten nicht unbeantwortet. Er warf den Oestreichern ihre Grausamkeit gegen die Protestanten, ihre Eingriffe in den Westfälischen Frieden, ihre Despotie gegen den Kaiſer Karl VII. mit derben Ausdrükken vor. Da aber Federn nicht verwunden, wenigstens nicht tödten, so eilte Friedrich von Berlin nach Schlesien zurük, um sein Recht an dies Land mit dem Degen zu verfechten. Er verabredete mit dem alten Fürsten von Dessau, dem Oberbefehlshaber aller Schlesischen Truppen, die Mittel zur Vertreibung der Feinde,

und

und ließ sie durch drei Korps sogleich in Ausführung bringen. Der Fürst zog bei Neiße 30000 Mann zusammen, und ging am 7. Januar 1745 über den Fluß gleiches Namens. Die Oestreicher, welche durch die abgegangnen Sachsen, und durch verschiedne nach Baiern gesandte Abtheilungen geschwächt waren, bekamen wieder Achtung vor den Preußen, und ergriffen die Flucht so eilig, daß sie 5 Nächte auf dem Schnee zubrachten, wobei viele Leute erfroren und viele davon liefen. Die Preußen konnten kaum einen Theil ihres Nachzuges einholen. Die Oestreicher retteten sich nach Mähren, und der Fürst von Dessau lagerte sich bei Troppau und Ellgerndorf. Unterdessen befreite der General Nassau mit 6000 Mann die Gegend um Ratibor von den Ungarn. Er überraschte in dieser Stadt 9000 Feinde, welche sich Anfangs durch die Preußen schlagen, hernach über die Oderbrükke flüchten wollten: aber von dem starken Gedränge brach die Brükke, und was nicht im Wasser ertrank, wurde niedergehauen oder gefangen genommen. Eben so glüklich focht das dritte Korps unter Lehwald. Es griff die vortheilhaft postirten Oestreicher bei Hahelschwerk im Glazischen mit so viel Muth und Entschlossenheit an, daß sie 1000 Mann an Todten und Gefangnen und drei Kanonen verloren, da die Sieger nur 30 Mann einbüßten. In der Mitte des Februars war alles vom feindlichen Truppen gereiniget. Friedrich ließ ein Dankfest feiern, und ging nach Berlin; die Oestreicher aber lernten einsehen, daß die Preu-

ßen noch nicht die Kraft und den Muth zum Widerstande verloren hätten, wie sie sich irriger Weise eingebildet zu haben schienen. Jeder Theil bezog nun in seinem Lande die Winterquartiere.

Noch vor Beendigung dieser Streifzüge hatten sich zwei Begebenheiten ereignet, welche nicht den Krieg, aber doch die Bewegungsgründe zu selbigem veränderten. Sachsen hatte bis jezt nur ein Schuz- und durchaus kein Angriffsbündniß mit Oestreich gehabt, ob es wohl seinen Eifer für das Erzhaus, und seine Erbitterung gegen Preußen in starken Zügen zu erkennen gab. Statt der bedungnen 6000 Mann Hülfstruppen hatte es den Oestreichern 22000 Mann zur Unterstüzzung überlassen; und der Minister Brühl rühmte mit großsprecherischer Scharlatanerie, daß der Preußische Rükzug aus Böhmen allein durch seine klugen Anstalten bewirkt worden wäre. Friedrich wünschte, Sachsens Freundschaft zu gewinnen; er that die vortheilhaftesten Anerbietungen, er schmeichelte der Eitelkeit des Ministers; alles vergebens. Brühl hatte einen unversöhnlichen Haß gegen Friedrich, und um diesen zu befriedigen, opferte er die reellsten Vortheile, das wahre Wohl Sachsens auf, und stürzte den Regenten und das Land ins Verderben. Er drängte sich fast mit Gewalt an Oestreichs Interesse; und seinem Betriebe ist es zuzuschreiben, daß am 8. Januar 1745 zu Warschau das vierfache Bündniß zwischen Sachsen, Oestreich, England und Holland geschlossen wurde, wodurch sich erstres zur Offensive gegen Preußen verbindlich machte.

machte. Brühl versprach 30000 Mann Truppen zu den Oestreichern stoßen zu lassen, wofür ihm England und Holland vom 1. Januar an 150,000 Pfund Sterling jährliche Subsidien bewilligte. In den geheimen Artikeln wurden dem Könige von Polen Sagan und Glogau, und dem Grafen Brühl Teschen nebst der Fürstenwürde zugesagt.

Nicht lange darnach starb der Kaiser Karl VII. am 20. Januar zu München, wohin er am 23. Oktober 1744 zurükgekehrt war. Durch Friedrich's Unternehmungen in Böhmen hatte er die kurze Freude erlebt, daß er im Oktober seine Erbländer wieder eroberte; er verlor sie aber schon zu Anfang des neuen Jahres größtentheils wieder, und er hatte es bloß der Vermittlung seines Bruders, des Kurfürsten von Kölln, zu verdanken, daß er ungestört in München bleiben, und dort sterben konnte. Er war ein edeldenkender, freigebiger, aber unglüklicher Fürst. Er wurde das Schlachtopfer der Französischen Politik, die ihn als ein Phantom den Oestreichern entgegensetzte, aber nicht nach Kräften unterstützte. Als Kaiser genoß er nur wenig frohe Augenblikke. Von seinen eigiten Staten vertrieben, und seiner Einkünfte beraubt, lebte er von den Almosen Frankreichs und den Beiträgen einiger Deutschen Fürsten mehrentheils zu Frankfurt, und sahe seine Würde von den Oestreichern verspottet, und selbst von den katholischen Stiftern verachtet. Zu diesen Kränkungen des Gemüths gesellten sich körperliche Leiden; er ward von heftigen Gichtschmerzen gequält, lange

und Leber waren, wie die nachherige Oefnung zeigte, halb verzehrt, im Herzen plagte ihn ein Polypus, und in den Nieren ein Stein. Der Tod machte in seinem 48. Jahre alle diesem Elende ein Ende.

Die Frankfurter Union, welche zur Behauptung des Kaisers Karls VII. geschlossen war, hatte nun keinen Zwek mehr, und sie wurde durch den Zurüktritt der deutschen Bundesgenossen Friedrich's im April ganz aufgelöset. Der junge Kurfürst von Baiern, Maximilian Joseph, einziger Sohn Karls VII., befand sich in seinem 18ten Jahre beim Antritt der Regierung in der traurigsten Lage. Er mußte, wie vormals sein Vater, die Residenz verlassen und nach Augsburg flüchten. Hieran war die Treulosigkeit des Feldmarschalls Seckendorf, jenes Kabalenmachers, den wir schon am Hofe des Königs Friedrich Wilhelm's I. von Preußen von einer schlechten Seite kennen lernten, hauptsächlich Schuld. Er stand in Baierschen Diensten, verhielt sich aber als General stets saumselig, eigensinnig und unrühmlich, und verlegte absichtlich die Baierschen Truppen so weitläuftig in die Winterquartiere, daß sie von den dreimal schwächern Oestreichern überfallen und gefangen werden konnten. Vor der Zeit des Angriffs nahm er den Abschied. Auf einmal, als die Baiern wie eine Heerde vom Hirten verlassen waren, erschien er wieder am Hofe des jungen Kurfürsten zu Augsburg, aber nicht als patriotischer Rathgeber, sondern als Kreatur des Wiener Kabinets, um den unerfahrnen

Kur-

Kurfürsten zu verführen, und dem Könige Friedrich, gegen den er den alten Groll beibehielt, zu schaden. Er legte dem Kurfürsten falsche Papiere vor, er zigte ihm untergeschobne Briefe von Friedrich, als wenn dieser treulos an ihm handeln wolle, er vergrößerte das Waffenglük der Oestreicher, und beredete ihn zu einem einseitigen, unvortheilhaften Frieden. Der Aussöhnungstraktat wurde mit übertriebner Eile zu Füßen, einer kleinen bischöflichen Stadt in der Nachbarschaft von Augsburg, am 22. April 1745 unterschrieben. Der Kurfürst entsagte allen seinen Ansprüchen auf Oestreich, selbst dem Titel eines Erzherzogs, trennte sich von allen Bundesgenossen, und gab im voraus seine Stimme zur Kaiserwahl des Großherzogs Franz von Toskana. Dafür erhielt er weiter nichts, als die Zurükgabe seiner Länder, die aber noch zum Theil bis nach vollzogner Kaiserwahl besezt bleiben sollten. Als Maximilian Joseph den Friedensschluß unterzeichnen sollte, erstarrte ihm auf einen Augenblik die Feder in der Hand; denn er erinnerte sich der Ermahnung seines sterbenden Vaters: „Vergiß „niemals der Dienste, welche dir der König von „Frankreich und von Preußen erwiesen haben, und „lohne ihnen nicht mit Undank.“ Doch die Vorspiegelungen Sekkendorfs überwältigten seinen Schauder, und er schrieb. Wäre er dem Frankfurter Bunde treu geblieben, so hätte er in Gemeinschaft Friedrich's gewiß bessere Bedingungen erlangt; seine Hülfsquellen waren noch nicht erschöpft, Frankreich versprach

sprach ihm monatlich eine halbe Million Livres, und zahlte sie anfänglich auch. Oestreich hätte seine Macht theilen müssen, folglich den Krieg gegen Preußen nicht mit Nachdruk führen können. Hieraus mußte am Ende ein glüklicheres Resultat für ihn entstehen. Die Hessen und Pfälzer erwählten gleichfalls die Neutralität, wurden aber übermüthig und vertragswidrig von Oestreich behandelt.

Friedrich stand nun allein auf dem Kampfplazze, und seine Aussicht trübte sich. Denn auf Frankreich's ernstliche Mitwirkung konnte er sich nicht verlassen, und alle seine vielfachen Unterhandlungen zu einem ehrenvollen Frieden schlugen fehl. Es blieb ihm nichts zur Rettung als sein Genie und sein Heer; beide aber reichten auch hin, ihn wieder auf die Höhe des Ansehns und der Macht zu heben, welche durch den vorherigen Feldzug etwas gesunken waren.

Friedrich hatte während der Winterruhe alles besorgt, was ihm einen glüklichen Erfolg des neuen Feldzuges zusichern konnte. Seine Hauptbemühung war auf die Anlegung recht großer Magazine gerichtet; denn der Mangel an Unterhalt hatte die Unfälle des vorigen Jahres vorzüglich mit verursacht. Die Regimenter wurden vollzählig gemacht, die Soldaten in den Winterquartieren reichlich verpflegt, und die fehlenden Pferde *) angeschaft. Mehr als sechs

*) Die Kaiserin Elisabeth von Rußland, obgleich neutral, im Grunde aber den Feinden Friedrich's mehr

sechs Millionen Thaler nahm er aus dem Schazze, und 1½ Million lieh er von den Landständen, um die Kriegs-Unkosten des Jahres 1745 zu bestreiten. Diese Zurüstungen waren mehrentheils schon in der Mitte des März vollendet; daher begab sich der König um diese Zeit zur Armee nach Schlesien. Die Erfahrungen des vergangnen Jahres machten ihn für das jezzige vorsichtiger. Er konnte auch diesmal den Feinden zuvorkommen, sie in ihren Quartieren in Böhmen überfallen und angriffsweise verfahren. Aber er zog einen einfachern, bedächtigern und sichrern Plan dem scheinbarern und ungewissern vor. Er beschloß, ruhig in Schlesien zu bleiben, die Hauptpässe zu besezzen, und es dann gemächlich abzuwarten, bis die Oestreicher, denen man unmöglich alle Wege nach Schlesien verschließen konnte, über die Gebirge herab gegen ihn anrükken würden. Sobald sie sich ihm näherten, wollte er sie unvermuthet angreifen, nach Böhmen zurüktreiben, dies Königreich 12 Meilen weit an der Grenze aushungern, und im Spätjahre nach Schlesien zurükgehen, um seine Truppen in ruhige Winterquartiere zu verlegen. Diesem Entwurfe getreu, eilte er nicht den Feldzug zu eröfnen, sondern verlängerte die Zeit der Ruhe für seine Armee, die erst spät am Ende des Februars Erholung bekommen hatte.

Die

mehr gewogen, ward von dem Thatenrufe Zieten's so entzükt, daß sie ihm 300 Pferde zur Ergänzung seines Regiments aus ihren Landen schenkte.

Die Oestreicher wollten sich die Ruhe der Preußen zu Nuzze machen, und sie mit ihren unzähligen leichten Truppen in lauter kleinen Gefechten aufreiben. Friedrich aber, der ihre Absicht merkte, hielt sein Heer zusammen, sparte seine Kräfte für einen Hauptschlag auf, und gab lieber Kleinigkeiten Preis, als das Ganze in Gefahr zu bringen. Ein Korps von 12000 Ungarn unter Anführung des alten Feldmarschalls Esterhazy, und der berühmten Parteigänger Karoli, Festetiz, Splenii und Ghilani, die schon im Winter in Schlesien eingefallen waren, wiederholten zu Ende März ihren Versuch, streiften tief in Oberschlesien herum, schlugen kleine Preußische Haufen, und wagten sich bis bei den Festungen Kosel und Neiße vorbei. Friedrich, der ihnen eine Zeit lang zugesehen hatte, hielt es am Ende doch für nöthig ihren Dünkel zu demüthigen. Er schikte den Obersten Winterfeld mit 6 Bataillonen und 1200 Husaren zu ihrer Vertreibung ab. Dieser muthige und einsichtsvolle Officier entledigte sich seines Auftrages auf die ehrenvollste Art. Er griff zu Ende April 5000 Ungarn an, welche den General Golz mit 1 Bataillon und 500 Husaren unweit Oppeln umzingelt hatten, sprengte sie ganz aus einander, und nahm ihnen 300 Gefangne und ihr ganzes Gepäkke ab. Am folgenden Tage stieß er auf 2000 feindliche Husaren, die an einem Moraste standen; er jagte sie in den Sumpf, wo der größte Theil umkam, der übrige gefangen wurde. Dies flößte den Ungarn Ehrfurcht vor den Preußischen Husaren, die

ihnen

ihnen sonst verächtlich vorgekommen waren, ein; sie verließen die Odergegenden gänzlich. Einen Monat nachher legte Winterfeld neue Proben der Kühnheit gegen ein andres Streifkorps der Oestreicher ab. Mit zwei Husaren-Regimentern und einigen Bataillonen, zusammen mit mehr nicht als 2400 Mann, sollte er bei Landshut die feindlichen Bewegungen beobachten. An 800 Ungarn hatten sich bis Hirschberg durchgeschlichen: Winterfeld zerstreute sie und machte 300 zu Gefangnen. Nadasti wollte diesen Schimpf rächen, und mit 7000 Ungarn den Obersten Winterfeld aufheben. Aber nach einem Gefecht von 4 Stunden ward er geschlagen, und indem er sich zurükzuziehen anfing, von den eben ankommenden frischen 10 Schwadronen des Generals Stil so gänzlich geworfen, daß er mit einem Verlust von 600 Mann in gröster Unordnung bis nach Böhmen fliehen mußte. Er hatte bei Landshut Posto fassen, und der großen Oestreichischen Armee den Weg bahnen sollen. Noch aber waren Friedrich's Plane nicht reif; und darum erwarb sich Winterfeld durch diese glüklichen Gefechte ein bedeutendes Verdienst, welches der König dadurch ehrte, daß er ihn auf der Stelle zum Generalmajor ernannte.

Zu Ende des Aprils zog Friedrich seine mehrsten Truppen zwischen Frankenstein und Patschkau an der Neiße zusammen. Der Markgraf Karl, Enkel des großen Kurfürsten, und Bruder desjenigen Prinzen, welcher im Sept. 1744 vor Prag das Leben verlor, hielt mit einem besondern

Korps

Korps von 10 bis 12000 Mann Troppau und Jägerndorf besezt. Diese Stellungen wurden darum genommen, um die Östreichische Hauptarmee im Auge zu behalten, welche entweder bei Schweidniz, Glaz oder Jägerndorf aus den Gebirgen herausrükken mußte. Diese Stellungen brachten aber auch eine große Unbequemlichkeit hervor, und hätten fast einen bedeutenden Nachtheil für die Preußen befördert. Es entstand nämlich in ihren Quartieren eine Lükke von Jägerndorf bis Neiße, welche die Feinde alsbald benuzten. Sie schikten ein Korps von 20000 Mann ab, von denen sich ein Theil zwischen den König und den Markgrafen Karl drängen, der andre von Ratibor aus an der Oder einen Kordon ziehen, und hierdurch den Markgrafen von der königlichen Armee abschneiden mußte. Sie hatten hiebei eine doppelte Absicht: sie wollten das markgräfliche Korps umringen, und den König durch diese Bewegungen nach Oberschlesien hinlokken, damit unterdessen die vereinigte Sächsische und Oestreichische Macht auf der andern Seite bei Landshut in Niederschlesien ungehindert einbrechen könnte. Dieser Plan war fein und listig ausgedacht; aber Friedrich merkte ihn zu rechter Zeit; er blieb daher fest auf seinem Plaz stehen, und beschloß vielmehr, das Korps des Markgrafen an sich zu ziehen, ganz Oberschlesien bis auf die Festung Kosel zu räumen, und alle Anstalten zu einem entscheidenden Schlage im Fürstenthume Schweidniz zu treffen. Hier trat eine große Verlegenheit ein; man wußte nicht, wie

der

der Befehl zum Rükzuge an den Markgrafen Karl gelangen sollte; weil alle Wege nach Jägerndorf so genau von den Feinden besezt waren, und so scharf bewacht wurden, daß sich kein Feldjäger, nicht einmal ein Spion durchschleichen konnte. Ein starkes Korps dahin abschikken, wollte Friedrich nicht, weil er sich dadurch geschwächt und bedenklichen Gefahren bloß gestellt hätte. Die Bewegungen des großen feindlichen Heeres gegen Niederschlesien zu machten es in der lezten Hälfte des Mai's für den König durchaus nothwendig, das Korps des Markgrafen an sich zu ziehen. Er befahl endlich dem General Zieten, daß er mit seinem Regimente alles, was es auch kosten möchte, wagen sollte, um bis zum Markgrafen zu gelangen, und ihm die Ordre zum schleunigen Aufbruche nach Frankenstein zu überbringen; zugleich sollte er diesen Befehl allen seinen Husaren bekannt machen, damit, wenn auch nur ein einziger durch käme, der Markgraf die nöthige Anweisung erhielte. Schon der lezte Zusaz beweiset es, wie schwierig dieser Auftrag war, indem Friedrich selber das ganze Zietensche Regiment für verloren gab, und zufrieden war, wenn nur ein einzelner Husar durchdringen könnte.

Zieten führte dies kühne Unternehmen auf die kühnste und seltenste Weise aus, die nur je gewagt worden ist. Ein unbedeutender Umstand gab ihm dies ein. Sein Regiment hatte bisher selbst den Winter hindurch die ordentliche Sommermontur, das heißt einen rothen Dolmann und eine Filz-

mützze getragen. Die Winteruniform, aus einem blauen Pelze und einer Schuppenmützze bestehend, war eben erst aus Berlin angekommen. In dieser Tracht hatte sich das Regiment noch nicht vor den Feinden sehen lassen; sie hätte auch mit der Kleidung des Oestreichischen Husaren-Regimentes von Splenni die größte Aehnlichkeit. Hierauf gründete Zieten die Möglichkeit, seinen Leuten das Ansehn von Oestreichern zu geben, und sie als solche mitten durch die feindliche Armee zu führen. So bedenklich die Sache war, so leicht irgend ein Zufall die Täuschung aufdekken konnte, so versuchte es Zieten doch, und es gelang über alle Erwartung. Er ging bei Ottmachau über die Neiße, und schlich sich in der Nacht durch Gebüsche und Umwege nach Neustadt hin, wo eine kleine Preußische Besazzung ganz isolirt von den Armeen lag. Die Oestreicher hatten in derselben Nacht einen vergeblichen Angriff auf diesen Ort gemacht, und zogen jezt eben in 2 Kolonnen ab, um wieder zu ihrem Lager nach Leobschüz zu gelangen. Das war gerade der Weg, welchen Zieten nehmen mußte. Ohne Bedenken schloß er sich an eine der feindlichen Kolonnen an, als ob er zu ihr gehörte. Einige geborne Ungarn, die bei ihm dienten, gingen voraus und begrüßten die feindlichen Feldwachen und Posten bei den Dörfern traulich in ihrer Sprache. Niemand schöpfte Verdacht. Man stieß auf ein Oestreichisches Dragoner-Regiment, welches neben den sorglos und unbefangen dahin reitenden Preußen

ohne

ohne etwas Arges zu denken vorüber zog. So war Zieten unerkannt vom Morgen an bis Nachmittags 4 Uhr fortmarschirt, als er mitten unter die Kroaten gerieth, welche haufenweise zwischen den Dörfern herumschwärmten. Er kam nun dem feindlichen Lager bei Leobschütz so nahe, daß er es von einer Anhöhe, worüber er ritt, ganz übersehen konnte. Er ließ es seitwärts liegen, und setzte seinen Weg immer noch fort; aber als hier das vorher bemerkte Dragoner-Regiment links in's Lager eilte, und Zieten ihm dahin nicht folgte, sondern vorwärts trabte, so wurde ein wachsamer Posten der Feinde aufmerksam, erkannte die Preußen, und brachte das Lager durch das Geschrei: Zieten, Preußen! Preußen! in Aufruhr. Möglich rüstete sich alles, man fing an zu fechten, man griff zu den Waffen; einige Regimenter, die noch nicht abgesessen hatten, ritten auf Zieten los, und viele Infanteristen folgten. Zieten hatte aber bereits einen zu großen Vorsprung, als daß man ihn hätte umringen können; nur einige Scharen erreichten ihn, gegen welche er sich so tapfer wehrte, daß sie abließen. Einige Zeit nachher traf er noch einen Trupp Oestreichische Husaren, durch welche er sich ebenfalls, obwohl mit einigem Verluste durchschlug. Dies war nicht mehr weit von Jägerndorf, wo er bald darauf zum größten Erstaunen und zur entzückenden Freude des Markgräflichen Korps glücklich anlangte.

Der

Der Markgraf Karl begab sich den empfangenen Befehlen gemäß, sogleich den 22 Mai auf den Marsch, um zum Könige zu stoßen. Die Oestreicher, welche der Feldmarschall Esterhazy kommandirte, hatten diesen Rükzug vermuthet, und alles veranstaltet, um ihn wenigstens zu erschweren. Schon eine Viertelmeile von Jägerndorf hatten sie eine Batterie von 12, auf dem Hullberge aber eine von 32 Kanonen errichtet, und die ganze Strasse bis Neustadt hin mit noch andern Kanonen und mit 20000 Mann besezt. Dies alles hielt jedoch den Zug der 12000 Preußen nicht auf; unter dem fürchterlichsten Feuer aus dem groben Geschüz, und dem kleinen Gewehr, welches aber meistens zu hoch gerichtet war, defilirten der Vortrab und das Mittelkorps neben dem Hullberge vorbei. Durch ein Mißverständniß blieb hier ein Theil der Artillerie und Bagage zurük. Diesen Fehler bemerkte der Feind, er eilte daher mit seiner ganzen Macht vom Berge herab, um hier eine gute Beute zu machen. Allein die Anführer des Preußischen Rükzuges, die Generale von Ziethen und von Schwerin, lezterer Kommandeur der Dragoner von Ludwig Württemberg, ließen die Oestreicher so weit nicht kommen, sondern griffen sie selber mit einem solchen Nachdruk an, daß sie mit ihren 2 Regimentern drei feindliche Regimenter fast ganz zusammenhieben. Als die übrigen Oestreicher den traurigen Ausgang dieses Unternehmens sahen, verging ihnen alle Lust, sich mit den Preußen zu messen; sie liefen davon, und

stürzten sich mit gräßlichem Geheule in die benachbarten Wälder. Die Preußen, deren Kavallerie hier einen außerordentlichen Ruhm erntete, wurden auf ihrem fernern Marsche nicht mehr beunruhigt. Sie zogen am 28. Mai wie im Triumphe zur Freude der ganzen Armee, in das königliche Lager bei Frankenstein. Je mißlicher die Vereinigung dieses Korps mit dem Hauptheere gewesen war, um desto größer war die Zufriedenheit des Königs hierüber, um desto lauter der Dank, welchen er dem Generale Zieten und Schwerin für ihr Betragen bezeigte; alle Stabskapitäne ihrer Regimenter erhielten den Verdienst-Orden.

Die große Oestreichisch-Sächsische Armee, welche sich bei Trautenau vereinigt hatte, rückte zu Ende des Mai's bei Landshut in das Fürstenthum Schweidnitz voll der stolzesten Siegeshoffnungen, und nur von leichten Eroberungen träumend ein. Friedrichs hatte sie mit künstlich ersonnener List in diese Sorglosigkeit gewiegt. Zu Schweidnitz wohnte ein Italiäner, welcher Spionsdienste verrichtete, aber den Preußen untreu, sich zugleich von den Oestreichern als Kundschafter brauchen ließ. Friedrich, welcher seine Doppelzüngigkeit bald inne wurde, stellte sich, als ob er davon nichts merke, und baute hierauf den Plan, die Feinde durch falsche Nachrichten zu täuschen, und ins Netz zu locken. Durch eine ansehnliche Geldsumme verpflichtete er den Spion, ihm frühzeitig von dem Marsche des Prinzen Karl von Lothringen Meldung zu thun, damit

er sich, wie er es für nöthig hielte, bis unter die Kanonen von Breslau zurükziehen, und dort den Feind erwarten könnte; und um den schlauen Italiäner in dieser Meinung zu bestärken, liess er die Wege nach Breslau zu, mit einem Anschein von großem Aufwande, ausbessern. Der Spion eilte zum Prinzen Karl, um ihm die wichtige Entdekung mitzutheilen, daß die Hauptarmee der Preußen bis in die Mitte Schlesien's abzögs, und er außer einigen Streifparteien und kleinen Besazzungen in den Grenzorten keine Feinde antreffen würde. Die Generale Winterfeld und Dumoulin, welche von ihrem bisherigen Posten bei Landshut nach Schweidnitz zurükgingen, verbreiteten eben dasselbe Gerücht allenthalben, und hintergingen den gedachten Spion durch eine verstellte Vertraulichkeit, daß er dem Prinzen Karl immer neue Bestätigungen von der Entfernung der Preußen überbrachte. Der Prinz sezte zulezt keinen Zweifel mehr in die Nachricht; noch ganz erfüllt von Triumphgedanken des vergangnen Jahres glaubte er steif und fest an den Rükzug des Königs, weil dieser Glaube mit seinen Wünschen übereinstimmte, und seinem Ehrgeize schmeichelte. Er überließ sich einer völligen Sorglosigkeit, und begünstigte dadurch die Projekte, welche Friedrich längst entworfen hatte.

Als der König von der Annäherung der Feinde benachrichtigt wurde, so brach er am 29. Mai aus dem Lager bei Frankenstein auf, und marschirte nach Reichenbach. Den 1. Juni ging er durch

Schweid-

Schweidnitz, und vertheilte seine Armee von hier an bis Striegau 2 Meilen weit in eine fast ununterbrochne Linie. Diese Gegend hatte er zum Empfange und zur Niederlage der Feinde bestimmt; er wendete 3 Tage an, alle Oerter herum genau zu untersuchen, alle Wege in den Stand zu sezzen, alle Anhöhen zu verschanzen und alle Vorbereitungen zu treffen, um die aus dem Gebirge hervorrükkenden Feinde durch Waffengewalt und Ueberraschungsschrek nieder zu donnern. Am 2. Juli lagerten sich die Oestreicher und Sachsen bei Bolkenhain. Die beiden Anführer, Prinz Karl, und der Sächsische Herzog von Weißenfels, ritten bis auf eine Anhöhe von Hohenfriedberg, wo sie sich am Galgen postirten und von hier aus die ganze Ebene überschauten. Sie bemerkten aber nur einige unbedeutende Haufen von Preußen. Die eigentliche Armee, welche hinter dem Nonnenbusche, hinter Hügeln und Erdwällen mit der äußersten Stille verborgen lag, entging ihren Blikken, und sie fanden die täuschende Hofnung, daß hier kein Feind zum Widerstande vorhanden sei, bestätiget. Sie verabredeten daher, daß der Oestreichische General Wallis Schweidnitz wegnehmen, das dortige große Magazin erobern, und dann die Preußen bis Breslau verfolgen; der Herzog von Weißenfels aber die Stadt Striegau mit seinen Sachsen besezzen, und sodann Glogau belagern sollte. Am 3. Juni bemerkte Friedrich, der seine Vorposten alle Tage besuchte, von einer Anhöhe, daß die Oestreicher mit flie-

genden Fahnen und klingendem Spiele weiter vorrükten, daß das ganze feindliche Heer in 8 Kolonnen aus den Gebirgen mehr in die Ebene marschire, daß sich die Sachsen über Striegau hinaus bis nach Pilgrimshain ausdehnten, die Oestreicher aber bei Ronstorf und Hausdorf sezten, und ihren rechten Flügel an das Striegauer Wasser lehnten. Nun rüstete er sich zu einer Hauptschlacht auf den folgenden Tag. Der General Dumoulin mußte Abends um 8 Uhr aufbrechen, und die bei Striegau liegende felsige Anhöhe, die einen Topasbruch enthält, und der Spizberg heißt, besezzen. Die übrige Armee nahm ebenfalls in nächtlicher Stille, wobei auch das Tobakrauchen nicht gestattet wurde, die neuen Stellungen bei Striegau ein, welche Friedrich für die zwekmäßigsten zum glüklichen Erfolge des Kampfes hielt.

Schlacht bei Hohenfriedberg oder Striegau

den 4. Juni 1745.

Schon früh Morgens um 2 Uhr versammelte Friedrich seine vornehmsten Generale, um ihnen die Anordnung der Schlacht mitzutheilen, wobei er unter andern sagte: „Die Reuterei fällt den Feind ungestüm mit dem Säbel in der Faust an; sie macht in der Hizze des Treffens keine Gefangne; sie richtet ihre Hiebe alle nach dem Gesichte, nachdem sie die vor ihr befindliche Kavallerie geworfen,

und

und zerstreut hat, kehret sie dann gegen das feindliche Fußvolk zurük, und nimmt es entweder in die Seite oder in den Rükken, wie die Gelegenheit sein wird. Die Infanterie rükt mit großen Schritten gegen den Feind an; wenn es die Umstände nur einigermaßen erlauben, dringt sie mit aufgepflanztem Bajonette auf denselben ein; muß aber gefeuert werden, so thut sie dies nur in einer Entfernung von 150 Schritt." Hierauf begab sich jeder auf seinen Posten, um die erhaltnen Befehle zu vollziehen. Der General Dümoulin bekam auf dem rechten Flügel zuerst Gelegenheit, das große Schauspiel des blutigen Tages zu eröfnen. Auf einer ihm gegen über liegenden Anhöhe zeigten sich 2 Infanterie-Bataillone Sachsen, welche bestimmt waren, Striegau einzunehmen. Sie erstaunten, Preußen vor sich zu finden, die sie nicht vermuthet hatten, und machten daher Halt, bis alle übrigen Sächsischen Abtheilungen heran kamen. Diese wurden von 6 Vierundzwanzigpfündern, welche auf dem Spizberge aufgepflanzt waren, wider alles Erwarten beschossen und übel zugerichtet. Dennoch hatte die Sächsische Kavallerie Muth genug, die Preußische schon in Ordnung stehende Reuterei anzugreifen; sie wurde aber nach 2 Salven völlig geworfen, und zur unordentlichen Flucht gebracht. Die Preußischen Gardes du Corps hieben nun in die 2 Infanterie-Bataillone ein, welche sich zuerst gezeigt hatten; diese leztern sanken fast alle Mann für Mann unter dem Preußischen Säbel.

Darauf drangen die Grenadiere und das Regiment Anhalt in die Sächsische Infanterie ein, welche sich stellen wollte, die aber, ehe sie dies konnte, in die Flucht getrieben wurde. Eben dies Schikfal hatte das 2te Sächsische Treffen, an welches nun die Reihe kam; ob es gleich auf einem morastigen Boden stand und sich tapfer wehrte, konnte es den siegenden Preußen nicht lange widerstehen. Die Sächsischen Generale bildeten endlich aus einigen Bataillonen auf einer Anhöhe ein Dreiek, welches die Preußen wenigstens einige Zeit aufhalten sollte, damit das übrige geschlagne Korps einen sichern und gutgeordneten Rükzug thun könnte. Aber die siegreiche Preußische Kavallerie verhinderte dieses Verhaben. Durch Truppen, welche der General Kalkstein vom 2ten Treffen herbeiführte, unterstüzt, überflügelten sie die Sachsen. Lezte sahen jezt alle Hofnung zum ruhigen Abzuge vereitelt, und das Dreiek wartete es nicht ab, bis es umringt und zusammengehauen würde; es machte sich eiligst auf die Flucht; die ganze Sächsische Armee stürzte in der größten Unordnung, so gut jeder konnte, davon. Ein panisches Schrekken bemächtigte sich ihrer. Sie hatte die entschiedenste Niederlage bloß von einem Theile des Preußischen rechten Flügels erlitten, ehe noch der linke in völliger Schlachtordnung stand. Die Sachsen berechneten selber ihren Verlust an Todten, Verwundeten und Gefangnen zu 3350 Mann.

Auf

Auf Oestreichischer Seite war noch nichts vorgefallen; es verfloß noch eine Viertelstunde, als auch sie blutige Denkzeichen der Preußischen Tapferkeit erhielten. Man meldete dem Prinzen Karl zu Hausdorf, wo er sein Quartier hatte, daß man ein starkes Kanonen- und Gewehr-Feuer höre. Er blieb bei dieser Nachricht ganz ruhig, weil er sich einbildete, daß dies von dem Sächsischen Vortrabe herrühre, welcher Striegau einnehmen sollte. Bald zeigte ihm eine andre Botschaft an, daß die Sachsen völlig geschlagen, und alle Felder mit Flüchtlingen übersäet wären. Jezt erwachte er schrektich aus seiner Täuschung, er zog sich eiligst an, und ließ seine Armee ausrükken. Die Oestreicher marschirten mit abgemessnen Schritten in die Ebene, welche zwischen dem Striegauer Wässer und dem Monstokker Gehölze liegt; und die mit vielen Gräben als Grenzbezeichnungen der Bauergüter durchschnitten ist. Ihre Grenadiere mahten von diesen Gräben mit vieler Einsicht zu ihrem Vortheile Gebrauch. Aber die Preußen ließen ihnen nicht Zeit, sich in gehörige Ordnung zu stellen; der rechte Preußische Flügel und die Mitte des ersten Treffens näherte sich ihnen schnell, und brachte ihren linken Flügel nach einer tapfern Gegenwehr zum Weichen. Hier zeichnete sich besonders die Königliche Garde aus; sie warf die feindlichen Grenadiere, welche sich an den Gräben zum wieder zu sezzen suchten, beide Male mit dem Bajonette in die Flucht. Vor dem Preußischen rechten Flügel gab es jezt nichts mehr

zu

zu thun. Nun sollte der linke Flügel gegen den rechten feindlichen von vorne anrükken und durch dessen Niederlage den Sieg vollenden. Der Preußische rechte Flügel sollte diese Operation dadurch unterstützen, daß er eine Viertelschwenkung machte, und dem noch Stand haltenden Flügel des Feindes in die Flanke und in den Rükken fiele. Ehe dieß aber geschehen konnte, mußte sich der gedachte Preußische Flügel durch die Moräste und Gesträuche von Ronsok ziehen, wobei ein unglüklicher Zufall, welcher der Reuterei unter dem General Nassau begegnete, beinahe alle Vortheile der Preußen vernichtet hätte. Um an den Feind zu kommen, ritt der General Kiau über die Brükke des Striegauer Wassers, welche aber nach dem Uebergange von 10 Schwadronen zerbrach. Kiau griff mit seinem kleinen Haufen dennoch die vor ihm stehende Reuterei an; aber er wurde bald umringt, und kam in Gefahr, entweder ganz niedergehauen oder gefangen zu werden; und in diesem Falle hätten die Oestreicher den linken Flügel des Preußischen Fußvolks, der von keiner Reuterei mehr gedekt war, umflügeln, und den Siegern den Triumph entreißen können. Die Geistesgegenwart des Generals Zieten, der zum ersten Male einer Schlacht beiwohnte, verbesserte den Zufall und bewahrte und befestigte den Sieg. Der König hatte ihm das Reservekorps von 20 Schwadronen anvertraut, seinen Standpunkt hinter der Mitte des zweiten Treffens angewiesen, und weiter kein besondres Geschäfte auf-

aufgetragen, als daß er dahin zur Nachhülfe kommen sollte, wo es die Gefahr nöthig machen würde. Zieten hatte nach seinem Scharfblik den Einsturz der Brükke im voraus als möglich in Rechnung gebracht, und deswegen eine seichte Durchfurt durch das Wasser gesucht, und in der Nähe gefunden. Jezt, da der Nothfall eintrat, sprengte er mit seinen 20 Schwadronen durch selbige, und kam noch gerade zur rechten Zeit, um dem bedrängten Kleist Luft zu machen, und die feindliche zahlreiche Reuterei so lange aufzuhalten, bis Nassau mit der übrigen Kavallerie des linken Flügels durch eben diese Furt herbei kam, und alles, was von Oestreichischen Reutern noch focht, in die Flucht jagte. Als der rechte königliche Flügel aus den Gebüschen und Morästen zum Seiten-Angriff hervorrükte, fand er bereits alles geworfen. Jezt drang der General Geßler mit seinen 10 Schwadronen des Dragoner-Regiments von Barent aus der Mitte des zweiten Treffens durch die Preußische Infanterie, welche sich öffnen mußte, auf die in Unordnung gerathene Oestreichische Infanterie, griff 7 ihrer besten Regimenter an, hieb viele derselben nieder, machte 21 Bataillone zu Gefangnen und erbeutete 66 Fahnen. Noch nie war etwas ähnliches gesehen worden. Der ganze erste Zug dieses Regiments zog mit eroberten Fahnen und Standarten vor dem Könige vorbei. Die Verwirrung der Oestreicher wurde durch die Heldenthat der Barenter Dragoner unaufhaltbar und allgemein; sie flohen über Kaue

der und Hohenfriedberg, wo Wallis und Madasti ihren Rükzug dekten, den Gebirgen zu. Die Preußen, welche durch den Marsch der vorigen Nacht und durch die starke Anstrengung in der Schlacht ermüdet waren, und keine Munition mehr hatten, verfolgten den Feind nur bis Kauder. Beide Heere waren sich an Anzahl ziemlich gleich gewesen: die Oestreicher zählten ohne die Sachsen an 70,000 Mann; eben so groß war auch das Preußische Heer; doch von diesem, welches 64 Bataillons enthielt, waren nicht mehr als 27 in's Feuer gekommen. Der König giebt den Verlust an Todten und Verwundeten zu 1800 Mann an; Andre bestimmen die Zahl der Todten auf 968, und der Verwundeten über 3000 Mann. Unter den Todten befanden sich der General Truchseß und 3 Obersten. Friedrich war mit dem Verhalten seiner Armee so zufrieden, daß er von ihr sagte: die Welt ruht nicht sichrer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee. Die mehrsten Stabsofficiere von den Regimentern Haake und Bevern und von den Gardegrenadieren erhielten den Verdienstorden. Dem Regimente Varenn gab Friedrich ein neues Siegel mit der Zahl 66, ein eignes Diplom, worin alle damalige Officiere namentlich angeführt wurden, und das zwar unbedeutende, aber in den Augen ehrbegieriger Krieger wichtige Vorrecht, den Marsch der Grenadiere, und der Kürassiere, letztere mit Pauken zu schlagen. Die Sieger erbeuteten 76 Fahnen, 7 Standarten, 8 Paar Pauken und 60

Kano-

Lanczun. Die Oestreicher zählten 4000 Todte, und verloren 200 Officiere, 7000 Gemeine und 4 Generale als Gefangne. Die letztern waren Berlichingen, Saint Ignon, Forgatsch und Schlichting. Der General Berlichingen bewies sich hierbei unanständig und unwürdig. Er hatte als Kavallerist eine hohe Meinung von der Unüberwindbarkeit der Oestreichischen Reuter, und hielt die Preußen nur für schülerhafte Stümper dagegen. Als er aber jetzt bemerkte, daß die Schüler Meister geworden wären, so glaubte er ihre Tapferkeit dadurch zu nichte machen zu können, wenn er gleich einem Fischweibe schimpfte. Er stieß daher auch während des Gefechtes eine Fluth von Schmäh- und Lästerreden gegen die Preußen so laut aus, daß es die Zietenschen Husaren hören konnten. Darüber erbittert sprengte ein Husar plötzlich heran, und hieb ihm so nachdrücklich über den Kopf, daß seine weiß gepuderte Perücke herunter flog, ihm jedoch den Vortheil brachte, daß die Wunde nicht tief ging. Diese handgreifliche Erinnerung betäubte ihn so sehr, daß er „Pardon" rief und sich gefangen gab. Als er sich wieder etwas erholt hatte, setzte er sein pöbelhaftes Schimpfen fort, bis er vor den König kam. Hier beklagten sich die Husaren über das schlechte Betragen des Gefangnen, und verlangten dessen Bestrafung. Friedrich begnügte sich damit, ihm einen ernstlichen Verweis über seine Unmännlichkeit zu geben, und ihn an die Pflicht zu erin-

nern,

nern, jede Tapferkeit, bei wem man sie auch finde, zu ehren.

Diese berühmte und ganz gelungne Schlacht, welche List vorbereitet, und Tapferkeit vollendet hatte, dauerte 5 Stunden, und bedekte die Preußischen Waffen, welche die Feinde wegen des Jahres 1744 gering zu schäzzen anfingen, mit unverwelklichem Ruhme. Alle Theile des Heeres zeichneten sich aus. Die Infanterie erregte Bewunderung, die Artillerie zeigte einen hohen Grad der Kunst, und die Kavallerie stritt mit einem Glanze, den sie noch nie gehabt hatte. Vorzüglich legte hier Friedrich Beweise seines unerschöpflichen Erfindungsgeistes ab. Er hatte als Meister in der Kriegswissenschaft einen Plan entworfen, wodurch die Schlacht gewonnen war, so bald sie nur angefangen wurde. Vor seinem Heldenarm mußte der Feind sich beugen; alles war so berechnet, daß ihm keine Möglichkeit, der Unordnung und Flucht zu wehren, übrig blieb. Auf einmal änderte sich Friedrich's Lage, Schlesien war gerettet, und das Uebergewicht für den ganzen Krieg errungen. „Sie wollen also sehen, wem Schlesien „gehören soll;" sagte Friedrich bei der Zurükkunft der Schlacht zu dem Ritter Latour, welcher als Französischer Generaladjutant mit der Nachricht zu ihm gekommen war, daß die Französische Armee im Beisein ihres Königs am 11. Mai einen großen Sieg über die vereinigten Engländer, Holländer

Hannoveraner und Oestreicher bei dem Dorfe Fontenoi in Hennegau erkämpft habe. Durch denselben Officier schrieb er nach der Schlacht an Ludwig XV.: „ich habe so eben bei Hohenfriedberg den Wechselbrief bezahlt, welchen sie bei Fontenoi auf mich ausgestellt hatten. Sonst ist noch zu bemerken, daß 2 Brüder Friedrich's der Schlacht mit Auszeichnung beiwohnten. Der Kronprinz August Wilhelm ging mit seiner Brigade in's stärkste Feuer, und als der anwesende Französische Gesandte Markis Valori nachher seine Verwunderung darüber bezeigte, antwortete der Prinz: man ist nirgends besser, als unter solchen Gefährten, aber man muß ihnen beweisen, daß man ihrer würdig ist. Der Prinz Heinrich, dieser vollendete Held des siebenjährigen Krieges, that hier als 18jähriger Jüngling Adjutanten-Dienste bei dem Könige.

Vorfälle nach der Striegauer Schlacht bis zur Schlacht bei Sorr am Ende des September.

Den Tag nach der Schlacht schikte Friedrich die Generale Dümoulin, Zieten und Winterfeld dem fliehenden Feinde nach. Der Prinz Karl stand bei Landshut, von wo er plözlich aufbrach, und so schnell weiter flüchtete, daß die Preußen nur den Nachtrab des Nadasti erreichten,

und von diesem noch einen Haufen Volk, Pferde, Kanonen und Wagen erbeuteten. Die Oestreicher zogen sich ganz nach Böhmen herein. Friedrich folgte ihnen auf dem Fuße nach. Als er am 6. Juni zu Olmoutz bei Landshut stieß, ereignete sich ein ganz eigner Auftritt. Einige tausend Bauern umringten den König, und bestürmten ihn mit der Bitte, daß er ihnen die Ermordung aller boshaften Katholiken erlauben möchte, damit sie für die von den Papisten, besonders von den Geistlichen, erlittnen Verfolgungen unter der vorigen Regierung Genugthuung bekämen. Friedrich verabscheute solche barbarische Wiedervergeltungen; doch ließ es nicht dabei bewenden, die Bauern abzuweisen, sondern er belehrte sie, indem er ihnen das Verhalten und die Gebote des Stifters der christlichen Religion zu Gemüthe führte, und ihnen den Spruch vorhielt: liebet eure Feinde, segnet eure Beleidiger betet für eure Verfolger ꝛc. Erstaunt, einen König also predigen zu hören, antworteten die Bauern, daß er Recht habe, daß sie seiner Ermahnung folgen, und die Katholiken leben lassen wollten.

Der Prinz Karl hatte sich indessen zwischen Königingrätz und Pardubiz an der Elbe gelagert, und seit dem 20. Juni sein Lager so verschanzt und befestigt, daß er nicht angegriffen werden konnte. Friedrich rückte ihm dahin nach, und bezog bei Chlumetz in der Gegend von Nusle ein wohl verwahrtes Lager so nahe an den Feinden, daß

daß man beider Läger für eins hätte halten können. In dieser Stellung blieben Oestreicher und Preußen 3 Monate hindurch. Friedrich hatte zwar Schlesien bei Hohenfriedberg gleichsam noch einmal erobert; aber Oestreich's Hülfsquellen waren darum nicht erschöpft; er wollte sich also nicht zu dreist auf sein Glük verlassen, sondern beharrte standhaft bei seinem Plane, die Grenze Böhmen's auszufouragieren, und es ruhig zu erwarten, was die Umstände weiter herbei führen würden. Im Kleinen wurde der Krieg mit immerwährenden Scharmüzzeln fortgesezt. Der geringe Umkreis von Böhmen, welchen die Preußen inne hatten, enthielt nicht Vorrath genug, um allein die ganze Armee mit allem Nöthigen zu versorgen; jeden 5ten Tag ging daher von Schweidnitz aus den dortigen Magazinen ein Verpflegungstransport in's Lager ab. Die Oestreicher benuzten die Ueberlegenheit ihrer leichten Truppen dazu, diese Transporte aufzufangen, oder doch zu erschweren; dies veranlaßte beständige Gefechte. Jedes Bund Stroh kostete ein Treffen; Moraz, der Unmensch Trenk, Nadasti und Franchini lagen alle auf dem Felde. Kurz, es war eine rechte Schule für den kleinen Krieg.

Mancherlei Ursachen nöthigten den König, sich durch Absendung ansehnlicher Abtheilungen zu schwächen. Gleich nach dem Rükzuge des Preußischen

Mark

Markgrafen Karl aus Jägerndorf breiteten sich die Ungarn ungestört in Oberschlesien aus, und eroberten durch Treulosigkeit eines Officiers, der zu ihnen überging, die Oderfestung Kosel. Derselbe zeigte ihnen an, daß der Wallgraben noch nicht fertig wäre, und daß er an der Ekspizze einer Bastei durchwatet werden könnte. Der Verräther zeigte den Panduren, 2000 an der Zahl, selber den Weg durch den Graben und erstieg mit ihnen die Bastei. Ein Theil der Besazzung ward niedergehauen; der übrige 350 Mann stark gerieth in Gefangenschaft. Friedrich schikte hierauf am 25. Juni den General Nassau mit 12000 Mann nach Oberschlesien, um Kosel wieder zu erobern und die Ungarn zu vertreiben. Nassau wendete sich anfänglich nach Neustadt im Neißeschen, reinigte die dortigen Gegenden von den Kroaten, und blieb hier viele Wochen lang stehen, um die Gemeinschaft mit Niederschlesien offen zu behalten und das Wiederkommen der Ungarn zu verhüten. Erst am 20. August nach empfangenem Befehle, die Einnahme von Kosel zu beschleunigen, wendete er sich nach dieser Festung hin, der er durch verstellte Bewegungen so unerwartet nahe kam, daß die feindliche Besazzung von seiner Ankunft eher nichts erfuhr, als bis sie eingeschlossen war. Die Preußen machten nach einigen Nachrichten ein so heftiges Feuer auf die Stadt, welche sie für treulos ansahen, daß die mehrsten Häuser in Brand geriethen; nach Friedrich's Erzählung ergriff das Feuer nur einige Häuser, und das nicht absichtlich, sondern durch Zufall.

fall. Dies leztere scheint der Wahrheit gemäßer; denn die Werke der Festung (auf diese mußte also das Feuer gerichtet worden sein) waren so beschädigt, wie alle Nachrichten übereinstimmend melden, daß sich die Besazzung nicht mehr halten konnte. Der Befehlshaber bat um freien Abzug. „Sie haben „sich, sagte Nassau zu den abgeordneten Officieren, „als brave Leute gewehrt; ich habe aber schon die „Quartiere für sie zu Breslau bestellt; folglich „müssen sie sich geschwind entschließen, in die Kriegs„gefangenschaft zu willigen.“ Diesen Rath befolgten sie. Es wurden 3000 Kroaten am 6. Sept. gefangen, da die Eroberung den Siegern nur 45 Mann kostete. Nassau ließ 1200 Mann zur Besazzung zurük, versorgte die Stadt mit Lebensmitteln, und zog sich darauf nach Troppau, von wo aus er einige Kreise in Mähren durchstreifte, und sich häufig siegreich mit den Ungarn herumschlug.

Die Drohungen der Sachsen, einen Einfall in's Kurfürstenthum Brandenburg zu thun, und die Abberufung ihrer mehrsten Truppen von den Oestreichern zu diesem Zwek, nöthigten den König zu neuen Schwächungen seines Böhmischen Heeres. Er sandte den General Geßler mit 4 Regimentern Infanterie und 3 Regimentern Kavallerie im August zu demjenigen Korps, welches der alte Fürst von Dessau bei Halle sammelte, und am Fuße des Petersberges lagerte, um die Sachsen in Furcht zu erhalten. Diese Armee wäre stark genug gewesen, die Sachsen

für

für so viele verübte Beleidigungen zu züchtigen. Aber die Hofnung, sie noch von Oestreich's Bunde zu trennen, welche jezt durch einen besondern Umstand zunahm, hielt Preußen von wirklichen Feindseligkeiten zurük. Dieser besondre Umstand war eine friedliche Konvention, welche Friedrich zu Hannover mit dem eben dort anwesenden Könige Georg II. am 22. September abgeschlossen hatte. Friedrich wünschte den Frieden ernstlich, weil er seine Finanzen verzehrte und seine Statskräfte schwächte; alle seine Versuche in Wien waren vergeblich; er benuzte daher die Stimmung des neuen Englischen Ministeriums, und die Wünsche Georg's, um andrer Absichten willen den Schlesischen Krieg geendigt zu sehen; er knüpfte Unterhandlungen mit ihm an, deren Resultat das Versprechen von Englischer Seite war, daß der Friede mit Oestreich nach Inhalt des Breslauer Traktats geschlossen, und durch Englands Vermittlung von allen Europäischen Mächten garantirt werden solle, wogegen Friedrich die Kaiserwürde des Großherzogs Franz anerkennen wollte. Georg schmeichelte sich, die Höfe von Wien und Dresden zum Beitritt dieser Hannöverschen Konvention bewegen zu können; und eben darum verfuhr Friedrich schonend und nachsichtig mit Sachsen. Seine Erwartung, daß dies einen baldigen Frieden zur gewünschten Folge haben würde, schlug aber fehl. Der Stolz und die Erbitterung der Maria Theresia vermehrte sich, als es ihr endlich gelungen war, durch die am 13. Sept. vollzogne Wahl

der

der mehrsten Kurfürsten die Kaiserkrone auf dem Haupte ihres Gemahls Franz I. glänzen zu sehen. Sie begegnete bei ihrer Anwesenheit zu Frankfurt, wo die Krönung am 4. Oktober, obgleich mit Widerspruch von Brandenburg und Pfalz, vor sich ging, den Deutschen-Fürsten mit Uebermuth, dem Hessischen Prinzen mit Unhöflichkeit, und redete heftig gegen Friedrich. Sie betrachtete ihn wie einen rebellischen Unterthan, und versicherte, daß sie lieber den Rok vom Leibe, als Schlesien von ihren Staten missen wolle. Auf die Friedensvorschläge wurde nicht einmal gehört. Der Kurfürst von Sachsen hatte keinen höhern Wunsch, als den, seine Königswürde in Polen erblich zu machen. Dazu sollte ihm Oestreichs Beistand und Preussens Demüthigung den Weg ebnen. Die Fürstenthümer Sagan und Glogau waren ihm daher reizende Erwerbungen, um Sachsen mit Polen in Verbindung zu bringen. Um dieser Chimären willen verwarf er alle Vorstellungen zur Aussöhnung mit Preußen. Es waren neue Siege nöthig, um den Starrsinn der Feinde Friedrich's zu brechen. Und diese wurden durch die Preußen erfochten, da die Gegner ihnen selber die Gelegenheit dazu anboten.

Es war in der Nähe des königlichen Lagers alle Fütterung aufgezehrt; dies bewog den König, seine Stellung zu verändern, und sich näher an Trautenau unweit der Schlesischen Grenze herum zu ziehen. Der General Dumoulin mußte Trautenau, und

Lehwald Starkstatt besezzen, um die Gemeinschaft mit Schlesien zu sichern. Durch diese Truppen-Absonderungen wurde die Hauptarmee noch mehr geschwächt; so, daß Friedrich das neue Lager bei dem Dorfe Staudenz, welches er seit dem 21. Sept. bezogen hatte, nicht gehörig mit Mannschaft ausfüllen konnte. Das Lager war überhaupt nicht gut gewählt und nicht fest verwahrt. Dies reizte die Oestreicher, welche durch die seit fünf Jahren entbehrte und jezt wieder angenommene Benennung: kaiserliche Soldaten, stolzer geworden waren, einen großen Anschlag wider die Preußen auszuführen. Die neue Kaiserin Marie Theresie hatte es ausdrüklich befohlen; sie war des Zauderns, der nichts entscheidenden Gefechte überdrüßig; sie wollte so bald als möglich eine Hauptschlacht geliefert wissen. Sie schikte daher den Fürsten von Lobkowiz, einen heftigen, ungestümen Mann, der immer nur schlagen wollte, und den alten bedächtigen Herzog von Ahremberg, ihrem Schwager, dem Prinzen Karl als Rathgeber zu. Der leztre, welcher die Preußen besser kannte, hätte die bisherige langsame Art des Kriegführens gern noch fortgesezt. Aber die Bestürmungen des hizzigen Lobkowiz, die wiederholten Aufforderungen von Wien, und die scheinbar günstigen Umstände bestimmten ihn zu dem Entschlusse, den König am 30. September anzugreifen. Aus vielen Anstalten Friedrich's, und aus mehrern eingezognen Nachrichten hatte er bemerkt, daß die Preußen Böhmen

verlassen und nach Schlesien rükken wollten. Er machte demnach den Plan, den Nachtrab des Königs anzufallen, und nach dessen Ueberwältigung die übrige Armee auf ihrem Marsche durch die Hohlwege zu umringen. Er rechnete ganz gewiß auf den Rükzug der Preußen, und einzig und allein darauf gründete sich sein Entwurf, welchen indessen Friedrich's Entschlossenheit völlig zerstörte. Am 29. September nahm sich Friedrich fest vor, Böhmen zu räumen, weil er das Gefährliche seiner Lage erkannte, und mit 18000 Mann, die er nach seiner Angabe nur bei sich hatte, gegen 45000 Oestreicher in einem schlechten Lager nicht Stand halten konnte. Er schikte den General Katzler mit 2000 Reutern aus, um die Wege zu untersuchen, und von den Feinden, die nur einen Tagemarsch von ihm stunden, Nachrichten einzuziehen. Katzler kam aber nicht weit; im nächsten Walde fand er sich zwischen zwei Kolonnen Oestreicher eingeschlossen, vor sich sahe er einen Haufen leichter Truppen, und hinter ihm zog ein Korps Reuterei, größer als das seinige, herbei. Er eilte noch zu rechter Zeit zurük und meldete den Vorfall an den König. Friedrich hielt es jezt für dringende Nothwendigkeit, seine Stellung zu ändern; er gab daher einen allgemeinen Befehl, daß die Armee den folgenden Morgen um 10 Uhr abmarschiren solle.

Schlacht bei Sahr oder Trautenau den 30. September 1745.

Morgens um 4 Uhr meldeten mehrere Officiere schnell hinter einander dem Könige, daß die ganze feindliche Armee im Anmarsche sei. Friedrich befahl, sogleich zum Gewehr zu greifen, und ging selber zu den Vorposten, um sich von der Wahrheit oder Unwahrheit der Nachricht zu überzeugen. Er fand sie bestätigt; er sahe die Oestreicher schon in Schlachtordnung. Nun hatte er von zwei Uebeln eins zu wählen. Er mußte entweder mit 25000 Mann *) gegen 45000 fechten, oder sich in Gegenwart eines gerüsteten Feindes durch Hohlwege und enge Pässe zurükziehen. Jeder Fall hatte seine Bedenklichkeiten; der leztre aber die mehrsten; auch schien er der schimpflichste zu sein. Friedrich entschloß sich zum Angriff; er glaubte, es sei rühmlicher kämpfend zu sterben, als feigherzig fliehend umzukommen. Schon dieser schnelle und muthvolle Entschluß überraschte die Oestreicher, welche darauf nicht gerechnet hatten. Vor den schon aufmarschirten Feinden stellte Friedrich seine Armee, aus Mangel an Mannschaft, in eine einzige Linie, da jene drei Linien

*) Friedrich, wie schon oben bemerkt ist, nennt nur 28000 Mann; glaubwürdige Nachrichten geben die wahre Zahl an; es waren 30 Bataillone und 46 Schwadronen; immer ohne Verhältniß gegen die feindliche Uebermacht.

linken Flügeln. Das Manövriren und Stellen der Preußen geschahe unter dem Feuern der Feinde von zwei und 28 Kanonen besezten Batterien, und unter dem Werfen vieler Granatkugeln auf die Reuterei, wodurch jede andre Armee, die nicht die Uebung in schnellen Schwenkungen, wie die Preußische, gehabt hätte, verloren gewesen sein würde. Aber keine Gefahr brachte die Preußen aus der Fassung, kein Soldat verrieth Muthlosigkeit, keiner wich aus seinem Gliede. So geschwind dies Stellen von Statten ging, so blieb doch der rechte Flügel fast eine halbe Stunde dem feindlichen Kugelregen ausgesezt, ehe der linke Flügel aus dem Läger gerükt und an seinen Plaz in die Linie gekommen war. Als dies endlich zu Stande war, so eröfnete der Feldmarschall Bubdenbrok auf Friedrich's Geheiß mit der Kavallerie das Schlachtgewühl. Mit 12 Schwadronen hieb er in 55 Oestreichische ein, und schlug sie im ersten Anrennen. Die Beschaffenheit des Bodens begünstigte und unterstüzte die Preußische Tapferkeit. Die Oestreicher hatten ihren Plaz schlecht gewählt; ihre Kavallerie hatte einen Abgrund hinter sich, sie stand in drei Treffen, deren jedes kaum 20 Schritte vom andern entfernt war; es blieb also den beiden hintern Treffen kein Raum übrig sich zu bewegen; und dieses dichte Beisammenstehen diente ihnen zum Verderben. Als die Preußen heransprengten, feuerten die Oestreicher erst ihre Karabiner ab, wie es bei ihnen üblich ist; aber ehe sie den Pallasch ergreifen konnten, war ihr erstes Treffen schon über den Haufen

geworfen; dies fiel auf das zweite Treffen, das zweite auf das dritte, und alle insgesammt stürzten entweder in den Abgrund, oder flüchteten sich zu ihrer Infanterie. Dies siegreiche Reutergefechte machte die Infanterie des rechten Preußischen Flügels zu hizzig; sie wollten die oben erwähnten zwei feindlichen Batterien erobern; sie rükten aber zu früh an, ehe die übrigen Abtheilungen den Angriff unterstüzzen konnten; die 28 mit Kartätschen geladnen Kanonen wütheten schreklich unter ihr, und brachten sie bald zum Weichen. Doch eben kamen 5 frische Bataillone, die gleich Anfangs zu ihrer Mitwirkung bestimmt waren, an; die Weichenden stellten sich wieder in Ordnung, und in Verbindung mit jenen eroberten sie die Batterien, wozu der General Bonin und der Oberste von Geist das Mehrste beitrugen. Diese siegende Preußische Infanterie drang hierauf in das feindliche Fußvolk von der Seite ein, und trieb es auf ihren rechten Flügel zurük. Die im Mittelpunkte stehende Garde erstieg, angeführt von dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, dem Schwager des Königs, eine steile mit Holz bewachsene Anhöhe, welche die Oestreicher stark besezt hatten, und welche der Prinz Ludwig von Braunschweig, Bruder des Angreifers, vertheidigte. Hier ereignete sich der seltsame Umstand, daß Bruder gegen Bruder kämpfte, und daß der jüngere den ältern besiegte. Das Schlachtfeld wechselte mit Höhen und Tiefen ab. Auf jedem Hügel, auf jedem Berge sammelten sich die geschlagnen Feinde wieder; dies

verr-

vermehrte und erneuerte das Gefecht. Doch sie wurden von Anhöhe zu Anhöhe gejagt; ihr Zurükziehen verwandelte sich endlich in Flucht, und diese geschahe mit Verwirrung; Fußvolk und Reuterei lief unter einander; keine Abtheilung hielt sich mehr zu einander. So wie sich in der vorigen Schlacht das Bareuter Regiment vorzüglich auszeichnete, so that sich jezt das Küraßier-Regiment von Bornstedt auf dem linken Flügel hervor, indem es das feindliche Regiment Damnitz und ein Bataillon von Kollowrat umringte, 10 Fahnen eroberte, und 1700 Gefangne machte. Die übrige Preußische Reuterei des linken Flügels konnte die ihr gegenüber stehenden Oestreichischen Kavalleristen nicht einholen, weil diese gar nicht zum Fechten kamen, sondern sich zeitig in den Königsreichswald zurükzogen. Friedrich hemmte das Nachsezzen bei dem Dorfe Sorr, wovon die Schlacht benannt wird. Hinter selbigem liegt der Königsreichswald, in welchen hinein die Feinde zu verfolgen gefährlich, und ohne Nuzzen gewesen sein würde. Es war genug, sagt Friedrich, daß 18000 (25000) Preußen mehr als 40000 Oestreicher in die Flucht schlugen. Die Sieger verloren den Prinzen Albrecht von Braunschweig, Bruder des Helden Ferdinand und der Königin, den Generalmajor Blankensee, 4 Obersten, 2 Oberstlieutenante und 1000 Soldaten an Todten, so wie sie 2000 Verwundete hatten. Andre rechnen 836 Todte und 2612 Verwundete. Die Oestreicher büßten 22 Kanonen, 10 Fahnen, 2 Standarten,

hatten, 30 Officiere und 2000 Gemeine an Gefangenen, und 4000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Der Erbprinz Leopold, Prinz Ferdinand, Feldmarschall Buddenbrok, General Golz, Bevin und Bornstedt erwarben sich hier einen glänzenden Ruhm. Die gebirgige Gegend, welche der Kavallerie nicht genug freien Spielraum ließ, war Schuld, daß diese Schlacht weniger entscheidend, als die zu Hohenfriedberg war. Doch eben sie kam den Preußen auch wieder zu Statten; denn sie verhinderte den Prinzen Karl, die Menge seiner Krieger gehörig in Bewegung zu bringen, und den Sieg wo nicht zu erringen, doch den Preußen zu erschweren. Ueberhaupt aber beging der Prinz Karl große Fehler; er ließ dem Könige zu viel Zeit, sich von dem ersten Schrekken der Ueberraschung zu erholen, er sahe zu lange ruhig zu, wie Friedrich seine Hauptmacht auf den rechten Flügel, den Ort der stärksten Gefahr, zog; er blieb auf den Anhöhen stehen, und wartete den Angriff der Preußen ab, anstatt selber zuerst anzugreifen; er dehnte seinen linken Flügel nicht genug aus und stellte die Reuterei zu dicht an einander. Aber auch Friedrich beging nach seinem eignen Geständniß manche Fehler, welche die Fertigkeit und Tapferkeit seiner geübten Truppen wieder gut machte. Die Oestreicher schoben die Schuld ihrer Niederlage, doch mehr scheinbar, als ganz gegründet, auf das Korps des Generals Nadasti und Obersten Trenk, welches den Preußen in den Rükken fallen sollte. Der Preußische linke

Flügel

Flügel und der Mittelpunkt hatten nicht Zeit gehabt, ihre Zelte abzubrechen und ihr Gepäk in Sicherheit zu bringen. Nadasti und Trenk fielen über das Feldgeräthe des Königs und der Officiere her, und plünderten anstatt zu fechten; sie besoffen sich, sie mißhandelten die im Lager zurükgebliebnen Weiber, und verübten an den Kranken verabscheuungswerthe Grausamkeiten, denen noch der General Lehwald ein Ende machte. Sie bekamen selbst die königlichen Sekretäre gefangen, welche indessen alle Papiere zerrissen. Die Panduren und Ungarn hatten bis auf die größten Kleinigkeiten alles so sehr geraubt, daß der König zur Abendtafel keinen Wein und kein Brodt fand. Von ungefähr entdekte man noch zwei Flaschen Wein in einem Winkel, und ein Soldat brachte ein Kommißbrodt, welches er vorher einem Officier um seinen Dukaten verkaufen wollte, weil, wie er sagte, der Dukaten nicht gegessen werden könnte. Der König bezahlte ihm das Brodt mit einem Schuldzugerichte. Nicht einmal Feder und Tinte hatten die Kroaten verschont. Friedrich schrieb mit Bleistift an seinen Minister zu Breslau: J'ai battu les Autrichiens, j'ai fait des prisonniers, chantés le Te Deum *).

Hatte gleich die Preußische Armee zwei große Siege erkämpft, so zog sie sich doch vor den Ueberwundnen zurük. Die Gebirge, welche Böhmen ein-

schlies-

*) Ich habe die Oestreicher geschlagen; ich habe Gefangne gemacht, singt: Herr Gott, dich loben wir!

schlesien, die Hohlwege, die es von Schlesien trennen, die Schwierigkeiten, den Truppen Unterhalt zu verschaffen, die Scharen leichten Volks bei den Feinden, und die Schwäche des Preußischen Heeres — alle diese Umstände bewogen den König, die Armee nach Schlesien zurükzuführen. Fünf Tage blieb er zur Rettung seiner Ehre auf dem Kampfplazze bei Gorr stehen. Dann zog er nach Trautenau, wo er bis zum 14. Oktober verweilte. Als hier das lezte Bund Stroh von den Pferden, und die lezte Tonne Mehl von den Menschen verzehrt war, so trat die Armee den gänzlichen Rükzug nach Schlesien an, wo sie am 19ten ohne Verlust einrükte. Olmoulin zog eine Linie an der Grenze. Das übrige Heer kantonirte zwischen Nonstyk und Schweidnitz; binnen 6 Stunden konnte es sich zusammenziehen; die Menge Dörfer und Städte in dieser blühenden Provinz verschaften ihm Bequemlichkeit und Erholung. Der König wollte die Armee nicht eher verlassen, als bis die Oestreicher die Winterquartiere bezogen hätten. Am 24. Oktober hörte er, daß der Prinz Karl seine Truppen in drei Haufen getheilt habe; er vermuthete, dies wäre geschehen, um ihren Kriegsoperationen ein Ziel zu sezzen. Er übergab daher dem Prinz Leopold von Dessau den Oberbefehl und ging nach Berlin, um entweder den Frieden zu unterhandeln, oder die Rüstungen zum künftigen Feldzuge zu besorgen.

Des Königs Aufenthalt in Berlin und der Armee Ruhe in Schlesien dauerte nur wenig Wochen. Die

Feinde

Feinde entwurfen einen neuen, kühnen, riesenhaften Plan, Friedrich's Untergang mitten im Winter rasch und mit einem Schlage zu bewirken. Sie wollten nicht bis zum Frühlinge warten; und allerdings waren Eile und Verschwiegenheit die Bedingungen, unter welchen das Vorhaben allein gelingen konnte. Aber auch jezt scheiterte es an Preußens Glük und Muth. Da die Oestreicher durch Böhmen nicht nach Schlesien mit Erfolg hatten eindringen können, so wollten sie durch Sachsen in Brandenburg einrükken, und Schlesien mitten in Berlin erobern. Die Hauptarmee des Prinzen Karl sollte durch die Lausiz gerade auf Berlin losgehen; ein andres Korps von 10000 Mann sollte die Oestreichische Rheinarmee verlassen, unter Anführung des Grafen Grün nach Leipzig marschiren, sich dort mit der Sächsischen Armee vereinigen, die wenigen Preußischen Regimenter bei Halle in ihren Quartieren überfallen, und dann ebenfalls den Weg nach Berlin nehmen, wo Friedrich, von allen Truppen entblößt, zum schimpflichsten Frieden gezwungen werden würde. Oestreich wollte sich Schlesien, der König von Polen aber Magdeburg, Halle und Halberstadt mit allem Zubehör zueignen; nach Befinden der Umstände hofte man die Preußische Macht noch mehr, als bloß hiedurch, zu schwächen. Schöne Bilder der Phantasie, die vielleicht zur Wirklichkeit hätten kommen können, wenn alles geheim geblieben wäre; sobald sie aber Friedrich gewahr wurde, blieben sie Träume, für Sachsen schrekliche, warnende Träume, sich ein ander

Mal

Mal nicht minder in Fremder Streitigkeiten zu mischen. Brühl, der Entwerfer dieses Plans, plauderte selber das Geheimniß aus; er verrieth sich gegen seinen Spielfreund, den Schwedischen Gesandten Wolfstierna, einen Bewunderer und Verehrer Friedrichs, welcher es ihm durch den Schwedischen Minister zu Berlin, Rutenskiöld, mittheilen ließ. Die Gefahr war nicht klein; die Noth dringend, die Gegenmittel mußten ohne Zaudern erwählt und ausgeführt werden. Es war der 8. November, gerade der Tag, wo man die bei Hohenfriedberg und Sorr erbeuteten Siegeszeichen in der Garnisonkirche zu Berlin aufhing, als der König die Nachricht von den hinterlistigen Anschlägen seiner Feinde erhielt. Sogleich berief er einen Statsrath von Ministern und Generalen zusammen, um die Meinung erfahrner Männer hierüber zu hören und ihre Rathschläge zu vernehmen. Aber hier fand er wenig Glauben, noch weniger Trost. Wäre er ein Fürst, von gewöhnlicher Art gewesen, so würde ihn die Furcht und Unentschlossenheit seiner Rathgeber eher, als die List und Gewalt der Feinde in's Verderben gestürzt haben. Der alte Fürst von Dessau, ein eigensinniger Kopf, der nur seine Ideen, die ziemlich beschränkt waren, für richtig, und aller Andern Einsichten für grundlos hielt, widersprach der ganzen Sache, erklärte sie für erdichtet, den König für leichtgläubig, und alles Sinnen auf Gegenanstalten für unnütz und überflüssig. Ihm stimmte der Graf Podewils, vornehmster Kabinetsminister, bei; er, ein

unbe-

unbescholten redlicher Mann, war dabei verzagt; er urtheilte, daß jeder Minister es in eben dem Grade sei, und daß Brühl nicht das Herz habe, einen so kühnen Gedanken zu fassen. Anstatt dem Uebel, das schon im Anzuge war, zuvorzukommen, stritt man über die Wahrheit oder Falschheit der Angabe, von welcher der König durch eine Menge Briefe immer neue Bestätigungen vorlegte. Alles machte keinen Eindruk in die Gemüther der eingenommenen Stats- und Kriegsmänner; Friedrich mußte sein ganzes königliches Ansehen gebrauchen, um den Grafen Podewils zu bewegen, daß er die nöthigen Depeschen an die auswärtigen Höfe besorgte, und den alten Dessauer dahin zu bringen, daß er für die Zusammenziehung und Verpflegung des Heeres bei Halle Anstalten träfe. Der Fürst Leopold blieb immer noch ungläubig und widersezlich, ob es gleich seinem militärischen Ehrgeize schmeichelte, daß er den Oberbefehl über das Hallische Korps erhielt. Seine wunderlichen Grillen und Launen gingen so weit, daß er sich bemühte, den König selber von der Abreise nach Schlesien und von der Uebernahme des Armee-Kommando's abzuhalten; bis endlich Friedrich seinen Einwendungen dadurch ein Ziel sezte, daß er sagte: er würde sich an die Spizze seiner Truppen stellen, möge man reden, was man wolle; wenn der Fürst von Dessau eine Armee halten würde, so könne er den Oberbefehl nach seinem Gutdünken geben, an wen er Lust hätte. Der alte Fürst schwieg, und ging nach Halle; der König aber reisete den 14. Novbr.

nach

nach Schlesien, und hinterließ Berlin in Bestürzung, den Sächsischen Hof in Hofnung, Oestreich in Entzükken, und ganz Europa in gespannter Erwartung über die Entwiklung des neu beginnenden Schauspiels.

Friedrich's Vorsaz war gefaßt, es galt Sieg oder Untergang. In dieser Stimmung achtete er wenig auf eine drohende Erklärung, welche die Russische Kaiserin durch ihren Gesandten geben ließ: wie sie hoffe, der König würde sich nicht unterfangen, in Sachsen einzufallen, weil sie sonst genöthigt sein würde, dem Könige von Polen vermöge ihres Schuzbündnisses die verabredete Hülfe zu senden. Friedrich antwortete kalt und männlich: „er wünsche, mit allen seinen Nachbarn in Frieden zu leben; wenn aber Jemand wider seine Staten verderbliche Plane ausbrütete, so solle ihn keine Macht in Europa hindern, sich zu vertheidigen, und seine Feinde zu Schanden zu machen." Die Russische Erklärung kümmerte ihn nicht; denn vor 6 Monaten konnte keine Russische Armee in Bewegung sein, und ehe sie anlangte, mußte der Streit zwischen Preußen und Sachsen längst eine entscheidende Wendung genommen haben. Friedrich fürchtete sich weit mehr vor der Ungläubigkeit und dem Widerspruchsgeiste des alten Leopold, er besorgte, daß er seinen Auftrag mit dem Hallischen Korps nicht eifrig, nicht schnell genug ausführen möchte, und daß den Oestreichische General Grün, der mit 7000 Mann schon bis Gera gerükt war, dadurch in den Stand ge-

gesetzt werden könnte, in Verbindung mit Sächsischen Truppen wirklich bis Berlin zu dringen. Der Preußische General Haake erhielt daher Befehl, mit 5000 Mann Berlin zu decken, und in dieser Absicht den Feinden entgegen zu gehen, und ein Treffen zu liefern. Freilich ein schwacher Schutz; aber Friedrich bekennt, daß er in seiner damaligen Lage nichts Besseres zu veranstalten wußte. Zugleich stunden 500 Wagen bereit, um in Fall eines Unglüks, die königliche Familie, die Kassen, die Archive, die hohen Landeskollegien nach Stettin zu schaffen.

Friedrich traf den 15. November zu Liegnitz ein. Hier gaben ihm Briefe des Generals Winterfeld, welcher die Bewegungen der Feinde an der Lausitzer Grenze beobachtete, die Nachricht, daß 6000 Sachsen, der Vortrab der großen Armee des Prinzen Karl, über Zittau in die Oberlausitz eingedrungen wären, und daß das Hauptheer bald folgen würde. Friedrich zog hierauf 30000 Mann zusammen, um den Prinzen Karl damit in seinem Quartiere in der Lausitz zu überfallen, oder durch eine Schlacht zum Rükzuge nach Böhmen zu zwingen. Den General Nassau rief er aus Oberschlesien nach Landshut, wo er dem feindlichen General Hohenems das Einschleichen auf der Seite von Hirschberg, wozu er Mine machte, verwehren sollte. Friedrich verließ sich jedoch nicht allein auf seine Macht, und auf den Muth seiner sieggewohnten Truppen, sondern er bot auch die Erfindungs-

hungskraft seines Geistes auf, um den Prinzen Karl, wie er bei Hohenfriedberg schon einmal gethan hatte, durch Klugheit zu überlisten, und durch falsche Nachrichten irre zu führen. Dies gelang zum zweiten Male auf die erwünschte Art. Friedrich stellte sich, als wenn er aus Furcht vor den Russischen Drohungen, und aus übergroßer Besorgniß wegen seiner Hauptstadt Berlin von dem Gedanken, den Sächsischen Boden zu betreten, weit entfernt wäre, daß er seine einzige Aufmerksamkeit nur darauf richte, von Schlesien aus eher nach Krossen zu kommen, als Prinz Karl durch die Lausiz dahin gelangen könne. Um diese Meinung glaubhaft zu machen, ließ er einige Husaren von Winterfelds Korps, die in die Lausiz hinein gestreift waren, und sich etwas unordentlich betragen hatten, bestrafen; zugleich wurden die Wege nach Krossen hin ausgebessert, in der Nähe desselben Magazine errichtet, und alle dortigen Bayern zu der Ueberzeugung gebracht, daß die königliche Hauptarmee dahin marschire. Damit die Oestreicher von der rechten Beschaffenheit der Sachen nicht unterrichtet werden könnten, so ließ Friedrich die 3 vor ihm liegenden Flüsse, den Bober, den Queis und die Neisse besetzen. Aus der Lausiz durfte Jeder frei über diese Flüsse nach Schlesien gehen, aber Niemand durfte über sie nach Sachsen hin. Der Prinz Karl glaubte, durch alle diese Vorkehrungen überlistet, im Ernst, daß die Preußen durch Schlesien längst dem Bober bis nach dessen Ausfluß in die Oder bei

Kros-

Grossen folgleisten wollen; er hörte sich ein, daß er in der Lausitz keinen Feind antreffen, daß er blos ein Winterfeldzugs Beobachtungskorps von 3000 Mann für Wache haben, und folglich ungehindert durch Sachsen nach Brandenburg kommen würde. Aber bald wurde er aus seinem Irrthume anders, als er gehofft hatte, gerissen. Friedrich brach am 29 November aus seiner Schlesischen Armee auf, und rückte nach Naumburg am Queis, dem Grenzorte an der Lausitz. Die Oestreicher und der Sächsische Vortrab standen bereits in der Oberlausitz; breiteten sich von Lauban bis Görlitz aus, und schickten eine Abtheilung nahe an den Queis herum. Friedrich ging bey Naumburg unter Begünstigung eines starken Nebels in 4 Kolonnen über den Queis, und befahl, daß alle 4 Abtheilungen bey Kothol-Henneredorf zusammen stoßen, dort ein Lager beziehen, und den günstigen Zeitpunkt zu einer wichtigen Unternehmung abwarten sollten. Der König wußte zwar überhaupt, daß die Feinde in der Nähe, aber nicht genau, an welchem Orte sie alle wären. Darum ließ er vor jeder Kolonne ein Regiment Husaren vorausziehen, und alle Abtheilungen sollten sich einander unterstützen. Die beiden äußersten Kolonnen Rechts und Links bestanden aus Reuterey, die beiden mittlern aus Fußvolk. Der König führte die erste Infanterie Kolonne, und der General Zieten marschirte mit seinen Husaren vor ihr her.

Ein Müllerpursche, Wegweiser derselben, brachte sie aus Versehen auf eine tiefe, morastige im Sommer zwar gangbare, aber jetzt fast unwegsame Wiese. Der Marsch des Königs ging daher langsam und mühselig vor sich; Zieten fand indessen einen Nebenweg durch ein Gehölze, welches sich bis an Heynersdorf erstrekte. Hier erfuhr er mit Gewißheit, daß dies große, eine ganze Stunde Weges enthaltende Dorf mit vier Regimentern Feinden besezt sei, und zwar mit den 3 Sächsischen Reuter-Regimentern von Polwitz, Ohlsen und Bittum, und mit dem Fußregimente Sachsen-Gotha. Zieten gerieth in die äußerste Verlegenheit; erfuhren diese Sachsen seine Ankunft und rükten gerüstet gegen ihn aus, so war er verloren, und die ganze noch immer im Morast watende Kolonne kam in Gefahr. Der König war noch zu weit rükwärts, als daß Zieten auf seine schnelle Mitwirkung hoffen konnte. Er faßte denn noch einen Entschluß, der zwar gewagt, aber in seiner Lage wohl überlegt war; er beschloß, mit seinem einzigen Regimente die 4 feindlichen Regimenter, welche, da es Morgens 4 Uhr war, noch in ihren Quartieren lagen, unerwartet zu überfallen, und einzeln, ehe sie sich sammlen könnten, gefangen zu nehmen. Kaum hatte er dies als Plan überdacht, so führte er es als Held aus. Er ließ dem Könige melden, daß Heynersdorf (Katholisch, Groß, auch Nieder-Heynersdorf genannt)

stark

stand mit Feinden angefüllt sei: er wolle sie angreifen, und wenn nicht schlagen, doch so lange aufhalten, bis er von einem Theile der Kolonne unterstützt werden könne. Er theilte hierauf sein Regiment in 3 Theile; er selbst stellte sich an die Spitze von 4 Schwadronen, und brach in die Mitte des Dorfes ein, während dessen die 6 übrigen Schwadronen Rechts und Links die beiden Enden des Dorfes hinunterzogen, um die feindliche Reuterei weder zum Aufsitzen noch zum Ordnen und gemeinschaftlichen Widerstehen kommen zu lassen. Jedoch durch das Fallen einiger Schüsse waren verschiedene Sächsische Schwadronen noch gewendet, und das ganze Infanterie-Regiment Gotha hatte sich eiligst zusammengezogen, und in Bewegung gesezt, es marschirte in voller Ordnung gegen Zieten, und bewillkommnete die Abtheilung, welche er führte, mit Kanonen- und Kartätschenschüssen. Zieten aber hieb mit seinem kleinen Haufen so rasch und mit einem solchen Erfolge ein, daß fast das ganze Regiment aufgerieben, oder gefangen wurde; bloß der Prinz und 50 Mann retteten sich; die übrigen unterlagen der Gewalt der Sieger. Alle Kanonen, Fahnen und Feldgeräthschaften wurden von den Husaren erobert. Die 6 andern Schwadronen waren gleichfalls nicht müßig, sie ritten und scharmüzzelten im Dorfe herum, und würden vielleicht doch einen harten Stand bekommen haben, wenn nicht das Husarenregiment Bonefeld eben zur rechten Zeit hergeeilt wäre, und mit ihnen die feindlichen Kavalle-

nissen gefunden hätten, sich zu vereinigen. Viele einzelne Schwadronen kamen sich zusammen bezogen und nach der Mitte des Dorfes, als dem Orte des Hauptgefechtes, hinzogen, wobei sie aber eben so einzeln angegriffen und geschlagen wurden. Ehe noch weiter Preußische Verstärkung ankam, hatten die Sachsen, besonders das Regiment Oheyern eine große Verwüstung erlitten, und 4 Kanonen nebst 5 Paar Pauken verloren. Als endlich ein Kürassier-Regiment und einige Bataillonen von Friedrich's Kolonne eindrangen, so wurde das Dorf von allen Seiten umringt, und die übrige Sächsische Mannschaft beinahe völlig zu Grunde gerichtet. Der General Dalwig, der Oberste Oheyern, 30 andre Officiere und 940 Mann wurden gefangen, und noch viele Siegeszeichen erbeutet. Dies war der Rest von 4 Regimentern, die andern lagen todt hingestreckt auf dem Kampfplatze. Zieten hat sich zum steten Denkmal dieses Sieges ein Paar silberne Pauken von den eroberten für sein Regiment aus, welche er, so wie der General Ruesch auf ein ähnliches Gesuch, erhielt. Bestehendes ist es, daß Friedrich den Hauptantheil, welchen Zieten an diesem glücklichen Ereignisse hatte, in seinen hinterlassenen Werken verschweigt, und überhaupt einige Umstände, selbst die Zahl der Siegeszeichen irrig angiebt. Entweder war hier in Niederschreiben manches aus seinem Gedächtnisse verwischt, oder Zieten's Bitten, deren es verschiedene

gab, seinen dessen Verdienst verkleinert, und seinen Heldenmuth bei'm Könige verringert.

Die Niederlage der Sachsen in Hennersdorf am 24. Novembr. verbreitete den heftigsten Schrecken unter der ganzen Oesterreichischen Armee. Prinz Karl, fürchtete die Tapferkeit von Hohenfriedberg erneuert zu sehen; er gab die Absicht seines Anrückens nach Brandenburg völlig auf, und da er sein noch ungesättigtes Schwert schon über seinem Haupte zu erblicken glaubte, so eilte er mit Bestürzung über Zittau nach Böhmen zurück, ohne daß Friedrich, wie er wünschte, eine Schlacht liefern konnte. Binnen 5 Tagen war die fürchterliche Armee, welche Berlin erobern, und Preußens Grundfesten erschüttern wollte, auf den Anhöhen entflohen; entgespannte Wagen, zugefrorne Gepäcke, zurückgelassne Kanonenrohre bezeichneten den Weg, welchen sie genommen, und die Verstürzung, mit welcher sie sich dem Anblik der Preussen entzogen hatte. Ueberläufer, welche schnauf wise entkamen, meldeten, daß die Oesterreicher von panischer Angst ergriffen wären, und daß die Anführer in den lezten Tagen mehr als 20 verschiedne, einander widersprechende Befehle gegeben hätten. Der ganze Plan, oder Proviant war nun einem Hauptheile nach vereitelt; die Oesterreicher verlohren ihre Munizion in der Lausiz, die Gepäcke und 2000 Mann, die von Hinterzug gefangen wurden, oder selber nachgaben. Der General Winterfeld marschirte darauf mit 5 Bataillonen und 5 Schwa-

Groitzsch nach Schlesien, und dem ständischen General Hohenems seinen Rückzug abzuschneiden, während dessen Hr. Prinz Moritz von vorn angriffe. Hohenems entzog sich dieser Gefahr durch die Flucht und gieng so schnell, daß in 24 Stunden kein Oestreicher mehr in Schlesien zu finden war. Dabei verlohr er alles Gepäcke. Der Preußische Oberste Wedell, welcher mit 2 Bataillons zu Roßen stand, bekam nächtiger Weile von der 3 Meilen von da entfernten Stadt Guben, und nahm ein ansehnliches Sächsisches Magazin weg. Zu eben der Zeit lagen seine Truppen bei Görlitz auf einige Zeit in Erholungsquartieren; von Genehmigung Lehwald überschickte er uns 10 Bataillons und 20 Schwadronen an die Elbe, um die Sachsen wegen ihrer Hauptstadt in Sorgen zu setzen, und den Fürsten von Dessau zu unterstützen. Nach Lausitz wollte er mit seiner Armee dahin nachfolgen. Während des ganzen Novembers, wo Friedrich schon so viel gethan hatte, war der alte Leopold unthätig geblieben, und hatte dem Könige nicht einmal Nachrichten von seinem Leben und Wesen zukommen lassen. Erst im Anfange des Dezembers langte ein Offizier im Königlichen Lager an, und meldete, daß sich der Fürst von Dessau mit 25000 Mann bei Halle am 2. November in Bewegung gesetzt, am 23. vor den Verschanzungen bei Leipzig eingetroffen, dort aber keine bewaffnete Sachsen, 18 Bataillons und 35 Schwadronen Beobachtungs-Truppen vor-

[illegible] nach Dresden zu geflüchtet, [illegible] angegriffen, und den 30. Nov. Leipzig aufgefodert, und ohne Widerstand eingenommen habe. Der König schickte denselben Offizier sogleich zurük, und gebot dem [illegible] dem Fürsten, daß er eilen solle, die Meissen zu erreichen, und das Lehwaldische Corps an sich zu ziehen. Andere Erzähler berichten, daß Friedrich durch, die Verweldung der Destreicher aus der Lausz an dem Fürsten Leopold bloß diese Lakonischen Worte geschrieben hätte: „ich habe „meinen Schlag in der Lausz vollbracht; lassen sie „den übrigen bei Leipzig fallen, dann hoffe ich sie in „Dresden wieder zu sehen.“ Der Sächsische Hof gerieth über den Anmarsch des Fürsten von Dessau in die dringste Bestürzung, er rief den General Grün, welcher nun der That auf dem Wege nach Berlin war, plözlich umkehren, und befahl dem Obergeneral, Grafen Rutowski, einem natürlichen Bruder des Königs von Polen, mit der Armee in die Nähe der Hauptstadt zu rüken.

Bei allen diesen Vortheilen zog Friedrich dennoch die Güte der Gewalt, die Mäßigung der Hize vor. Als er sich unbeschäftigt bei Görlitz in ruhigen Quartiere befand, wurden den Sachsen die Bedingungen der Hannöverschen Konvention den Frieden zu Dresden, und die Englischen Gesandten zu Dresden, Herrn von Wilmington, als Vermittler, wirklich durch ihn dem König August beschwehren, das Angebot, welches seine Unterthanen bedrängte, abzuwenden. Diese freundlichen Ermahnungen

jungen wurden sie, sich sonderlich aufgenommen August entwegen, es sei seine Sorge, das Nöthige für das Beste des Landes zu thun. Und Brühl, sein Minister, redete in hohen, übermüthigen Tone. Er prahlte mit Sachsens Hülfsquellen, mit Rußland's Beistande, mit Oestreich's Macht und setzte hinzu, daß er, jedoch nur aus Achtung für den König von England, nächstens die Bedingungen, unter denen ein Friede geschlossen werden könnte, vorlegen wolle. Den 2. Dec. reiseten Augst und Brühl nach Prag, und die beiden ältesten Prinzen nach Nürnberg. Den 3. Dec. ließ Villiers eine Note, worin sich der Sächsische Hof für den Frieden geneigt erklärte, wenn die Preußen augenblicklich alle Feindseligkeiten einstellten, alle genommene Kontributionen herausgäben, allen bisherigen, oder bei den Märkischen noch vorkommenden Kriegsschaden ersetzten. Aber selbst diese hochtrabende und überspannte Erklärung war nicht einmal aufrichtig gemeint, sie sollte die Preußen einschläfern, und für die Sachsen Zeit gewinnen. Nur vier Unter-Minister, nicht aber Brühl, hatten sie unterzeichnet; das hieß, man konnte sie für untergeschoben ausgeben, so bald man es für dienlich fände. Der Prinz Karl ging mit der großen kaiserlichen Armee bei Melnik über die Elbe, um sich nach Dresden zu begeben, und mit den Sachsen zu vereinigen. Da dies gerade zu der Zeit geschahe, und man vom Frieden sprach, so zeigte es offenbar

an,

ein, daß man jetzt auf wichtigere Sachen dächte. Dessen ungeachtet hörte Friedrich nicht auf, an der Beförderung des Friedens zu arbeiten, und auf den Schluß der vorläufigen Verfügungen zu dringen; worin letztere unterschrieben, so sollte jede Feindseligkeit alsobald aufhören; Entschädigungen kann Sachsen nicht fordern, weil dessen Truppen in Sachsen mehr grössere Erpressungen und Gewaltthätigkeiten verübt hätten, als man den Preussen zur Last legen könnte. Er beklagte sich dabey über die Abreise des Königs von Polen nach Prag, als über einen Schritt, der wenig friedliche Gesinnungen offenbare. Es war es wirklich. Brühl, unumschränkter Beherrscher seines Herrn und seines Landes, hatte ihn darum von Dresden entfernt, um ihn die Greuel des Krieges nicht sehen, die Seufzer seiner Unterthanen nicht hören, die Rathschläge weiser Staatsmänner nicht vernehmen zu lassen, um ihn durch das Schauspiel der vorüberziehenden Oestreicher in feindlicher Stimmung gegen Preußen zu erhalten, um ihn ganz nach seinem Gutdünken zu lenken. Der Englische Gesandte Villiers reisete gleichfalls nach Prag, um dem schädlichen Einflusse Brühl's entgegen zu streben, und wo möglich das fernere Blutvergießen zu verhindern. Am 5. Dec. bekam er eine Sächsische Denkschrift, worin Brühl seine Verwunderung bezeigte, daß Friedrich die am 3. Dec. vorgelegten Bedingungen nicht angenommen hätte. Villiers schickte diese Schrift an den König, und meldete zugleich, daß August

keinen

Tage Zeit wegnehmen, und unterdessen konnte sich der Prinz Karl ganz bequem mit den Sachsen vereinigen, und vielleicht dem Kriege eine andre Wendung geben. Ein andrer Vorwurf trift hiebei die Sächsischen Minister; sie hätten die Meissner Brükke zerstören sollen. Aus kleinlichen Finanz-Rüksichten widersezten sie sich einem Vorschlage, welchen weiter sehende Leute thaten; die Brükke hatte 150000 Thaler gekostet; man bedauerte dies Geld. Aber darüber stürzte man ganz Sachsen in's Verderben. Eine Brükke und ein Kurfürstenthum! Welch ein Unterschied! Heinecke, ehemals ein Kammerdiener, jezt ein Finanz-Minister, Brühls Speichelleker, Sachsens Geißel, August's Verschwender, sahe den Unterschied nicht ein. Die Brükke blieb; der Fürst Leopold bemächtigte sich ihrer, verschanzte sich durch Lehwald, der jenseits stand, und nun über die Brükke zu ihm stieß, und griff die Sachsen an, ehe sie von ihren Bundesgenossen unterstüzt wurden. Friedrich drang mit seiner Armee gleichfalls schnell vor. Am 14. December lagerte er sich bei Königsbrük an der Grenze von der Lausiz und dem Kurfürstenthume; am 15ten traf er in Meissen ein. Die 14 Bataillonen besezte er die Stadt am linken Ufer; die übrige Infanterie und die Kavallerie kantonirte am rechten Elbufer. Kaum war Friedrich in Meissen angelangt, als er einen Brief vom Englischen Milliers erhielt, welcher meldete: daß sich endlich August, von Noth und Verlegenheit bestürmt, für den Frieden erklärt habe, und Brühl's Unterhändler

träger,

träger, der Rath Saul, mit allen nöthigen Vollmachten nach Dresden kommen würde; auch die Kaiserin Marie Thereſie wolle der Hannöverſchen Konvention beitreten, wenn einiges zu ihrem Vortheil geändert würde. Wäre dieſer Brief nur einen einzigen Tag früher überbracht worden, ſo hätte er Tauſenden das Leben, und Hunderttauſenden ihr Vermögen gerettet. Jezt war es zu ſpät. Das Rachſchwert war gezükt, die Mordfakkel gezündet, der Würgeengel geſandt. Sachſen ſollte für das Zaudern ſeines Herrſchers, für den böſen Rath ſeines Miniſters ſchrekliche büßen. Friedrich hatte den Brief, der Worte des Friedens und der Verſöhnung athmete, eben geleſen, als ihm angezeigt wurde, daß der ganze Horizont nach der Gegend von Dresden hin in Feuer zu glühen ſchiene, und daß man das Krachen einer fürchterlichen Kanonade hörte. Hieraus war zu urtheilen, daß eine Schlacht geliefert würde. Friedrich ließ ſogleich die Reuterei ſattlen, und das Fußvolk ins Gewehr treten, um, wenn die Preußen geſchlagen würden, die Flüchtenden in die Mitte aufzunehmen und den Kampf zu erneuern. Er ſelbſt ritt mit einigen Huſaren auf die Straße nach Dresden. Faſt den ganzen Tag blieb er in Unruhe und Ungewißheit. Spät brachte ihm ein ausgeſandter Trupp 6 Flüchtlinge vom Sybilskiſchen Korps, welche die Niederlage der Sachſen meldeten; und am Abende beſtätigte ein Offizier, welcher von dem Fürſten Leopold kam, die Preußiſche Siegesbothſchaft.

Schlacht

Schlacht bei Kesselsdorf
den 15. December 1745.

Die Sächsischen Minister und Generale können von mancherlei Vorwürfen in Absicht des Unglücks, welches ihre Armee betraf, nicht frei gesprochen werden. Schon am 13. Dec. traf der Prinz Karl mit dem großen kaiserlichen Heere unweit Dresden ein; dasselbe hätte eine große Stütze für Sachsen werden können und sollen. Aber der Minister Heinecke, Anordner der Quartiere, legte die Oestreicher so weit aus einander, daß sie kaum in 24 Stunden zusammengezogen werden konnten. Prinz Karl erkannte das Schädliche einer solchen Verlegung, er that Gegenvorstellungen, doch der Minister achtete darauf nicht. Eben so wenig hielt der Oberbefehlshaber Graf Rutowski seine Warnungen und Anerbietungen der Aufmerksamkeit werth, als sie noch hätten fruchten können. Prinz Karl ersuchte ihn, bei Zeiten über die Vereinigung beider Heere mit ihm Rücksprache zu nehmen, weil er seine zerstreuten Regimenter sonst nicht da, wo Beistand nöthig sein möchte, schnell genug herbeiführen könnte. Rutowski wies das Anerbieten anfänglich ab; er habe, ließ er ihm sagen, keine Hülfe nöthig; seine Stellung wäre sicher genug; die Preußen könnten und würden es nicht wagen, ihn anzugreifen. Nachher verabredete man die Verbindung, als es zu spät war. Am 14. Dec. besahe Prinz Karl das Sächsische Heer, und beschloß mit dem

dem Grafen Rutowski, den Fürsten von Dessau anzugreifen. Aber dieser liß ihnen dazu keine Zeit. Er kam ihnen zuvor, und wagte das, was ihm Rutowski nicht zugetraut hatte. Die Sächsische Armee war in der That so fest und vorsichtig postirt, daß es allerdings schien, als könne sie vor einem Angriff ohne Sorgen sein. Sie dehnte sich von Kesselsdorf an zwei Stunden weit bis nahe an die Elbe hin aus. Ihr linker Flügel lehnte sich an das Dorf Kesselsdorf, welches eine Meile von Dresden an der Straße nach Freiberg liegt. Rechter Hand senkt sich der Zschoner Grund, Anfangs flach, hernach tiefer, und endlich so steil herab, daß keine Truppen drüber gehen können. Bei dem Eingange nach Kesselsdorf Rechts erhebt sich ein Hügel, der mit 6 Kanonen bepflanzt wurde. Hier fing sich die erste Sächsische Linie aus lauter Infanterie an. Das Dorf war von allen ihren Grenadieren, und von dem Regimente Rutowski besetzt. Den Hauptein-gang des Dorfes verwahrte eine Batterie von 24 schweren Kanonen. Der rechte Flügel der Sachsen erstreckte sich bis Pennerich nahe an der Elbe; hier schloß sich das Korps des Generals Grün von 6000 Mann an, das einzige von Oesterreichischer Seite, welches der Schlacht beiwohnte. Dieser Posten war wegen der Felsen und Abgründe fast ganz unzugänglich, und schien völlig unangreifbar. Die Hauptarmee des Prinzen Karl sollte sich bei Kesselsdorf mit den Sachsen vereinigen, und neben ihnen links bis Grumbach und Braunsdorf hin ausstrekken.

Aber

aber dies geschähe nicht; sie blieb in ihrer vorigen Stellung, in ihren weitläuftigen Quartieren zwischen Pirna und dem großen Garten bei Dresden stehen. Die Sachsen waren daher ihrem eignen Schikksale überlassen. Der Fürst von Dessau rükte um die Mittagszeit von Wilsdruf aus gegen die Sachsen an; und da er bemerkte, daß der Sieg von der Einnahme des Dorfes Kesselsdorf abhing, so stellte er die hierzu bestimmte Infanterie in drei Treffen, und unterstützte sie durch ein Regiment Dragoner im zten Treffen. Ungefähr um zwei Uhr Nachmittags begann der Angriff. Leopolds eignes Regiment nebst drei Grenadier-Bataillonen mußten das Dorf von vorn bestürmen, indeß Lehwald von der Seite her andrängte. Dieser Versuch fiel für die Preußen unglüklich aus. Ein Kugelregen von Kartätschen aus den oben bemerkten 24 Kanonen, und aus dem kleinen Gewehr derer Sachsen, die im Dorfe standen, trieb die Angreifer mit großem Verlust zurük. Auf eben die Art wurde der zweite Preußische Angriff zurückgeschlagen. Der Boden war mit erschoßnen und verwundeten Preußen bedekt. Es erfolgte eine kleine Stille, und das Gefecht schien geendigt. Aber der unüberlegte Eifer eines Sächsischen Generals, der kein Hauptkommando hätte, verdarb alles für seine Kampfgenossen; er rief den Grenadieren zu, die Preußen zu verfolgen und vorzurükken. Dieser übereilte Befehl wurde hizzig befolgt. Die Sachsen rükten vorwärts, und kamen dadurch vor ihre Batterien, welche jezt schweigen mußten, um ihre eigne

Leute

Leute nicht zu tödten. Mit Adlersblikken bemerkte der Fürst von Dessau diese übel berechnete Bewegung der Feinde, und mit Klugheit wußte er sie zu seinem Vortheil zu benuzzen. Das Dragoner-Regiment der 4ten Linie stürzte nach seinem Befehl auf die vorgerükten Sachsen, hieb sie mit Ungestüm nieder, und nahm den Ueberrest gefangen. Zugleich stürmte die Infanterie von allen Seiten in Kesselsdorf hinein, eroberte die so fürchterlich gewordne Batterie, und zwang alle Sachsen, die das Dorf vertheidigten, das Gewehr zu strekken. Die Preußische Kavallerie brach nun in den linken Flügel der Sachsen, und warf ihre Reuterei beim ersten Anlauf so gewaltsam, daß sie sich nicht wieder sammeln konnte. Auf dieser Seite floh von den Sachsen alles, was nur entkommen konnte, schnell und unaufhaltsam. Des Fürsten Leopolds jüngster Sohn, der Prinz Moriz, welcher den linken Flügel der Preußen befehligte, und bis nach vollendeter Eroberung von Kesselsdorf bloß kanonirt hatte, ward des bloßen Schießens überdrüßig; voll Ungeduld und Begierde, am Ruhme des Sieges Theil zu nehmen, rükte er gegen den rechten Flügel der Feinde an, und bot allen Hindernissen der Natur und der Menschen Trotz. Steile Felsen, jähe Abgründe, tiefer Schnee, und ein Heer, das von Vaterlandsliebe beseelt war, dies alles war nicht vermögend, die Kühnheit der Preußen abzuschrekken, oder ihren Muth zu erschüttern. Wegen der schroffen Anhöhen konnten sie ihre Bataillone so wenig, als ihre Glieder in Ordnung

halten; sie marschirten oder kletterten vielmehr vereinzelt, und halfen sich einander mit der Hand und mit dem Gewehre über Eis und Steinhöhen. Indem sie so zerstreut heran zogen, wurden sie von der feindlichen Kavallerie dieses Flügels, theils von Sachsen, theils von Oestreichern, ungegriffen; aber dies geschahe von beiden leztern so schwach und nachlässig, daß sie sich durch einige Flintenschüsse zurükscheuchen ließen. Hätten diese feindlichen Reuter mehr Muth und Standhaftigkeit bewiesen, so hätten sie nach Friedrich's eigner Bemerkung die Infanterie, welche Moriz anführte, niederhauen können. Die Sachsen und Oestreicher wurden nun von ihren steilen Höhen bei Pennerich vertrieben. Die Preußische Kavallerie des linken Flügels, welche durch Abgründe vom Feinde getrennt war, konnte nichts weiter unternehmen, als daß sie den Flüchtlingen nachsezte, wobei sie viele Gefangne einbrachte. Die Schlacht war nach zwei Stunden zum völligen Vortheile der Preussen entschieden und geendigt. Die Sachsen waren mit Inbegriff des Grünschen Korps 26000 Mann stark gewesen, die Preußen mochten nur um tausend Mann stärker sein. Friedrich rechnet die Zahl der Todten bei den Sachsen zu 3000, der Gefangnen an Officieren zu 215, und an Gemeinen zu 6500 Mann. Die Sachsen selber geben ihren Verlust an Todten und Verwundeten zwischen 4 bis 5000 an; Gefangne gestehen sie nur 2000 Mann ein. Ohnedem verloren sie 48 Kanonen, 5 Fahnen, 3 Standarten und 1 Paar Pauken. Die Preußen zählten 41 Officiere und 1628 Gemei-

Gemeine an Todten, und doppelt so viel Verwundete.

Friedrich rükte mit seiner Armee am Tage nach der Schlacht von Meißen bis Wilsdruf, und vereinigte sich am 17. December mit dem Heere des Fürsten von Dessau. Er war mit dessen Betragen ausserordentlich zufrieden, machte seiner Einsicht und Tapferkeit die schmeichelhaftesten Lobsprüche, und bekennt in seinen Werken, daß der große Glükstag bei Kesselsdorf die Langsamkeit, welche Leopold im Anfange des Feldzuges mit Vorsaz bewies, in Vergessenheit gebracht, und über seinen Fehler einen schönen Schleier geworfen habe. Der geschlagne Graf Rutowski war indessen mit dem Reste seiner Armee nach Dresden geeilt, wo er den Prinzen Karl mit Zusammenhang seiner zerstreut liegenden Truppen beschäftigt fand. Der Prinz wollte die Sachsen bereden, einen neuen Angriff zu versuchen. Aber Rutowski weigerte sich dessen gänzlich: er führte an, daß sein Fußvolk beinahe aufgerieben wäre, daß er 10000 Mann verloren hätte, daß es ihm an Flinten und Kanonen fehle, daß sich seine Truppen von dem Schrekken der Niederlage noch nicht erholt hätten, und daß der König zu dem Fürsten Leopold zu stoßen Anstalt mache. Er schloß mit der Bemerkung, daß Dresden an Lebensmitteln Noth leide, und daß zur Rettung der Ueberbleibsel von Kesselsdorf kein ander Mittel vorhanden sei, als sich bis an die Böhmischen Grenzgebirge zu flüchten. Dies geschahe auch. Die Sachsen räumten Dresden,

und ließen ohne allen vernünftigen Zweck 4000 Mann Landmiliz darin; man hätte sie besser zur Ergänzung der Armee benuzzen können. Prinz Karl und Rutowski zogen sich nach Böhmen; Friedrich aber ließ Dresden auffordern. Der Kommandant, General Bose, antwortete: Die Stadt wäre kein Kriegsort, aus einem Lustgarten *) könne er sich nicht vertheidigen; die Minister hingegen überschikten eine Kapitulation, welche Friedrich verwarf, und dafür eine unbedingte Übergabe verlangte. Dies Begehren mußte man erfüllen, weil es nicht abgewehrt werden konnte. Man öfnete also den Siegern die Thore. Friedrich marschirte am 18. Dec. mit vier Regimentern hinein, machte die Landmiliz, 415 Officiere und 1500 verwundete Soldaten zu Gefangnen, und bekam die jüngsten Kinder der Kurfamilie, die Minister und obersten Landeskollegien in seine Gewalt. Die Stadt wurde kaum gewahr, daß sie in den Händen der Feinde war. Friedrich bewies sich mild und liebreich, besuchte in der ersten Stunde seiner Ankunft die königlichen Kinder, beruhigte und tröstete sie, überließ ihnen die Schloßwache und jede Art von Ehrenbezeugung; den Einwohnern verschafte er Vergnügen und gewohnte Feste; er ließ das Te Deum singen, Opern aufführen, Bälle geben, Brodt austheilen, und durch Musik, Schauspiel und Tanz

*) Der Graf Brühl hatte einige Festungswerke in Schaugärten verwandelt.

Ganz die Tränen über das Schikſal des Vaterlandes verdrängen.

Den edelſten, den menſchlichſten Gebrauch von ſeinen Siegen machte Friedrich dadurch, daß er ſie als Werkzeuge zum Frieden benuzte. Er ließ nun in Dresden angekommenen Engliſchen-Geſandten Williers rufen, und erklärte ihm, wie er ſich ſehr gewundert habe, am Tage einer Schlacht Friedensvorſchläge zu erhalten; das Glük habe ihm zwar Mittel an die Hand gegeben, die Untreue und Ränkemacherei des Grafen Brühl zu beſtrafen; er wolle jedoch aus Abſcheu gegen eine ſolche Denkungsart lieber die Güte erwählen; er biete daher dem Könige von Polen zum lezten Male ſeine Freundſchaft an; unverblendet vom Glükke, und nie verzweifelnd im Mißgeſchik würde er ſeine Forderungen weder erhöhen noch erniedrigen; ſeine Gegner dürften nicht erwarten, daß er nur in dem unbedeutendſten Punkte von den Bedingungen der Hannöverſchen Konvention abweichen werde. Williers möchte dies alles dem Sächſiſchen Hofe und den kaiſerlichen Miniſtern ordentlich berichten, damit kein ferneres Hinderniß den Frieden verzögerte. Der König Auguſt, welcher ſeiner Länder, ſeiner Einkünfte, ſeiner beſten Truppen beraubt war, ſahe es ein, daß ihm keine beſſere Partei zu ergreifen frei ſtund, als den angebotnen Frieden begierig anzunehmen. Er ſchrieb ſelber an die Kaiſerin Marie Thereſie, um ſie zum Beitritt des Friedens zu bewegen. Verſchiedne fremde Höfe, vornehmlich der Engliſche, unterſtüzten

dies

hies Gesuch, welchem der Preußische Sieg bei Kesselsdorf den stärksten Nachdruk gab, aufs eifrigste. Marie Theresie entschloß sich ohne Zaudern, diesem Andringen nachzugeben. Sie sandte ihrem obersten Kanzler von Böhmen, dem Grafen Harrach, der sich zu Prag befand, die nöthigen Vollmachten zur Abschließung des Friedenstraktats. Villiers als Unterhändler, und Harrach als Bevollmächtigter, langten bald in Dresden an, und betrieben, von Friedrich's Gegenwart beseelt, die Unterhandlung so schnell und aufrichtig, daß der Friede schon zehn Tage nach der Kesselsdorfer Schlacht hergestellt war. Man brauchte nicht mehr als 24 Stunden, um alle Zwistigkeiten auszugleichen. Der Vertrag wurde am 25. December von den Sächsischen Ministern Bülow und Stubenberg, von dem Preußischen Kabinetsminister Podewils, und von dem kaiserlichen geheimen Rathe Harrach unterzeichnet. Letzter hatte, nach dem Uebermuthe der Oestreicher zur Zeit des Glüks, geglaubt, Friedrich würde seine Forderungen höher spannen; er erstaunte nicht wenig, ihn nach dem Siege eben so mäßig als vor demselben zu finden, und er konnte nicht umhin, dem Könige von Preußen seine Hochachtung und Dankbarkeit für eine so seltne Billigkeit, die das Geschäft des Friedens erleichterte und beschleunigte, zu bezeugen. Die Hannöversche Konvention wurde zum Grunde gelegt, der Breslauer Friede bestätigt, folglich der Besiz Schlesiens dem Preußischen Hause von neuem zugesichert, wogegen Friedrich die Kaiserwürde

gabe Franzens I. anerkannte. Sachsen versprach, seinem Feinde Friedrich's den Durchmarsch durch seine Länder zu gestatten, eine Million Kriegssteuer zu bezahlen, die Stadt Fürstenberg an der Oder nebst dem Dorfe Schidlo gegen eine hinlängliche Vergütigung von Land an Preußen abzutreten, und die Protestantische Religion nach dem Westfälischen Frieden im Lande zu erhalten.

So endigte sich dieser Krieg, welcher etwas über 36 Monate gedauert und in der Lage der streitenden Parteien außer gegenseitigen Geld- und Menschenverlust keine Veränderung bewirkt hatte. Friedrich nennt es selber in seinen Schriften ein unnüzzes Blutvergießen. Er war freilich zur Ziehung des Schwertes durch das Betragen seiner Feinde genöthiget worden; aber in Rükficht dessen, daß Niemand dabei gewann, und alles wie vorher blieb, konnte das Blutvergießen ein unnüzzes heißen. Die erhöhte Achtung und Bewunderung, welche Friedrich's Heldengeist, und Fürstengröße, und seiner Heere Tapferkeit bei ganz Europa erlangte, war der einzige, in manchem Betracht nicht unbedeutende Vortheil, den Preußen von seinen Siegen erntete. Zum zweiten Male verließ Friedrich das Schlachtfeld als Ueberwinder; 5 errungene Siege sezten seine Feldherrentalente außer allen Zweifel; und mit Staunen sahe die Welt einen jungen Regenten, der vor 5 Jahren als Lehrling in der Kriegskunst auftrat, jezt zum Meister, dem wenige gleichen, ausgebildet. Man fing an, den König

als

als Helden zu fürchten, und seine Truppen für unüberwindlich zu halten. Noch von einer andern Seite machte sich Friedrich wichtig, und zeichnete sich vor den gewöhnlichen großen Herren, die nur Fruges consumere nati sind, auf eine neue und rühmliche Weise aus. Bis dahin hatten Europen's Herrscher nur durch Dollmetscher geredet, durch Sekretäre geschrieben, durch Minister unterhandelt; und das, was man Statskunst nannte, war nichts als ein Gewebe von Ränken, Lügen, Ausflüchten, Umwegen, dunklem Wortkram, geschraubten Zweideutigkeiten, und barbarischen Terminologien. Friedrich redete, schrieb, und unterhandelte mit den fremden Höfen selber; und verachtete die elende Geschiklichkeit, durch hinterlistig gestellte Phrasen seine Meinung zu verbergen, und durch schlangenförmige Krümmungen zum Ziele zu schleichen; er sprach und schrieb mit einer Offenheit, Deutlichkeit, Einfachheit und mit einem Nachdrukke, der einem kriegerischen Könige, noch mehr einem edlen und großen Regenten geziemte. Die Manifeste und Erklärungen, welche seine Minister als Förmlichkeiten herausgaben, unterschrieb er niemals; ließ sie auch nicht in seinem Namen erscheinen, weil er sie als Schriften betrachtete, welche bereden, blenden, überraschen sollen; aber bei allem, was er selbst an seine Bundesgenossen oder Feinde richtete, und wovor oder worunter sein Name stand, da zeigte er sich wahr, ernst und stark, da vermied er alle Weitläuftigkeit, Hinterlist, und Schwäche

er

er hielt es seiner Ehre und seiner Redlichkeit für unwürdig, etwas zu sagen, wovon die Welt früh oder spät das Gegentheil erfahren mußte. Wer hierin den großen Geist verkennt, muß von dem Wesen eines wahrhaft großen Karakters kleinliche oder irrige Begriffe habe. Nur der Schwachkopf nimmt zu niedrigen Ränken, zu finstern Schleichwegen seine Zuflucht; und wenn Männer, denen übrigens Talente nicht abgesprochen werden können, zu solchen unwürdigen Mitteln griffen, so waren sie in diesen Stükke doch nichts als Schwachköpfe.

Friedrich ließ am Tage der Unterzeichnung des Friedens zu Dresden in der Kreuzkirche das „Herr Gott dich loben wir!“ singen, die Kanonen auf den Wällen abfeuern, reisete am 27. Dec. von da ab, und traf am 29. Dec. in Berlin ein, wo ihn ein ungeheurer Zulauf von Menschen frohlokkend, und die Bürgerschaft in den geschmakvollsten und prächtigsten Aufzügen empfing. Abends war die Stadt erleuchtet, und mit mehr oder minder wizzigen Sinnbildern geschmükt. Man fand ein besonderes Wohlgefallen an dem Einfall eines Bürgers, welcher den General Grün auf einem Krebse, statt eines Pferdes reitend vorstellte, und darunter die Worte sezte: Der General Grün Will nach Berlin. Wichtiger ist die Bemerkung, daß die Preußen 45000 Gefangne gemacht, und nicht mehr als 4400 derselben verloren hatten. Dafür hatte ihnen der Krieg 8 Millionen Thaler gekostet, wovon am Schlusse nur noch 15000 Thaler

übrig

übrig waren. Am schwersten empfand Sachsen die Last desselben; es büßte 5 Millionen an Kontributionen ein, die Stadt Leipzig allein hatte 12 Tonnen Goldes an die Preußen zahlen müssen. Die Landesschulden dekte man mit Papiergelde, und Brühl, welcher die Kunst, ein Land recht mit Methode zu Grunde zu richten verstand, machte noch neues Papiergeld dazu. Die besten Kanonen 50 an der Zahl wurden aus dem Dresdner Zeughause nach Berlin geschaft, 1600 Mann der ausgesuchtesten Kreistruppen und 26 junge Edelleute aus dem Kadettenkorps unter die Preußische Armee aufgenommen. Friedrich hatte ebenfalls Geld und Menschen verloren; er ersezte das erste durch Sparsamkeit und gute Finanzeinrichtungen, und das lezte, den Abgang der Truppen, durch Ergänzungen von den zahlreichen Gefangnen, und durch 7000 Landesrekruten. Durch fortgesezte Regentensorge verwischte er bald alle Spuren von 2 bald auf einander gefolgten Kriegen.

Friedensjahre zwischen dem zweiten und dritten Schlesischen Kriege.

1746 — 1756.

Die zehn Jahre, welche vom Dresdner Frieden an bis zum siebenjährigen Kriege hin verflossen, waren die glüklichsten für das Land, die schönsten für Friedrich und die erfreulichsten für die Unterthanen in seiner ganzen Regierungszeit. In ihnen

gen war Wohlhabenheit, Vaterlandsliebe, Zufriedenheit, Sittlichkeit, Gemeingeist mehr als in den spätern Jahren Friedrich's in Preußens Staaten sichtbar. Das Volk war seinem Könige mit enthusiastischer Liebe zugethan, und sahe in ihm den Gegenstand seines Stolzes und seiner Verehrung. Denn es hatte noch kein drükkendes Monopol, noch keine Französische Regie, noch kein übertriebnes Kontrebande-System, noch kein zu hartes militärisches Kanton-Joch die Herzen der Unterthanen vom seinem Herrscher abwendig gemacht, und die heilige Flamme des Patriotismus ausgelöscht. Friedrich stand in der vollen Blüthe seiner Mannsjahre, und entfaltete als Regent und Mensch die liebenswürdigen Eigenschaften seines Geistes im herrlichsten Schmukke. Er sezte alle Triebfedern in Bewegung, um das Land zum höchsten Flor, und die Bewohner zur möglichsten Zufriedenheit zu bringen. Was er als Privatmann und als Fürst that, erwarb ihm nicht bloß Bewunderung, die ihm nie fehlte, sondern auch Zuneigung des Volks, die gegen das Ende seines Lebens sehr abnahm. Der kleinste Zug blieb nicht unbemerkt, der geringste Same fiel auf keinen undankbaren Boden. Wie sanft und gutmüthig mußte ein König erscheinen, der nach dem ersten Augenblikke seines Triumfs-Einzuges in Berlin auf die Nachricht, daß sein alter Lehrer Duhan von Jandun mit dem Tode ringe, sogleich vom Schlosse in das Krankenhaus eilt, den Sterbenden tröstet, den Todten beweint, die Hinterlas-

nen versorgt! Welch ein Vater des Vaterlandes mußte ein Monarch seyn, der zwar seine Einkünfte jährlich zu 12 Tonnen Goldes (die von Schlesien und Ostfriesland ungerechnet) erhöht, und doch keine neue Steuer ausschreibt, keine alte vermehrt, keine lästige Einrichtung trift, statt dessen vielmehr große Summen zur Erleichterung der Verunglükten, zur Austroknung meilenlanger Moräste, zur Belebung des Gewerbes, und zur Beförderung der Freude theils verschenkt, theils anwendet! Wie thätig mußte ein Regent für die Bevölkerung sorgen, der allein in dieser 10jährigen Periode 280 neue Dörfer anlegte, und in den ausgetrokneten Oderſümpfen von Swinemünde bis Küstrin, von da bis Wriezen, und von Schwedt bis jenseits Stettin 3500 Familien ansezte, und da, wo seit Jahrhunderten Frösche gequakt hatten, von jezt an frohe Menschen wohnen ließ! Um den Handel Stettins und die Einkünfte des Zolles zu erhöhen, wurde 1748 der Hafen an der Swine mit großen Kosten in einen guten Stand gebracht, und an dem dabei befindlichen Dorfe eine neue Stadt unter dem Namen Swinemünde erbaut. Die Städte wurden durch Verbesserung der Wollmanufakturen, Seidenarbeiten, Zeugfabriken und dergleichen belebt. Berlin, Potsdam, Magdeburg, Frankfurt u. a. m. lieferten vorzüglich gute Sammte, Seidenwaaren, Barchent, Juste, und einige Orte hatten Zukkersiedereien. Holzreiche Gegenden enthielten Gelegenheit zu Anlegung von Eisenhütten, und Werkstätten

für

für Kugeln, Bomben, Kanonen. In Westfalen entdekte man neue Salzwerke, und bei den alten ersparte man durch Graviren den Holzverbrauch. Ganze Dörfer, Hunderte von Familien enthaltend, ernährten sich vom Woll- und Flachsspinnen; viele einzelne von Maulbeer- und Seidenwurmzucht, wozu Prediger und Küster das Beispiel, und königliche Belohnungen die Ermunterung gaben. Wenn Friedrich durch seine Fürsorge für diese Gegenstände den Einwohnern Unterhalt und Gewinn verschafte, so sicherte er ihnen beides durch eine unparteiische und verbesserte Rechtspflege. Die vielen Klagen über verzögerte oder verkehrte Justiz, wo mit Officiere und andre bedeutende Männer den König nach dem ersten Schlesischen Kriege bestürmten, ermunterten ihn zu dem Auftrag, welchen er schon vor dem Kriege dem Minister Cocceji zur Entwerfung einer bessern Gerichtsordnung gegeben hatte; er erneuerte jetzt seinen Befehl in dieser Absicht, erhob 1747 den Baron Cocceji zum Großkanzler und Haupt der Justiz in allen seinen Landen; und setzte ihn durch diese neue und ungewöhnliche Würde in den Stand, seine Plane, womit er schon unter der vorigen Regierung beschäftigt war, wobei er ehr an andern Ministern, besonders an dem Eigensinne und an den Vorurtheilen Ammon's Widerstand antraf, jetzt endlich durchsezzen zu können. Cocceji, und sein Vertrauter, der ihm hernach im Amte nachfolgte, der damalige Revisionsrath Jariges, besorgten eine Sammlung neuer Ge-

sezze und Gerichtsordnungen, welche 1748 erschien und codex Fridericianus genannt wurde. Das Hauptaugenmerk ging dahin, die Prozesse zu verkürzen; und eben dieser einseitige Gesichtspunkt machte neue Fehlgriffe, Ungewißheit, Verwirrung und Zankmaterie veranlassen; obgleich viel gewonnen und große Verbesserung bemerkt war. Zugleich wurden fähigere Beamten angesezt, die Gerichtstermine und Instanzen verkürzt, im Ganzen alle Prozesse binnen Jahresfrist entschieden, durch Tabellen dem Könige Nachrichten gegeben, wie viele Rechtssachen nach Ende des Jahres noch obschwebten, und durch strenge dreijährige Visitationen die Gerichtshöfe in Furcht erhalten. Indessen, dabei verfuhr man zuweilen ziemlich soldatisch: Vorwärts, was fält, das fält, das war der Wahlspruch; Geschwindigkeit, und nicht immer Gründlichkeit der Untersuchung leitete die höchsten Behörden. Es machte dem Könige große Freude, als man ihm berichtete, daß von 11,978 Prozessen, die in einem Jahre angebracht waren, 11,749 in derselben Zeit abgemacht, und nur noch 229 im Gange wären; aber bald sahe man das Nachtheilige dieser Verfahrungsart. Als Jariges Großkanzler wurde, mußte er durch beständige Misskripte ändern und flikken, bis endlich diese ganze, anfänglich himmelhoch erhobne Justiz-Verfassung 1781 zu Grabe getragen, und eine völlig neue Schöpfung der Gesezgebung eingeleitet wurde. In eben dem Jahre, wo der Friedrichsholer

Gäla-

Gültigkeit bekam, stiftete der König das Ju-pil-lenkollegium, welches die Rechte der Unmündigen schützt; eine Statssache, die in so vielen Ländern noch jezt mit einer unverantwortlichen Nachlässigkeit betrieben, oder vielmehr versäumt wird, der doch gerade die, welche sich selbst nicht schützen können, und öfters von den nächsten Verwandten die schreiendsten Bedrükkungen leiden müssen, des öffentlichen Schuzzes der Obrigkeit am bedürftigsten und würdigsten sind.

Daß Friedrich die Vermehrung und Vervollkommerung der Armee nicht aus den Augen gelassen habe, wird jeder Leser von selbst denken. Er verstärkte sie so ansehnlich, daß sie 1755 aus 140 Bataillonen 213 Schwadronen, zusammen aus 152,330 Mann bestand. Er machte mit scharfem Blik über den pünktlichsten Gehorsam, die strengste Zucht, und die stete Uebung derselben. Für die Befehlshaber schrieb er eine eigne Anweisung; und wenn die Gemeinen in den Standquartieren in den mechanischen Handgriffen und nothdürftigen Geschiklichkeiten abgerichtet waren, so versammelte sie Friedrich jährlich in großen Friedenslägern, um ihnen eine höhere militärische Bildung zu geben. Das Fußvolk übte er in Auswikklungen und raschen Schwenkungen, Angriffen in der Ebne und von Standörtern, Vertheidigung von Dörfern, Uebergängen über Flüsse, verstellten Märschen, geschikten Rükzügen und in allem dem überhaupt, was zum wirklichen Kriege gehört, wie er mit Verstand, List, Ehre und Mortheit geführt

führt werden muß. Die Reuterei lehrte er, wie sie sich bei geschloßnen und getrennten Angriffen, beim Kundschaften und Beschleichen, bei trokner und grüner Fouragierung, im Fassen der Gesichtspunkte nach vorgeschriebnen Richtungen zu verhalten habe. Diese Uebungen wurden gewisser Massen auf eine geheimnißvolle Art angestellt, indem ohne besondre Erlaubniß kein fremder Zuschauer zugegen sein durfte. In Gegenwart ausländischer Officiere machte man nur unbedeutende Manöver. Bei volkreichen Kantonen hob man für jede Kompagnie noch 24 bis 36 Ueberzählige aus, welches für das ganze Heer an 10,000 Mann betrug. Dennoch waren die Werbungen nicht so drükkend, als nach dem 7jährigen Kriege, wo die Armee um 50,000 Mann verstärkt, und also eine gröbere Rekruten-Ausnahme erforderlich wurde. Zwar kam Westpreußen in der Folge hinzu, aber dies allein konnte auf den Ueberschuß nicht gerechnet werden. Friedrich war indessen nicht so leidenschaftlicher Soldatenfreund, daß er die Regentenpflichten gegen die übrigen Stände hinten an gesezt hätte. Folgende Anekdote wird seine gerechte und edle Denkungsart in's hellste Licht sezzen. Im Januar 1749 bemerkte er einst bei einer Karnevals-Redoute eine auffallend große Menge von schön gewachsenen Bedienten. Als man ihm auf seine Nachfrage mehrentheils Damen nannte, in deren Dienst sie ständen, so sagte er voll Unwillen, es sei Schade, daß solche Müßiggänger den Weibern aufwarteten; sie wären nüzlicher für den Staat, wenn sie

für Soldatendienste thäten. Ein Officier erwiederte darauf, daß man sie allenfalls dazu bewegen könnte, wenn es des Königs Wille wäre. In seiner Zerstreuung, und im Nachdenken über andre Gegenstände versetzte Friedrich kurz: es würde ihm lieb sein. Der Sinn konnte hiervon kein andrer sein, als der, es würde ihn freuen, wenn man einen und den andern in Güte zum Soldatenstande bewegen könnte. Die Berlinischen Officiere mußten von dieser vernünftigen Deutung eine ganz verkehrte Auslegung, und erlaubten sich den unerhörtesten Mißbrauch. Gleich am nächsten Tage wurden alle Straßen der Hauptstadt mit Werbern und Soldaten-Patrouillen angefüllt, welche nicht nur alle Bedienten gewaltsam von den Wagen herunterrissen, sondern auch Kaufmannsdiener, Barbiergesellen, Handwerksburschen, und andre Leute von gutem Wuchse in die Wachstuben schleppten, und durch schändliche Mishandlungen zum Anziehen des Soldatenrockes zwangen. Ganz Berlin gerieth in Schrekken, alles öffentliche Verkehr in Stokkung, jeder Kaufmann schloß seinen Laden, jeder Bürger verriegelte seine Wohnung, jede Straße wurde öde und menschenleer. Der König erstaunte über eine solche Misdeutung seiner unschuldigen Worte, er befahl im heftigsten Unwillen über die Urheber dieses Unfuges, alle eingezognen Personen sogleich zu befreien, und statt ihrer die Unruhstifter gefangen zu nehmen und zu bestrafen. Er erklärte den Tag dieser Gewaltthätigkeiten für

den traurigsten seiner ganzen bisherigen Regierung, und ließ die Kaufleute und die vornehmsten andern Bürger auf das Rathhaus berufen, wo sie die stärksten Versicherungen erhielten, daß kein Mensch ihres Standes, möchte er auch die größte Leibeslänge haben, wider Willen unter irgend einem Vorwande zum Kriegsdienste angeworben werden sollte. Dies stellte die Ordnung wieder her, und beruhigte die Gemüther.

Wenn sich Friedrich durch diese Einschränkung der militärischen Schreckenswillkühr die Liebe der Bürger erwarb, so gewann er durch seine Fürsorge für dienstunfähig gewordne Soldaten die Herzen der Vaterlandskämpfer. Im Januar 1747 entwarf er den Plan zur Aufführung eines Invalidenhauses, in welchem alte, verstümmelte und ausgedienste Soldaten verpflegt werden sollten. In einer todten, unbewohnten Gegend, vor dem Oranienburger Thore, wurde der Bau ohne Zögern angefangen, und durch die Menge der Arbeiter, und das Treiben des Königs, der überhaupt beim Bauen rasch, fast übereilt verfuhr, stand das Hauptgebäude schon im Oktober vollendet da, und prangte mit der sehr passend vom Markis D'Argens angegebenen Inschrift: Laeso et invicto Militi *). In ihm fand der Invalide alle mögliche Bequemlichkeit und Unterstützung. Eine katholische und protestantische Kirche sorgten für seine geistigen, und

*) Dem verwundeten und unbesiegten Kriegsmann.

und mehrere Wirthschaftsgebäude für seine körperlichen Bedürfnisse; und die öde Gegend umher erhielt durch diese Anlagen neues Leben und heiteres Ansehen.

Friedrich's Bestreben, durch Verordnungen, Belohnungen und Ermunterungen jeder Art die Kultur seines Landes zu befördern und zu erhöhen, erweckte viele Köpfe, auf neue Erfindungen zu sinnen, und merkwürdige Versuche zu machen, die oft im Kleinen geriethen, im Großen verunglückten, und daher mehrentheils wieder vergessen, oder doch selten nachgeahmt wurden. Der königliche Gärtner zu Moubijon erzeugte auf vaterländischem Boden wirkliches Zukkerrohr, wovon nun im Jahre 1752 viel Rühmens machte. Ein gewisser Weikgenand brachte durch ökonomische Künste einen Sandflek, der seit zwei Jahren nicht gedüngt war, zu einer solchen Fruchtbarkeit, daß er von 2 Scheffel Roggen Aussaat 3 Wispel oder 48 Scheffel Gewinn lieferte. Zu demselben Ende standen Stauden von 164 Reihen, von letztern jede 6 bis 7 Zoll lang, sechsschichtig und großkörnigt, der Gerste ähnlich. Noch auffallender war das Versprechen des Regimentsfeldschers Schmukker von der Garde, durch ein gewisses Pulver einen gesunden Menschen mehrere Tage lang ohne weitre Nahrungsmittel zu sättigen. Zu zwei Grenadieren und einem Offizier von gutem Appetit wurde 1756 die Probe angestellt, und, wie es heißt, bewährt gefunden. Sie marschirten täglich zwei Meilen, exerzirten sodann, und genossen eine

Woche hindurch nichts als dies Pulver. Schmuker ward Generalchirurgus, das Pulver in größrer Menge bereitet, am Ende aber wenig gebraucht, weil man Magazine doch für nöthiger zur Verpflegung der Armee, als alle Pulver hielt. Besser gelang es mit den Erfindungen eines andern nachdenkenden Mannes, des Posamentierers Holfeld. Er verfertigte Wegemesser in Gestalt einer großen Taschenuhr, die an jedem Wagen leicht angebracht, und womit eine Strekke von 100 Meilen richtig abgemessen werden konnte. Die Engländer vervollkommnten diese Maschine, und fanden sie beim Straßenbau höchst nüzlich. Eben dieser Holfeld erfand Klaviere, welche beim Spielen die Noten auf ein besondres Papier absezten. Den traurigsten Ausgang nahm ein lokkendes, vielversprechendes Unternehmen, welches gewinnsüchtige Projektmacher ersonnen, jedoch schlecht berechnet hatten. Man errichtete zu Emden eine Asiatische Handelskompagnie, die bis nach China hin handeln, oft gegen Silber, wovon man sich einbildete, daß es mehr als Gold geachtet würde, Gold eintauschen, und andre große Spekulationen ausführen wollte. Ein gewisser Staard erhielt 1750 auf zehn Jahre eine königliche Bewilligung dazu; das Publikum ward eingeladen, das nöthige Geld in einzelnen Antheilen von 500 Thalern in Friedrichsd'oren auf Hofnung hoher Zinsen herzuleihen. Die Sache machte Aufsehen, reizte viele Kapitalisten, gefiel dem Könige, und erhielt trotz aller ernsten und spöttischen Gegenbemerkungen Beifall.

fall. Am 17. Februar 1752 ging das erste Schiff nach Kanton ab, ihm folgten nach und nach mehrere; der Handel ging auch, bald schlich er langsamer, zuletzt hörte er auf. Im Jahre 1765 verkaufte man Waaren, Schiffe und übrige Effekten; und statt des erwarteten Gewinnes bekamen die Gläubiger und ihren Inhaber nur 18 Procent Kapital zurück, für höhere also an jedem Hundert 82 Thaler ein.

Und Brandenburg sahe zum zweiten Male das Vorhaben, welches der große Kurfürst schon begonnen hatte, mit Schrecken scheitern.

Den 2. Mai 1747 weihte Friedrich durch ein prächtiges Festmal von 200 Gedekken und durch ein vollstimmendes Konzert das nahe bei Potsdam neuerbaute Lustschloß ein, welches er seit dem Lebenslang bewohnte. Er gab ihm den Namen Sanssouci, Sorgenfrei, wie die Inschrift der Façiate ausweiset. Nikolai hat im zweiten Hefte seiner Anekdoten sehr annehmliche Gründe vorgebracht, daß sich diese Benennung nicht sowohl auf das Schloß selber, als vielmehr auf das Grab dabei bezog. Gleich Anfangs, nach Erwählung dieses Gegend zu seinem einsamen Sommer-Aufenthalte, und noch ehe der Grund zum Schlosse gelegt ward, hatte Friedrich 1744 in der Stille eine Gruft graben, das Gewölbe mit Marmor bekleiden, und darüber eine liegende Bildsäule der Flora oder Blumengöttin setzen. Diese Gruft, deren Dasein sehr geheim gehalten, und nur wenigen Vertrauten entdekt wurde, hatte Friedrich

in

in der Folge stets vor Augen, denn sie war dem Fenster seines Studirzimmers gerade gegenüber; es ist etwas Karakteristisches, daß er aus freier Wahl und vom Volke unbemerkt bei seinen Sommervergnügungen den Tod immer vor Augen hatte, und seine trostlosen Begriffe davon vermuthlich mit einem frohen Lebensgenusse und mit einem strengen Pflichtgefühle zu vereinigen wußte. Als das Schloß noch nicht vollendet war, offenbarte er dem Markis d'Argens, daß er bei dem ersten Gedanken zur Erbauung seines Lustschlosses auch die Absicht gehabt habe, daselbst sein Grab einzurichten. Quand je serai là, setzte er hinzu, je serai sans trouble! Wenn ich dort ruhen werde, dann werde ich ganz sorgenfrei sein. Er wollte hier begraben sein, welches jedoch nicht geschehen ist. In Sanssouci lebte er nicht in dem glänzenden Elende des Hofgepränges, sondern in der einsamen Zurückgezogenheit eines weisen Privatmannes; von hier aus regierte er seine zerstreuten Staaten, und hier überließ er sich, nach Erfüllung seiner Fürstenpflicht, den Reizen einfacher Vergnügungen, dem Umgange mit den Musen, und den Unterhaltungen mit witzigen und gelehrten Tischgenossen, die aber in seine Regierung nicht den mindesten Einfluß hatten. Schön und anziehend schildert er seine Lebensart in einer dichterischen Epistel an den Markis d'Argens auf folgende Art: „Kommt, „träger Markis, nach Sanssouci. Hier herrscht „keine Thorheit von lauter quälenden Ostentation, „welche die Gewohnheit Menschen anlernt, um sich

„der

„der gähnende Ekel mit der Verschwendung des „Witzes paart. — — Hier sind keine vornehme „Maulaffen, keine erhizte Scheinheilige, keine alten „Weiber, die truppweise über Nichts und wieder „Nichts streiten. Eine spärsame Mittagstafel, „welche nüzliche Gespräche würzen, wobei zuweilen „glänzende Funken eines lebhaften Wizzes auf Ko„sten der Narren belustigen, befriedigt hier das Be„dürfniß, und die friedliche Einsamkeit schüzt wie „ein festes Bollwerk wider die Anfälle des getäusch„ten Pöbels, die er gewöhnlich auf die Verehrer „der Künste und Wissenschaften zu machen pflegt.“ Während dieser Zeit schrieb Friedrich sein großes Gedicht von der Kriegskunst, und alle die Gedichte und Aufsäze, welche unter dem Namen der Werke des Philosophen von Sanssouci bekannt sind. Schon früher, bald nach dem Dresdner Frieden, verfaßte er die Denkwürdigkeiten der Brandenburgischen Geschichte, wozu ihm der Minister Hertzberg, damals nur noch ein von der Universität zurükgekommner Jüngling, besonders vom 30jährigen Kriege und dem Brandenburgischen Kriegswesen aus den königlichen Archiven die nöthigen Auszüge gemacht hatte. Diese Schrift, welche sich durch Freimüthigkeit im Urtheilen, durch kühne und treffende Zeichnungen von Karakteren, und eingestreute auffallende Bemerkungen auszeichnete, wurde nicht gedruckt.

Diese an einem Könige so ungewohnten Beschäftigungen zogen ihm die Verwunderung des denkenden

Publikums zu seine Kriegs- und Regierungsthaten verbreiteten seinen Ruhm bis in ferne Gegenden. Aus dem Oriente erschienen Prinzen und hohe Gesandte, um ihm ihre Ehrfurcht zu zollen. Im Jahre 1746 kam ein Sirischer Prinz, Nassor genannt, und 1750 ein Gesandter des Tatarkans und des Sultans von Budziak an seinen Hof, welche durch ihre seltsamen Aufzüge aller Augen auf sich zogen, ehrenvoll empfangen und mit den auserlesensten Festen bewirthet wurden. In der Folge meldeten sich noch mehrere Morgenländische Abenteurer, um Friedrich's Hof zu verherrlichen. Er merkte aber, daß sie im Grunde nur Bettler waren, die sich Almosen erschleichen wollten; er lehnte daher fernere Besuche der Art dienstfreundlichst ab. Es bedurfte der Herren Vettern aus dem Morgenlande gar nicht, um dem Hofe Friedrich's Glanz und Ansehen zu geben. So abgeschieden von allem Prunke er im Sanssouci lebte, regierte und studirte, so machte er doch zu gewissen Zeiten, besonders an den Geburtstagen seiner Mutter und anderer Angehörigen des Hauses, und zur Karnevalszeit in Berlin, Gastrollen. Er scharrte nicht Schätze zusammen, um sich nur wie ein Geizhals an ihrem Anblicke zu weiden; sondern er bewahrte einen Theil zu unvorhergesehenen Staatsbedürfnissen, und verwendete einen andern, um den Künstlern und Handwerkern Verdienst zu verschaffen und den Geldumlauf zu befördern. Ohnedem von Natur für geschmackvolle Freuden empfänglich und

nach

nach seinem damaligen Alter zu ihnen geneigt, ließ es ihnen an kostbaren und reizenden Vergnügungen in dieser Periode nicht fehlen. Hiervon ein Beispiel statt aller. Seiner Mutter Geburtstag feierte er 1746 folgender Gestalt. Es wurde eine prächtige neue Oper, Traum des Scipio, gegeben. Nachher speiste der Hof in einem Zimmer des Königs, welches aus einem künstlichen Garten von Zwergbäumen bestand, die alle ungewöhnliche Früchte, es war im März, und völlig reife Früchte trugen. Der erste Gang enthielt statt der Speisen Galanteriewaaren, und Kostbarkeiten von Brillanten besetzt, welche durch eine Lotterie vertheilet wurden. Geschwind verändert sich darauf die Tafel durch Schüsseln, die alles, was zum den Gesichtsinn ergötzen konnte, lieferten; und der Nachtisch erschöpfte in zehn Vorstellungen allen Witz und alle Kunst der Hofkonditoren.

Bei der Aufmerksamkeit, welche Friedrich auf die innern Geschäfte wandte, und bei den Vergnügungen, denen er sich von Zeit zu Zeit überließ, versäumte er es nicht, seine Blicke auf die großen Angelegenheiten Europens zu richten. Maria Theresia, welche nach dem Dresdner Frieden den Krieg gegen den Pragmatischen Sanktionen, Frankreich und Spanien noch fortgesetzt hatte, suchte sich wegen zu rächen mit ihren Feinden durch einen endlichen Vertrag aus. Friedrich schickte den Herrn von Klinggräffen zum Aachner Kongreß, und bewirkte durch ihn, daß ihm alle schlesische Provinzen im 5. Artikel des Friedenstraktats

den

den Besitz von Schlesien gramerten. Obgleich den zweiten Schlesischen Krieg wider Frankreichs Wünsche und Absichten geendigt hatte, so sezte er seine Verbindung mit dieser Krone dennoch fort, schloß vereint mit ihr 1747 eine Allianz mit Schweden, und mit ihr beförderte 1754 eine Handels-Uebereinkunft. Ihren Gesinnungen, und mit ihr und dem Kurfürsten von der Pfalz, und Köln wirkend, widersetzte er sich seit 1750 dem Wunsche zur Römischen Königswahl des Erzherzogs Joseph, welchen Hannover und Sachsen begünstigten. Diese Angelegenheit erregte in allen Deutschen Kurhöfen lebhafte Bewegungen und mannigfaltige Unterhandlungen. Sein Hauptaugenmerk indessen blieb unaufhörlich der Gedanke, daß der Wiener Hof auf die Wiedereroberung Schlesiens sinne; Argwohn und Mißtrauen erfüllten ihn mit Eifer, den geheimen Umtrieben des Wiener Kabinets nachzuspüren, und den Erfolg mehrfertigte seinen Verdacht. Denn kaum hatte Maria Theresia im Dresdner Frieden zum zweiten Male Friedrichs Herrschaft über Schlesien anerkannt, und ihm ewig im ruhigen Besitze davon zu bleiben gelobet, als sie der Ewigkeit vergaß, die Heiligkeit des Traktats verspottete, und unmittelbar darauf im Jahre 1746 die Höfe von Petersburg und Dresden zu einem geheimen Bunde gegen Preussen vermochte, worin im Falle eines Einfalls die wortlängste Theilung der Preußischen Länder festgesetzt wurde. Elisabeth, die Kaiserin von Rußland,

liebte von Natur den Krieg nicht, desto mehr aber die Freuden der Sinnlichkeit und gewisser Genüsse, worüber man damals die geringern Stände bestrafte, und wozu die mehrsten Höhen ein Privilegium zu haben glaubten. Friedrich machte einige satirische Bemerkungen hierüber, welche der Elisabet zu Ohren kamen, und sie in dem Grade erbitterten, daß sie sich willig mit seinen Feinden zur Rache vereinigte. Dazu kam, daß sie ihm abgeneigt, weil er keine Religion hätte, und seine Gemahlin nicht liebte. Die Oestreichischen und Sächsischen Minister wußten die kleinlichsten Ränke zu gebrauchen, um Elisabets Zorn immer mehr zu entflammen, und alle Gelegenheiten zu entfernen, wodurch ihr eine bessere Meinung von Friedrich hätte zugeführt werden können. Hiermit noch nicht zufrieden, arbeitete der Wiener Hof mit unermüdeter Emsigkeit darauf, den König Ludwig XV. von Frankreich in seine Plane zu ziehen, den Haß, welcher seit Jahrhunderten beide Reiche trennte, und von Geschlecht zu Geschlecht erbte, zu vertilgen, und eine Verbindung zu schließen, die den Politikern unnatürlich und chimärisch schien. Der Graf von Kaunitz, Oestreichischer Gesandter zu Paris, ließ nichts unversucht, um dies Meisterstück der Staatskunst, wie seine Anhänger behaupteten, zu Stande zu bringen. Jahrelang war seine Mühe vergebens. Endlich gelang es ihm, die Französischen Minister kaltsinnig gegen Friedrich zu machen; der gänzliche Bruch war nur ein Zufall, und eine Frucht der Kaunitzischen

sch-

schen Feinheit. Die Franzosen geriethen 1755 mit den Engländern wegen einiger Grenzmeilen Land von den wüsten Einöden Kanada's in Amerika in Streit; das Versailler Kabinet hatte die Absicht, das Kurfürstenthum Hannover zu besetzen, um Amerika in Deutschland zu erobern. George II., der seine Deutschen Stammländer mehr als sein Königreich liebte, zitterte vor diesem feindlichen Vorhaben, und um es rückgängig zu machen, suchte er Friedrich's Freundschaft. Letzterer erfuhr, daß George in vollkommenem Einverständniß mit der Kaiserin Elisabet lebte, und daß die Englischen Guineen viel Eingang bei den Russischen Ministern fänden. Diese Bemerkung, und die Folge, welche er daraus herleitete, die Russische Freundschaft durch George's Vermittlung gewinnen zu können, veranlaßte ihn, sich mit England zu vereinigen, und dies um desto mehr, da seine Allianz mit Frankreich eben zu Ende ging. Den 16. Januar 1756 schloß er den geheimen Traktat von Westminster, durch welchem keine fremden Truppen den Deutschen Boden betreten sollten. Einen Monat vor dieser Verabredung kam der Französische Herzog von Nivernois nach Berlin, und suchte den König durch das Anerbieten, ihm die westindische Insel Tabago einzuräumen, zur Theilnahme an einem Kriege gegen Hannover zu bewegen. Friedrich nahm die Sache als Scherz auf, lehnte alle Französischen Vorspiegelungen ab, und ging so offenherzig zu Werke, daß er dem Herzoge sogar das Original seines

nes Vertrages mit England zeigte. Die Nachricht von dieser Allianz erregte am Französischen Hofe Unwillen und Grimm. Obgleich der Termin der Preußischen Verbindung mit Frankreich verflossen war, Friedrich folglich freie Hände hatte, und keine eigentliche Feindseligkeit gegen Frankreich, sondern blos die Neutralität Deutschlands beabsichtigte, so sprach man zu Versailles, dem Sizze des Uebermuthes und der Veränderlichkeit, in einem solchen Tone von Friedrich, als ob er ein Rebelle wäre. Dies war der günstige Augenblik, den Kaunitz ergriff, und der seine Wünsche krönte. Ein Anfall von Heftigkeit bei dem Könige Ludwig XV., und die Gewohnheit des Staatsrathes, gerade jezt gegen Friedrich in Französischen Tiraden zu fechten, bewirkte, was man seit dem 16. Sekulo für unmöglich gehalten hatte, eine enge Vereinigung zwischen den Erbfeinden Bourbon und Habsburg. Den 6. Mai 1756 wurde von Oestreich und Frankreich zu Versailles jene Allianz, die man den Bund der großen Mächte nannte, geschlossen, nach welchem jeder Hof dem andern versprach, sich gegenseitig im Falle, daß einer angegriffen würde, mit 24000 Hülfstruppen beizustehen. Frankreich ließ sich aber in der Folge durch rachsüchtige Eingebungen bewegen, statt dieser bedungnen 24000 Mann Schwärme von 180,000 Streitern gegen Friedrich und George abzuschikken. Der Französische Einfluß in die Berathschlagungen des Reichsrathes zu Stokholm vermehrte Preußen's Feinde im fol-

gen-

genden Jahre dadurch, daß sich auch Schweden gegen Friedrich erklärte.

Die Hoffnung des Königs von Preußen, durch seine Verbindung mit England das gute Vernehmen mit Rußland wieder herzustellen, schlug gänzlich fehl. Die Kaiserin Elisabet haßte den König Friedrich so unversöhnlich, daß sie um seinetwegen so gar den Engländern die alte Freundschaft aufkündigte. Sie konnte zwar die Französische Nation auch nicht ausstehen; aber ihr Groll gegen Friedrich war noch stärker; sie that den Schritt, welcher ihr sauer genug wurde, sich mit Frankreich zu verbinden, doch viel lieber, als nur einen Schatten von Vereinigung mit England zu unterhalten, mit einer Macht, die ihr plözlich zuwider wurde, weil sie den großen Friedrich zum Bundesgenossen hatte.

Der mächtige Statenbund wider Preußen hätte gefährlich werden können, wenn seine Plane und Absichten bis zum Augenblikke der Entscheidung geheim geblieben wären. Aber bereits seit dem Jahre 1753 wußte Friedrich jeden Anschlag, welchen die beiden Kaiserinnen in Gemeinschaft Brühl's wider ihn entworfen hatten. Der geheime Kanzellist Menzel zu Dresden verrieth das ganze Gewebe, welches zum Verderben Friedrich's entsponnen war. Durch ansehnliche Geldsummen, wie Einige, oder aus Gefälligkeit für Friedrich, wie Andre sagen, ließ er sich verleiten, dem Preußischen Gesandten Malachen alle Wochen die Depeschen abschriftlich mitzutheilen, welche von Wien und Petersburg zu Dresden einliefen;

lassen; er verschaffte ihm auch die Kopien von alten Verbindungs-Urkunden, die sich im Sächsischen Archive befanden. Die Urkunden wurden in einem Schranke aufbewahrt, zu welchem ein Nachschlüssel zu Berlin verfertigt wurde. Aus den Petersburger Briefschaften ersahe Friedrich, daß Rußland in dem Jahre 1756 den Krieg noch nicht anfangen könne, im folgenden Jahre aber eine desto größere Thätigkeit beweisen wolle. Indessen zogen sich doch schon 50000 Mann in Liefland zusammen. Eben so machten die Oestreicher bedenkliche Anstalten in Böhmen. Sie versammelten zahlreiche Truppen daselbst, und bildeten von ihnen zwei große Armeen; die eine nahm ihre Stellung unter dem Fürsten Piccolomini bei Königingrätz, und die andre unter dem Feldmarschall Browne bei Prag. Man legte Magazine an, kaufte zahlreiche Pferde zur Fortbringung des schweren Geschützes und Lebensmittel aus, man rüstete sich, als ob der Feldzug nächstens eröffnet werden sollte. Die Depeschen aus Wien, welche Menzel einlieferte, enthielten nichts als Angriffspläne, und waren nur um einen Vorwand zum Kriege verlegen. Aus Mangel eines bessern Grundes beschloß man endlich, die unbedeutenden Werbestreitigkeiten, in welche Friedrich gerade damals mit dem Herzoge von Meklenburg gerathen war, als Ursache zur Kriegserklärung zu gebrauchen, indem es leicht sei, diese geringfügigen Händel als eine Verletzung des Westfälischen Friedens vorzustellen. Zu solchen Armseligkeiten nahm der Haß gegen Friedrich

drich seine Absicht. Alle diese Umstände bewogen den König von Preußen, durch seinen Gesandten Klinggräf mündlich im Julii, und schriftlich im August 1756 zu Wien anfragen zu lassen, was die Kriegsrüstungen in Böhmen zu bedeuten hätten? Man antwortete zweideutig, dunkel und unbestimmt, man wollte durchaus keine aufrichtige Friedensversicherung geben, welche Friedrich verlangte, man läugnete das Dasein von verabredeten Bündnissen wider Preußen, und der kaiserliche Minister Kaunitz erklärte, nach dem Inhalte einer aufgefangnen Depesche an den Sächsischen Minister Flemming, daß er mit allem Vorsaz den König durch verfängliche Antworten in Unruhe versezzen, und zum Anfangen der Feindseligkeiten bringen wolle. In Absicht des lezzern Punktes hätte er Friedrichs Karakter ganz richtig ergründet, und seine Handlungsweise gut errathen. Friedrich überzeugte sich von der Nothwendigkeit, den Feinden zuvorzukommen, und glaubte, kein anderes Mittel zur Abwendung der Gefahr zu haben, als ihr selbst kühn entgegen zu gehen. Dies ist die Aussicht der Sache, wie sie dem Augen des Königs erschien, und wie sie allen denen vorkam, welche sie mit dem Geiste desselben betrachteten. Daß es aber noch andre Gesichtspunkte gibt, von welchen aus man den Ursprung dieses Krieges beschauen könne, lehrt das Beispiel des Ministers Hertzberg, welcher den Zusammenhang und die geheimen Triebräder eines der verderblichsten Kriege gewiß besser als irgend ein andrer Schriftsteller übersahe,

habe, und welcher doch die absolute Nothwendigkeit dazu läugnet, wenigstens höchst zweifelhaft macht. Seine merkwürdige Aeußerung hierüber findet sich in der Historischen Nachricht von dem lezten Lebensjahre Friedrichs, welche er den 25. Jan. 1787 in der Versammlung der Akademie ablas. „Es ist, sagt dieser denkende Statsmann, aus„gemacht, daß eventuelle Kriegs- und „Theilungspläne wider Friedrich exi„stirten, aber da sie nur eventuell wa„ren, und die Bedingung voraussezten, „wofern der König von Preußen Gele„genheit zum Kriege geben würde; so „wird es immer unentschieden bleiben, „ob diese Pläne jemals würden zur „Ausführung gekommen sein, und ob es „gefährlicher gewesen sein würde, hier„von anzufangen, als ihnen zuvorzukommen. „Wie dem auch sei, die Neugierde des „Königs und der kleine Umstand der Be„stechung eines Sächsischen Gesandten „sind die zuverlässige Ursache dieses „unnatürlichen siebenjährigen Krieges, der „Friedrich II und die Preußische Armee „unsterblich gemacht hat, der aber auch „beinahe den ganzen Staat zu Grunde „gerichtet, und an dem Rande des Verder„bens gebracht."

Geschichte des siebenjährigen Krieges vom Ende August 1756 bis 15. Febr. 1763.

Feldzug 1756. Friedrich's Einfall in Sachsen. Schlacht bei Lowosiz den 1ten Oktober. Einnahme des Sächsischen Lagers bei Pirna den 14. Oktober.

Was der Römische Geschichtschreiber Livius vom zweiten Punischen Kriege, welcher 18 Jahre dauerte, sagt, gilt eben so sehr von demjenigen, welcher sieben Jahre hindurch das deutsche Reich verwüstete, und ganz Europa zu Wasser und zu Lande in Bewegung sezte. Es war der denkwürdigste Krieg der neuern Zeit, welchen mächtige Staten mit der ganzen Kraft ihrer innern oder äußern Stärke, mit der höchsten Kunst einer erprobten Kriegskenntniß, und mit noch größerm Hasse als Nachdruk führten, und worin das Glük so abwechselnd und veränderlich war, daß die Sieger mehr als einmal den Abgrund der Vernichtung nahe an sich erdfnet sahen. Völker, welche durch Sprache, Sitten, Religion und Bildung noch weiter von einander abgingen, als durch die Entfernung der Wohnplätze, die sie trennten; Menschen von der feinsten Kultur und Naturkinder von der rohesten Wildheit, Franzosen, Deutsche, Ungarn, Kroaten, Kalmukken, Baskiren, Kosaken, Russen, Schweden, Dalekarlier strömten von der Nähe des Nordpols, und von den Küsten des Adriatischen

Meeres,

Meeres, von dem Fuße der Pirenäen, von den Ufern der Wolga und vom Gestade des Kaspischen Meeres zusammen, um einen König zu bekämpfen, der sie nie beleidigt hätte, und ein Volk zu zertreten, das die mehrsten unter ihnen kaum dem Volksnamen nach kannten.

Da Friedrich den Krieg zur Rettung seines Reiches für unvermeidlich hielt, so zögerte er nicht, ihn auf eine Art zu eröfnen, welche seine Feinde in Verwunderung und Bestürzung brachte. Noch dachte keiner ernstlich daran, ihn schon jezt anzugreifen, denn überall fehlte es an Geld, an Kriegsbedürfnissen, an gehöriger Truppenzahl, noch Niemand hatte seine Rüstungen nur zur Hälfte vollendet. Da erschien Friedrich plözlich und fürchterlich mit 60000 Mann im Felde, und bemächtigte sich des Kurfürstenthums Sachsen, ehe jemand ahnete, wo der erste Schlag niederfallen würde. Bei aller Wahrscheinlichkeit eines nahen Krieges erfuhren nur wenige Vertraute Friedrich's, wenn und wo er ausbrechen sollte. Am 20. August rief der König den Geheimenrath von Herzberg ganz insgeheim nach Sanssouci, übergab ihm die Depeschen des Sächsischen Hofes, und trug ihm auf, daraus einen Auszug zu verfertigen, welcher allen Höfen zur Benachrichtigung über die Ursachen des Feldzuges mitgetheilt wurde. Friedrich allein machte durch Hülfe des Kriegszahlmeisters Köppen in allen Provinzen in gröster Stille die Truppen marschfertig; die Befehlshaber der Regimenter erhielten verschlossne Or-

derts, die erste an einem gewissen Tage erhalten waren den dursten. Selbst in Potsdam, wo der König die Garnison persönlich ausführte, erfuhr man von der Richtung des Marsches eher nichts, als bis man die Landstrasse nach Sachsen betrat. Es war der 29s August, als dieser folgenreiche Heereszug begann. Die Armee rückte in drei Abtheilungen nach Sachsen, und sollte binnen 8 Tagen in der Nähe von Dresden zusammentreffen. Die erste Abtheilung wurde von Friedrichs Schwagen, dem Herzoge Ferdinand von Braunschweig, über Halle, Leipzig, Freiberg, in den Ort ihrer Bestimmung geführt. Das Centrum oder die zweite Kolonne zog sich unter der Aufsicht des Königs am linken Elbufer über Wittenberg, Torgau, Meißen und Kesselsdorf nach Dresden. Und die dritte Abtheilung, befehligt von dem Herzoge von Bevern, rückte aus der Gegend von Frankfurt durch die Lausitz an das rechte Ufer der Elbe, Pirna gegenüber. Am 8ten September waren alle Preußen in der Nachbarschaft der Sächsischen Residenz angelangt. Die zerstreuten Sächsischen Soldaten, die auf keinen Widerstand gefaßt waren, zogen sich überall in gehöriger Ordnung zurück. Der Preußische Marsch verdiente wegen der Ueberraschung, der Schnelligkeit, womit er geschahe, wegen der musterhaften Ordnung, die man beobachtete, und wegen der genauen Berechnung, womit jeder Zug und jede Ankunft bestimmt war, die höchste Bewunderung. Friedrich rechtfertigte seine Schritte durch eine gedruckte Erklärung, welche er selbst verfaßt hatte.

Gleich

Gleich bei der ersten Nachricht vom Preußischen Anzuge geriet der Sächsische Hof in Bestürzung. Der geheime Staatsrath hielt unter dem Vorsitze Brühl's eine Versammlung nach der andern. Es hatte zwar mit den großen Mächten Friedrich's Neid der alles an sich reißen wollte; aber um die Mittel zu diesem Zweck sich wenig bekümmert. In Polen standen einige Sächsische Regimenter, nicht einmal diese waren zum Schutz des Vaterlandes gerufen worden; man hatte für kein Magazin gesorgt, an keine Ergänzung der Truppen gedacht; um die Ueppigkeit des Hofes und die Asiatische Verschwendung Brühl's befriedigen zu können, war die Armee, welche 40000 Mann enthalten sollte, bis auf 17000 vermindert. Jezt wußte man weder Rath noch Hülfe; und eben darum erwählte man gerade die unglücklichsten und schlechtesten Maßregeln, die zu erdenken waren. Der Graf Rutowski mußte mit sämmtlichen Truppen bei Pirna an Königstein und Sonnenstein hin zwischen der Elbe und einer Reihe von schroffen Felsen ein Lager beziehen, das jedem feindlichen Angriffe, nur nicht dem tödtenden Hunger, widerstehen konnte. Die Natur hatte schon alles gethan, um dies Lager zu bewahren; die Kunst beeiferte sich, es ganz unbezwinglich zu machen. Die Sächsischen Generale benugten die nahen Fichtenwälder dazu, um die ohnedem engen und fast unbegsamen Zugänge des Lagers vollends durch Verhaue und Pallisaden zu verschließen; vergaßen aber darüber, für etwas mehr Nothwendiges, für Lebensmittel

mittel zu sorgen. Die schrecklichen Wirkungen des Hungers waren freilich dem Grafen Brühl unbekannt, einem Minister, der zwar mit seinem Herrn, dem Könige August III. und den Prinzen Xaver und Karl den Truppen in die Felsenklüfte gefolgt war, der aber mitten unter dem allgemeinen Elende noch immer eine schwelgerische Tafel hielt, weil die Preußen die Küchenwagen für den Hof zur Zeit der Einschließung ungehindert ein- und ausließen. Brühl erwog die Wichtigkeit des Brodbedürfnisses nicht, weil er es noch nie gefühlt hatte; darum machte er damals, als es noch in seiner Gewalt stand, nur unbedeutende Anstalten zur Versorgung der edlen und muthigen Sachsen; daher hatte man nur auf 14 Tage vollen zureichenden Vorrath; und doch konnte mehr geschehen; denn schon am 2. September rükte die Armee in's Lager, und erst seit der Mitte dieses Monats wurden ihnen die Zufuhren von den Preußen gänzlich abgeschnitten. Die Hofnung, durch die kaiserliche Armee, welche der Feldmarschall Brown von Prag herbeiführte, errettet zu werden, wiegte den Minister in eine stolze Ruhe und Sorgloſigkeit ein.

Unterdessen fingen die beiden Könige Friedrich und August einen Briefwechsel an, dessen Inhalt sich auf die Bewilligung der Neutralität Sachsens bezog. Friedrich wollte sie unter gewissen Bedingungen zugestehen; aber August wollte von keinen besondern Vorschlägen etwas hören, sondern bestand auf einer unbedingten und allgemeinen Parteiloſigkeit,

keit, wovon Friedrich wußte, daß er sie wegen seiner engen Verbindung mit den Kaiserhöfen nicht aufrichtig beobachten würde: er verlangte Beweise und Sicherheit, und weil Sachsen keins von beiden geben mochte, so ließ sich Preußen nicht weiter darauf ein. Deswegen suchte sich Friedrich in Sachsen zu behaupten; er nannte die Besezzung dieses Landes nur ein Depot, eine Verwahrung; eine Spizfindigkeit der neuern Statskunst, womit man gewaltsame Unternehmungen beschönigen, und die Welt täuschen will, die sich aber durch leere Namen nicht hintergehen läßt, sondern ungescheut jedes Ding nach der wahren Beschaffenheit benennt. Der Erfolg zeigte es auch bald, wie dies einstweilige Nehmen in Verwahrung zu verstehen sei. Denn es wurden Geldsteuern und Naturallieferungen jeder Art ausgeschrieben, alle Kassen im Lande in Beschlag genommen, die Kanzleien in der Hauptstadt versiegelt, die Versammlungssäle der hohen Beamten verschlossen, mehrere angesehne Civildiener und Räthe verabschiedet, das Münzdepartement aufgehoben, die ganze Artillerie und Munition aus dem Zeughause nach Magdeburg geschaft und die Schweizergarde entwafnet. Es ist schwer zu begreifen, wie dies alles mit einer freundschaftlichen Bewahrung gereimt werden könne. In seinem persönlichen Benehmen indessen zeigte sich Friedrich liebreich und gefällig, und gab sich das Ansehn eines Gastes, Freundes und Bundesgenossen. Er nahm sein Quartier in Dresden, wo er am 10. September ungehindert

eine

einzog, nicht im Schlosse, um der Gemahlin Augusts und dem Kurprinzen, die daselbst zurückgeblieben waren, keine Unannehmlichkeit zu machen, sondern er wohnte in einem Garten der Vorstadt, gestattete allen fremden Gesandten, allen Sächsischen Standespersonen, und dem Stadtmagistrate freien Zutritt zu sich, und mischte Scherz, frohe Laune und Anmuth in seine Unterhaltung mit ihnen. Er besuchte selbst die Kirche, und beschenkte den Prediger mit Champagner-Wein. An der öffentlichen Tafel durfte das Volk scharenweise zuschauen. Der Feldmarschall Keith musste die königliche Familie begrüßen, und mit Höflichkeit überhäufen, wogegen die Königin ihren Besieger zur Tafel einladen, und ihm einen Kammerherrn zur Bedienung anbieten ließ, welches natürlich von Friedrich nicht angenommen wurde. Das Sächsische Lager wurde indessen von 32000 Preußen an beiden Ufern eingeschlossen; und eine andre eben so starke Armee rückte unter dem Feldmarschall Keith in die Böhmische Grenze, drang bis Aussig an der Elbe, und lagerte sich bei Johnsdorf. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig hatte Gelegenheit, mit dem Vortrabe die ersten Kriegsthaten zu verrichten, er vertrieb den kaiserlichen General Wied aus Nikolsdorf, welches dieser mit 8000 Mann besetzt hatte. Bis zu Ende des Septembers fiel weiter nichts Bedeutendes vor.

Da die Feinde Friedrich's alles das, was er von geheimen Verbindungen wider Preußen anführte,

Hörte, für Erdichtung erklärten, ihm auch noch mancher Umstand dunkel blieb, so war es zu Rettung seiner Ehre, und zu Rechtfertigung seines Einbruchs in Sachsen durchaus nothwendig, sich des Dresdner Archivs zu bemächtigen, um die Originalschriften der wider ihn verbundnen Höfe zu erhalten. Diese wurden in 3 Zimmern des Schlosses aufbewahrt, welche mit einem Privat-Gemach der Königin zusammenhingen; sie waren bereits eingepakt, und sollten nach Polen abgeführt werden. Das höfliche Ersuchen Friedrichs an die Königin, die Schlüssel auszuliefern, wurde trotzig abgeschlagen. Der Preußische Kommandant Wylich von Dresden erhielt daher den Auftrag, das Archiv auf irgend eine Art, es sei mit Güte oder Gewalt, in Besitz zu nehmen. Nachdem einer seiner abgeschikten Officiere nichts ausrichtete, begab er sich selber zur Königin, bat, flehte, beschwor sie, die verlangten Schlüssel zu geben. Die Königin, eine Tochter des ehemaligen Römischen Kaisers Joseph, fühlte ihren Stolz beleidigt, ihren Zorn erregt; sie stellte sich mit ausgestrekten Armen vor die Thüre, und betheuerte, daß sie den Eingang mit ihrem Leibe decken würde. Aber Wylich achtete seinem Befehle nach weder ihres Schreiens, noch Widersezzens, sondern versicherte, daß man im äußersten Falle Gewalt brauchen, und die Thüre erbrechen würde; ja er schob die Königin, wie Einige erzählen, wirklich von der Thüre weg. Nun wurden die Schlüssel gebracht. Man fand die gewünschten Papiere,

40 Bände, welche der König dem Geheimenrathe Herzberg übergab, um daraus eine Rechtfertigung des Preußischen Benehmens aufzusezzen. Selbiger verfaßte aus den Original-Urkunden der Oestreichischen und Sächsischen Minister binnen 8 Tagen jene berühmte Statsschrift*), welche die Rechtmäßigkeit der Masregeln Friedrich's bei allen Unbefangnen außer Zweifel sezte. Dieser Vorfall, ohne welchen Friedrich's Ehre bei der Nachwelt auf immer zweideutig geblieben wäre, ob nicht vielleicht die verrathnen Kopien erdichtet sein könnten, trug sehr viel zur Vermehrung seiner Feinde bei. Noch an eben dem Tage rief die beleidigte Königin alle fremde Gesandten zu sich, schilderte ihnen Friedrich's Verfahren, der auch alsbald nachher die Sächsischen Minister verabschiedet hatte, mit den schwärzesten Farben, und gab den Vorgang für eine Beschimpfung aller Könige aus. Ihre Tochter, Gemahlin des Französischen Dauphin's oder Kronprinzen, warf sich ihrem Schwiegervater dem Könige Ludwig XV. zu Füßen, und bat in Thränen zerfließend, ihre Eltern und ihr Vaterland zu rächen. Frankreich stellte jezt den Preußischen Einfall in Sachsen als eine Verlezzung des Westfälischen

*) Sie führt den Titel: Memoire raisonné sur la conduite des cours de Vienne et de Saxe, et sur les desseins dangereux contre S. M. le Roi de Prusse avec les pieces originales et justificatives, qui en fournissent les preuves. à Berlin. 1756.

schen Friedens vor, und behauptete, daß es als Beschüzzer dieses Friedens mit voller Macht wider Friedrich auftreten und Schweden, als den andern Garant, gleichfalls dazu bereden müsse. Unmittelbar darauf wurden die beiderseitigen Gesandten abberufen oder fortgeschikt.

Der Englische und Holländische Abgeordnete gaben sich alle Mühe, um, wo möglich, noch eine Aussöhnung zwischen Friedrich und August zu stiften. Friedrich war sehr geneigt dazu. Er wollte anfänglich die Neutralität Sachsen's bewilligen, wenn die Truppen auseinander gingen und ihre friedlichen Quartiere bezögen. Später hin erhöhte er seine Forderungen, weil die Oestreichischen Zurüstungen seine Lage bedenklicher machten. Er verlangte jezt, daß Sachsen ein förmliches Bündniß mit ihm schließen, Gefahr und Vortheil mit ihm theilen sollte. Aber Friedrich's schriftliche Vorstellungen waren bei August eben so unwirksam, als Winterfeld's mündliche, von Beredsamkeit und Nachdruk begleiteten Bemühungen. August zeigte eine Festigkeit, die man an einem so weichlichen und trägen Fürsten gar nicht erwartet hatte. Er schlug zuerst das Auseinandergehen seiner Armee, und hernach das Anerbieten der Allianz kühn und standhaft aus; er forderte seine Truppen auf, die Ehre ihres Königs und die Unabhängigkeit ihres Landes bis auf den lezten Blutstropfen zu vertheidigen. Die getreuen und muthigen Sachsen waren wirklich entschlossen, alles für Fürsten und Vaterland zu wagen;

wagen; aber ihr Wille war größer, als ihre Kräfte. Schon zeigte sich der Hunger mit seinen schrecklichen Verwüstungen, da man den Menschen und Pferden den bestimmten Unterhalt um ein Drittel verminderte. August wünschte diesen traurigen Aufenthalt zu verlassen, und nach Polen zu gehen, wo seine Gegenwart nöthig ward, da der Reichstag zu Warschau am 1. Oktober eröffnet werden sollte. Friedrich schlug ihm, und dem Polnischen Großkanzler, welcher sogar Drohungen wagte, die verlangten Pässe ab, und gab zu verstehen, daß er diese Reise vor der Entscheidung des Schicksals von Sachsen nicht gestatten könne.

Die einzige Hofnung, welche das eingeschlossne Heer noch aufrecht erhielt, stützte sich auf die heranrückenden Oestreicher, denen sie als ihren Befreiern entgegen blikten. Der Wiener Hof ließ es auch an keinem Eifer, an keiner Thätigkeit fehlen, um den Sachsen schleunigst zu Hülfe zu kommen. Schon den ganzen Sommer hindurch stand eine Armee unter dem Befehle des Feldmarschalls Brown im Lager bei Kollin. Aber die Kavallerie war größtentheils noch unberitten, und nicht eher als zu Ende Augusts kamen die nöthigen Pferde an. Kaum war dies Hinderniß gehoben, so stellte sich ein neues ein. Man hatte kein Geschütz, um die Kanonen und Kriegsbedürfnisse nach Böhmen zu schaffen. Die Kaiserin Marie Thereſe gab ihre eigne Pferde aus dem Marſtalle hierzu her, und ermunterte das durch ihren Adel in Oeſtreich und Böhmen, ein

Glei-

Gleiches zu thun, welchen sich voll Patriotismus bereitwillig zu diesem Opfer zeigte. In den letzten Tagen des Septembers rückte der Graf Brown bis Budin an der Eger vor, mit dem Vorsatz, alles zur Rettung der Sachsen zu versuchen. Als Friedrich seinen Anzug vernahm, übergab er den Oberbefehl des Einschließungskorps an den Markgrafen Karl, und eilte sogleich zur Armee des Feldmarschalls Keith bei Aussig, um die Oestreicher durch eine Schlacht zum Rückzuge zu zwingen. Von hier brach er am 30. Sept. auf und marschirte weiter vorwärts, an eben dem Tage vor Brown in gleicher Absicht bei Budin über die Eger zu gehen. Am folgenden Tage, den 1. Oktober gleich nach Tagesanbruch, kamen beide Heere bei dem Städtchen Lowositz an der Elbe so nahe zusammen, daß eine Schlacht unvermeidlich ward.

Die Oestreicher waren fast die Hälfte stärker, als die Preußen; sie hatten 74 Bataillons und 78 Schwadronen, ohne die Grenadiere Regter, und 198 Kanonen. Friedrich konnte ihnen nur 34 Bataillons und 60 Schwadronen entgegen stellen; dafür aber hatte er 102 Kanonen. Brown lehnte den linken Flügel seines Heeres an einen steilen Berg; und durch diesen und andre undurchdringliche Zugänge deckte er die Hälfte der Armee so ganz, daß hier kein Angriff mit Erfolg zu befürchten war; der rechte Flügel dehnte sich bis Lowositz und bis Libe hin. In die Stadt warf er seine beste Infanterie, und eine Menge Geschütz, und mit der dasselbe

hatte

hatte er eine starke Batterie angelegt. Ein Haupt versehen beging er jedoch dadurch, daß er die Anhöhen bei Lobosch und Raskodiz, von welchen seine Truppen beschossen werden konnten, nicht besezte. Friedrich konnte unmöglich glauben, daß sich die Feinde einer solchen Nachlässigkeit schuldig gemacht hätten; er bildete sich daher ein, daß sie über die Elbe gegangen wären, und daß er nur noch den Nachtrab vor sich erblikke. In diesem Irrthume bestätigten ihn einige tausend Kroaten und Ungarn, welche, anstatt den Loboscher Berg zu besezzen, am Fuße desselben in den Weinbergen herumschwärmten und ein verlornes Feuer machten. Von der kaiserlichen Kavallerie, welche das Preußische Kanonenfeuer aushielt, stellte er sich vor, daß sie den Rükzug deken sollte. Er selbst nahm die Anhöhen in Besiz, und fing nach 7 Uhr Morgens das Gefecht mit dem Nachzuge, wie er meinte, an. Bis um 11 Uhr kämpfte man gleichsam im Finstern; denn es war ein so dikker Nebel, daß man einander nicht sehen konnte. Erst gegen Mittag verschwand der Nebel, und erst jezt bemerkte Friedrich, daß die ganze feindliche Armee in Schlachtordnung vor ihm aufmarschirt, ihr linker Flügel unangreifbar, und nur ihr rechter zu bestürmen war. Er gebot sogleich, daß seine Reuterei über einen breiten Graben sezzen, und den Feind angreifen sollte. Dies geschahe mit Schnelligkeit und Glük. Die Oestreicher wurden bis nach die Kanonen von Lowosiz getrieben. Die Hizze riß hier die Preußen zu weit; sie ritten zu unvorsichtig heran, und

und erlitten durch das Feuer von 60 Oestreichschen Kanonen einen solchen Schaden, daß sie mit Verlust zurükkehren mußten. Die nächste Mühe derselben ging nun dahin, die Kroaten aus den Weinbergen und Gärten am Loboscher Berge, deren Mäuern und Zäune sie als Bollwerk gebrauchten, zu vertreiben. Nach einem tapfern Widerstande, und nach der größten Anstrengung gelang es ihnen. Brown empfand jezt den Nachtheil seines Fehlers, daß er den Preußen die Anhöhen überlassen hatte; er wollte ihn verbessern; er schikte daher seine beste Infanterie des rechten Flügels ab, um die Berge zu erstürmen. Der Angriff war heftig und wüthend, und die Preußen hatten alle Standhaftigkeit nöthig, sich zu behaupten; als sie ihre Patronen verschossen hatten, stürzten sie mit aufgepflanztem Bajonet oder umgekehrten Flintenkolben über die Oestreicher her, jagten sie den Berg hinunter, und benuzten ihre Unordnung, um die Stadt Lowosiz anzuzünden, und alle Feinde daraus zu nöthigen. Dies entschied den Sieg. Die Oestreicher konnten sich nicht mehr halten. Brown trat um 3 Uhr Nachmittags den Rükzug an. Da sein linker Flügel gar nicht gefochten hatte, so konnte er seinen Abzug mit Vorsicht und Ordnung einrichten. Um noch weniger von den Preußen zu fürchten zu haben, ließ er die Brükke über die Elbe bei Leutmeriz, und die über die Eger abwerfen. Eben darum konnte Friedrich keine größern Vortheile von dem Siege ernten. Die Oestreicher hatten sich überhaupt so tapfer und muthig bewiesen, daß die

Preu-

Preußen entriefen: „das sind nicht mehr die alten Oestreicher.“ Dagegen legten die Feinde das Bekenntniß ab: „wir haben die alten Preußen wieder gefunden.“ Doch hatten die Preußen mehr als die Besiegten verloren; sie büßten an Todten, Verwundeten und Gefangenen 3300 Mann ein; unter ersterm waren drei Generale. Sie machten nur 700 Feinde zu Gefangenen, bei welchen sich der Fürst Lobkowitz befand. An Todten und Verwundeten büßten die Oestreicher 2300, also zusammen 3000 Mann ein. Um dieses geringern Verlustes willen, und wegen der Gefangennehmung mehrerer Preußen, begingen die Oestreicher die Schwachheit, sich den Sieg zuzuschreiben, und in Wien eine 9tägige Andacht des Dankes feiern zu lassen. Daß sie aber die Uebermundnen waren, bewieser ihr Rükzug vom Schlachtfelde, und die völlige Zerstörung ihres Plans; sie wollten durch die Preußen hindurch bis zu den Sachsen dringen, um sie zu befreien; statt dieses Preises des Siegs mußten sie die Flucht ergreifen.

Obwol gleich dieser Versuch zur Entsetzung der Sachsen fehlgeschlagen war, so machte der einsichtsvolle und unermüdete Graf Brown doch einen neuen, der aber am Ende ebenfalls mißglükte. Ungeachtet seiner damaligen Krankheit zeigte er viele Aufmerksamkeit und eine Thätigkeit, welche Verwunderung verdiente, und ihm die Liebe des Heeres in hohem Grade erwarb; er schlief unter freiem Himmel, weil er seine Zelte weggeschikt hatte, er aß sehr oft ohne Unterschied der Tage und Mahlzeiten das nächste

Witte-

Witterung so sehr aus, daß er einst vor seinen Leuten zu Boden sank. Dafür folgten sie ihm auch in jede Gefahr. Er verabredete mit den Sachsen folgenden Entwurf: er selbst wollte am rechten Elbufer bis Schandau ziehen; die Sachsen aber sollten in der Nacht vom 11. Oktober ihr Lager bei Pirna verlassen, und bei Königstein über die Elbe gehen; dann sollten die dortigen Preußen von zwei Seiten angegriffen, geworfen, und auf die Art die Vereinigung der Sachsen mit den Oestreichern bewirkt werden. Das ungewöhnliche regnige und stürmische Wetter erschwerte den ausgehungerten Pferden das Fortschaffen der schweren Kupferpontons, und verzögerte den Uebergang über die Elbe um zwei Tage. Diese Zeit benuzte Friedrich dazu, seine Posten jenseits des Flusses zu verstärken und mehr zu befestigen. Am 13. Oktober führten die Sachsen mit unbeschreiblicher Mühseligkeit ihr Vorhaben aus. Sie sezten dem hohen Lilienstein gegenüber wirklich über die Elbe. Die Preußen bemächtigten sich sogleich des Lagers bei Pirna, holten den Nachtrab ein, und eroberten das mehrste Gepäkke, weil die Brükke einbrach, ehe es gerettet werden konnte. Diejenigen Sachsen, welche das rechte Elbufer erreicht hatten, geriethen, anstatt ihr Schikfal zu verbessern, in die traurigste Lage, in welcher sich je eine edle und entschlossne Nation befunden hat. Sie trafen keine Spur von ihren Bundesgenossen, den Oestreichern, welche sowohl durch ein Korps Preußen als durch die Hindernisse des Erdbodens vom Vorrükken abgehalten wur-

ben; und dagegen erhielten sie die Schrekkensbotschaft, daß man ihnen keine Hülfe leisten könne. Brown hatte zwei Tage bei Schandau gewartet; die Sorge für seine eigne Sicherheit bewog ihn nach Böhmen zurükzugehen. Die Sachsen waren sich nun allein überlassen, der Wuth des Hungers, den Ergießungen des Regens, und dem Schwerte der Preußen ausgesezt. Sie wollten sich am Lilienstein in Ordnung stellen, aber der enge Raum zwischen ihm und der Elbe gestattete es ihnen nicht. Sie hatten keine Kanonen, weil sie selbige wegen der verdorbnen Wege jenseits lassen mußten; keine Zelte, weil das Gepäk verloren ging; kein Pulver und Munition aus eben den Gründen, und vor allem kein Brodt. Seit drei Tagen hatten sie nichts genossen; da lagen sie nun von Kälte erstarrt, von Hunger gequält, von wachsamen Feinden umringt auf dem feuchten Boden unter freiem Himmel, und hatten keine Hofnung, als in der Milde des Siegers, oder in den Zukkungen des Todes. Ihr König August hatte sich mit seinen Prinzen, und dem Stifter dieses Elendes, dem Grafen von Brühl, einige Tage vorher auf die Bergfeste Königstein begeben. Von hier aus gebot er seinem Feldmarschall und Halbbruder, dem Grafen Rutowski, zu wiederhohlten Malen, die Preußen anzugreifen. Die folgsamen Sachsen hätten es gern gethan. Aber wie war es nur denkbar, daß ausgehungerte Schatten ohne Pulver und Kanonen zugleich gegen die Stürme des Himmels, und gegen die Waffen ausgeruhter und gut gerüsteter Feinde kämpfen

pfen sollten. Endlich schrieb August, von der Nothwendigkeit der Unterwerfung überzeugt, an Rutowski: Ich übergebe euch das Schikksal der Armee; euer Kriegsrath mag entscheiden, ob man sich ergeben, oder den Tod wählen soll, es sei durch Hunger oder Schwert. Die Feldherren sahen keinen andern Ausweg, als Uebergabe an die Preußen. Nach einer Einschließung von 5 Wochen trugen sie dem Könige Friedrich am 14. Oktober eine Kapitulation an. Dieser beantwortete die vorgeschlagnen Artikel selber, und bewilligte unter den vielen Bitten weiter keine, als daß die Festung Königstein während des ganzen Krieges neutral sein sollte. Die Truppen, jezt noch 14000 Mann stark, mußten sich alle unbedingt ergeben und das Gewehr strekken. Die Officiere erhielten gegen ihr Versprechen, nicht wider die Preußen zu dienen, die Freiheit, sich nach Gefallen ihren Aufenthaltsort zu wählen. Die Unterofficiere und Gemeinen aber mußten dem Könige Treue und Gehorsam schwören, und Preußische Dienste nehmen. Sie waren so entkräftet, daß sie matt niedersanken und laut um Brodt flehten. Friedrich ließ jeder Kompagnie sogleich 20 sechspfündige Brodte geben, und die Generale zur Tafel laden. August wünschte, daß wenigstens seine Garde von der Gefangenschaft ausgenommen werden möchte. Friedrich schlug das wiederholte Gesuch darnach ab, weil sie, wie er wußte, sich bald in die feindlichen Reihen stellen, und er dann die Mühe haben würde, sie zum zweiten Male gefangen zu nehmen. August war nun nicht bloß

seiner Leibwache, sondern seiner ganzen Armee, seiner Erbländer und seiner Einkünfte beraubt; er erhielt keine andre Begünstigung, als die Erlaubniß, mit seinem Minister Brühl und dem königlichen Gefolge nach Warschau reisen zu dürfen. Friedrich sandte ihm ein höfliches Abschiedsschreiben, nannte ihn, wie immer, Herr Bruder, und entfernte alle Preußische Truppen von seinem Wege, um ihm den Anblik unangenehmer Gegenstände zu entziehen. Bei dieser Höflichkeit gegen den Fürsten bewies er sich um desto gebietrischer gegen die gefangnen Truppen. Weil er meinte, daß August keine Armee mehr halten und bezahlen könne, viele Soldaten aber kein andres Erwerbmittel als den Degen hätten, so hofte er, daß ihnen das Anerbieten zu neuen Diensten willkommen sein müsse. Er schuf sie daher zu Preußischen Soldaten um, beging jedoch das große Versehen, daß er sie größtentheils in ihrer bisherigen Ordnung beisammen ließ. So blieben 10 Infanterie-Regimenter, wie sie waren; und Friedrich glaubte, daß sie mit der veränderten Uniform auch einen andern Geist anziehen, und gut Preußisch werden würden, weil er ihnen Preußische Kleidungen, Fahnen und Officiere gab. Die übrigen Infanteristen so wie die Reuter wurden unter andre Preußische Regimenter gemischt. Außerdem mußte Sachsen noch in den ersten Monaten 9284 Mann zur Ergänzung liefern. Aber Friedrich wurde auf eine verdrießliche Art aus seinem Irrthume gerissen. Die Liebe zum Vaterlande und zu ihrem Regenten überwog alle andern

Betrach-

Betrachtungen bei den Sächsischen Kriegern. Sie gingen öffentlich mit Ordnung und Kühnheit bataillonweise davon, verjagten die Preußischen Officiere, tödteten die, welche sich ihnen widersezzen wollten, theilten die Geldkassen unter sich, nahmen die Brodt- und Munitionswagen, und folgten ihrem Könige nach Polen nach, oder begaben sich zur Französischen Armee. Unterofficiere, welche Friedrich durch Erhebung zu Officierstellen an sich fesseln wollte, verachteten die angebotne Ehre, wurden Anführer des Aufstandes, und zogen das, was sie Pflicht nannten, der Aussicht zum Glükke vor. Die Uebriggebliebnen wurden hierauf in die Städte verlegt; doch ohne Erfolg. In Leipzig öfnete sich ein Theil der Sächsischen Besazzung die Thore mit Gewalt, und ging am hellen Tage weg. In Wittenberg, Pirna und andern Orten brachten es die Sachsen durch Drohung und Gewalt dahin, daß sich die Preußischen Befehlshaber an die Feinde ergeben mußten; und selbst auf dem Schlachtfelde gingen ganze Kompagnien zu dem Feinde über, und kämpften augenbliklich gegen die Preußen. Tiefer konnte der Nationalhaß zwischen Engländern und Franzosen nicht eingewurzelt sein, als er sich in diesem Kriege zwischen Sachsen und Preußen befestigt zu haben schien.

Uebrigens war der Feldzug des ersten Jahres, welcher noch nicht zwei volle Monate gedauert hatte, mit dem Oktober gänzlich geendigt. Die Oestreichische Armee zog sich tiefer in Böhmen hinein, und

alle

alle Preußen gingen nach Sachsen oder Schlesien zurük, um in den Winterquartieren auszuruhen. Außer den erwähnten königlichen Truppen, welche durch Sachsen gedrungen waren, hatte der Feldmarschall Schwerin eine andre Armee von 25000 Mann aus Schlesien nach Böhmen führen müssen. Diese rükte zwar über Nachod und Neustadt in den Königingrätzer Kreis, konnte aber keine weitern Fortschritte machen, weil der König durch den Widerstand der Sachsen verhindert wurde, ihr Verstärkungen zu senden, und sie allein zu schwach war, die bei Königingrätz wohlgelagerte Armee der Oestreicher unter Piccolomini zu verdrängen. Schwerin begnügte sich also, die Lebensmittel in den besezten Böhmischen Orten zu verzehren, und bis unter die feindlichen Kanonen zu fouragieren; und führte beim Anfange der schlimmen Witterung sein Korps wieder nach Schlesien. Aus der bisherigen Erzählung ist zu ersehen, daß die Sachsen durch ihre Ausdauer im Pirnaschen Lager bis zur späten Jahreszeit dem Erzhause Oestreich einen Dienst erzeigten, von dem seine Rettung, wenigstens die Erhaltung des Königreichs Böhmen abhing. Hätte Friedrich die Sachsen ohne Aufenthalt zur Nachgiebigkeit bewegen können, so würde er plözlich und schnell in Böhmen eingedrungen sein, und die kaiserlichen Truppen, denen es damals an den mehrsten Bedürfnissen des Krieges fehlte, und die noch unvollzählig in zerstreuten Quartieren lagen, wahrscheinlich überwältigt haben. Dann hätte er der Armee des Grafen Schwerin

die

die Hand bieten, mit ihr vereint ganz Böhmen leicht erobern, und von hier aus das stolze Wien erschüttern und beugen können. Gegen diese Unfälle wurde Oestreich durch Sachsens standhafte Anhänglichkeit an die gemeinschaftliche Sache geschüzt, leztres aber für seine Aufopferung, für sein grenzenloses Elend nur mit Undank belohnt. In Wien erkannte man den geleisteten Dienst beinahe gar nicht, verspottete hie und da die Anstrengung der edlen Sächsischen Krieger, und sahe, wenn man das Verdienst Sachsens um das Erzhaus nicht läugnen konnte, selbiges für eine Art Schuldigkeit an.

Feldzug vom Jahre 1757.

Schlachten bei Prag d. 6. Mai;
bei Kollin d. 18. Juni;
bei Hastenbeek d. 26. Juli;
bei Groß-Jägerndorf d. 30. Aug.
bei Roßbach d. 5. November;
bei Breßlau d. 22. November;
bei Leuthen d. 5. December;

Kein Jahr des ganzen Krieges war so fruchtbar an Entwürfen, so thatenvoll an Hauptschlachten, und so abwechselnd an Glüksfällen, als dieses. Friedrich nahm den Winter hindurch sein Hauptquartier zu Dresden, behandelte zwar Sachsen als eine eroberte Provinz, doch Anfangs mit Schonung, weil er es immer noch für möglich hielt, den König August zu seinem Bundesgenossen zu machen. Er gab Schauspiele, Konzerte, Bälle, wie vormals

in Berlin, und erleichterte dem Lande die Last durch die strengste Mannszucht. Dabei forderte er freilich Kriegssteuern, doch ohne Härte und mit Mäßigung. Er blies in philosophischer Ruhe seine Flöte, und vermehrte mit besonnenem Gleichmuth sein Heer mit 40000 Mann, worunter 7 Freibataillons waren. Was indessen die mehrsten, und unter diesen selbst höchst achtungswürdige Geschichtschreiber, als der Hauptmann Archenholz, von einem Versuch, den König um diese Zeit zu vergiften, erzählen, ist eine bloße Erdichtung, wie der gelehrte Buchhändler Nikolai im 6. Hefte seiner Anekdoten klar und überzeugend bewiesen hat. Der königliche Kammerdiener Glasow wurde in die Festung Spandow gesezt, aber nicht wegen angeblich entdekter Vergiftung, sondern weil er in Verbindung mit dem Kammerlakai Völker einen Verhaftbefehl im Namen des Königs an den Kommandanten zu Magdeburg zu gefänglicher Einziehung eines unschuldigen Officierbedienten ausgestellt, und Friedrich's Petschaft darunter gedrükt hatte. Friedrich wurde mit ganz andern Gefahren, als Gift und Dolch waren, bedroht. Seine Feinde machten die furchtbarsten Anstalten, ihn in den Staub zu treten; und ließen nichts unversucht, um die Zahl seiner Widersacher zu vermehren. Man hielt seinen Untergang für unausbleiblich, und entwarf folgenden Theilungsplan: Oestreich sollte Schlesien, Rußland das Königreich Preußen, Schweden das Herzogthum Pommern, Sachsen Magdeburg und Halberstadt, und Frankreich

reich alle Westfälischen Provinzen bekommen. Wenn sich Friedrich noch zu rechter Zeit demüthigte und Gnade suchte, so sollte er aus Mitleiden das Kurfürstenthum Brandenburg behalten; sonst würde man es verheeren, ihn ganz absezzen, und die Kurlande dem nächsten Erben übergeben. Diesen stolzen und rachsüchtigen Absichten gemäß suchte der Wiener Hof ganz Deutschland wider ihn aufzuwiegeln, ihn als einen Reichsfeind dem Hasse aller seiner Mitstände, und den Strafen der Reichsgesezze zu opfern, ja wie einen Verbrecher zu behandeln. Man sezte alle Achtung, allen Anstand, alle Rücksicht auf eigne Ehre aus den Augen, und erniedrigte sich bis zu den gemeinsten Schmähungen. Der Reichshofrath zu Wien, eins von den beiden hohen Gerichten des Deutschen Statenbundes, fing einen ordentlichen Prozeß wider ihn an, er war Willens die Reichsacht über ihn auszusprechen, das heißt, ihn aller seiner Länder und Fürstenwürden für verlustig zu erklären, und durch den Reichstag eine Exekutionsarmee wider ihn auszusenden. Der Gewohnheit gemäß wurde ein kaiserlicher Notarius, ein gewisser D. April, an den Preußischen Gesandten von Plotho zu Regensburg abgeschikt, um ihm die Klageschrift zu überreichen, und ihn statt des Königs vor Gericht zu fordern. Er sollte binnen 2 Monaten vom 22. August an gerechnet vor der Reichsversammlung erscheinen, und die Anklagepunkte beantworten. Plotho nahm aber diese entehrende Verkündung nicht an, sondern schob den

Notar

Notar mit seinen Papieren zur Thüre hinaus, und ließ ihn durch seine Bedienten die Treppe hinunter, und zum Hause heraus werfen. Des Notars Name und Abenteuer erregte jezt allgemeines Gespötte und Hohnlachen. Der Reichshofrath mußte wegen gestörter Formalität mit seinem Prozesse inne halten, und ernstliche Vorstellungen von Frankreich hintertrieben die ganze hezwekte Reichsacht. Es gab zu erkennen, daß dieser Bannstral nun veraltete, ohnmächtig gewordne Waffe sei, wider Friedrich zu nichts helfen, und nur dazu führen könnte, daß sich Brandenburg und Hannover vom Deutschen Reichshande losrissen. Besser für ihre Sache wäre es, durch den Reichstag ein zahlreiches Heer wider Preussen in Bewegung zu bringen. Hierauf richteten nun Friedrich's Feinde ihre ganze Aufmerksamkeit. Unter dem Vorwande, daß Friedrich einen Landfriedensbruch begangen habe, forderte Oestreich und Sachsen alle Deutschen Stände zur Stellung ihrer Truppenbeiträge, Kontingente genannt, auf, um daraus eine Reichsexekutions-Armee zu bilden. In dem Schreiben, welches hierüber gedrukt wurde, kam der Drukfehler elende Reichshülfe, anstatt eilende Hülfe vor, welches zu vielen beissenden Satiren Gelegenheit gab. Der Berliner Hof gestand zu, daß die Besezzung eines Deutschen Landes, wozu keine Ursach vorhanden wäre, ein Landfriedensbruch sei, daß aber derjenige, welcher wider den andern heimliche Bündnisse und Verschwörungen anzettle, ebenfalls den Landfrieden gebrochen habe.

habe. Unter den Reichsständen erklärten sich 26 Stimmen wider den Oestreichischen Antrag, und schlugen vor, daß man lieber die Ursachen der Uneinigkeit untersuchen, und die streitenden Parteien mit einander aussöhnen möchte. Dieser vernünftige Rath wurde aber so wenig, als die Berlinische Einwendung geachtet; die Mehrheit der Reichsversammlung, 60 Stimmen, größtentheils katholische, dem Oestreichischen Hause sklavisch ergebne Stände, und selbst 9 Protestantische Fürsten gaben den Eingebungen des Hasses Gehör, und vereinigten sich am 17 Januar 1757 zu einem Reichsgutachten, in welchem der Reichskrieg wider Brandenburg beschlossen wurde. Zuerst wollte man das dreifache Kontingent, ein Heer von 120000 Mann, zusammenbringen; hernach begnügte man sich mit dem Ausschreiben auf die Hälfte. Der Muth der Deutschen Zwergfeinde Friedrich's wuchs bis zum Enthusiasmus, als Frankreich und Schweden in der Mitte März dem Reichstage bekannt machten, daß sie als Beschützer des Westfälischen Friedens, von einigen Höfen darum gebeten, starke Armeen wider Friedrich absenden und folglich nächstens den Deutschen Boden betreten würden. Der Preußische Gesandte bemerkte dagegen, daß die beiden Höfe nicht angezeigt hätten, welcher Hof ihren Schutz verlangt habe, und daß der Kaiser in seiner Wahlkapitulation beschworen habe, ohne Einwilligung des Reichstages kein fremdes Kriegsvolk nach Deutschland zu ziehen. Hierauf antwortete man,

daß

daß nur solches Kriegsvolk gemeint sei, welches gegen, aber nicht solches, welches für den Westfälischen Frieden nach Deutschland käme. Elende Silbenstecherei, womit man jedes Versprechen entkräften, jeden Eid vernichten kann! Es blieb dabei; das Deutsche Reich, mit Ausnahme weniger Fürsten, rüstete sich wider Preußen: die Russen zogen ihre, zum Theil halb rohe Menschenmasse, von Osten, Frankreich seine Scharen von Westen, Schweden von Norden, und Oestreich von Süden zusammen, um wie raubgierige und blutdürstende Geier den Preußischen Adler zu zerfleischen.

Da Friedrich von 2 Kaiserinnen, 3 Königen, und dem hundertarmigen Kolosse Deutschlandes einen Kampf auf Tod und Leben, auf Dasein und Existenz bereitet sahe, so glaubte er auch, keine Milde gegen seine Feinde mehr beweisen zu dürfen, sondern jedes Mittel zu seiner Rettung gebrauchen zu müssen. Sachsen wurde nun mit mehr Nachdruk und Ernst behandelt. Viele Besoldungen der Statsdiener wurden eingezogen, andre verringert. Die Unterhaltung der Landeskollegien hatte sonst 190,000 gekostet; Friedrich behielt jezt 160,000 Thaler von dieser Summe für seinen Bedarf, und ließ nur 30,000 Thaler für die alte Bestimmung. Der Beichtvater, ein wichtiger Mann nach katholischen Grundsäzzen, verlor 11,000 Thaler seines Gehalts, der Operndirektor 14000; beide erhielten noch 2000 Thaler. Die Königin von Polen bekam auf ihre Bitte um Geld das eine Mal 7800 Thaler,

den

den Rest einer Kasse: das andre Mal auf ihr Begehren, monatlich 74,000 Thaler zu beziehen, die trokne Antwort, daß ihr Gemahl für sie zu sorgen habe. Den Opernsängern und Tänzern wurde nichts gegeben; sie reiseten daher nach Italien zurük. Der ungeheure Vorrath von Porzellan in Dresden und Meißen, wurde öffentlich versteigert. Der Sächsische Kaufmann Schimmelmann erkaufte alles für 2 Tonnen Goldes, erwarb sich dadurch, und durch fortgesezte Spekulationen unermeßliche Reichthümer, ging ins Ausland, und stieg zulezt zur Würde eines Dänischen Statsministers. Die Kostbarkeiten des Dresdner Schlosses, die Bildergallerie, das grüne Gewölbe und dergleichen blieben unberührt. Nur gegen die Pracht-Besizzungen Brühls, den Friedrich als den Urheber des Krieges haßte, gegen seine Gärten, Schlösser, Hausgeräthe erlaubte er sich eine Rache, die man von einem philosophischen Könige nicht erwartet hatte. Die Sächsischen Rekruten wurden mit Gewalt zum Preußischen Dienste ausgehoben. Der in Dresden gebliebne Kurprinz machte Einwendungen dagegen, erhielt aber die Antwort, daß er sich um solche Dinge nicht bekümmern möchte. Den Landständen, welche sich auf die Pflicht, ihrem Fürsten gehorchen zu müssen, bezogen, erwiederte Friedrich: so lange ich Sachsen in Besiz habe, bin ich euer Landesherr; folglich seid ihr mir Gehorsam schuldig. Bey den Anstalten zu seiner Vertheidigung hatte er zugleich ein wachsames Auge auf die heimlichen Ränke

woran es natürlich nicht fehlen konnte. Die Oestreicher wollten die für neutral erklärte Festung Königstein mit Wissen des Sächsischen Befehlshabers überrumpeln. Friedrich entdekte den Anschlag, und vereitelte ihn. Einst bekam die Königin eine Kiste mit Würsten aus Böhmen; man durchsuchte sie, und fand die Häute statt des Fleisches mit Briefen ausgestopft. Ein gleiches bemerkte man in einem Fasse Ungarischen Weins, welches aus Warschau an die Gräfin Brühl gesandt war. Den Wein zapfte man ab, und überschikte ihn an die Gräfin; das Faß behielt man zurük; bei der Untersuchung zeigte sich ein doppelter Boden mit vielen Briefschaften angefüllt. An jedem Thore wurden nun alle Ballen, Kaufmannsgüter und Päkete genau durchgesehen, um auch auf diesem Wege alle geheimen Korrespondenzen zu verhindern.

Die Anzahl der feindlichen Truppen, welche in diesem Jahre wider Friedrich aufzutreten bereit waren, belief sich auf 700,000 Mann, denen er mit seinen wenigen Bundesgenossen höchstens 260,000 entgegen stellen konnte. Sein Plan war daher, sie einzeln anzufallen und zu schlagen, ehe sie vereint oder doch zu gleicher Zeit gegen ihn andringen konnten. Die nächsten und mächtigsten Gegner waren die Oestreicher, deren Befehlshaber Graf Browne das Königreich Böhmen durch 4 große Abtheilungen zu dekken suchte, da er einen ernstlichen Angriff durch Fridrich's Lage und List getäuscht ohnedem kaum erwartete. Friedrich aber brach früh und

unerwartet auf, und theilte seine Armee gleichfalls in 4 besondre Heere, welche von Sachsen und Schlesien aus unter dem Feldmarschall Schwerin, Herzog von Bevern, ihm selber und dem Fürsten Moriz von Dessau an einem Tage, am 20 April an ganz verschiednen Gegenden den Böhmischen Boden betraten, und sogleich mehrere beträchtliche Magazine eroberten. Die Abtheilung des Herzogs von Bevern, welche von Zittau aus in den Bunzlauer Kreis rükte, stieß zuerst auf eine feindliche Armee. Der Graf von Königsegg bewachte bei Reichenberg die engen Zugänge mit 28000 Mann; sein Lager war zwischen 2 waldigen Bergen, und seine Schlachtordnung glich einer Festung. Dennoch griff ihn der Herzog von Bevern, der durch einige Detaschements geschwächt nur 16000 Mann bei sich hatte, am 21 April muthig an, und öffnete sich nach einem Gefecht von 5 Stunden den Weg. Die Oestreicher flohen nach einem Verluste von 1800 Mann. Die Preußen hatten nicht mehr als 300 Mann eingebüßt; sie marschirten ungehindert weiter und vereinigten sich mit dem Korps des Grafen Schwerin, welcher aus Schlesien kam, und bei Altbunzlau 1500 Mann vom kaiserlichen Nachtrabe niederhieb oder gefangen machte.

Der König ging mit seiner Abtheilung über den hohen Berg Paskopol, sezte bei Koschliz über die Eger, und wollte sich am 5ten Mai am rechten Ufer der Mulde mit der größern Armee des Grafen Schwerin vereinigen. Schon hatte er bei Selz

eine

eine Schiffsbrükke über die Mulde schlagen und einen Theil seiner Truppen darüber ziehen lassen, als er die unangenehme Nachricht bekam, daß das Schwerinische Heer nicht eher, als am folgenden Morgen früh bei Prag am bestimmten Orte eintreffen könnte. Friedrich gerieth durch diesen Umstand in die mißlichste Lage. Er hatte gerade die kleinste Abtheilung seiner Krieger bei sich; ihm gegen über stand ein großes kaiserliches Heer unter den Kanonen von Prag, welches leicht seine Ankunft bemerken, seine Schwäche erfahren, seinen Uebergang sehen, und mit unverhältnißmäßiger Ueberzahl ihn angreifen und umringen konnte. Friedrich entdekte seine Verlegenheit nur wenigen Vertrauten, sezte seinen Uebergang mit Gleichmuth fort, und bezog ein Lager, zu welchem der General Zieten alle Zugänge sorgfältig bewachen mußte, um jede Desertion zu verhüten, und jedes Mittel zu verhindern, durch welches dem Feinde die wahre Lage verrathen werden konnte. Diese bedenkliche Nacht, wo die Oestreicher einen großen Streich hätten ausführen können, ging für Friedrich ruhig vorüber; und um 5 Uhr des Morgens am 6. Mai rükte die von ihm sehnlichst erwartete Armee des Feldmarschalls Schwerin heran, um sich mit ihm zu vereinigen. Sogleich beschloß er, eine Schlacht zu liefern. Verschiedne Generale widerriethen es, und baten um einen Tag Aufschub, weil die Schwerinschen Kolonnen, folglich die mehrsten Truppen schon an diesem Morgen einen starken und ermüdenden

Marsch

Marsch gemacht hätten, und der Ruhe bedürften. Der König aber antwortete ihnen: Frische Fische zum Fischen, und gehet den Angriff. Die Verfassung der Feinde bewog ihn zu diesem wohl überlegten Entschlusse. Am vergangnen Tage hatte sich das Heer des Grafen Brown mit demjenigen des Prinzen Karl under, und der Oberbefehl erhielt, verhinderte, daß Friedrich keine Zeit zu verlieren hatte, wenn er nicht zum Uebergewichte aller vereinigten Kräfte der Oestreicher würde werden wollen. Er besahe mit dem Grafen Schwerin das feindliche Lager, und machte mit ihm nach der befundnen Beschaffenheit den Entwurf zur Schlacht. Die Feinde standen 76000 Mann stark auf vortheilhaften Anhöhen gelagert; sumpfige Wiesen, abgelassne Teiche, schlammige Wege machten die Zugänge schwierig und fast ungangbar. Nur schmale Dämme ragten hie und da hervor, und gestatteten blos einzelnen Soldaten den Uebergang. Der linke Flügel der Kaiserlichen lehnte sich über beinahe unersteigliche Felsen und Anhöhen hin, und war durch einen 100 Fuß tiefen Graben, welcher sich vor seiner Front befand, gedeckt. Dieser Flügel sollte daher nach Friedrich's Disposition nicht, sondern angegriffen werden; sondern es sollte vielmehr der feindliche rechte Flügel durch den Preußischen linken unbeschäftiget, welches dem Feldmarschall Schwerin

aufgetragen wurde. Der königliche rechte Flügel war nicht zum Schlagen bestimmt, sondern sollte nur den angreifenden linken unterstützen. Der General Zieten blieb bei 30 Schwadronen Reserve-Reutern, mit denen er ohne weitern Befehl nichts unternehmen sollte. Nachdem Friedrich diese Anordnungen getroffen und bekannt gemacht hatte, so ging er um 9 Uhr Morgens seinem Heere, welches 64000 Mann zählte, das Zeichen zur Schlacht, zur blutigsten, mörderischsten, heldenmäßigsten Schlacht des ganzen Jahrhunderts, wo beide Armeen mit Löwenmuthe fochten, beide ihre Obercommandirer verloren, beide den Erdboden mit Strömen von Blut tränkten, und die Preußen nur nach Darbringung der größten Opfer den Sieg errangen. Der angreifende linke Flügel des Königs hatte mit unglaublichen Schwierigkeiten zu kämpfen; er zog theils über zwei enge Teichdämme, größtentheils aber über Morgäste hin, wo ganze Regimenter bei jedem Tritte bis an die Knie im Schlamme wateten, alle Augenblicke stecken blieben, und ihre Kanonen, die sie höchst nöthig brauchten, zurücklassen mußten. Nach einem mühseligen Marsche von 4 Stunden hatten sie sich endlich herausgearbeitet, und gelangten an Oerter, wo sie sich gehörig stellen konnten. Ohne auszuruhen, ohne zu feuern, stürzten sie ungestüm mit aufgepflanztem Bajonet auf die Feinde los, und rannten mit rascher Heftigkeit heran, um sie mit einem Stoße zu werfen. Aber ein entsetzliches, wohlgerichtetes Kartätschenfeuer der Oestreicher trieb sie zurück,

und

und stekte halbe Regimenter, ganze Rotten zu Boden, und wüthete so fürchterlich, daß die Preußen die Lüken der zerrissnen Bataillone kaum mehr schließen konnten. Das Regiment Winterfeld griff eine Batterie muthig an, wurde aber fast ganz aufgerieben. Dennoch rükten die Grenadiere von Wreden an, und riefen dem Reste der Winterfelder ermunternd zu: „Kameraden, laßt uns heran! Ihr habt Ehre genug!“ Indessen ihre Anstrengung war vergebens; sie mußten weichen, die neben ihnen stehenden Regimenter folgten ihnen; die ganze Linie des linken Flügels wankte; bald stürzte alles mit schnellen Schritten und in großer Verwirrung auf die Flucht. Der Sieg schien verloren, und Niederlage ihr Loos, da auch ihre Reuterei nicht glüklicher gewesen war. Der Erbprinz von Schönaich, Anführer der Kavallerie auf diesem Flügel, griff die Oesterreichischen Reuter kraftvoll an, und warf ihre erste Linie siegreich über den Haufen, aber da er zu rasch vorrükte, wurde er von ihrer 2ten Linie überflügelt und zurükgeschlagen. Der tödlich verwundete Prinz konnte nicht mehr widerstehen; seine Reuterei floh. Die geschlagnen Preußen, Fußvolker und Reuter, eilten, von feindlichen Grenadieren und Kavalleristen verfolgt, fliehend über die Dämme zurük. Ohne die Geistesgegenwart des Generals Zieten, und ohne den Heldensinn des Grafen Schwerin wäre die Schlacht unwiederbringlich verloren gewesen. Der Entschlossenheit und den weisen Anordnungen dieser beiden großen Männer

ist es allein zuzuschreiben, daß die Sache bald eine andre Wendung, und zulezt einen glorreichen Ausgang nahm. Zieten besezte mit 10 Schwadronen Dragoner von der Reserve die Enden der Dämme, um die Flüchtlinge aufzuhalten und wieder zum Stehen zu bringen. Aber der Schrekken und die Unordnung war so groß, daß er Mühe hatte, seinen Zwek zu erreichen. Die Flüchtlinge wollten durchaus weiter fliehen, und strengten ihre Kraft an, um Zietens Dragoner zu überwältigen. Lange wendete Zieten Gewalt, Zureden, Ermahnungen vergebens an. Zu rechter Zeit sprengten noch 20 bis dahin entfernt gewesene Reserve-Husarenschwadrons herbei, welche durch ihre Gegenwart den Geschlagnen neuen Muth und neue Hofnung einflößten. Zieten machte einen meisterhaften Entwurf zu einem neuen Angriff, führte seine frischen Truppen voraus, ließ die flüchtigen folgen, die Feldmusik von allen Seiten erschallen, und sprengte mit verhängtem Zügel auf die kaiserliche Reuterei, welche beim Verfolgen in zerstreute Haufen getheilt war. Sie wurde augenblicklich geworfen, und aus Verfolgern in Verfolgte verwandelt. Ein schweres Kürassier-Regiment erstaunte über die Kühnheit der Zietenschen Husaren; ihr Anführer schrie ihnen 50 Schritt weit entgegen: Husaren, seid ihr toll? Seht ihr nicht, daß wir Kürassiere sind? Anstatt zu antworten, warf Zieten die stolzen Kürassiere sämmtlich über den Haufen. Schritt vor Schritt bahnte er den Weg zum Siege, und durch die Ankunft immer mehrerer Regimenter

wurde

würde er mit jeder Minute vollständiger. Was Ziethen bei der Kavallerie that, eben das bewirkte Schwerin bei der Infanterie mit gleichem Muthe und gröſsrer Aufopferung zu eben derselben Zeit. Dieser ehrwürdige 70jährige Held empfand die tiefste Kränkung, daſs nicht nur der linke Flügel, sondern auch sein eignes Regiment gewichen war. Er holte frische Truppen aus dem 2ten Treffen herbei, brachte die Flüchtigen in Ordnung, und um sie zu neuer Anstrengung zu spornen, stieg er vom Pferde, ergriff eine Fahne, stellte sich an die Spizze seines Regiments, und zeigte ihnen die Bahn der Ehre und des Sieges mit den Worten: mir nach, wer kein Feiger ist! Alles folgte ihm: aber nur wenig Schritte drang er vorwärts, da fiel er von vier Kartätschenkugeln getroffen todt zu Boden; die Fahne bedekte ihn, und verharg des Todes entstellende Züge. Von heiligem Enthusiasmus ergriffen, eilte nun die ganze Linie gegen den Feind, um des edlen Heerführers Tod zu rächen. Mehrere Generale sprangen, nach dem Beispiele Schwerin's, von den Pferden und führten ihre Regimenter zu Fuſse an. Unter ihnen befand sich der königliche Bruder, Prinz Heinrich, welcher als Fuſsgänger mit seinem Regimente eine Batterie eroberte. Dem Andrange dieser Heldenschaar konnten die Oestreicher nicht Stand halten, sie wurden überwunden und bis zu ihren Zelten zurückgetrieben. Noch stand aber ihr fester linker Flügel unbeweglich. Der Prinz Ferdinand von Braunschweig, welcher bisher auf dem linken

Preu-

Preußischen Flügel gegen den feindlichen rechten muthig gefochten hatte, hier aber nichts mehr zu thun sahe, ersuchte den König, dem linken Oestreichischen Flügel in die Flanke und in den Rükken fallen zu dürfen. Friedrich stellte es seinem Gutbefinden anheim; Ferdinand machte den Versuch, und er gelang über Erwartung. Die Feinde wurden von Berg zu Berg gejagt, sieben ihrer mit den ausgesuchtesten Grenadieren besezten Schanzen erobert, und ihre beiden Flügel getrennt. Friedrich rükte sogleich in die Oefnung, und theilte durch diese geschikte Wendung die Oestreicher in zwei Armeen, von denen die kleinste mit Verluste ihres ganzen Lagers nach Beneschau zu flohe, die größte von 40000 Mann aber in die Stadt Prag hinein stürzte. Dies lezte Unternehmen war höchst unvorsichtig und übereilt; schon in den ersten Stunden bemerkten die feindlichen Generale die Gefahr ihrer Lage, und suchten, obwohl nicht nachdrüklich genug, sich durchzuschlagen. Aber die Preußen hatten bei der Dunkelheit des Abends bereits alle Zugänge besezt, und die Oestreicher blieben in ihrem selbstgewählten Gefängnisse. Es war 8 Uhr Abends, als diese heiße Schlacht endigte. Ein Paar Pontons retteten die Oestreicher von ihrem völligen Untergange. Der Prinz Moriz und Feldmarschall Keith standen mit ihren Kolonnen oberhalb Prag an der andern Seite des Flusses, und rüsteten sich über das Wasser zu kommen. Die Mulde war aber gerade so weit angeschwollen, daß die vorhandnen Pontons zur Vollendung der Schiffs-

brükke

Treffen nicht gerathen. Sie mußten also jenseits bleiben und bloße Zuschauer abgeben. Hätten sie einige Pontons mehr gehabt, so würden sie über den Fluß gerükt, den Oestreichern in den Rüken gekommen, und auf die Art in den Stand gesezt worden sein, sie gänzlich abzuschneiden und gefangen zu machen. Der Verlust war auf beiden Seiten ungewöhnlich groß. Die Oestreicher hatten 19000 Todte und Verwundete, und 5000 geriethen in Gefangenschaft. Die Preußen erkauften ihren Sieg nicht minder theuer; ihre Todten und Verwundeten betrugen 16500 Mann, und 1550 wurden gefangen. Die Infanterie hatte vorzüglich gelitten; Friedrich sagt in seinen Werken, daß die Säulen des Fußvolks an diesem Tage gefallen, daß viel tapfere Officiere und versuchte Veteranen geblieben wären, welche zu ersezzen ein langwieriger Krieg keine Zeit gewährt hätte. Den Tod Schwerin's, seines Lehrers in der Kriegskunst, hielt er dem Verluste von mehr als 10000 Mann gleich, und trauerte über ihn, als über einen Unfall, welcher die Lorbeern des Sieges welkend machte. Wie er in der Folge sein Andenken durch Errichtung eines Marmor-Denkmales zu Berlin ehrte und verewigte, ist allgemein bekannt. Außer Schwerin waren an Generalen die Prinzen von Holstein und von Anhalt, sodann Golz und Hautcharmois getödtet, Fouquet und Winterfeld schwer verwundet worden. Auch die Oestreicher verloren einen edlen und großen Fledherrn, den Grafen von Browne, welcher zwar nicht auf dem Schlachtfelde,

felde; aber bald nachher unter heftigen Gewittern an seinen Wunden zu Prag starb. Sie bekamen noch 60 Kanonen, viele Fahnen und Standarten, ihre Kriegskasse und eine Menge Gepäkke ein.

Der Prager Sieg verbreitete Friedrich's Ruhm mit neuer Bewunderung durch ganz Europa, hielt die gegen seine Grenzen anrükkenden Feinde in Unthätigkeit und Zweifel, lies viele deutsche Fürsten izzo Beitritt zum Bund wider ihn gereuen und auf Gelegenheit zur Aussöhnung denken, und versezte den Wiener Hof in Bestürzung. Man glaubte, den König von Preußen schon vor den Thoren der Kaiserstadt zu sehen, man überlegte bereits, durch welche annehmliche Friedensvorschläge man dies Unglük verhindern könnte; denn einem Helden, der den dritten Krieg mit dem nämlichen Schrekken begann, womit er die vorigen geendigt hatte, schien nichts mehr unmöglich; und seine Armee, die in 7 Hauptschlachten gesiegt hatte, erregte die Meinung, daß sie nie unterliegen könne. Man wettete, daß der Lächtige Ueberrest der Oestreichischen Armee verfolgt und aufgerieben, der in Prag eingeschloßne durch Feuer und Hunger zur Uebergabe gezwungen, und so jede vorhandne Stüzze des Erbhauses zertrümmert sein würde, ehe eine neue die Fortschritte der Sieger aufzuhalten bereitet wäre. Aber alle diese wahrscheinlichen Hofnungen blieben für Friedrich unerfüllt; ein unerwarteter Glükswechsel warf ihn von der Höhe des Uebergewichtes herab, und die Bestürzung

die

die sonst vor ihm her ging, trat nun auf seine Seite über.

Der Prinz Karl von Lothringen, die Prinzen von Sachsen, von Zweibrükken, von Modena, die übrigen Befehlshaber, und 40000 Mann, Flüchtlinge der Prager Schlacht, befanden sich nebst 10000 Mann voriger Besazzung und mit 80000 Einwohnern in der Hauptstadt Böhmens in einer verzweiflungsvollen Lage, und es schien, daß sie dem Hunger oder dem Kugelregen der Preußen unmöglich lange widerstehen, sondern in kurzem das Schikksal der Sachsen bei Pirna erfahren würden. Seit dem 7. Mai wurden sie enge blokirt, und seit Ende desselben, wo erst das schwere Geschüz von Dresden ankam, unaufhörlich beschossen. Binnen 3 Wochen verursachten 18000 geworfene Bomben und glühende Kugeln eine fortdauernde Feuersbrunst; an 900 Häuser brannten und stürzten ein, Greise und Kinder wurden von den Kugeln getödtet, oder unter dem Einsturz der Wohnungen begraben, die Kirchen stekten voll winselnder Kranken und Verwundeten, Noth, Hunger und schlechte Nahrungsmittel bewirkten ein häufiges Sterben, wie zur Pestzeit. Die Pferde der Kavallerie und Artillerie wurden geschlachtet, und das Pfund Fleisch zu 3, nachher zu 4 Kreuzern verkauft; dennoch ersezte dies den Mangel an Bedürfnissen nicht. Die Besazzung machte öftere Versuche aus ihrem Gefängnisse herauszubrechen, sie wurde aber jedesmal blutig zurükgewiesen. Man jagte endlich 12000 Einwohner aus der Stadt, um

das

das Elend zu erleichtern; allein auch diese kamen die wachsamen Preußen wieder hinein, damit die Hungersnoth vermehrt und dadurch die Uebergabe beschleunigt werden möchte. Bei nächtlicher Stille konnte man von außen das Wehklagen der Eingeschloßnen hören. Der Magistrat, die Geistlichkeit, die Bürgerschaft flehten den Prinzen Karl um Erbarmen, welcher, auf der einen Seite von Mitleiden gerührt, auf der andern von der Strenge der Kriegsgesezze eingeschränkt, in so weit nachgab, daß er den Preußen unter der Bedingung eines freien Abzuges die Thore zu öfnen versprach. Friedrich verwarf diesen Vorschlag, und bestand auf einer unbedingten Uebergabe, welches der Prinz nicht bewilligen zu können behauptete. Der Zustand der Belagerten wurde mit jedem Tage trauriger, die Generäle, welche unaufhörlich Kriegsrath hielten, wußten keine Rettungsmittel mehr, alle Hofnung schien verloren, als die Stunde der Befreiung ihnen und jedem unerwartet schlug.

Die einzige Stüzze der Oestreichischen Monarchie bestand in dem Heere des Feldmarschalls Daun, und dieser vorsichtige und auf Friedrich's Verfahren aufmerksame Befehlshaber hatte bald Gelegenheit, sich um seine Kaiserin und um sein Vaterland unvergängliche Verdienste zu erwerben. Am Tage der Prager Schlacht war er bis Böhmisch Brod, 1 Meile von Prag, gekommen; diese Nähe sezte ihn in den Stand, 16000 Flüchtlinge des rechten Flügels an sich zu ziehen, und hierdurch sein klei-

Leuwo Heer bis auf 30000 Mann zu verstärken. Er wich, jedoch, von 20000 Preußen unter dem Herzog von Bevern gedrängt, durch Kollin, Czaslau und Golzienkau bis Haber zurük. Als aber noch mehrere kleine Truppenabtheilungen aus den Erblanden, und selbst die Wiener Besazzung von 3 Bataillonen zu ihm stießen, so wuchs seine Armee zu 66000 Mann an. Jezt beschloß er wieder vorzurüken, und das Bevernsche Korps durch verstekte Bewegungen bei Kuttenberg zu umringen und aufzuheben. Dies wohlangelegte Unternehmen würde auch ohne die Wachsamkeit des Generals Zieten, welcher bei dem Herzoge von Bevern stand, am 13. Juni völlig gelungen sein. Zieten entdekte jedoch den Anschlag noch zur rechten Zeit, und durch einen gefährlichen, aber glüklichen Rükzug bis Kollin, und folgenden Tages bis Kaurzim rettete sich das Preußische Heer. Daun lagerte sich nun auf den Bergen und steilen Anhöhen zwischen Planian und Kollin, und verschanzte sich auf's sorgfältigste. Friedrich wurde endlich ungeduldig, daß sich die Belagerung Prag's so sehr in die Länge zog, und besorgt, daß ihn Daun an den Mauern dieser Stadt umgeben, und zwischen 2 Feuer bringen könnte, übergab er die Belagerungs-Armee dem Befehle des Feldmarschalls Keith, brach mit 12000 Mann auf, und vereinigte sich zu Kaurzim mit dem Herzoge von Bevern. Dies Heer enthielt jezt 32000 Mann, mit welchem Friedrich die um die Hälfte stärkere

Ar-

Armee Daun's von Choce Otteitern in den Verschanzungen bei Kollin anzugreifen eilte. Der Sieg, an welchem er, der bis dahin stets Sieger im Felde gewesen war, seiner geringen Mannschaft ungeachtet, nicht zweifelte, mußte ihm Prag und die ganze eingeschloßne Armee in die Gewalt bringen. Das Schikſal hatte es anders beschloſſen. Die merkwürdige Schlacht, wo sich der Sieg zum ersten Male für Preußen in Niederlage, der Triumpfesruf in Trauer verwandelte, wurde am 18. Junii geliefert. Friedrich entwarf den Plan zur Schlacht mit solcher Kriegskenntniß und Weisheit, daß ihm der Sieg gewiß zu Theil geworden wäre, wenn alle Generäle seine Anordnung pünktlich befolgt hätten. Der rechte Flügel der Feinde stand auf dem Abhange der Berge, der andre auf dem Gipfel derselben. Vor der Fronte lagen Dörfer, reifende Kornfelder, Hohlwege, und steile, fast unersteigliche Anhöhen, mit zahlreicher Artillerie besezt. Friedrich gebot daher, den linken feindlichen Flügel so wenig, als die Fronte anzugreifen. Daun, welcher die Absicht des Königs, seinen rechten Flügel zuerst zu werfen, merkte, verstärkte selbigen durch ein besondres Reuterkorps von Nadasti, durch eine Abtheilung Infanterie und Kroaten, und durch diejenige Sächsische Reuterei, die sich bei ihm befand. Die gedachte Infanterie und Kroatenmenge stand in einem Eichenwalde zwischen dem Nadastischen Korps und einem starken Korpostein, welcher vor dem Dorfe Krzegor eine drohende

Bat-

Batterie und in dem Dorfe einen heftigen Widerstand hatte. Nach der Anordnung des Königes sollte der General Zieten mit 30 Schwadronen Husaren und Dragonern die dortigen Anhöhen besetzen, und das Nadastische Korps verjagen; der General Hülsen mit 7 Bataillonen vom Vordertreffe die Batterie bei Krzegon erobern, das Dorf einnehmen und den Elbenwald besetzen; der Fürst Moritz endlich mit dem ganzen linken Flügel dem Hülsenschen Angriffskorps in einer Entfernung von 1000 Schritt nachfolgen, während dessen Angriffs auf Krzegon hinter dem Dorfe vorgehen und den rechten feindlichen Flügel in die Flanke schlagen. Zieten und Hülsen führten ihre Aufträge mit Anstrengung, aber doch völlig nach Wunsche aus. Das ganze Korps des Generals Nadasti, welches hinter den Kuttlitzer Höhen in Schlachtordnung aufmarschirt stand, wurde von Zieten lebhaft angegriffen, geschlagen geworfen, und heftig verfolgt. Er floh nach Kollin, war von der übrigen Armee völlig getrennt, und konnte nicht wieder vordringen. Hülsen hatte einen schwereren Stand; das wütende Kanonenfeuer der Feinde trieb ihn mehrere Male zurück, und richtete großen Schaden unter ihm an; endlich überwand er jedes Hinderniß, er erstieg die fürchterliche Batterie, vertrieb den Feind aus Krzegon, und bemächtigte sich des Elbenwaldes. Die Bahn zum Siege war gebrochen, mehrere Kolonnen des königlichen linken Flügels rückten mit Ordnung vor, der rechte Flügel fing an zu weichen, die

Oest-

Oestreichischen Lager bereits auf ihren Rükzug, um bei weiterem Fechten keine gänzliche Niederlage zu erfahren; die Adjutanten eilten mit Zetteln, auf welche Daun mit Bleistift geschrieben hatte: Die Retraite ist nach Buchdal, zu den Gemalen, und man machte Anstalt, die Kanonen abzuführen. Aber plözlich änderte sich die Scene zu Preussen's Schrekken und Oestreich's Glük. Der Hauptantheil der Zerrüttung war dem General Manstein, welcher durch seine übereilte, hizige und schlecht angebrachte Tapferkeit den königlichen Schlachtplan durchkreuzte, dem ganzen rechten Flügel in Unordnung brachte, und den grössten Theil des linken mit in die Verwirrung zog. Der rechte Preussische Flügel sollte sich in Unthätigkeit ruhig fortbewegen, und durch eine unzertrennliche Verbindung den linken angreifenden Flügel unterstützen. Eben diese zum Siege nothwendige Massregel wurde vom General Manstein nicht befolgt. Aus der feindlichen Fronte lagen viele Kroaten und Infanteristen in den Dörfern und hohen Getreidefluren verstekt, von wo aus sie auf die vorbei marschirenden Preussischen Kolonnen in ziemlicher Entfernung schossen, und einige Leute verwundeten. Dies verdros den General Manstein, er wich dabei eigenmächtig von Friedrichs Anordnung ab, drang unter die Kroaten, und suchte sie zu vertilgen. Er fand aber grössern Widerstand, als er angegeben hatte, mehrere Bataillons eilten ihm zu Hülfe, und die ganze Linie, welche ungeordnet hätte weiter vor-

führen sollen, machte man Front und griff da an, wo überhaupt gar kein Angriff geschehen sollte. Man rükte bis unter das Kartätschenfeuer der östreichischen Batterie; das Gefecht ward ernsthaft und allgemein; und als der König hier darum, durfte er die Truppen von da nicht mehr wegziehen, weil sonst ungehinderliche Umzingelung ihr Loos gewesen wäre; nun mußte man vorwärts gegen die feindliche Fronte, gegen unübersteigliche Höhen, gegen todsprühende Batterien hinan. Der linke Flügel, — wo einige Zeit vorher über den Marsch bei dem Dorfe Krzezor ein heftiger Wortwechsel zwischen Friedrich und dem Prinzen Moriz ausgebrochen, und dadurch der günstige Augenblik zur Benüzzung des Hülseschen Sieges verloren gegangen war — dieser linke Flügel ließ sich jezt gleichfalls verleiten, von der Fronte abzugehen, und die ganze Schlachtordnung zu verrükken. Die Preußen thaten zwar alles, was Muth, Heldensinn und Tapferkeit vermochten; sie kletterten über Leichenhügel ihrer Kameraden, sie erstiegen festige Anhöhen, und wurden an einigen Orten glüklich, aber das entsezliche Kanonenfeuer der Oestreicher riß solche Lüken in ihre Bataillone, die zu füllen es an frischen Truppen fehlte. Der König und Prinz Moriz sahen sich genöthigt die entstandenen Zwischenräume durch Kavallerie zu ersezzen; Zieten wurde mit 2 Kavallerieregimentern vor seinen Siegesplaz zur Unterstüzzung berufen, er kam, stürzte in die Oeffnungen, und hielt die Feinde ab. Aber eine der größten Batterien auf einer Höhe

machte unaufhörlich neue Löcher. Der Fürst Moritz wünschte, daß Zieten selbige wegnehmen möchte. Es wurden 4 der besten Kürassier-Regimenter zu diesem Wagestük bestimmt; aber die gepanzerten Reuter wurden von den Kartätschen so haufenweis zu Boden gestrekt, daß sie weichen mußten. Zieten ermunterte sie zu einem neuen Angriffe; sie gehorchten; aber als eine Kartätschenkugel diesem Helden am Kopfe streifte, die Mütze abriß, und eine solche Kontusion verursachte, daß er bewußtlos vom Pferde sank, da verloren sie den Muth, und indem sie ihren Anführer für todt hielten, begaben sie sich ohne Aufenthalt und Ordnung auf die Flucht. Zieten wurde von einem Kornet im Sinken aufgefangen und auf ein andres Pferd gebracht. Man schaffte ihn bewußt in den Wagen des Fürsten Moritz, in welchem er das Bewußtsein wieder erhielt, und bis zum Ausgange der unglüklichen Schlacht verweilte. Die Unordnung nahm bei den Preußen immer mehr überhand, und wurde durch die Sächsischen Reuter ganz vollendet. Sie kommen, von Begierde, ihrem Hasse gegen die Preußen Luft zu machen. Der Befehlshaber der Dragoner Karl von Sachsen gab aus freiem Antrieb Befehl zum Einhauen, und leistete hierdurch den Oestreichern einen außerordentlichen Dienst. Die Preußischen Infanterie-Regimenter Bevern, Heinrich, Hülsen, und die Kürassiere ließen mehrere Schwadronen Sachsen in ihre Mitte eindringen, schlossen dann ein Viereck um sie, und feuerten rottenweise mit einer Ordnung

als

als ob sie auf dem Musterungsplazze wären. Von den Sachsen stürzten Roß und Mann über einander, es thürmten sich Leichenhügel von ihren Erschlagnen, und sie schienen alle hier ihr Grab finden zu müssen. Bald aber kamen ihnen mehrere Regimenter Dragoner zu Hülfe, und nun war Tod und Niederlage das Loos der Preußen. Von vorn und im Rükken angefallen, mußten leztre im Kampfe unterliegen. Die Sachsen erinnerten sich ihres im Jahre 1745 bei Striegau erlittnen Verlustes, und gaben jezt ihren Feinden die erhaltnen Streiche mit schrecklicher Wiedervergeltung zurük. Das ist für Striegau, riefen sie rachedürstend, und hieben alles mit ihren spaltenden Säbeln nieder, was sich nicht gefangen geben wollte. Diese zermalmende Wuth der Sachsen entschied das Schiksal des Tages. Obgleich die übrigen Bataillone der Preußen sich wieder sammelten, obgleich Friedrich sich selbst an die Spizze stellte und einige Schwadronen durch den Zuruf: wollt ihr ewig leben? auf's neue ins Feuer trieb, so konnte nichts den Strom der Sieger, besonders der Sachsen mehr aufhalten. Am längsten widersezte sich die Leibwache des Königs; diese edlen und tapfern Streiter, 1000 an der Zahl, die schönsten aller Infanteristen, und nicht die unwürdigsten an Verdienst, fochten noch, als schon alle ihre Waffenbrüder gewichen waren; doch sie richteten nichts aus, als daß sie ihr Leben theuer verkauften. An 750 derselben bedekten mit ihren gegen den Feind gerichteten Gesichtern den Schlachtplaz, und preßten

selber ihrem Ueberwindern Bewunderung und Wehmuth aus. Es war 9 Uhr Abends, als die Preußen, welche seit 1 Uhr gefochten hatten, das Schlachtfeld ganz räumten, und, vom Prinzen Moriz geführt, ihren Rükzug nach Nimburg an der Elbe nahmen. Das Zietensche Avantkorps und Hülsens Bataillone hatten indessen ihre gleich Anfangs eroberten Posten bis zu Sonnenuntergange siegreich behauptet, ausgenommen, daß ihnen der zu schwach besezte Eichenwald wieder entrissen worden war; schon machten sie sich fertig, ein Lager zu beziehen, und Freudenschüsse zu thun; aber da überbrachte ihnen Moriz in eigner Person den Schrekkensbefehl zum Abzuge. Der bedächtige Feldmarschall Daun begnügte sich mit dem Ruhme, der erste kaiserliche Heerführer zu sein, welcher die Preußen überwunden hatte; er legte ihrer Flucht keine Hindernisse in den Weg, er hielt seinen rechten Flügel, welcher von den Anhöhen zur Verfolgung der Weichenden herabstieg, durch ein gebietrisches „Halt" zurük, und ließ ihren Abmarsch durch nichts stören. Friedrich sagt von dem Verluste, daß er in 8000 Mann seiner besten Infanterie bestanden habe. Von der Reuterei erwähnt er nichts. Glaubwürdige Preußische Berichte schäzzen ihre Einbuße zu 13770 Mann, unter welchen 3568 Verwundete waren. Das Geschüz wurde gerettet; nur 16 Kanonen blieben aus Mangel an Pferden zurük. Die Oestreicher zählten 9000 Todte und Verwundete, und die Sachsen, denen die Ehre des Sieges am

mehr-

mehrsten gebührt, hätten ebenfalls viele Menschen verlören.

Mit umwölkten Blikken sammelte Friedrich seine geschlagnen Truppen in Nimburg, mit Thränen im Auge musterte er seine 250 übrig gebliebnen Gardisten; düster und trübe lag die Zukunft vor ihm. Bald aber rief er seinen Muth, der ihn nur Augenblikke verlassen konnte, mit neuer Geisteskraft in sich zurük, und gab mit gefaßter Besonnenheit die weisesten Befehle, um die Folgen des erlittnen Unfalls weniger nachtheilig zu machen, als sie zu werden drohten. Seine Gemüthsstimmung erkennt man am richtigsten aus einem Briefe, den er den Tag nach der Schlacht an den Englischen Lord Marschall nach Neufschatel schrieb, und worin er unter andern sagt: „Das Glük flößet uns oft ein schädliches Vertrauen ein. Ein ander Mal wollen wir unsre Sachen besser machen. Das Glük hat mir diesen Tag den Rükken gekehrt; ich hätte es vermuthen sollen; es ist ein Frauenzimmer, und ich bin nicht galant. Es erklärte sich für die Damen, die mit mir Krieg führen — — Wie sehr würde der große Kurfürst erstaunen, wenn er seinen Enkel mit den Russen, Oestreichern, fast ganz Deutschland und 100000 Franzosen im Handgemenge sehen sollte! Ich weiß nicht, ob es mir eine Schande sein wird unterzuliegen; aber das weiß ich, daß es keine Ehre sein wird, mich zu überwinden." Friedrich's Widerwärtigkeiten dienten dazu, den ganzen Umfang seiner Geistesgröße in ein helleres Licht zu sezzen, jedes,

auch das verborgenste seiner Talente zu entfalten, und die Hülfsmittel, die seiner Erfindungskraft zu Gebote standen, kennen zu lernen. Ein entschloßner, sein Geschik bekämpfender, und sich über die äußern Zufälle durch seine innere Kraft erhebender Mann ist immer ein Schauspiel, welches die Zeitgenossen nicht ohne Theilnahme, und die Nachkommen nicht ohne Ehrfurcht erblikken können. Friedrich bestand die harte Probe, welche das Unglük ihm vorlegte, mit Würde und Ehre, und Mit- und Nachwelt kann ihm den gerechten Zoll der Achtung und Bewunderung nicht versagen. Die Unterthanen wurden so wenig niedergeschlagen, daß sie vielmehr, von Enthusiasmus für ihren König, und von Liebe für ihr Vaterland beseelt, alle Kräfte anstrengten, um den dringendsten Bedürfnissen abzuhelfen. Die Landstände von Pommern, Brandenburg und Magdeburg errichteten und ernährten 12000 Mann Landmiliz, die nicht zu den gewöhnlichen Kantons gehörten; außerdem stellten sie noch eine Anzahl Husaren, welche unter den Generalen Belling und Werner den ganzen Krieg hindurch die nüzlichsten Dienste leisteten. Bejahrte, wegen ihres Alters verabschiedete Officiere eilten aus ihren ruhigen Wohnsizzen herbei, um bei diesen Truppen von neuem Officierstellen anzunehmen. Zu Stettin wurden zwei Fregatten von 20, drei Galeeren von 10, und 9 kleinere Fahrzeuge von 6 Kanonen ausgerüstet. Die vom Feinde besezten Provinzen in Westfalen und Preußen verbargen die königlichen Einkünfte, so viel sie konnten, und überschikten

schikten sie nicht ohne große Gefahren ihrem rechtmäßigen Landesherrn. Nach der Kolliner Schlacht mangelte es der Armee außerordentlich an Pferden. Vom Magdeburgischen Präsidenten, nachmaligen Minister Blumenthal, ermuntert, beeiferten sich die Edelleute, Bürger und Bauern von Magdeburg und Halberstadt, mit ihren von Kutschen und Wagen losgespannten Pferden dem Könige ein Opfer zu bringen. Es kamen auf diese Art 4000 Pferde zusammen.

Friedrich mußte ohne Zeitverlust die Belagerung von Prag aufheben, und sich aus Böhmen herausziehen. Der Abmarsch von Prag geschahe am 20. Juni, zwei Tage nach der Schlacht, öffentlich, mit klingendem Spiele und in solcher Ordnung, daß das Belagerungskorps keinen weitern Verlust erduldete, als daß eine Anzahl Kranker und einiges wenige Geschüz in feindliche Hände gerieth. Durch viele besondre Abtheilungen führte Friedrich die Oestreicher irre, und legte die engen Gebirgspäffe ohne Nachtheil zurük. Freilich kam ihm die Saumseligkeit der feindlichen Heerführer sehr zu Statten. Daun verstand, wie einstens Hannibal, einen Sieg zu erringen, aber nicht die weit wichtigere Kunst, ihn zu benuzzen. Er blieb auf seinen Felsenhöhen unthätig stehen, anstatt die zerrütteten Preußischen Armeen lebhaft zu verfolgen. Er nahm sich so gute Zeit, daß er erst 8 Tage nach der Schlacht zu der großen Armee des Prinzen Karl stieß, welche so ungehoft aus ihrem Kerker erlöset wurde. Und noch vier andre Tage säumten beide vereinigte Heere, sich nur

nur bis an die Elbe zu bewegen. Friedrich, der von einer so furchtbaren Truppenmenge bei gehöriger Schnelle und Thätigkeit umringt und aufgehoben werden konnte, hatte alle erforderliche Muße, seinen Rükzug mit Sicherheit zu vollenden. Dann, der doch mehr durch ein Ungefähr und durch offenbare Fehlgriffe seiner Gegner, als durch seine weisen Anordnungen gesiegt hatte, wurde himmelhoch in Wien erhoben, wo die Freude über dieses glükliche Ereigniß in der That sehr gegründet und gerecht war. Alle Officiere erhielten ein Geschenk von einem Monatssolde, die Gemeinen 15 Kreuzer für den Mann, und die Verwundeten doppelt so viel als die Officiere. Der Theresien-Orden wurde als Belohnung für tapfere Krieger und als Gedächtniß der Kolliner Schlacht gestiftet. Der 18. Juni sollte stets als Einsezzungstag desselben betrachtet werden. Besondre Denkmünzen wurden geschlagen, um diesen Sieg, die Rettung der Monarchie der Nachwelt zu verkündigen.

Friedrich's Absicht ging nun dahin, Sachsen und die Lausiz zu deken, die Oestreicher vom Eindringen in diese Länder abzuhalten, und sobald als möglich wieder eine Schlacht zu gewinnen. Er behielt daher die Grenzpässe von Böhmen besezt. Er selbst blieb bis zum 19. Juli, also noch einen ganzen Monat nach der Kolliner Schlacht, mit der Hauptarmee bei Lowosiz und Leutmeriz an beiden Elbufern stehen. Ein ander Heer von 30000 Mann, nahm, unter der Anführung seines Bruders, des Kronprin-

gen, seine Stellung bei Leypa; der General Puttkammer bewahrte den wichtigen Posten Gabel mit 4 Bataillonen und 500 Husaren. Die große Oestreichische Armee rükte unterdessen langsam und vorsichtig durch den Bunzlauer Kreis, mit dem Vorhaben, den Preußischen Kronprinzen zu verdrängen, den Weg in die Lausiz zu öfnen, und den König von Schlesien abzuschneiden. Des Prinzen Stellung bei Leypa schien den Oestreichern zu fest, sie wendeten sich deswegen plözlich seitwärts, und griffen den General Puttkammer mit 26000 Mann zu Gabel an. Puttkammer vertheidigte sich mit seinen wenigen Bataillonen drei Tage lang gegen die unverhältnißmäßige Uebermacht, mußte aber, da keine Unterstüzzung kam, endlich in die Kriegsgefangenschaft willigen. Es war ein großes, in Friedrich's Augen unverzeihliches Versehen, daß die kronprinzliche Armee den Posten bei Gabel nicht retteten, welches ihr sehr wohl möglich gewesen wäre. Nun konnten die Oestreicher ungehindert in die Lausiz dringen, welches sie auch alsbald thaten. Der Kronprinz mußte sich schnell von Leypa entfernen, durch Umwege die Lausiz gewinnen, und in die Gegend von Zittau zu kommen suchen. Hiebei verlor er viele Pontons und eine Menge Gepäk. Die Oestreicher standen schon an der andern Seite von Zittau den Preußen gegenüber. Der Prinz Xaver von Sachsen, zweiter Sohn des Königs von Polen, der bei der kaiserlichen Armee diente, soll die Zittauer für nicht gut kaiserlich gesinnt gehalten, und darum die

Oestrei-

Oestreicher ermuntert haben, diesen offnen Ort durch Bomben und glühende Kugeln zu zerstören. Den Vorwand zu dieser Grausamkeit mußte ein Preußisches Magazin hergeben, welches sich darin befand, und welches man verbrennen wollte. Die Oestreicher erfüllten die Wünsche des Prinzen, und verwandelten am 23. Juli eine der reichsten Manufakturstädte Sachsens in wenig Stunden in einen Aschenhaufen. Der Verlust wurde zu 100 Tonnen Goldes gerechnet. Die Preußische Besazzung von einigen Bataillonen rettete sich durch die Flammen, nur 200 Mann wurden abgeschnitten und gefangen genommen. Diese Unfälle riefen den König zur Unterstüzzung herbei. Er brach am 20. Juli von Leutmeriz auf, marschirte nach Pirna, ging am 29. Juli hier über die Elbe, und vereinigte sich Anfangs August bei Bautzen mit dem Kronprinzen. Er empfing seinen Bruder und dessen Generale sehr übel, erklärte ihr Verhalten für todeswerthe Kriegsfehler, und veranlaßte ersteren dadurch, die Armee auf immer zu verlassen. Friedrich rükte darauf bis Berustädtel vor, und kam den Oestreichern endlich bis auf einen Kanonenschuß nahe, um ihnen eine Schlacht zu liefern. Daun indessen vermied sie eben so sorgfältig, als sie der König wünschte; er stand hinter der Neiße unweit Ostritz so vortheilhaft und meisterhaft gelagert, daß er nicht angegriffen werden konnte. Er wollte seinen bei Kollin errungnen Ruhm um so weniger aufs Spiel sezzen, da er hofte, daß die von allen Seiten anrükkenden Bundesgenossen die ihm

gliche

gliche Armee, wo nicht ganz, doch zum Theil bald aus seiner Nähe entfernen würden. Diese Meinung betrog ihn nicht. Friedrich brach am 25. August auf, um den Franzosen, welche Magdeburg und Sachsen bedrohten, entgegen zu gehen.

Nach der Kolliner Schlacht wurden die Oestreichischen Bundesgenossen mit dem lebhaftesten Eifer, gleiche Siegeslorbeern zu brechen, erfüllt. Der Feldmarschall Apraxin, welcher im Junius mit 100000 Russen, und einer Menge roher Wilden, Tatarn, Kalmukken und Kosaken genannt, in das Königreich Preußen eingefallen war, und die Festung Memel nach einem 5tägigen Bombardement erobert hatte, rükte unter mehr als thierischen Grausamkeiten, die seine gefühllosen Horden verübten, bis Wehlau vor. Der Preußische Feldmarschall Lehwald konnte ihm nur 24000 Mann entgegen stellen; dennoch griff er ihn am 30. August in seinen Verschanzungen unweit Groß-Jägerndorf an. Die Kriegskenntniß und Disciplin ersezte bei den Preußen, was ihnen an der Menge abging. Sie fochten anfänglich mit solchem Glük, daß sie schon einen Flügel der Russen geworfen, ihre Kavallerie geschlagen, und ein ganzes Grenadierkorps in einem Walde vernichtet hatten. Aber einige dort befindliche Dörfer, welche von den Feinden angezündet wurden, führten durch Dampf und Rauch die Sieger irre; das 2te Treffen feuerte auf das eigne erste; die viermal stärkern Russen überflügelten sie; sie mußten sich zurükziehen, welches sie mit großer Ordnung tha-

thaten. Ungeachtet eines 10 stündigen Gefechtes hatten sie in allem, an Todten, Verwundeten und Gefangnen, nicht mehr als 1400 Mann verloren, den Feinden aber einen Schaden von 7000 Leuten verursacht. Die Unmenschlichkeiten, welche die Russen damals zum Schrekken und Abscheu der Bewohner Preußens machten, erschwerten ihnen ihren eignen Unterhalt. Der Großkanzler Bestuchef, von Englischem Golde bestochen, und von den Bitten des Großfürsten Peters, eines enthusiastischen Bewunderers Friedrichs, bestürmt, gebot den Truppen, unverzüglich zurükzugehen, welchen Befehl er mit dem Mangel der Lebensmittel vor der Welt rechtfertigte. Der Abmarsch geschahe so schnell, daß 15000 Kranke, 80 Kanonen und viele Kriegsgeräthschaften den Preußen in die Hände fielen. Raub, Mord, Brand und Ausbrüche aller Arten von Wildheit bezeichneten den Weg, welchen die Russischen Unholde genommen hatten. Sie hingen unschuldige Einwohner an Bäume, schnitten ihnen die Leiber auf, rissen Herz und Eingeweide aus selbigen, hieben ihnen Nase und Ohren ab, zerschmetterten die Beine, zündeten Dörfer und Flekken an, zogen einen Kreis um die brennenden Oerter, und trieben die wegeilenden Menschen mitten in die Flammen, verübten besonders an Edelleuten und Predigern ihren viehischen Muthwillen, banden sie an ihre Pferdeschwelfe und jagten davon, legten sie nakkend auf glühende Kohlen, und marterten sie nach Menschendrescher-Art; selbst an den Todten übten sie ihre unsinnige Wuth, indem sie

die

die Gräber öfneten und die Leichname verstümmelt herumstreuten. Von den wildesten dieser Kannibalen, von den Kalmukken, wurden die Preußen durch die Blattern befreit. Diese Seuche war in ihren Steppen am Kaspischen Meere und den Ufern der Wolga ganz unbekannt; jezt wurden sie von ihr befallen, und zu Tausenden hingerafft; die übrigen liefen ohne Befehl in ihre Heimath zurük; nur wenige blieben bei dem Heere, und kamen in der Folge nach Deutschland.

Nachdem nun Preußen geräumt, und nur in Memel eine Besazzung von 10000 Mann Russen zurükgelassen war, so rief der König den 80jährigen Feldmarschall Lehwald nach Pommern, um hier einem neuen Feinde, der indessen aufgetreten war, den Rükweg zu zeigen. Dies waren die Schweden, deren Reichsrath auf eine höchst unanständige und ungerechte Weise den Krieg wider Preußen im September begann. Als eine Truppenabtheilung nach der andern über die Ostsee schiffte, und der Preußische Gesandte nach der Absicht dieser Maßregel fragte, erniedrigte sich der Reichsrath bis zu der Feigheit und Unwürdigkeit, daß er feierlich die Versicherung gab, es sollte nicht ein Mann gegen Friedrich marschiren. Kaum waren alle Krieger, 22000 an der Zahl, zu Stralsund angelangt, als ein Schwedisches Manifest sogleich eine andre Sprache führte, und die Aufrechthaltung des Westfälischen Friedens als Ursache zur Feindseligkeit angab. Die Truppen sezten den 13. September über die Peene, den Grenzfluß zwi-

zwischen beiden Besitzungen, überschwemmten das Preußische Vorpommern, sprachen die Unterthanen von ihrem Eide gegen Friedrich los, und suchten die Festung Stettin zu überrumpeln. Aber der Ruhm, welchen diese tapfere Nation ehemals in so vielen Kriegen mit vollem Rechte erworben hatte, wich jezt ganz von ihr, und machte einer allgemeinen Verspottung Plaz. Hieran waren die schlechten Anstalten des Reichsrathes, der Mangel an leichten Truppen, an Magazinen, an Feldbäkkerei, an Kriegszucht, an überlegten Planen Schuld. Die Schweden hauseten den ganzen Krieg hindurch bloß in dem kleinen Winkel von Vorpommern und einem Theile der Mark, richteten zwar den Unterthanen Schaden genug zu, führten aber nicht eine einzige heldenmäßige Unternehmung aus; sie wichen, sobald ihnen nur wenige Preußen zu Gesichte kamen, und beurkundeten ihre Furchtsamkeit in unerhörten Beispielen. Gleich im Anfange des Feldzuges wütheten sie nicht wie Krieger, sondern wie Plünderer in der Ukermark. In einer Nacht schossen fünf als Husaren gekleidete Postknechte mit Pistolen in einem Gebüsche unter einen Haufen mehrerer Hunderte von Schweden, und verwundeten einige. Von Panischem Schrekken ergriffen flohen sie nach Prenzlow, und verbreiteten hier eine solche Angst, daß die ganze Schwedische Armee am folgenden Tage die Ukermark räumte. Es war dem Feldmarschall Lehwald im Oktober daher eine Kleinigkeit, Truppen von solcher Beschaffenheit wie Heerden Schafe vor sich her zu treiben.

Die

Die Schweden flohen zagend nach Stralsund, und hielten sich hier nicht einmal für gesichert; sie eilten nach der Insel Rügen, und überließen den Preußen 3000 Gefangne.

Feinde, die mehr zu bedeuten hatten, und ernstlichere Sorgen einzuflößen fähig waren, die Franzosen, lenkten indessen Friedrich's ganze Aufmerksamkeit auf sich, und erforderten seinen nachdrüklichsten Widerstand. Der Französische Hof wollte Anfangs die bedungnen 24000 Mann Hülfstruppen durch Geld an Oestreich vergüten; aber damit war der Kaiserin Marie Thereſie wenig gedient. Sie antwortete schmeichelnd, daß ihr ein einziger Franzose auf dem Schlachtfelde lieber sei, als eine Tonne Goldes für ihren Schaz. Durch Beredungen, durch rachsüchtige Leidenschaften, durch den Willen der von Wien geschmeichelten Buhlerin Pompadour ließ sich der König Ludwig XV. endlich bewegen, im Frühlinge 1757 ein Heer von mehr als 100000 Mann unter dem Marschall d'Etrees, Enkel des ehemaligen Ministers Louvois, nach Westfalen zu schikken. Friedrich, der seine entfernten Provinzen Preis geben mußte, weil er zu schwach war, sich überall zu behaupten, ließ die Festung Wesel räumen. Zu diesem Entschluß nöthigte ihn außerdem der Eigensinn der Hannöverschen Minister, welche seinen wohl überlegten Vertheidigungsplan durchaus nicht annehmen wollten. Der König von England, der sich schon ein Jahr mit Frankreich im Kriege befand, und wegen seines Kurfürstenthums in großer

Sor-

Sorge war, hätte bei Bielefeld ein Observationskorps von 18000 Hannoveranern, 12000 Hessen, 6000 Braunschweigern, zwei Bataillonen Gothaern, und 1 Bataillon und 1 Schwadron Bükkeburgern versammelt. Zu ihnen stießen noch 6 Bataillone Preußen. Friedrich wollte dieses Heer mit 15000 Mann unter der Bedingung verstärken, daß es bis an den Rhein rükte, und den Franzosen den Uebergang verwehrte. Das Hannöversche Ministerium aber widersezte sich diesem Vorschlage mit einer unbegreiflichen Verblendung; es gab weder den Gründen Friedrich's, noch der von Kriegserfahrung unterstüzten Beredsamkeit des Preußischen Generals Schmettau Gehör, und bestand dagegen auf dem Plane, sich bloß auf die Vertheidigung der Weser einzuschränken. Zu den schlecht gewählten Maßregeln kam nun noch ein unerfahrner Oberbefehlshaber, der sie noch schlechter ausführte. Dies war der Herzog von Kumberland, der weiter keinen Beruf zu einer solchen Stelle hatte, als daß er ein Sohn des Königs von England war. Er traf am 4. Mai bei Bielefeld ein, von wo er sich aber bei der ersten Nachricht von dem Anzuge der Franzosen so übereilt zurükzog, daß er ein großes Magazin, welches zu retten war, der Vernichtung weihte. Die Franzosen rükten sehr langsam und höchst vorsichtig nach, sie blieben allein bei Bielefeld 3½ Woche still stehen, und ließen dem Herzoge von Kumberland Zeit genug, um die Weserposten in gehörigen Vertheidigungsstand zu sezzen. Jedoch er machte von diesen Vortheilen keinen

keinen Gebrauch, er marschirte bis hinter Hameln, und ließ die Franzosen ruhig über die Weser gehen. Er lagerte sich bei dem Dorfe Hastenbek; am 26. Juni stand er zwischen der Weser und einem Gehölze auf Anhöhen, und wurde von den Franzosen mit Uebermacht angegriffen. Er war aber des Kriegswesens so wenig kundig, daß er gleich beim ersten Unfalle, da die Feinde, die sich durchs Gehölze schlichen, einige Batterien erobert hatten, alles für verloren gab, und fliehend nach Hameln eilte. Dies that er gerade zu einer Zeit, wo der damalige Erbprinz und gegenwärtige Herzog von Braunschweig mit seinen Braunschweigern die Batterien wieder gewann, und der Hannöversche Oberste Breitenbach mit einigen Bataillonen in das Gehölze drang, und die hier stehenden Franzosen so muthig und glücklich ansiel, daß sie in Unordnung wichen, und schon das ganze Schlachtfeld räumen wollten. Nur die unbegreifliche Flucht des Herzogs von Kumberland veränderte ihren Vorsaz, sie blieben stehen und erhielten den Sieg, beunruhigten jedoch den Obersten Breitenbach nicht, welcher bis in die Nacht seinen Plaz behauptete, dann erst, von Unterstüzzung verlassen, mit erbeuteten Fahnen und Kanonen nach Hameln ging, und dem betäubten Herzoge die Siegeszeichen vorlegte. Dieser vergoß nun Thränen der Reue, daß er seinen Sieg muthwillig aufgegeben hatte. Die Deutschen verloren 1400 Mann, worunter 220 Gefangne waren. Auf diese Uebereilung folgten noch größere. Der Herzog von Kumberland,

schon

schon von selbst wenig standhaft, wurde von der Aengstlichkeit der Hannöverschen Minister noch furchtsamer gemacht. Anstatt sich in Hameln zu halten, zog er sich wider den Willen aller Generale, ohne alle militärische Gründe immer nordwärts zurük, überließ Hameln, Hannover, Verden, Harburg und alle umliegende Gegenden der Willkühr der Feinde, und sahe sich endlich bei Bremervörde in einen so kleinen Winkel eingeschlossen, daß ihm nichts als Einschiffung zu Stade, wo es aber an Fahrzeugen fehlte, oder Uebergabe übrig blieb. Die Noth erzwang das Leztre. Im Kloster Seeven wurde den 8. September eine für die Deutschen höchst demüthigende Konvention unterzeichnet, vermöge welcher die Hannoveraner in der Gegend von Stade beisammen bleiben, die übrigen Alliirten nach Hause gehen, und alle während des Krieges unthätig bleiben sollten. Das Versprechen, daß die Länder von Kurhannover und dessen Bundesgenossen eine Art Neutralität genießen würden, hatte den Abschluß der Konvention vornämlich befördert. Dänemark garantirte sie. Der Graf Lynar, Dänischer Statthalter von Oldenburg, vermittelte und betrieb die Unterhandlung, und als ein Anhänger der Herrnhuter schrieb er die Ehre des vollendeten Geschäftes der Eingebung des heiligen Geistes zu, und pries sich glüklich, daß er Unwürdiger durch Gottes Kraft, wie einst Josua die Sonne in ihrem Laufe, so die Franzosen in ihren Siegen aufgehalten, und die Vergießung des kostbaren Hannöverschen Blutes abgewendet

wendet habe. Der tapfere und edelmüthige Franzöſiſche Marſchall d'Etrees hatte die Kränkung, daß er durch die Ränke der königlichen Buhlerin bereits im Auguſt das Kommando verlor, und daß ſein Nachfolger, der Herzog von Richelieu, die Früchte ſeines Muthes und ſeiner Klugheit einerntete.

Die Konvention von Seeven konnte für den König George nicht ſchädlicher ſein, als ſie für Friedrich war, oder doch werden konnte. Seine Weſtfäliſchen Länder wären in der Gewalt der Feinde, und die Truppen, welche ſie wieder befreien konnten, außer Thätigkeit geſezt; ſeine Niederſächſiſchen und Märkiſchen Provinzen mußten den Angriff aller Franzöſiſchen Heere, die jezt freie Hände hatten, befürchten. Und ſchon war eine beſondre Franzöſiſche Armee in vollem Marſche, um dem Könige das Kurfürſtenthum Sachſen zu entreißen. Der Prinz Soubiſe, welcher von der Hauptarmee abhing, aber ein eignes Korps befehligte, hatte ſich bereits in der Mitte des Juni von dem großen Heere getrennt und nach Frankfurt am Main begeben, wo er die für ihn beſtimmten Truppen ſammelte, mit denen er Hanau eroberte, und ſodann über Fulda nach Eiſenach marſchirte, um ſich daſelbſt mit der ſogenannten Reichsarmee zu vereinigen. Der Oeſtreichiſche Sieg bei Kollin hatte auf einmal den erlöſchenden Muth der kaiſerlich geſinnten Reichsfürſten wieder entzündet; voll brennender Begierde, an dem Ruhme Oeſtreichs Theil zu nehmen, ſandten ſie ihre von ungeübten Leuten, rohen Kloſterknechten, friedlichen

Schweinetreibern und ähnlichen Burschen zusammengerafften Soldaten nach Nürnberg, dem Sammelplazze einer Armee, die durch ihre seltsame Vereinigung, durch den Mangel aller Ordnung und Disciplin, durch die Vernachlässigung aller Kriegsbedürfnisse und durch ihre Feigheit das Gespötte der Zeitgenossen und Nachkommen wurde. Es kamen ungefähr 30000 Mann derselben zusammen, über welche der Prinz Joseph von Hildburghausen den Oberbefehl bekam, und die, jedoch mit Ausnahme der Pfälzer, Baiern und Wirtemberger, ein buntscheckiges Gemisch ausmachten. Sie rükten durch Franken und den Thüringer Wald nach Arnstadt, und vereinigten sich mit eben so vielen Franzosen, als sie selber stark waren, wozu bald noch 4000 Oestreicher stießen. Diese verbundnen Scharen gingen nach Gotha, und schienen bis an die Elbe vordringen zu wollen. Einem solchen Vorhaben mußte sich Friedrich widersezzen. Er theilte daher seine in der Lausiz stehende Armee. Die größere Abtheilung, einige 30000 Mann, ließ er unter dem Herzog von Bevern zurük, um der großen kaiserlichen Armee von 90000 Mann den Eintritt in Schlesien zu verwehren, oder doch beschwerlich, und für Preußen unschädlich zu machen. Mit der kleinern Kolonne, ungefähr 16000 Mann stark, brach er am 25. August von Bernstädtel auf, marschirte durch Dresden, zog hier noch mehrere einzelne Korps des Fürsten Moriz an sich, und sezte dann mit seinen auf 22400 Mann angewachsenen Truppen seinen Lauf bis Erfurt

furt fort, wo er am 14. September ankam, und ungeachtet seiner geringen Kriegsmacht einige Detaschements von 4000 Mann nach Magdeburg, und von 9000 nach der Elbe- und Muldegegend zur Beobachtung der Oestreicher absandte. So sehr er sich hiedurch geschwächt hatte, so behauptete er sich dennoch etliche Wochen hindurch in seiner Stellung. Die Feinde hatten sich auf die Nachricht vom Andrange der Preußen in ein festes Lager hinter Eisenach zurükgezogen, und wagten es nicht von ihrer Uebermacht Gebrauch zu machen. Am 19. September erfuhren sie eine merkwürdige Probe von dem Muthe und dem Unternehmungsgeiste der Preußen. Sämmtliche Französische Generale rükten an diesem Tage mit 8000 Mann in die Stadt Gotha, um sich hier ihrem Vergnügen an einem Hofe zu überlassen, welchen selbst die eingebildetesten Französischen Weltleute für fein und glänzend erklärten. Sie begaben sich sogleich zu der Herzoglichen Familie nach Friedenstein, wo sie aufs artigste empfangen, und zu einem köstlichen Mittagsmal geführt wurden. Schon wollten sie sich zu Tische sezzen, als man ihnen die Annäherung der Preußen meldete, und ein starkes Schießen die Nachricht bestätigte. Der General Seidlitz, welcher sich unter Zieten's Augen und nach seinem Beispiele zu einem großen Feldherrn gebildet hatte, war bloß mit zwei Regimentern von 1500 Mann, theils Husaren, theils Dragonern, unter Begünstigung eines Nebels so unerwartet und so rasch vor den Thoren Gotha's er-

schienen, daß die betäubten Franzosen ohne Widerstand und in höchster Unordnung die Stadt verließen, und fliehend davon eilten. Der Prinz Soubise war der erste, welcher sich auf die Flucht begab. Er hatte in stolzer Sicherheit an keine Möglichkeit der Ueberrumplung gedacht, folglich auch keine Befehle für diesen Fall gegeben; verwirrt empfahl er sich dem Herzoglichen Hofe, und stürzte mit dem Ausrufe: Sauve qui peut! rette sich, wer kann! von dannen. Der tapfere Seidlitz verzehrte nun mit seinen Officieren die ausgesuchten Speisen, von welchen die Franzosen so unfreundlich weggejagt worden waren. Die Eilfertigkeit der schnellfüßigen Flüchtlinge verhinderte die Preußen, viele Gefangne zu machen. Nur 6 Offiziere und 51 Gemeine geriethen in ihre Hände. Desto größer war der Troß von Kammerdienern, Kommissarien, Feldpatern, Komödianten, Friseurs, Köchen, Modehändlern und Frauenzimmern, welche gefangen, von Seidlitz aber, der mit ihnen nichts anzufangen wußte, höflichst zurük geschickt wurden. Die Husaren und Dragoner machten eine ansehnliche Beute, indem sie die Equipage der Generale erhielten; hierunter waren indessen neben den Kostbarkeiten auch viele Dinge, die sich für Sybaritische Welchlinge besser, als für wahre Soldaten schikten; sie fanden ganze Kisten von wohlriechenden Wassern, Pudermänteln, Schlafrökken, Haarbeuteln, Sonnenschirmen, Papageien und ähnlichen Dingen. Seidlitz, welcher seine Feldherrntalente zu entwikkeln anfing, blieb bis zum 22. Sept. in Gotha stehen,

und

kehrte darauf, weil ihn die Feinde mit ihren besten Truppen, und mit Hülfe der kaiserlichen Reiterei unter Laudon zu umringen suchten, zum Könige zurük. Gotha wurde von den Franzosen wieder besezt, und ihr ganzes Heer lagerte sich in der Gegend dieser Stadt. Friedrich zog bis Buttstädt rükwärts, wo er bis zum 10. Oktober von Niemand beunruhigt, kantonirte. Da es überhaupt den Anschein hatte, als ob die Franzosen zu ernsten Unternehmungen für dieses Jahr nicht geneigt wären, so beschloß er, sich wieder der Elbe mehr zu nähern, um die Schlesische Armee nöthigen Falles unterstüzzen zu können. Aber eine kühne That eines kaiserlichen fliegenden Korps zog ihn an die Grenzen der Mark Brandenburg.

Der Oestreichische General Haddik wagte es, bei der Zerstreuung aller Preußischen Truppen, sich mit einem Haufen vermischter und unregelmäßiger Soldaten von etwa 7000 Mann bis nach Berlin zu schleichen. Am 16. Oktober erschien er vor den Thoren dieser unbefestigten Hauptstadt, foderte eine unbedingte Uebergabe und 600000 Thaler Brandschazzung. Der Preußische Kommandant General Rochow, welcher schon einige Zeit vorher von einem feindlichen Anschlage auf Berlin reden hörte, wies diese Nachricht verächtlich und drohend ab, glaubte die wiederholten Ankündigungen davon durchaus nicht, und machte auch keine Anstalten zur Gegenwehr. Als er die Wahrheit aber nicht mehr verkennen konnte, verlor er alle Besonnenheit, und

bewies

bewies sich jezt eben so muthlos, als er vorher troz-zig gewesen war. Er hatte ein Landregiment, zwei Bataillone Garnisonsoldaten, und eine Menge Rekruten unter seinem Befehl; ganze Gewerke und Zünfte erboten sich, in Reih und Glied zu treten, und die verwegnen Feinde entschlossen zurükzuweisen. Aber Rochow wollte es nicht gestatten, und benahm sich so kleinmüthig und unmännlich, daß er von Weibern und Gassenbuben verspottet wurde, und in Gefahr kam, vom Pöbel empfindlich beleidigt zu werden. Er entschloß sich zu nichts, als bloß die königliche Familie durch 400 Mann nach Spandow in Sicherheit zu bringen. Und auch dies that er so langsam und spät, daß die Feinde sie ohne Mühe hätten aufheben können, wenn sie davon Kunde gehabt hätten. Rochow ging selber nach Spandow, und überließ Berlin seinem Schiksale. Haddik sahe indessen das Gefährliche seines Wagestükkes gut ein, und da er keine Zeit zu verlieren hatte, und die Berliner über die Antwort auf sein Begehren noch zweifelhaft waren, so stürmte er das Schlesische und Kotbusser Thor, schoß die Palisaden nieder, und drang in die Vorstadt. Hier begegnete ihm ein Kommando Preußischer Garnisonsoldaten, denen Rochow gegen den Feind zu rükken gebdten, aber über die Art, wie sie sich hier verhalten sollten, nichts vorgeschrieben hatte. Der befehlende Offizier wollte sich nicht gefangen geben, sondern beantwortete die Ermahnung, die Leute zu schonen, mit einer Flintensalve, wovon der kaiserliche

liche General Babotzai getödtet wurde. Dies unbesonnene Feuer erbitterte die Oestreicher, sie zogen die Schwerter, und hieben das ganze Kommando zusammen: es entkam nicht ein einziger: die Todten wurden geplündert, nakkend ausgezogen, gräulich gemißhandelt, und an den Stadtmauern herumgeworfen. Dennoch erdreisteten sich die Oestreicher nicht, in die Stadt zu dringen. Sie blieben in der Vorstadt, wo sie vielen Frevel verübten, Häuser ausleerten, Menschen beraubten und mordeten, welches leztere unter andern dem 80jährigen Geheimenrathe von Stosch wiederfuhr. Haddik sandte seinen Adjutanten, den Obersten Ried, an den Magistrat, um sich über die Brandschazzungsgelder zu vergleichen. Er ließ sich endlich an 200000 Thalern genügen, foderte aber noch ein Geschenk von 12000 Thlr. für sich, von 3000 Thlr. für den Adjutanten, und 2 Duzzend mit dem Stadtwappen gestempelte Frauenhandschuhe für die Kaiserin. Kaum hatte er diese Beute erhascht, so flog er noch vor Tages Anbruch am 18. Oktober davon. Er konnte von Glük sagen, daß er sein Geschäft geendigt hatte. Denn nur noch eine kleine Zögerung, und das Rachschwert der Preußen hätte ihn ereilt. Wenig Stunden nach seinem Abzuge sprengte der General Seidlitz mit 3000 Reutern zur Rettung Berlin's herbei, und am andern Tage folgte ihm das ganze Korps des Fürsten Moriz von Dessau, welchen Friedrich auf die erste Nachricht von Haddiks Ueberfalle zur Dekkung der Hauptstadt abgeschikt

geschikt hatte. Friedrich selbst sezte sich von Leipzig aus in Bewegung, um den Feinden den Rükzug abzuschneiden. Aber Haddik, der einige Märsche voraus hatte, wählte lauter Abwege, und entkam allen Nachstellungen glüklich, außer daß er 60 Mann als Gefangene, und einen Geldwagen, die sich verspätet hatten, verlor.

Die Entfernung des Königs aus der Mitte Sachsen's gab den Franzosen und Reichsvölkern Muth, weiter vorzudringen. Sie gingen über die Saale, nahmen ihr Hauptquartier zu Weißenfels, foderten Leipzig auf, wo noch ein Korps Preußen stand, verhielten sich aber nach erhaltner abschlägiger Antwort doch in Absicht des Feindes unthätig. Eine desto größere, verabscheuungswerthe Thätigkeit bewiesen sie gegen ihre Freunde, die Sachsen. Sie kehrten das Verhältniß um, sie wurden aus Beschüzzern Unterdrükker, aus Bundesgenossen Räuber, und preßten den Sachsen den Wunsch nach baldiger Rükkehr ihrer Gegner, der Preußen, ab, um durch diese von ihren Plagegeistern, die sich Alliirte nannten, befreit zu werden. Die Franzosen erstürmten sich unter schrecklichen Drohungen und wirklichen Mishandlungen Fourage, Proviant, reichliche Mahlzeiten, kostbare Geldgeschenke. Viele Oerter wurden rein ausgeplündert, und unter andern 20 Dörfer bei Freiburg auf Kosakenart verwüstet. Die Barbaren schonten selbst der Kirchen nicht; sie zertrümmerten die Altäre, Kanzeln und Kirchstüle, und schändeten die metallnen Kelche durch unflätige

Hand-

Handlungen. Konnten sie etwas nicht brauchen oder nicht mit fortschaffen, so ließen sie es darum doch nicht unbeschädigt. Sie zerschnitten die Hausgeräthschaften, zerschlugen die ledigen Weinfässer, zerrissen die Briefe und Urkunden, streuten die Federbetten auf den Feldern herum, und hieben das Vieh, was sie nicht zu verzehren vermochten, als Beute für die Raubvögel in Stükken. Dieser Unthaten machten sich nicht bloß die Franzosen, sondern auch die Pfälzer und Ungarn schuldig. Man glaubt die Greuel einer Robespierrschen Rotte, nicht eines königlichen Kriegesheeres zu lesen, wenn man das Verhalten dieser Horden gegen ihre Bundesgenossen beschrieben findet. Eine allgemeine Freude verbreitete sich in den geplünderten Kreisen Sachsen's, als Friedrich mit allen an sich gezognen kleinern Abtheilungen 22000 Mann stark wieder von Leipzig heranrükte. Die Feinde wichen seit dem 31. Oktbr. etwas von Weißenfels zurük, sonderten sich in 2 Theile auf eine unbequeme Art ab, hatten jedoch den Vorsaz, sich in den Gegenden der Saale den Winter hindurch zu behaupten. Ein solches Vorhaben konnte Friedrich nicht gestatten; er wollte durchaus keinen Feind in der Nähe Magdeburg's und im Herzen Sachsen's dulden; er beschloß daher, ihn entweder durch künstliche Märsche, oder durch eine siegreiche Schlacht weit zurük zu treiben. Er ging in dieser Absicht den 2. Nov. bei Halle, Weißenfels und Merseburg über die Saale, und nahm seine Stellung bei dem durch ihn so berühmt

gewor-

gewordenen Dörfe Roßbach. Am folgenden Tage, den 3. Nov. marschirte er mit der Kavallerie voraus, ließ das Fußvolk sich ordnen, und machte alle Anstalten, die, wie er wußte, übel postirten Feinde zu schlagen. Aber zu seiner Verwunderung fand er ihre Stellung so vortheilhaft verändert, daß er gegen einen 3mal stärkern Feind keinen Sieg zu erringen hoffen konnte. Friedrich zog nun wieder eine gute Strekke zurük, um die Franzosen aus ihren festen Posten herauszulokken. Dieser aus List und mit Bedacht gewählte Rükzug des Königs entflammte auf einmal den verloschenen Muth der eitlen Franzosen bis zur lächerlichsten Großsprecherei. Sie hielten die rükgängige Bewegung der Preußen für Furchtsamkeit, und beschlossen daher, sie von ihrer Seite anzugreifen, oder vielmehr bloß gefangen zu nehmen. Denn sie glaubten gar nicht, daß sich Friedrich vertheidigen würde; sie fürchteten, er möchte gar zu schnell fliehen, und ihnen entrinnen. Man warf im vollen Ernste die Frage auf, ob es auch einer großen Armee Ehre bringe, sich mit einer kleinen in ein Gefecht einzulassen.

Der 5. November war der merkwürdige Tag, an welchem die Franzosen das so gering scheinende Geschäft, die Gefangennahme der ganzen Preußischen Armee ausführen wollten; an welchem sie aber mit unvertilgbarer Schande überhäuft, und für ihren lächerlichen Eigendünkel, für ihre windige Pralerei, für ihren unbändigen Hochmuth, und für ihre ehrlosen Räubereien nach Verdienst gezüchtiget wurden.

Fried-

Friedrich drükte ihnen das Wort Roßbach wie ein Brandmal in ihre flachen Köpfe, welches keine Zeit, so lange Geschichte gelesen werden wird, verwischen kann. Die Französischen Generale hielten indessen den rechten Flügel und die Mitte der Preußen, welche durch Sümpfe gedekt waren, für zu vortheilhaft gestellt; sie sezten ihnen die Reichsarmee entgegen, und beschlossen mit ihrer Hauptmacht, den linken Preußischen Flügel zu umgehen, ihnen in den Rükken zu kommen, und auf diese Art ihre Absicht zu erreichen. Um 11 Uhr sezte sich die Französische Armee in Marsch, und zog einige Stunden in einer bogenförmigen Ausdehnung um die Preußen herum. Friedrich saß bei Tische, als ihm die Annäherung der Feinde gemeldet wurde, und gleich ihm waren seine Soldaten mit der Mahlzeit beschäftigt. Die Franzosen erstaunten über diese Trägheit und Verzweiflung der Preußen, die nach ihrer Meinung nicht einmal auf die Ehre, kämpfend zu sterben, bedacht wären, sondern sich wehrlos der Gnade ihrer Sieger überlassen wollten. Wie schrekklich wurden sie aus ihrer geträumten Sicherheit gewekt!

Um 2 Uhr Nachmittags ließ Friedrich die Zelte abbrechen, und seine Kavallerie, nebst 7 Bataillonen Infanterie ausrükken. Seidlitz erhielt den Oberbefehl über die ganze Reiterei, mit welcher er eben das thun mußte, was die Feinde zur Absicht hatten, nämlich, sie von hinten umgehen. Durch Gründe, deren hier viele sind, schlich sich Seidlitz

hinter

hinter einige Anhöhen, wo er von den Feinden gar nicht gesehen werden konnte. Unerwartet sprengte er hervor, und warf durch geschikte Evolutionen die betäubten Franzosen, die nicht einmal Zeit zum Ordnen ihrer Kolonnen hatten, über den Haufen. Da sie in der Einbildung standen, daß die Preußen aus dumpfer Muthlosigkeit alles Gefechte zu vermeiden suchten, so war jezt ihre Bestürzung grenzenlos, als sie sich von einer Seite angefallen sahen, wo sie keinen Feind erwartet hatten. Diese erstarrende Ueberraschung war die Hauptursache ihres wenigen Widerstandes und ihrer völligen Zersprengung. Die schwer gerüsteten Gensd'armes, der Stolz und der Kern der Französischen Armee, wurden troz ihrer ungeheuern Pferde von den leichten Rossen der Preußischen Husaren niedergetrabt. In wenig Augenblikken war die Französische Kavallerie wie vom Sturmwinde aus einander gewirbelt. Nur 2 Oestreichische Regimenter hielten Stand; aber von ihren Allirten verlassen hatten sie kein anderes Schicksal als Tod oder Flucht. Der Prinz Soubise ließ hierauf ein Reservekorps von 5 Reuter-Regimentern vorrükken; doch so wie sie sich zeigten, wurden sie ohne Mühe gleich den Uebrigen niedergehauen oder verjagt. Bald darauf kam die Preußische Infanterie heran, welche von einer Batterie, die auf einer Anhöhe errichtet war, unterstüzt, durch geschwinde Schwenkungen das Französische Fußvolk in die rechte Flanke nahm, und es mit einem regelmäßigen Flintenfeuer, wie bei einer Musterung begrüßte. Die

Fran-

Franzosen warteten kaum eine zmalige Losschießung ab; von Angst und Schrekken ergriffen stürzten sie sich auf ihren linken Flügel, welcher durch die Menge der Flüchtlinge so zusammengepreßt wurde, daß er einen dichten, unbehülflichen und verwirrten Menschenklumpen darstellte. Die Preußische Infanterie überflügelte diese gepreßte Masse von vorne, und die königlichen Reitergardisten und Geusd'armes hieben auf eine entsezliche Art in sie ein. Ein besondres Mißverständniß vermehrte die Erbitterung der Preußen. Sie hatten gehört, daß die Franzosen ihre Winterquartiere in Brandenburg nehmen wollten. Als leztre daher ihr gewöhnliches Wort, Quartier, womit sie die Ergebung zur Gefangenschaft, und die Bitte um Verschonung des Lebens andeuteten, nach deutscher Mundart aussprachen, so hielten dies die Preußen für Spott, und für Hinweisung auf die Winterquartiere. Voll Grimm riefen sie daher: ihr sollt Quartier haben; und mit diesen Worten spalteten sie sie mit fürchterlichen Schwertstreichen. Mehrere der deutschen Sprache Kündige merkten endlich den Irrthum, riefen Pardon, und retteten ihr Leben. Wäre es nicht schon 6 Uhr des Abends, und folglich um diese Jahreszeit ganz dunkel gewesen, so hätte die Französische Armee hier ihren völligen Untergang gefunden. So manche Künste ihre Generale, so viele Anstrengung ihre Artillerie-Aufseher auch versuchten, so vermochten sie doch dem von Furcht ertödteten Haufen kein Leben, keinen Muth, keine Fassung einzuhauchen.

Eine

Eine allgemeine Flucht, von der Nacht begünstigt, war das einzige Glük, was ihm zu Theil wurde, und was ihn vom Tode oder der Gefangenschaft befreite. Die Feigherzigkeit dieser Poltrone war nun eben so einzig und verächtlich, als vorher ihr Uebermuth. Die Infanteristen warfen ihre Gewehre und Tornister, die zu Fuße fliehenden Kavalleristen ihre Brustharnische und Reiterstiefeln weg, um nur ungehindert laufen zu können. Der ganze Weg bis Erfurt war mit weggeworfenen Sachen besäet. Viele sprangen aus Angst in die Saale, weil sie vor Betäubung nicht wußten, wo und wie sie sich vor den Preußischen Husaren retten sollten. Ganze Haufen gaben sich an einzelne Reiter gefangen. In Reichartswerben hatten sich 100 Mann in einem Garten verstekt; von 2 Dragonern aufgescheucht, ließen sie sich durch diese gefangen fortführen. Nie war eine Niederlage schneller und schimpflicher, nie ein Sieg wohlfeiler und ehrenvoller gewesen. Die eigentliche Schlacht dauerte höchstens anderthalb Stunden. Die Franzosen rühmen sich selber nicht einmal eines männlichen Widerstandes, sondern entschuldigen sich mit einem Panischen Schrekken, der freilich mit ihren vorhergegangnen Rodomontaden arg kontrastiret. Selbst die Geschicklichkeit ihrer berühmten Artilleristen, des Grafen Aumale und Obersten Briot, wurde diesmal zu Schanden. Sie, die öffentlich behaupteten, daß sie mit ihrem Kanonenfeuer eine von der ganzen Armee verlorne Schlacht dennoch gewinnen wollten, musten die Schande der

Un-

Unthätigkeit und des Verlustes mit den Uebrigen theilen. Die Reichstruppen musten die Ableiter sein, welche die Schuld von den Franzosen hinwegnehmen sollten. Sie hatten allerdings eine Feigheit bewiesen, die ihrem ganzen Verhalten angemessen war. Bei dem ersten Kanonenschusse liefen sie davon, und ließen dem Preußischen rechten Flügel nicht so viel Zeit, um ihre Flinten abschießen zu können.

Der Prinz Ferdinand, welcher hier 10 Bataillone befehligte, muste unthätig bleiben, und er kam gar nicht zum Schlagen, die Musketiere behielten ihre Flinte geschultert, und sahen dem sonderbarsten aller Schauspiele bloß zu. Ob sich nun gleich die Reichstruppen ihrer würdig zeigten, so waren die Franzosen dennoch um die Hälfte stärker, als die Preußen, und hätten den Sieg wohl erringen können, wenn es bloß auf die Menge ankäme. Die geringere Tapferkeit derselben läßt sich deutlich aus dem geringen Verluste der Preußen, welche nicht mehr als 91 Todte und 274 Verwundete zählten, beurtheilen. Dagegen hatten die Franzosen und ihre Alliirten 3560 Todte und Verwundete; 7000 wurden auf dem Schlachtfelde, mehrere Tausende noch auf der Flucht gefangen genommen; unter ihnen befanden sich 8 Generale, von denen Küstine, der Vater des nachherigen Generals der Revolution, der bekannteste war, außerdem 19 Stabsoffiziere und 200 andere Offiziere. Die Sieger eroberten 63 Kanonen, und 22 Fahnen und Standarten, und

machten

machten überhaupt eine große Beute. Dieser glänzende Sieg war bloß von der Preußischen Reiterei und von 7 Bataillonen erfochten, dabei aber der große Held des Tages, Seidlitz, und der königliche Bruder Heinrich verwundet worden. Eben so wichtig war die Folge dieser unvergeßlichen Schlacht für den König. Er sahe sich wie durch einen Zauberschlag von einer zahlreichen Armee befreit, die seinen Unternehmungen an der Elbe keinen Zwang mehr auferlegte. Die so kühn daher schwellenden Franzosen brauseten auf allen Seiten ohnmächtig zurük. Die Generale hatten an gar keinen Rükzug gedacht; auch jezt ergriffen sie keine vernünftigen Maßregeln, um die Fliehenden wieder zu vereinigen. Große und kleine Haufen irrten nach eignem Gutdünken, nach bloßem Ungefähr herum; viele wurden von Sächsischen Bauern gefangen genommen, und den Preußen, den Feinden Sachsen's abgeliefert. Andere Scharen flohen bis an den Rhein, und hielten sich vor den Preußen nicht eher als jenseits des Flusses gesichert. Einige Ueberreste sammelten sich den 9. Nov. bei Nordhausen, Heringen, Tennstädt und Langensalza. Die Artillerie eilte bis nach Göttingen, und hernach über Kassel nach Friedberg. Nicht lange hernach bekam der Prinz Soubise Befehl, seine geschlagenen Trümmer nach Hessen und der Grafschaft Hanau in die Winterquartiere zu führen. Die Reichsarmee verbarg ihre Schande in Franken. Diese Niederlage der Franzosen erregte in ganz Deutschland bei allen

Par-

Parteien und bei allen Klassen die lebhafteste Freude; selbst Friedrich's Feinde frohlokten über die Demüthigung einer Nation, die bei vielen unläugbaren Vorzügen doch durch einen eben so unläugbaren Leichtsinn und Uebermuth, durch Anmaßung, Treulosigkeit und verächtliche, tirannische höhnende Behandlung anderer Völker allgemeinen Unwillen auf sich geladen hatte. Selbst die wizzelnden Pariser spotteten über ihren eignen Schimpf, sie verfertigten Gassenlieder und schmähende Sinngedichte auf Soubisen, und sprachen ihren feigen Truppen Hohn. Der verspottete Soubise behielt dennoch das Kommando, da er ein Günstling der Mätresse Pompadour war; ja diese mächtige Buleriu, welche das Reich regierte, beredete den schwachen Wollüstling Ludwig XV., ein Trostschreiben an den durch eigne Schuld besiegten Prinzen zu senden.

Am nachtheiligsten wirkte die Roßbacher Niederlage auf die Königin von Polen. Sie hatte ihre ganze Hofnung auf die Franzosen gesezt; die Nachricht der verlornen Schlacht brachte ihr von den heftigsten Leidenschaften bestürmtes Herz in eine solche Bewegung, daß es brach. Sie entließ eines Abends ihre Hofleute im tiefsten Grame, und des Morgens fand man sie todt im Bette. Von fanatischer Religionsschwärmerei getrieben, blieb sie bis zum Ende eine unversöhnliche Feindin Friedrich's.

So glüklich die Preußen in Sachsen gefochten hatten; so bedrängt wurde ihre Lage in Schlesien, und Friedrich's Rükkehr in diese Provinz wurde mit

jedem Tage nothwendiger. Der Herzog von Bevern war nicht im Stande, mit einem Heere von einigen 30000 Mann der Hauptmacht der Oestreicher von 100000 Mann den Eintritt in dies Land zu verwehren. Zu Ende August's lagerte er sich auf der Landskrone bei Görliz so vorsichtig, daß er nicht angegriffen werden konnte. Eine halbe Meile davon stand der General Winterfeld, welcher ein kleines Korps mit besondern Aufträgen bei der Bevernschen Armee befehligte. Vor seinem rechten Flügel lagen 2 Berge, wovon er den einen, den Holzberg verschanzte, und mit 2 Bataillonen besezte, den andern gegen über stehenden aber, den so genannten Galgenberg, vernachläßigte. Den leztern Umstand benuzte der feindliche General Nadasti, um dem im Lager angekommenen Minister, Grafen Kaunitz, einen Beweis seiner Tapferkeit, und ein angenehmes Kriegsschauspiel zu geben. Unter Begünstigung eines dikken Nebels erstieg er am 7. Sept. ungesehen den Galgenberg, und beschoß von hier aus mit schwerem Geschüzze die starken Vorposten am Holzberge. Gegen Mittag griff er mit 40 auserlesenen Kompagnien Grenadiere den Holzberg selber an, und nöthigte die 2 Preußischen Bataillone ihres Löwenmuthes ungeachtet selbigen zu verlassen. Der General Winterfeld war während dieses ungleichen Kampfes im Hauptquartiere zu Görliz. Auf die erste Nachricht davon eilte er mit frischen Bataillonen herbei, um die fechtenden Truppen zu unterstüzzen. Er kam zu spät. Die Sache war

schon

schon entschieden. Winterfeld beschloß, das Gefecht zu erneuern, und den Berg, es koste was es wolle, wieder zu erobern, weil er den Verlust desselben für einen Schimpf hielt, von dem man sich durchaus reinigen müsse. Sein Begleiter, der General Zieten, betrachtete das Unternehmen aus einem ganz andern Gesichtspunkte. Er urtheilte aus höchst wahrscheinlichen Gründen, die fast an Gewißheit gränzten, daß der Versuch unglüklich endigen, eine Menge tapferer Streitgenossen wegraffen, das kleine Heer schwächen, und im glüklichsten Falle gar keinen Nuzzen gewähren würde. Er warnte ihn daher ernstlich vor einem Kampfe, bei welchem kein Gewinn, kein Erfolg, keine Ehre zu erwarten sei. Winterfeld nahm jedoch keine Vorstellungen an; eigensinnig beharrte er auf seinem Vorsazze, wovon so mancher brave Preuße und er selbst das Opfer wurde. Der Holzberg wurde mit Tausenden von getödteten Soldaten besäet, und dennoch nicht erobert. Der Urheber dieses unnüzzen Blutvergießens, der General Winterfeld, erhielt eine tödliche Wunde, woran er am folgenden Morgen starb. Die übermächtigen Oestreicher behaupteten den Berg, obwohl mit einer Einbuße von 2000 Mann. Die Zietensche Meinung, daß auch der siegreiche Ausgang des Gefechts keinen Vortheil bringen könne, wurde durch das Verhalten der Feinde vollkommen bestätiget. Sie räumten am 9. Sept. den Holzberg, auf welchem von beiden Seiten so viel Blut geflossen war, freiwillig, und zogen sich in ihre Hauptarmee zurük.

Das ganze Preußische Heer aber betrauerte den Tod Winterfelds, Friedrich hielt ihn für einen Nationalverlust. Dieser Feldherr, welchen seltne Talente, und liebenswürdige Eigenschaften schmükten, war sein trautester Liebling gewesen; und wurde noch lange nach seinem Tode königlich geehrt. Ein so ausgezeichneter Mann vermied jedoch nicht immer die Klippe, an welcher die Ehrsucht der Hofgünstlinge so häufig scheitert. Er konnte keine Nebenverdienste ertragen, er wollte allein nur glänzen, und er wendete seinen Einfluß manchmal an, um den König gegen andre große Männer einzunehmen. Dies erfuhr z. B. Zieten; und selbst das Misverständniß zwischen Friedrich und seinem Bruder, dem Kronprinzen, war durch gehässiges Einflüstern Winterfelds erregt worden.

Der Herzog von Bevern blieb so lange in der Lausiz, als er dort Unterhalt fand. Nachdem aber der lezte Mehlwagen aus dem Magazine beladen war, so veränderte er den Kriegsschauplaz. Er rükte am 10. Sept. nach Schlesien. Die Ueberlegenheit der Oestreicher, welche ihr Heer theilen, und die Preußen von mehrern Seiten bedrohen konnten, nöthigte ihn, auf seine Sicherheit bedacht zu sein. Hierzu schien es erforderlich, entweder Schweidnitz oder Breslau in der Nähe und zum Rükhalt zu haben. Schweidnitz erregte keine Besorgnisse in ihm. Diese Festung war mit allen Mitteln der Vertheidigung, mit Mannschaft, Geschüz und Magazinen hinlänglich versehen, und

konnte

dem Anscheine nach einen kräftigen Widerstand von wenigstens 6 Wochen beweisen. Breslau hingegen befand sich in einem weit wehrlosern Zustande; die Absicht der Feinde war auf die Eroberung davon gerichtet; der Verlust der Hauptstadt zeigte die empfindlichsten Nachtheile; Ursachen genug, welche den Herzog bewogen, seine Stellung bei Breslau zu nehmen. Der gerade Marsch dahin war zu gefährlich; er ging daher bei Lampersdorf über die Oder, zog sich jenseits dieses Flusses aufwärts, sezte am 1. Oktbr. zu Breslau zum zweiten Male über selbigen, und lagerte sich nahe dabei hinter der Lohe. Dieser wurde mit so viel Ordnung und Glük vollendet, daß nicht ein einziger Wagen verloren ging, und daß man dem Feinde einen ganzen Tagemarsch abgewann. Denn die große kaiserliche Armee traf erst am 2. Oktober in der Nachbarschaft ein, lagerte sich bei Liß a den Preußen gegenüber, und hatte die Lohe vor sich. Wider alle Erwartung verhielten sich beide Heere, die einander stets im Angesichte waren, 5 Wochen hindurch ganz ruhig, und die durch einige Detaschements geschwächte Preußische Armee erfuhr nicht den geringsten Unfall. Die Oestreicher hätten gern einen Angrif gewagt; aber die Bedenklichkeit, daß ihnen Schweidnitz im Rükken lag, und im Fall einer Niederlage gefährlich werden konnte, schrekte sie davon ab. Sie beschlossen deswegen, sich vorher der genannten Festung zu bemächtigen. Nadasti erhielt den Auftrag zu dieser Unternehmung, und wurde, so ansehnlich sein Korps

auch

schon war, noch mit vielen Baiern und Wirtembergern verstärkt. Der Plan glükte über Vermuthen. Die Besazzung, welche nach des Herzogs von Bevern Erwarten 6 Wochen ausharren sollte, widerstand nur 16 Tage. Nachdem einige Breschen geschossen waren, gebot Nadasti einen Generalsturm auf 5 Forts; 2 Redouten wurden erstürmt, die Preußen durch einen falschen Angrif irregeführt, und außer Fassung gebracht. Der Kommandant, General Seers, kapitulirte am 12. November, gab sich mit 3 andern Generalen und 5840 Mann gefangen, und überließ die großen Magazine und einige Tonnen Goldes Kriegskassengeldern den Ueberwindern. Nadasti besezte Schweidniz mit 8000 Mann, und begab sich mit den übrigen nach Lissa zum Oberbefehlshaber Prinzen Karl, um nun einen Hauptkampf gegen die Preußen vollführen zu helfen.

Die Oestreicher vornahmen indessen, daß Friedrich im Anzuge nach Schlesien begriffen sei. Sie hielten es nicht für rathsam, seine Ankunft abzuwarten, sondern eilten, da ihnen nach Eroberung von Schweidniz der Rükken gesichert war, die Bevernsche Armee zu überfallen. Dies thaten sie am 22. Nov. mit großer Ueberlegenheit an Mannschaft und Artillerie. Unter dem Schuzze vieler und starker Batterien gingen sie Morgens über den Lohefluß, und beschossen das gut verschanzte Lager der Preußen wie eine ordentliche Festung mit schwerer Artillerie, wovon sie einen Theil zu Schweidniz erbeutet hatten. Der Graf Nadasti begann seinen Angrif

auf

den linken Preußischen Flügel zuerst, aber mit ungünstigem Erfolge. Denn ihm gegenüber stand Zieten, welcher ein besonderes Korps von etwa 8000 Mann befehligte, und mit seinen Husaren und Dragonern so nachdrüklich einhieb, daß die Kroaten, Ungarn und Wirtemberger in Verwirrung zurük eilten, und von allem fernern Fechten abgeschrekt wurden. Zieten nahm ihnen im Dorfe Kleinburg selbst 13 Kanonen ab, von denen jedoch aus Mangel an Pferden nur viere nach Breslau gebracht werden konnten. Gegen Mittag geschahen an 3 verschiedenen Orten die Hauptangriffe der Feinde gegen den Mittelpunkt und den rechten Flügel. Das Gefecht wurde hartnäkig und blutig. Die Preußen fochten mit Löwenmuthe, und machten den Oestreichern jeden Schritt vorwärts streitig; der Prinz Ferdinand, Bruder des Königs, stürmte mit der Fahne in der Hand gegen eine kaiserliche Batterie. Doch diese Anstrengungen konnten die Menge der Feinde nicht überwältigen. Die geworfenen Scharen wurden augenbliklich durch frische Streiter ersezt; und das zahlreiche Geschüz verhinderte die Preußen am Vordringen. Ein großes Versehen ward leztern höchst nachtheilig. Zieten hatte vor dem Dorfe Grädischen eine Redoute angelegt, welche die Verbindung seines Korps mit der übrigen Armee unterhielt. Aus einer falsch verstandnen Ordre wurde diese Redoute freiwillig verlassen, und sogleich von den Feinden besezt. Hierdurch war das Zietensche Korps wie abgeschnitten, und die Oestreicher konnten

die

die linke Flanke der Bevernschen Armee beschießen. Dennoch wichen die Preußen um keinen Schritt; sie fochten bis zum Abende mit Besonnenheit und seltnem Muthe. Die Nacht brach an; das Schikſal beider Heere war unentschieden. Die Oestreicher hätten über die Lohe zurükgetrieben werden müſſen, wenn die Preußen siegen wollten; da sie dies aber nicht vermochten, und durch die lange Anstrengung ihre Kräfte erschöpft fühlten, so verzagten sie endlich, und verließen das Schlachtfeld in einzelnen Partieen, ob es ihnen gleich nicht befohlen war. Es ist eine ganz irrige Vorstellung, welche selbst der meisterhafte Beschreiber dieses Krieges, der Hauptmann Archenholz, ungeprüft verbreitet, daß der betäubte Herzog von Bevern aus politischer Furchtsamkeit den Rükzug nach Breslau absichtlich veranstaltet habe. Daß die Truppen in der Nacht in die Nikelsvorstadt und nach Breslau hinwichen, geschahe wider den Willen der Befehlshaber, und allein aus Eigenmächtigkeit der ermatteten Soldaten. Der Herzog faßte im Gegentheile den Entschluß, die nicht mehr ganz in Ordnung befindlichen Feinde in der Mitternachtsstunde zu überfallen, wozu ihm eine tapfere Kolonne, welche bei'm Weichen der übrigen noch standhaft kämpfte, die Veranlassung gab. Er eilte daher zu dem General Zieten, um mit ihm die nöthige Verabredung zu nehmen; als er aber von ihm zu seinem Flügel zurükkehrte, war auch die lezte muthvolle Kolonne von aller Unterstüzzung verlassen dem Beispiele

spiele ihrer Kameraden gefolgt und gewichen. Zieten mußte jezt mit seinem Korps gleichfalls an seine Sicherheit denken, und den Rükzug antreten. Ohne also eigentliche Sieger zu sein, wurden die Oestreicher auf diese Art Herren des Schlachtfeldes, und genossen in der Folge alle Früchte, die nur ein wirklicher Sieg bringen kann. Der erstaunende Verlust, den sie erlitten, ist ein Zeuge der Preußischen Tapferkeit; nach ihrer eignen Angabe hatten sie 18000 Todte und Verwundete; die Preußen aber nur 6200; doch machten Erstere 3600 Mann gefangen, und eroberten 80 Kanonen. Der Muth der Preußen ist um desto mehr zu verwundern, da ihr Heer bloß 25000 Mann stark gewesen war, und es mit 80000 Feinden aufzunehmen hatte.

Der Herzog von Bevern führte am folgenden Tage sein kleines niedergeschlagenes Heer von Breslau drei Meilen weiter bis Protsch, wo er am 24. November beim Mondenscheine eine Rekognoscirung der Vorposten vornahm, auf einen Kroatenhaufen stieß, und gefangen wurde. Da er außer einem Reitknechte keine Bedekkung bei sich hatte, so zog er sich den Verdacht zu, daß er sich vorsäzlich habe gefangen nehmen lassen, um den zu befürchtenden Vorwürfen des Königs, dessen Ankunft nahe war, auszuweichen. An eben dem Tage gerieth auch Breslau in feindliche Gewalt. Der General Leswitz getraute sich bei der üblen Stimmung der Garnison nicht, Widerstand zu leisten. Er übergab

die

die Stadt auf die erste Aufforderung, und bedung sich in der Kapitulation freien Abzug, den man gern bewilligte. Wie gegründet sein Mißtrauen in die Treue der Soldaten war, zeigte sich gleich nach der Uebergabe, indem die Hälfte der 3000 Mann starken Besazzung zum Feinde überging. Die Oestreicher machten in Breslau an Geschüz, Magazinen und Munition eine außerordentliche Beute.

Seit dem 18. Juni bis Ende des Novembers hatte die Oestreichischen Waffen ein Glük begleitet, welches ihnen große Vortheile gewährte, und mit noch größern Hofnungen schmeichelte. Zwei Schlachten waren von ihren Heeren gewonnen, und 2 Festungen erobert worden; die Hauptstadt Schlesiens, und ein beträchtlicher Theil des Landes befand sich in ihrer Gewalt; Liegnitz wurde befestiget; eine starke Macht dekte das Erworbene. Der eintretende Winter, die Strenge der beginnenden Kälte, der kleine Ueberrest des Preußischen Heeres, alles schien das völlige Ende des diesjährigen Feldzuges zu verkündigen, und der Kaiserin Maria Theresia das Uebergewicht über Friedrich auch für die Zukunft zu sichern. Der Wiener Hof betrachtete Schlesien als sein von neuem errungnes Eigenthum, er richtete die Regierung darin ganz nach Oestreichischen Grundsäzzen ein, nahm die Beamten und Räthe in Eid und Pflicht, und sandte die gefangnen Preußen, welche geborne Schlesier waren, frei in die Heimath. Die königlich gesinnten Einwohner verloren den Muth, die geheimen Freunde des Erzhauses erhoben

ihr

ihr Haupt, und gaben ihre Gesinnungen öffentlich zu erkennen. Keiner that dies mit mehr Freiheit und Unüberlegtheit, als der Fürst Schafgotsch. Friedrich hatte ihn zum Bischof von Breslau ernannt, mit dem schwarzen Adlerorden geschmükt, oft zur Tafel gezogen, und mit Wohlthaten mancherlei Art überhäuft. Dies alles vergaß der Undankbare und Unbesonnene so sehr, daß er den Adlerorden mit Füßen trat, und den König mit den gemeinsten Schimpfreden schmähete. Dieser empörende Auftritt erbitterte selbst die kaiserlichen Generale, und laut bezeigten sie dem fanatischen Priester ihre Verachtung. Wien und Rom mißbilligten seine verworfene Aufführung, und mit allgemeinem Abscheu bedekt verlebte er in der Folge traurige Tage als Verbannter in Böhmen. Sein Betragen entstand aus der Voraussezzung, daß Friedrich's Untergang so gut als gewiß sei. Dazu war allerdings viel Wahrscheinlichkeit vorhanden. Der König brach zwar am 12. Nov. von Leipzig auf, und marschirte mit siegreichen Truppen nach Schlesien. Aber diese waren noch nicht völlig 14000 Mann, und in Rükficht der Kolossenmacht Oestreichs so unbedeutend, daß man sie spöttisch die Berliner Wachtparade nannte. Die Ueberreste der Schlesischen Armee, welche jezt der General Zieten anführte, machten gleichfalls nur 15000 Mann aus, und waren mit Niedergeschlagenheit erfüllt. Die Oestreicher hatten die Vortheile des Ueberflusses, der Ruhe, der sichern Stellung und des Selbstvertrauens

trauens, welche das Glük einflößt. Die Preußen litten Mangel, wurden durch weite Märsche ermattet, und durch finstre Aussichten geschrekt. Friedrich's Anzug nach Schlesien wurde daher als die lezte ohnmächtige Anstrengung eines Verzweifelnden betrachtet, der unwiederbringlich verloren wäre. Aber dieser war von einer solchen Lage noch weit entfernt. Größer als sein Geschik erhob sich sein Geist über die Gegenwart, entwarf gerade jezt die kühnsten Pläne, und wußte seine Truppen mit gleichem Muthe zu begeistern. Nachdem er sich am 3. December mit der Zietenschen Armee zu Parchwiz vereinigt hatte, berief er alle Generale und Stabsoffiziere in sein Hauptquartier, und hielt eine Rede voll Feuer und Ueberredungskraft, womit einst Römische Heerführer die verlöschenden Funken des Muths, der Vaterlandsliebe, der Todesverachtung bei ihren Kampfgefährten zur alles ergreifenden Flamme angefacht hatten. Er verschwieg ihnen keinen von den Unglüksfällen, die sie bisher erlitten hatten; dabei versicherte er sie aber, daß er auf ihren Muth, auf ihre Standhaftigkeit, auf ihre Liebe zum Vaterlande ein solches Vertrauen sezze, daß er hoffe, sie würden durch ihr vorzüglich tapfres Betragen bei der ersten Gelegenheit dem Feinde alle seine errungnen Vortheile wieder entreißen. Er trug ihnen sodann auf, dies alles den ihrer Aufsicht anvertrauten Offizieren und Gemeinen bekannt zu machen, um sie zu den Auftritten, die bald folgen würden, vorzubereiten; ihnen zu sagen, daß er den Feind angreifen müsse,

wo

wo er auch stünde; daß hier nicht von der Menge, sondern von der Ueberwindung der Widersacher die Frage sei; daß er erwarte, seine Truppen werden mit Herzhaftigkeit angreifen, mit Eifer kämpfen, mit Ruhm siegen, würden den Feind schlagen, wenn er sich gleich bis an die Zähne verschanzt hätte; gegenwärtig, sezte er noch hinzu, wäre der Fall, wo sie sich als wahre, als patriotisch denkende Preußen zeigen müßten, und daß es geschehen werde, dafür sei ihm der erst kürzlich bei Roßbach erfochtene Sieg Bürge.

Diese Rede erhöhte den Muth der Anwesenden bis zur Begeisterung. Die vornehmsten Generale antworteten im Namen aller mit kurzen, aber nachdrüklichen Worten, entweder zu siegen oder zu sterben. Der König behielt sie zur Tafel, und gebrauchte selbst den Wein als Hülfsmittel, die niedergeschlagenen Gemüther durch neue Hofnungen zu heben. Er redete selbst die gemeinen Soldaten hie und da an, theilte reichlichere Nahrung unter sie aus, und versäumte nichts, um ihnen wieder Zutrauen auf ihre Kräfte einzuflößen. Die Ueberwinder der Roßbacher Franzosen überzeugten ihre Mitbrüder von der Möglichkeit, auch Sieger der Oestreicher werden zu können, die ohnedem schon so oft von ihnen bezwungen worden waren. Die Gesichter heiterten sich wieder auf, eine entschlossene, frohe Stimmung verbreitete sich durch die ganze Armee, alle brannten von Begierde, den bei Breslau erlittnen Schimpf abzuwischen und auf den

Feind

Feind zu werfen. Welche Menge, welche Zahl konnte einer Heldenschaar von solcher Denkungsart widerstehen? Der Enthusiasmus für Friedrich war eine natürliche Folge des Umstandes, daß die gegenwärtigen Truppen fast lauter Landskinder waren, indem die mehrsten Fremden seine Dienste verlassen, und die wenig übrig gebliebenen den Karakter der Nation angenommen hatten. Als endlich die Oestreicher aus ihren vortheilhaften Stellungen bei Breslau hervorrükten, und den Preußen höchst übereilt entgegen zogen, so hielten sich Leztre des Sieges für gewiß, und betrachteten Erstere schon als gedemüthigt.

Die Oestreicher konnten in der That nichts Angenehmeres für Friedrich, und nichts Schädlicheres für sich thun, als daß sie ihre Verschanzungen räumten. Daun und Serbelloni, zwei eben so tapfre als weise Männer, widerriethen diesen verderblichen Entschluß, und bewiesen dem Prinzen Karl, daß eben jezt ein behutsames Verfahren nöthiger, als je sei, daß sie durch einen glüklichen Angrif nicht viel gewinnen, durch einen unglüklichen alles verlieren könnten, daß sie überhaupt gar keine Ursache zur Lieferung einer Schlacht hätten, sondern nur die großen bisherigen Vortheile zu behaupten brauchten. Der Stolz, die Schmeichelei und die Unerfahrenheit der andern Generale überstimmten diese wohlgegründete Meinung. Es sei, rief man hochmüthig aus, unter der Würde der Kaiserarmee, träge stehen zu bleiben; ein Unfall könne unter den

gegen-

gegenwärtigen Umständen gar nicht als möglich gedacht werden; nur noch der eine Schlag auf Friedrich, und der ganze Krieg wäre geendigt; welche Ehre für den Prinzen, den Bruder des Kaisers, durch eine solche That seinen Ruhm bis auf den steilsten Gipfel zu erhöhen. So sprach vornämlich Lucchesi, ein Günstling des Prinzen; seine Rede gefiel den mehrsten wohl, und erhielt das Uebergewicht. Man rükte also vorwärts, und richtete den Marsch eben so sorgenlos und stolzsicher ein, als die Berathschlagung gewesen war. Man schikte die Feldbäkkerei nicht wie gewöhnlich hinter die Armee, sondern legte sie vorwärts nach der Stadt Neumark, gerade als ob man die Absicht hätte, sie den Preußen muthwillig zu überliefern. Friedrich traute seinen Augen kaum, als er am 4. Dec. diese Vernachläßigung der gemeinsten Kriegsregel bemerkte; durch einige Haufen Dragoner und Husaren ließ er in die kaiserliche Bedekkung zu Neumark einhauen; 200 Kroaten wurden getödtet, 600 derselben gefangen, und die ganze Bäkkerei erobert. Mit gleicher Leichtigkeit überrumpelten die Preußischen Reiter den Vortrab der Feinde, ein Sächsisches Korps von 5 Regimentern zu Pferde, welches bis Borna vorgedrungen war; es wurde gänzlich zerstreut, und verlor 11 Offiziere und 540 Gemeine an Gefangnen. Diese glüklichen Gefechte Friedrich's waren die Vorläufer des außerordentlichen Sieges, welcher den 5. Dec. in der Preußischen Kriegsgeschichte vor andern auszeichnet.

Fried-

Friedrich kannte den Kampfplaz nicht vortheilhafter wünschen, als ihn die Oestreicher wählten. Sie dehnten ihre fast 90000 starke Armee von dem Dorfe Nippern bis Golau am Schweidnizzer Wasser in 2 unübersehbare Linien aus, und hatten das Dorf Leuthen, wovon die Schlacht den Namen führt, im Mittelpunkte. Sie erstaunten, als sie die kleine Preußische Armee, die höchstens 30000 Mann enthielt, vor sich erblikten, sie spöttelten darüber, und eben um dieser Geringschäzzung wegen hatten sie zum ersten Male eine freie Ebene zum Schlachtfelde genommen, da sie sich sonst stets auf hohen Felsen und Bergen lagerten. Friedrich kannte die Gegend, wo er zuweilen Musterung gehalten; genau, und ordnete darnach seinen Angriffsplan so weise, daß er, sobald er gehörig ausgeführt, und pünktlich befolgt wurde, den siegreichsten Ausgang gewähren muste. Und beides war jezt der Fall. Die meisterhaften Entwürfe wurden entschlossen und doch vorsichtig bewerkstelligt. Keine übereilte Hizze riß einen General zur Unzeit hin; sondern mit Ueberlegung richtete jeder seinen Muth auf den vorgezeichneten Punkt, und so reiheten sich in bewunderungswürdiger Eintracht Thaten an Thaten. Friedrich's Hauptabsicht ging auf den linken Flügel der Feinde bei Golau; aber er machte eine Menge Bewegungen gegen den rechten Flügel, um sie irre zu führen. Dies gelang so vollkommen, daß die Oestreicher in eine marternde Ungewißheit versezt wurden. Jener Praler Luchesi, welcher schon

im

Kriegsrath die Stimme der Klugheit überschrien hatte, vollendete sein Werk, indem er durch seine Muthlosigkeit seiner Partei eben so viel schadete, als Friedrich mit seinen Waffen. Lucchesi sollte mit seiner Reiterei den rechten Flügel bei Nippern dekken; kaum bemerkte er einige Preußen, so vergaß er alle seine Großsprecherei, und bat den Oberbefehlshaber dringend und kleinmüthig um Unterstüzzung. Eine gleiche Bitte, und mit mehrerm Grunde that der General Nadasti, der auf dem linken Flügel stand, und mit seinem richtigen Scharfblikke Friedrich's wahre Absichten durchschaute. Mit jedem Augenblikke stieg die Gefahr, so wie die Gewißheit, daß die Preußen ihn mit aller Stärke angreifen würden. Er schikte Officier auf Officier, um Hülfe zu fordern. Der Prinz Karl und der Feldmarschall Daun wurden durch diese widersprechenden Berichte zweier vielgeltender Generale ganz irre und verlegen, sie wußten nicht, was sie glauben, noch viel weniger, was sie thun sollten. Endlich behielt Lucchesi's Begehren die Oberhand, da er sich im Fall einer Niederlage von aller Verantwortlichkeit losſagte. Daun führte ihm die Reservetruppen selber zu; und an Nadasti dachte man nicht eher, als bis es zu spät war. Der General Zieten ebnete die Bahn zum Siege. Er schlug das Nadastische Korps, welches den linken kaiserlichen Flügel, das Hauptziel des Preußischen Angriffs, dekte. Einige unter ihm stehende Infanterie-Regimenter, geführt vom General Wedel, warfen das Nadastische Fußvolk, vornäm-

lich die Wirtemberger und Baiern, nahmen ihnen die Batterie, und brachten sie völlig zum Weichen. Darauf wurden letztre von der Zietenschen Reiterei, welche durch die feindliche brach, verfolgt, umringt, und abgeschnitten. Die Niederlage dieses Nadastischen Korps war so groß, daß allein die Zietenschen Husaren 2000 Gefangne machten, und daß ein Kornet mit 10 Husaren den Ueberrest eines ganzen Regiments in Empfang nahm, und zum Könige führten, wofür er den Verdienstorden, und das Rittmeister-Patent erhielt. Nachdem nun Nadasti aus dem Felde geschlagen war, so konnte der linke Flügel von den Preußen mit Nachdruk angegriffen werden. Dies geschahe auch von der Flanke her mit solcher Geschiklichkeit und Wuth, daß die ganze feindliche Linie von oben an bis unten gleichsam aufgerollt wurde. Vergebens rükten frische Regimenter an, die Preußen ließen sie nicht zum Aufmarschiren kommen; ein Regiment fiel auf das andre, und vermehrte die Verwirrung. Vergebens stellten die kaiserlichen Küraſſire die Schlachtordnung auf einen Augenblik her; eine Preußische Hauptbatterie trieb sie aus einander, und die Kavallerie zerstreute sie völlig. Noch einmal sezten sich die Feinde bei Leuthen; hier stand ihre beste Infanterie und viel Geschüz; ein Haufen Flüchtlinge eilte herzu, und füllte Häuser, Gärten und Winkel an; ihr Widerstand war groß; aber die Tapferkeit der Preußen noch größer. Der junge Hauptmann von Möllendorf, jezziger Feldmarschall, bemächtigte sich mit einem Gardeba-

taillon

toillon des Dorfes, und öfnete seinen Kampfgenossen den Weg; mehrere Bataillone folgten nach; die Dragoner von Barent, jene Sieger von Hohenfriedberg, fielen dem Feinde in den Rükken: andre Reiterabtheilungen griffen von den Seiten an; alle diese schrekkensvollen Ueberraschungen brachten die Oestreicher so ausser Fassung, daß sie sich zu halben und ganzen Bataillonen gefangen gaben. In 5 Stunden wurde das Waffenglük der Feinde von 5 Monaten zertrümmert, und eine mit Riesenkraft drohende Armee völlig zersprengt. Das Barenter Dragoner-Regiment zeichnete sich wieder vorzüglich aus. Es machte auf einmal 2 ganze Infanterie-Regimenter mit allen Officieren, Fahnen und Kanonen gefangen. Die Zahl aller, die auf dem Schlachtfelde in Preussische Gewalt geriethen, betrug die ausserordentliche Summe von 21,500 Gemeinen und 307 Officieren. Dabei wurden 59 Fahnen und 134 Kanonen erbeutet. Getödtet oder verwundet waren 6500: und über 6000 Mann gingen nach der Schlacht freiwillig zu den Siegern über. Der feindliche Verlust bestand also in 34,000 Köpfen; in einer Menge, welche die siegende Preußische Armee bei weitem überstieg. Friedrich hatte diese seltnen Vortheile mit dem verhältnißmäßigen geringen Verluste von 2660 Todten und Verwundeten erkauft. Die Schlacht hatte um 1 Uhr Nachmittags angefangen; schon um 3 Uhr flohe der Prinz Karl durch Lissa; und um 6 Uhr war der vollständigste Sieg von den Preußen erfochten. Von ungefähr stimmte ein einzelner Soldat

das Lied an: Nun danket alle Gott ꝛc.; mehrere fielen mit ein, die Feldmusik begleitete den Gesang; und endlich nahm die ganze Armee Theil. Feierlicher und erhebender konnte nicht leicht eine Hymne in den Kirchen abgesungen worden sein, als dieses religiöse Danklied, welches auf dem Schlachtfelde in der Dunkelheit der Nacht aus freiem Herzensserguß von mehr als 20000 Kriegern ertönte! Der König wünschte indessen, das ofne Städtchen Liſſa, und die dabei befindliche Brükke über das Schweidnizzer Wasser noch diesen Abend besezzen zu können, damit nicht die Feinde die Brükke abbrächen, jenseits eine neue Stellung nähmen und für den folgenden Tag eine neue Schlacht nöthig machten. Denn ungeachtet des fürchterlichen Verlustes, den sie erfahren hatten, waren sie, im Fall ihre zersprengten Flüchtlinge zusammen stießen, den Siegern an Zahl weit überlegen. Friedrich wollte jedoch seinen ermatteten Truppen keine neuen Anstrengungen zumuthen. Er ritt also, von einigen Artilleristen, dem General Zieten und wenigen Husaren begleitet, selber beim Schein einer Laterne nach Liſſa. Einige hundert Schritte vor diesem Orte fielen mehrere Schüsse; hierdurch wurde der König bewogen, durch einen Adjutanten 2 Grenadierbataillone holen zu lassen; er machte so lange Halt, bis sie kamen; nun rükte er, es war 8 Uhr Abends, in die Stadt, wo aus Thüren und Fenstern von den Oestreichern ein starkes Feuer gemacht wurde. Ohne den Ausgang des Gefechtes abzuwarten ritt Friedrich nach dem Schlosse,

wel-

welches mit feindlichen Generalen und Offizieren angefüllt war. Von dem Schießen aufgeschrekt stürzten verschiedne Offiziere mit Lichtern in den Händen die Treppe herab, um zu ihren Pferden zu eilen. Friedrich bot ihnen freundlich einen guten Abend und fragte sie, ob er hier auch noch unterkommen könnte? Die Generale kamen herzu, erkannten den König, konnten ihn gefangen nehmen; aber von Ehrfurcht ergriffen, entrissen sie den Offizieren die Leuchter, leuchteten dem Könige die Treppe herauf, und wiesen ihm das beste Zimmer an. Sie wurden höflich unterhalten, zerstreuten sich aber hernach in die übrigen Zimmer des weitläuftigen Schlosses, und zogen sich erst dann aus Liſa heraus, als immer mehrere Preußische Adjutanten anlangten, und dem Könige meldeten, daß die ganze Armee auf dem Marsche nach Liſa begriffen wäre, welches zwar aus Mißverstand der königlichen Befehle geschahe, dem Könige aber höchst angenehm war.

Die Folgen dieses Sieges sind eben so denkwürdig, als der Sieg selber. Der Prinz Karl beging die unverzeihlichsten Fehler, und eben dadurch verursachte er seiner Schwägerin, den empfindlichsten Schaden. Er flohe, ohne seine muthlosen Truppen wieder zu Athem kommen zu lassen, in einem Zuge nach Breslau, und statt hier in den Verschanzungen eine feste Stellung zu nehmen, zog er sich schon des andern Tages am Mittage in flüchtiger Eile weiter nach Borau und Schweidnitz. Der König schikte ihm die Generale Zieten und Fouquet mit

Fuß-

Fußvolk und Reiterei nach; und troz seiner stärkern Menge ließ sich Prinz Karl von diesen durch Päße und Gebirge nach Böhmen hineinjagen, wo er ohne Gepäk, ohne Kanonen, ohne Fahnen mit nicht mehr als 17000 Mann in dem traurigsten Zustande am 22 Dec. ankam. Dies war der ganze Ueberrest einer Armee, die noch vor einigen Wochen, wohlgerüstet und durch Siege ermuntert, mit ihrer Ueberzahl das kleine Häuflein der Preußen zu verschlingen und Friedrichen in den Staub zu drükken fähig zu sein schien. Zieten und Fouquet brachten noch eine Menge Gefangne, Ausreißer, Geschüz und Wagen allerlei Art mit. Die Zahl ist nicht bekannt; einige geben 9000 Gefangne und 3000 Wagen, andre weniger an.

Unterdessen hatte der König von seiner Seite nicht gezögert, den Sieg von Leuthen zu benuzzen. Er forderte die starke Besazzung in Breslau zur Uebergabe auf; aber man weigerte sich dessen nicht bloß, sondern errichtete mehrere Galgen für diejenigen, welche von Uebergabe reden würden. Friedrich fing nun eine ordentliche Belagerung an, und ließ am 16 Dec. die Laufgraben eröfnen. Bald fiel eine Bombe in einen Pulverthurm, sprengte eine Bastion, und warf 800 Oestreicher in die Luft. Jezt bereitete Friedrich alles zu einem Sturm; jener Unfall und diese Anstalten schrekten aber den Muth der kaiserlichen Befehlshaber so sehr, daß sie auf eine Kapitulation antrugen. Nur der General Bek widersezte sich, wies zum Fenster hinaus auf die Er-

richs-

richteten Gutgen, und bestand auf der Fortsezzung der Gegenwehr. Doch er wurde überstimmt, und die Uebergabe erfolgte am 19 Decemb. Die Besazzung von 13 Generalen, 686 Offizieren, und 17500 Gemeinen streckte das Gewehr und unterwarf sich der Kriegsgefangenschaft. Der König erhielt seine vorher verlorne Festungskanonen, wieder, und noch 81 feindliche dazu, außerdem viele Zugpferde und Wagen, und 144000 Gulden Kriegskassengelder. Zehn Tage später öfnete auch die Liegnizzer Besazzung von 3500 Mann dem Fürsten Moriz die Thore, nachdem ihr ein freier Abzug bewilligt worden war. Eine förmliche Belagerung auf dem mit Eis bedekten Boden zeigte zu viele Schwierigkeiten; darum befreite Moriz die Oestreicher von der Gefangenschaft; aber viele Lebensmittel und Geschüz-Vorräthe erbeutete er. Der König ließ die Festungswerke niederreißen, und die Stadt in ihren vorigen wehrlosen Zustand versezzen. Die Oestreicher hatten zu Ende des Jahres von allen ihren mühsam gemachten Eroberungen in Schlesien keinen Fußbreit weiter inne, als die Festung Schweidniz. Auch diese würde ihnen Friedrich sogleich entrissen haben, wenn nicht der tiefe Schnee, der heftige Frost und die gänzliche Ermattung der Truppen eine Unterbrechung der Kriegsoperationen nothwendig gemacht hätten. Schweidniz wurde vor jezt durch Reiterei eingeschlossen, die Eroberung davon aber bis zum nächsten Frühjahre verschoben. Den 6. Januar 1758 bezogen die Preußen die späten Winterquartiere, um

von

von einem der thatenreichsten und beschwerlichsten Feldzüge auszuruhen. Friedrich selber blieb zu Breslau, und besorgte den Winter hindurch die Ausrüstung, Ergänzung und Verpflegung der Armee.

Feldzug der mit Friedrich alliirten Armee gegen die Franzosen im Spätherbst 1757 und Winter 1758.

Im Herbste 1757 erhielt einer der hellsten, einsichtsvollsten und feurigsten Statsmänner Europen's, Pitt, der große Vater des in unsern Tagen viel Aufsehen machenden, aber ihm nicht gleichkommenden Ministers, die Hauptführung der Englischen Stategeschäfte. Dieser betrachtete die Konvention von Kloster Seven für einen Schandflek seiner Nation, und für eine Zuchtruthe Hannover's; es gelang ihm, seine Denkart dem Könige Georg II., der sein Kurfürstenthum mehr als sein Königreich liebte, einzuflößen, und ihm folgenden Plan annehmlich zu machen: die mit den Deutschen Fürsten Hessen, Braunschweig ꝛc. eingegangenen Verbindlichkeiten sollten erneuert, Englische und Schottische Truppen nach Deutschland geschikt, dem Könige von Preußen Hülfsgelder angeboten, und alle Bemühungen angewendet werden, von ihm einen fähigen und entschloßnen Heerführer für die alliirte Armee zu bekommen. Der Englische Gesandte Mitchel, welcher Friedrichen auf seinen Kriegszügen begleitete, und der Hannöversche General Schulenburg wurden noch

vor

vor der Roßbacher Schlacht befehligt, den entworfnen Plan mit dem Könige von Preußen, und dessen Ministern zur festen Bestimmung zu bringen. Friedrich ließ sich sämmtliche Vorschläge, denjenigen, welcher die Subsidien betraf, freilich nur mit Mühe, und bloß von äußerster Noth gedrungen, wohlgefallen; und Pitt's siegende Beredsamkeit verschafte ihnen auch die freudige Zustimmung des Brittischen Parlaments, bei welchem, so wie bei dem ganzen Volke, der Roßbacher Sieg, und Friedrich's Großthaten ohnedem das lebhafteste Entzükken erregten. Der Herzog Ferdinand von Braunschweig, Friedrich's Schwager, und dessen Grüzze bei den gefährlichsten Unternehmungen, wurde an die Spizze der Hannöversch-Alliirten Armee gestellt, die sich aus dem Stande der Ohnmacht und Schwäche, worein sie durch den Vertrag von Kloster Séven gerieth, bald zu einer gefürchteten und geachteten Stärke empor hob. Ferdinand begab sich in möglichster Stille nach Stade, wo er den 24. Nov. eintraf, und machte sogleich die kraftvollsten Anstalten, die zerstreut liegenden, muthlosgewordnen, und schlecht gerüsteten Hannöverschen Truppen mit einem neuen Geiste zu beseelen, und mit den nöthigen Bedürfnissen zu versehen. Der Landgraf von Hessen, welcher durch die unerhörtesten Gewaltthätigkeiten der Franzosen fast zur Verzweiflung gebracht war, überließ seine Truppen der Anführung Ferdinand's, und die Braunschweiger wurden von lezterm, dem Willen seines Bruders, des regierenden

Her

Herzogs zuwider, mit Gewalt zum Feldzuge gezwungen; Friedrich schikte noch einige Regimenter Kavallerie, und so konnte bereits im December eine Armee von 36000 Mann die Treulosigkeit und Barbarei der Franzosen züchtigen. Das Hannöversche Ministerium erklärte unter'm 26. November die Sevensche Konvention für aufgehoben, und rechtfertigte diesen Schritt durch die gültigsten Gründe. Die Franzosen hatten keinen Punkt derselben mit Aufrichtigkeit erfüllt, hatten das Hannöversche Land, statt es neutral zu behandeln, als eine eroberte Provinz mit allen Gräueln raubsüchtiger Plündrer heimgesucht; und ein von Paris angekommener Generalpächter drohte dem unglüklichen Lande vollends die lezte Hülfsquelle auszutrokken. Der Herzog von Richelieu, Obergeneral der Franzosen, vermehrte den Druk durch eigne Raubgier, und bekümmerte sich weniger um seine Armee, als um die Anhäufung mit Blut befleckter Schäzze. Mehrere Generale folgten seinem Beispiele, und nur wenige Befehlshaber zeigten denjenigen Edelmuth, und diejenige Gerechtigkeit, die für den rechtlichen Krieger Pflicht ist, und deren sich die Franzosen von jeher viel rühmten, wovon sie aber selten Beweise ablegten. Als ein gewöhnlicher Tirann war Richelieu tobend und feig. Er wüthete vor Zorn, als ihm Ferdinand die Erneuerung der Feindseligkeiten meldete; er drohte, alle königliche Schlösser und Häuser zu verbrennen, alle Städte und Dörfer zu zerstören, und alle Hannoveraner grausam zu quälen. Ferdinand

hinand gab sich nicht die Mühe, diesen Erguß thörichter Nachwörter mit Gegenerklärungen zu erwiedern; er antwortete bloß mit dem Degen, aber schnell, schrekkend und denkwürdig. An eben dem Tage, wo das Hannöverische Manifest erschien, am 26. Nov. brach er von Stade auf, besezte Harburg, umringte die von Franzosen angefüllte Feste, schikte den General Diepenbrok nach Bremen und Verden, und marschirte mit dem Hauptkorps von 26000 Mann dem Herzog Richelieu entgegen, welcher in äußerster Bestürzung und mit übereilter Furcht das ganze Land zwischen der Elbe und Aller räumte, und hinter lezterm Flusse bei Zelle ein festes Lager bezog. Ferdinand nahm Lüneburg und alle von den Franzosen eiligst verlassene Orte in Besiz, und rükte an die Aller vor Zelle. Die jenseitige Vorstadt wurde vom Hannöverschen Vortrab unverzüglich angegriffen; Richelieu wußte sich nicht anders zu vertheidigen, als daß er alle Häuser derselben, und selbst alles Flehens ungeachtet, das Waisenhaus auf Barbarenart anzünden und in Asche verwandeln ließ. Da auch zugleich die Brükke zerstört wurde, und die französische Armee das linke Allerufer stark besezt hielt, so konnte Ferdinand bei der rauhen Jahreszeit den Uebergang über den Fluß nicht bewerkstelligen. Er, oder vielmehr der heftige Winter sezte seinen Unternehmungen vor jezt ein Ziel; vom 28. December an wurden die Truppen in die sehr erweiterten Quartiere gelegt. Am 29. Dec. ergab sich das Schloß Harburg. Der General

Diepen-

Diepenbrok hatte noch bis zum 9. Januar mehrere kleine Gefechte auf dem rechten Flügel, ehe er die Feinde bis über die Wumme vertreiben konnte. Von jezt an genossen die Truppen einer völligen Ruhe, die aber nicht länger als 5 Wochen dauerte.

Die Erpressungen Richelieu's bewogen den Herzog Ferdinand, der die kurze Ruhezeit zur Vollendung seiner Kriegsrüstungen benuzt hatte, den Feldzug frühzeitig wieder zu eröfnen. Richelieu erfuhr, daß er nächstens den Oberbefehl verlieren würde; er beschloß daher, seinem unersättlichen Geize noch vorher ein Opfer zu bringen. Er schickte am 9. Januar 1758 den General Argenson, der ihm an Unmenschlichkeit gleich kam, mit 9000 Mann nach Halberstadt, um Plünderungen vorzunehmen, welche das Andenken beider Generale zum Abscheu der gesitteten Welt machen. Argenson gebot, daß kein Einwohner mehr als 4 Thaler Geld, und als 3 Scheffel Korn behalten, alles übrige gemünzte und ungemünzte Gold und Silber, und den ganzen Getreidevorrath abliefern sollte; jedes Haus, in dem mehr gefunden würde, sollte niedergebrannt werden. Es wurden 4000 Scheffel Korn, und 121,000 Thaler Geld zusammen gebracht; dennoch plünderte man die Häuser, zerschlug Spiegel, Fenster und Holzgeräthe, verbrannte die Stadtthore, warf die Pfeiler ab und riß die Mauern ein. Argenson selber zerschnitt in seiner Wohnung die Spiegel mit einem Diamant. Um seiner Tirannenwuth die Krone auf-

zu-

zusezzen, verlangte er von den Stadtdeputirten das Versprechen, jedesmal eine Tonne Goldes Strafe zu bezahlen, wenn Preußische Truppen in ihr Gebiet rücken würden; eine ungereimte Forderung, die sie standhaft abwiesen. Als man nun Preußischer Seits Anstalten zur Gegenwehr machte, so zog Argenson nach Aufhebung von 6 angesehenen Geiseln davon.

Richelieu erhielt zu Anfange des Februars die bestimmte Nachricht, daß sein Nachfolger im Kommando ernannt und zur Abreise bereit sei. Ohne dessen Ankunft abzuwarten, verließ er augenblicklich die Armee, und freute sich, daß er seine Beute in Sicherheit gebracht hatte, mochte es seinen Waffenbrüdern ergehen, wie es wollte. Am 14. Februar traf der neue Oberbefehlshaber zu Hannover ein, ein Mann, der nicht ungeschikter gewählt sein konnte. Dies war der Graf von Klermont, ein Geistlicher, noch wirklicher Benediktinerabt, der nie eine Armee gesehen, nie einer Musterung beigewohnt hatte, und bloß durch den Willen seiner Beschüzzerin, der königlichen Mätresse, zu diesem Posten gelangte. Die Kriegsmacht entsprach ganz der Beschaffenheit des Feldherrn; beide paßten vortreflich zu einander, um den Französischen Heldennamen in den Augen der Deutschen herabzuwürdigen. Klermont, dem es nicht an Beurtheilungskraft, wenn gleich an Kriegskenntniß fehlte, sahe dies selber ein; und machte in seinem ersten Berichte an den Hof folgende lakonische Schilderung von den Truppen: sie beständen aus

dreierlei

dreierlei Art Leuten; ein Theil ruhete todt in der Erde; ein andrer wandelte lebend in Gestalt von Dieben und Marodören, und in der Hülle von Lumpen auf der Erde herum; und der übrige läge im elendesten Zustande in den Hospitälern. Er fragte also an, ob er die Gesunden zurükführen, oder so lange in Deutschland lassen sollte, bis sie mit den Todten oder Lazarethütern vereinigt wären. Die Deutschen liessen ihm keine Zeit, weder eine Antwort von Paris zu erwarten, noch eigne heilsame Verfügungen zu machen. Denn schon am 17. Februar rükten sie von 3 Seiten her plözlich gegen alle französische Quartiere an, und brachten ihm einen solchen Schrek bei, daß er keine andere Wahl, als die schimpflichste Flucht zu ergreifen wuste. Der Preußische Prinz Heinrich rükte mit 10 Bataillonen und 10 Schwadronen ins Halberstädtische, hob zu Hornburg 300 Franzosen in ihren Betten auf, und drang in's Bisthum Hildesheim. Der Erprinz von Braunschweig, jezt regierender Herzog, nahm Verden ein, eroberte Stadt und Schloß Hoya nach einem hizzigen Gefechte, und belagerte Nienburg, wo sich die Feinde schon am 3ten Tage ergaben. Ferdinand leitete ausser diesen die Hauptbewegungen im Bremischen. Klermont gerieth in solche Bestürzung, daß er zu Anfange des März ganz Niedersachsen räumte, Zelle, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover und Hildesheim eben so übereilt, als unerwartet verließ, und das linke Weserufer zwischen Hameln und Minden zum Sammelplazze

bes

bestimmte. Als aber die Besazzung der Festung Hameln von 3500 Mann nach einer Belagerung von 6 Tagen aller vorhergegangnen Prahlereien ungeachtet in die Kriegsgefangenschaft willigte; da verlor Klermont vollends alle Besinnung und allen Muth; er gab den Befehl zur allgemeinen Flucht bis über den Rhein. Nun stürzten die Franzosen wie eine verscheuchte und vom Hirten verlassene Heerde mit Unordnung und Verwirrung auf dem nächsten Wege, den jeder finden konnte, dem Rheine zu, sezten in den ersten Apriltagen bei Düsseldorf über diesen Strom, und erholten sich von ihrer Angst nicht eher, als bis sie zwischen dem Rheine und Holland in friedliche Quartiere verlegt waren. Nur einige im Hessischen gewesene Truppen-Abtheilungen behaupteten sich unter dem Herzog Broglio diesseit des Rheins zu Hanau und Frankfurt. Die Franzosen flohen allenthalben so schnell, daß sie Lazarethe, Gepäkke, Artillerie, Magazine, Kriegskassen und dergleichen zurükließen. In trauriger Verfassung kamen nur etwa 30000 Mann einer Armee über den Rhein zurük, welche im vorigen Jahre mehr als 100000 Streiter stark eben den Fluß passirt hatte. Der Herzog Ferdinand machte 11000 Franzosen gefangen, breitete sich in Westfalen aus, und nahm sein Hauptquartier zu Münster. Die Anstrengungen seiner Truppen waren groß und ermattend gewesen; er mußte ihnen Erholung gönnen. Binnen 6 Wochen hatte er die geplagten Länder der Alliirten befreit, und die feindselig gesinnten Bisthümer Westfalen's

falen's eingenommen, wo er nun auf Kosten der Gegner zehrte. Die Franzosen, welche vor kurzem in den Hauptstädten deutscher Fürsten als Sieger wütheten, verbargen jetzt ihre Schande an den Gränzen ihres Vaterlandes, und wurden von Mitbürgern und Fremden um die Wette verspottet. Der Versailler Hof fühlte über diese Unfälle den tiefsten Schmerz, und die beiden Kaiserinnen erstaunten über eine solche plözliche Umwälzung des Glüks in dem Maße, daß sie den König von Frankreich eines geheimen Einverständnisses mit den Preußen beschuldigten; ein Verdacht, welchen Ludwig nur mit vieler Mühe von sich abwälzen konnte.

Feldzug des Jahres 1758.

Schlachten bei Zorndorf den 25. Aug., bei Hochkirch den 14. Oct.

Die vielen und durch seltne Kraftanstrengungen erfochtenen Siege des vorigen Jahres konnten den König Friedrich nicht zu dem Ziele führen, welches er zu erreichen wünschte, zu einem ehrenvollen und festen Frieden. Er schrieb nach der Schlacht bei Leuthen eigenhändig an die Kaiserin Maria Theresia, und bot ihr die Hand zur Versöhnung. Sie aber verachtete alle Vorschläge und verstopfte ihre Ohren vor dem Rufe der Menschlichkeit: und hörte nur auf die Eingebungen der Rache und des Stolzes. Obgleich durch große Niederlagen erschüttert, beharrte sie bei der Fortsezzung des Krieges,

da

da sie sich einbildete, daß es den Preußen zulezt an Hülfsmitteln, an Geld und Mannschaft fehlen, und dieser Mangel ihr das Uebergewicht verschaffen müsse. Noch mehr wurde sie in ihren feindseligen Gesinnungen durch die Versicherung der Kaiserin Elisabeth bestärkt, daß eine größere Zahl Russen in's Feld rükken, und mehr Thätigkeit beweisen sollte. Elisabeth, durch ihre von Oestreich bestochenen Minister gewonnen, traf wirklich die ernstlichsten Anstalten ihr Wort zu erfüllen. Sie schikte den General Apraxin, welcher nach seinem Siege bei Jägerndorf Preußen verlassen hatte, zur Strafe in die Festung, und entsezte ihren Günstling, den Minister Bestuschef, den Aussteller jener milden Befehle, aller seiner Aemter und Würden. Der Graf Fermor erhielt als neues Befehlshaber die Anweisung, das Königreich Preußen unverzüglich wieder zu besezzen. Dies geschahe noch während des Winters, und konnte desto leichter vollzogen werden, da Friedrich die wenigen daselbst stehenden Truppen, die sich doch nicht zu halten im Stande waren, zurückberufen hatte. Um sich den gefürchteten Russen in etwas gefällig zu machen, feierten die Königsberger ihren Einzug mit Trompeten, Pauken, und Glokkengeläute von allen Thürmen. Fermor schikte die Schlüssel der Hauptstadt an die Kaiserin, gebot allen Kollegien und Bürgern, in den Kirchen der Russischen Regierung den Eid der Treue zu schwören, und alle Russischen Feste zu feiern. Es schien dem Könige Friedrich, als ob die Preußen in ihren Ge-

renbezeugungen gegen ihre Unterdrükker weiter gegangen wären, als sie nöthig gehabt hätten; und er besuchte nachher Königsberg nicht wieder.

Es war zu erwarten, daß die Russische Armee bald tiefer in das Innere der königlichen Staaten eindringen würde. Friedrich nahm sich deswegen vor, erst einen Hauptschlag gegen die Oestreicher zu versuchen, und wenn diese zu Boden geworfen wären, sich alsdann gegen die Russen zu wenden. Vor allem aber mußte die Festung Schweidnitz erobert werden. Sie war mit 8000 Oestreichern besezt, mit vielen Lebensmitteln angefüllt, und mit wohl ausgebesserten Werken versehen, ließ also eine tapfere Gegenwehr erwarten. Friedrich zog im März seine Schlesische Armee zusammen, ließ am 1. April die Laufgräben eröfnen, und vom 8. April an ein lebhaftes Feuer auf die Festung machen. Jedoch die Belagerungsartillerie war zu gering, die Munition zu sparsam, und die dazu gehörige Mannschaft zu schwach; die Belagerung rükte langsam fort, und schien am Ende mißlich zu werden. Der Ingenieur-Oberste Balby rieth daher zum Sturme. Der König bewilligte den Vorschlag. In der Nacht zum 16. April wurde er mit solchem Glücke ausgeführt, daß die stürmenden Preußen mit geringem Verlust das Hauptfort einnahmen, und die Oestreicher dadurch so schrekten, daß sie sich noch am nämlichen Tage zu Kriegsgefangnen ergaben.

Nach der gewünschten Beendigung dieses Unternehmens sann Friedrich auf wichtigere Entwürfe.

Er

Er richtete sein Augenmerk auf Mähren, und beschloß, die Festung Ollmütz anzugreifen. Er sahe ein, daß er sich hier auf immer nicht behaupten würde; dies war auch seine Absicht nicht. Konnte er Ollmütz erobern, so mußten die Oestreicher für Wien besorgt sein, folglich alles anwenden, eine solche wichtige Festung wieder zu gewinnen; eine solche Operation hätte sie den Sommer hindurch in einer von den Brandenburgischen Staten weit entfernten Provinz beschäftigt; und Friedrich wäre in den Stand gesezt worden, von den Oestreichern ungestört seine Hauptmacht gegen die Russen zu führen, und sie mit Riesenstärke anzufallen. Der Ausgang entsprach seinen schönen Erwartungen nicht; die Unternehmung schlug gänzlich fehl. Friedrich hielt sein Vorhaben so geheim, daß der Feldmarschall Daun, welcher mit der Hauptarmee in Böhmen stand, und einen Einfall in dies Königreich vermuthete, völlig getäuscht wurde. Die Preußischen Truppen machten zu Ende April's allerlei Wendungen gegen Böhmen, änderten aber ihre Bewegungen plözlich, und bezogen schon am 3. Mai bei Ollmütz ein Lager, da die Oestreicher noch mit Bewachung der Böhmischen Eingänge beschäftigt waren. Die Belagerung nahm unter Aufsicht des Generals Keith und des Obersten Balby ihren ungehinderten Anfang, aber schon in der ersten Zeit mit nicht vielem Glükke. Die Laufgräben wurden in einer Entfernung von 1500 Schritten von der Festung angelegt, und durch die zu große Weite alles anfängliche Schießen ganz

unwirksam und unnütz gemacht. Man verbesserte diesen Fehler, und rükte allmählig näher, aber erst zu einer Zeit, wo die Daunsche Armee aus Böhmen heran marschirte, und 2000 Mann Verstärkung in die Festung zu werfen Gelegenheit fand. Die Preußischen Angriffe wurden überhaupt nicht mit der Geschiklichkeit und dem Nachdruk betrieben, wodurch sich ihre Thaten im freyen Felde auszeichneten; und dies entweder daher, weil sie diesen Theil der Kriegskunst nicht so gut verstanden, oder weil Friedrich damals auf das Artillerie- und Jugenieurwesen nicht die gehörige Aufmerksamkeit und die nöthigen Geldsummen verwendete. Das viele vergebliche Schießen verursachte bald einen Pulvermangel; die zahllosen Schwärme der leichten Truppen von Daun's großer Armee schnitten die Lebensmittel ab. Der kaiserliche Befehlshaber in Ollmütz, General Marschall besaß Erfahrung und Muth, die Bürgerschaft Vaterlandsliebe und Eifer, mit allen persönlichen Aufopferungen die Besazzung zu unterstüzzen. Das Feuer aus 80 Preußischen Kanonen, und 128000 geworfene Bomben und schwere Stükkugeln hatten verhältnißmäßig nur wenig Verwüstung in Ollmütz angerichtet. Friedrich mußte also kräftigere Anstalten machen, oder sein Vorhaben aufgeben. Das erste suchte, aber das leztre erfuhr er. Das Schikksal der Festung hing jezt davon ab, ob ein Transport von 4000 Wagen, die mit Kugeln und Pulver, mit Lebensmitteln und Kleidungsstükken beladen waren, bei dem Preußischen Belagerungskorps glüklich

sich ankam oder nicht. Daun hatte von dem Abgange dieser großen Zufuhr von Kosel und Neiße Nachricht bekommen, und gebot dem General Laudon, alles Mögliche zur Wegnahme oder Zerstörung deſſelben zu thun. Laudon, freilich durch außerordentliche Ueberlegenheit an Trüppen, und durch die ihm genau bekannten zahlreichen Hohlwege und Gebirgspäſſe begünſtigt, führte dieſen Auftrag zu Preuſſens Nachtheil ſo erwünſcht aus, daß ſein Name von nun an in ganz Europa Aufſehen erregte, und daß er den bisher unüberwundnen Zieten zum erſten Male beſiegte.

Der Preußiſche Oberſte Moſel, ein talentvoller und würdiger Offizier begleitete und dekte den Wagenzug mit 9000 Mann, die zum Theil aus Geneſenen, und aus jungen Rekruten, die noch keinen Feind geſehen hätten, beſtand. Er kam ohne Schwierigkeit bis Troppau. Die Fortſetzung des Marſches wurde mit jedem Tage bedenklicher. Am 28. Junius ſahe er ſich plözlich in den Gebirgsengen bei Bautſch von Kroaten und Ungarn umringt; er vertheidigte ſich jedoch ſo tapfer, daß er, obwohl mit viel Mühe, die Panduren vertrieb, eine Kanone erbeutete, und 200 Gefangne machte. Nachher jagte er ſelbſt den General Laudon mit einem Verluſt von 500 Mann zurük, und erreichte am Abend nach großen Mühſeligkeiten den Ort Neudörfel, wo er zu ſeiner Freude den General Zieten antraf, den ihm der König mit einigen Regimentern zur Hülfe ſchikte. Dieſer Sieg verbeſſerte jedoch die üble Lage

nicht

in welche der Wagentransport gerathen war. Bey den ersten Kanonenschüssen hatten die Knechte alle Fassung verloren, theils die Wagen verlassen, theils die Pferde ausgespannt, sich zerstreut, und den Weg nach Troppau zurük genommen. Die feindlichen Husaren benuzten diese Verwirrung, plünderten mehrere Wagen, zersprengten die übrigen Fuhrleute, und ob sie wohl endlich verjagt wurden, beförderten sie dennoch manchen Verlust und Schaden. Der General Zieten, welcher nun den Oberbefehl vermöge seines Ranges erhielt, wendete die Nacht und den folgenden 29. Junius dazu an, in Neudörfel so viel Wagen, als möglich war, wieder zu sammlen, und die gestörte Ordnung herzustellen. Es ward aber kaum die Hälfte der Wagen wieder in Gang gebracht; und bei den von langem Regen verdorbenen Wegen fiel es den ermatteten Pferden äußerst schwer, sie fortzuschaffen. Dieser Aufenthalt gab dem geworfenen Laudon Zeit, neue Truppenkorps an sich zu ziehen, und sich zu einem heftigen Angriffe zu rüsten. Er legte sich zwischen den Gehölzen von Lieda und Domstädtel in einen fürchterlichen Hinterhalt, und lauerte auf die Preußen da, wo sie durch einen beschwerlichen Hohlweg am 30. Juni ziehen mußten. Der Preußische General von Krokow kam mit dem Vorderzuge von 250 Wagen glüklich durch; dies war eine feindliche Kriegslist, um den großen Wagentransport sicher zu machen und herbei zu lokken. Als sich dieser näherte, versperrten die Feinde den Ausgang des Defilee's,

sive's, und begannen ein hitziges Gefecht, bei welchem sich der Sieg trotz aller Hindernisse auf Ziethen's Seite neigte. Schon hatte dieser sieggewohnte Held mehrere feindliche Bataillone geworfen, einige Kanonen erobert und den Weg gebahnet, als Laudon wie ein reißender Waldstrom von den Bergen herabstürzte, und die Preußen nicht bloß von vorn, sondern auch am andern Ende des Hohlweges, und von den Seiten mit 2000 Mann wüthend anfiel. Einen solchen Uebermacht mit Erfolg zu widerstehen, gehörte unter die unmöglichen Dinge. Der Wagenzug ward aus einander gesprengt und geplündert, das Pulver angezündet, aller Vorrath von Lebensbedürfnissen vernichtet; und Ziethen, Preußen's bisheriger ungeschlagener Held, zum Weichen genöthiget; er that bis zum letzten Augenblicke des Kampfes, was Muth und Verzweiflung ihm eingab, er stürzte mit seinen Getreuen in den dichten Haufen, bis er sich abgeschnitten sahe, und unter beständigem Fechten von wenigen Waffenbrüdern umgeben, höchster Noth nach Troppau entkam.

Die Tapferkeit der Preußen verdient ihres Unfalls ungeachtet dennoch Achtung und Bewunderung. Sie thaten mehr, als viele Krieger andrer Armeen gethan haben würden. Unerfahrne und ungeübte Burschen von 17 bis 20 Jahren, die eben erst vom Pfluge oder aus der Handwerksstube weggenommen wären, fochten mit Spartanischer Standhaftigkeit. Von 900 Rekruten des Regiments Prinz Fe-

rand aus der Grafschaft Ruppin und der Prignitz sanken über 200 mit ihrem Hauptmann Pirch nach dem muthigsten Kampfe todt nieder, nur 65 wurden gefangen, und nur 30 retteten sich nach Troppau.

Der General Krokow langte mit seinen 250 Mägen, wobey 37 Geldwagen die Spitze ausmachten, zwar glücklich im Preußischen Lager an; allein der unersetzliche Verlust des übrigen Transports machte für den König den traurigen Entschluß nothwendig, die Belagerung aufzuheben, und den Rückzug aus Mähren anzutreten. Friedrich's Lage wurde höchst mißlich, aber seine Geistesgegenwart verließ ihn nie, sie zeigte ihm vielmehr gerade in dem Augenblikke, wo alles verloren zu seyn schien, ein Mittel zur Rettung. Der natürlichste und nächste Zufluchtsort für seine vom Hunger und einem wachsamen Feinde gedrängte Armee war Schlesien. Dieses erkannte auch mit solcher Geistesgegenwart auf den Rückzug des Königs in diese Provinz, daß er die feinsten Anstalten traf, die abziehenden Preußen auf dem Wege zu umringen und aufzuheben, und daß ihnen nicht einmal die Möglichkeit einer andern Maßregel vorschwebte. Durch seine veränderten Stellungen öffnete er die Straße nach Böhmen, und entzog diesem Königreiche alle Vertheidigung, weil es gar nicht daran dachte, daß Friedrich in ein gebirgigtes und feindliches Land zurückmarschiren, überwintern ziehen könne. Eben darum aber erwählte letzterer diese Straße. Der Abzug der Preußen geschah

am

am 2. Juli in der Nacht, mit solcher Vorsicht und Stille, daß die Oestreicher ihr wahres Vorhaben nicht eher als nach geschehner Vollziehung gewahr wurden. Am Tage bezogen die Bataillone, wie gewöhnlich, die Laufgräben, und die Artilleristen machten aus allen Batterien ein gewaltiges Feuer, um alle noch vorräthige Munition zu verschießen. Die Feinde hielten daher ihren Abzug für noch entfernt. Des Nachts wurde alles Geschüz bis auf 5 Mörser und eine unbrauchbare Kanone abgefahren, alles übrige Mehl auf die Wagen geladen, und alle Mannschaft in Marsch gesezt; nur 30 der hofnungslosesten Kranken mußten aus Mangel an Fuhrwerk zurükbleiben, und dem Edelmuthe der Feinde überlassen werden. Mit Anbruche des Tages war die ganze Preußische Armee bereits in Sicherheit; und obgleich ihr ferneret Zug mit einem Trosse von beschwerlichem Gepäkke über Berge und durch Thäler in der brennendsten Sommerhizze, und unter beständigem Schanzmaziren der leichten Truppen fortgesezt wurde, so langte Friedrich dennoch ohne den Verlust eines einzigen Wagens glüklich bei Königingrätz an. Keith und Fouquet hatten vorzüglich viel zum Gelingen dieses bewunderungswürdigen Rükmarsches beigetragen. In Wien erstaunte man über diesen Meisterstreich, und bezeigte sich über Daun's Betragen, daß er den Preußen keinen besondern Schaden zugefügt hatte, höchst unzufrieden.

Daun hatte Friedrich seinen ehrenvollen Rükzug aus Mähren geendigt, so mußte er sich nach

den

den entlegensten Theilen der Neumark wenden, um der Wuth der Russen Einhalt zu thun. Diese hätten nach der Besitznahme von Preußen ihren verheerenden Zug durch Pommern und Polen nach der Neumark fortgesezt, und alle ihre Schritte mit blutiger, mit unmenschlicher, mit thierischer Grausamkeit bezeichnet. Der Preußische General, Graf Dohna, welcher die Schweden in Stralsund und auf der Insel Rügen eingeschlossen hielt, mußte zwar den Russen entgegen rücken; aber er war nicht im Stande, mit seinen 16000 Mann einer Armee von 70,000 Streitern die Spitze zu bieten; er konnte nicht verhindern, daß die unglükliche Stadt Küstrin auf eine beispiellose Weise zerstört wurde. Der Russische Oberbefehlshaber, Graf Fermor, sah wenig Wahrscheinlichkeit vor sich, diese Festung zu erobern, da er sie nur von der Nordseite her beschießen, und wegen der Nähe der Dohnaschen Armee nicht von allen Orten her umringen konnte. Dennoch machte er einen Versuch so vielleicht durch Schrekniße in seine Gewalt zu bekommen. Er richtete daher gleich Anfangs sein Absehen nicht auf die Beschädigung der Festung, sondern auf die Verbrennung der Stadt. Er ließ am 15. Aug. Morgens einen entsezlichen Regen von glühenden Kugeln, Brandgranaten und Bomben auf die Stadt schütten. Schon die dritte Granate zündete; und wenn Uhr standen alle Straßen in Feuer, und Nachmittages waren allen Häuser in Aschenhaufen verwandelt. Die betäubten Einwohner dachten an kein Löschen der

Glut,

Glut, und an kein Retten ihres Vermögens, sondern nur an die Erhaltung ihres Lebens. Sie liefen zum Theil nakkend davon, verstekten sich in den Gewölbern der Festung, oder eilten über die Oder in das jenseitige Land, wo keine Russen standen. Viele Menschen kamen in den Flammen um; andre wurden von den einstürzenden Mauern zerschmettert; mehrere erstikten in den Kellern. Große Reichthümer, kostbare Schätze gingen in Rauch auf. Viele Edelleute und Bürger aus der umliegenden Nachbarschaft hatten ihre besten Sachen nach Küstrin gebracht, wo nun alles vom Feuer verzehrt wurde. Ob nun gleich nichts mehr zu verbrennen war, so fuhren die Russen doch bis zum Abende mit Schiessen fort; und als endlich die Offiziere des unnüzzen Bombardirens müde, damit aufhörten, so gebot Graf Fermor bei einbrechender Nacht dennoch die vorräthigen Brandkugeln vollends in die Stadt zu werfen, weil man sie in diesem Jahre nicht weiter brauchen würde. Das Feuer wüthete so schreklich, daß die Kanonen in den Zeughäusern schmolzen. Die Russen unterhielten noch an dem folgenden Tage ein schwaches Feuer; und erst am 12ten forderten sie den Kommandanten unter den stärksten Drohungen zur Uebergabe auf. Dieser aber antwortete: die Stadt ist ein Steinhaufen; die Festung indessen ist unversehrt und die Garnison hat nichts gelitten; ich kann daher ruhig abwarten was Fermor weiter vornehmen wird. Der Kommandant konnte die Aufforderung um desto mehr abschlagen, weil der General

fal Dohna seitdem eine Schiffbrükke über die Oder schlug, die Gemeinschaft mit der Stadt herstellte, und die Garnison durch frische Truppen ablöste. Ungeachtet seiner muthigen Antwort hatte der Kommandant große Fehler begangen; und auf seine nachherige Rechtfertigung erwiederte Friedrich: Schweig er; ich bin selbst Schuld, warum habe ich ihn zum Befehlshaber gemacht! Die Russen liessen nun von Küstrin ab, weil Friedrich im schnellsten Anmarsche gegen sie begriffen war.

Die Preußische Hauptarmee blieb unter dem Markgrafen Karl und Feldmarschall Keith zur Beobachtung der Oestreicher in Schlesien. Friedrich brach von hier mit 14000 Mann am 10. Aug. auf, und legte den weiten Weg bis in die Mark so eilig zurük, daß er schon am 21. bei Küstrin eintraf, wo er sich mit der Armee des Grafen Dohna vereinigte. Das gräßliche Schauspiel, welches sich ihm hier darstellte, übertraf noch die traurige Schilderung, welche ihm der Ruf von der Grausamkeit der Russen gemacht hatte. Er kannte sein Vaterland nicht mehr. Verdörrte Felder, niedergebrannte Dörfer, rauchende Aschenhaufen, vertriebene Bauren und herum irrende Bürger erfüllten ihn auf der einen Seite mit der tiefsten Wehmuth, auf der andern mit dem heftigsten Zorne gegen die Urheber dieser Gräuel. Alle seine Krieger waren von gleichen Empfindungen durchdrungen, sie dürsteten nach Rache, und wurden ungeduldig, daß diese noch einige Tage aufgeschoben werden mußte. Die Oder

trennte

trennte beide Armeen. Friedrich durfte den Uebergang über das Wasser im Angesichte des Feindes nicht wagen. Er marschirte daher am linken Ufer noch einige Meilen weiter abwärts, und sezte den Russen unerwartet bei dem Dorfe Güstebiese über die Oder. Ohne Aufenthalt zog er sich vorwärts gegen den Feind und traf am 24. August in der Nähe desselben ein. Sogleich machte er Anstalt, auf den folgenden Tag eine Schlacht zu liefern, welche auch bei dem Dorfe Zorndorf Statt fand; eine Schlacht, welche mit blutigen Zügen in den Jahrbüchern der Menschheit eingegraben ist. Vom bittersten Unwillen gereizt, wollte Friedrich die Russen nicht blos schlagen, sondern selbst vertilgen, weil er es in seinem Zorne für gerecht hielt, solche Unholde, welche alle Gefühle der Menschlichkeit verläugneten, ganz auszurotten. Er ließ deswegen alle Brükken abwerfen, um ihnen die Flucht unmöglich zu machen; er gebot seinen Truppen, keinem Russen in der Hizze des Gefechts das Leben zu schenken, sondern alles nieder zu stoßen was nicht weichen wollte, und die übrigen in die Moräste der Oder zu stürzen. Es war 8 Uhr am Morgen des 25. Augusts, als die Preußen mit 80 Kanonen die Schlacht eröfneten. Das Feuer dieses groben Geschüzzes machte eine schrekliche Wirkung auf den rechten Flügel der Russen, weil diese in einem vollgepfropften Vierek standen, dessen Mitte die Reiterei, das Gepäkke, und das Reservekorps in sich faßte. Von diesem guten Anfange ermuntert rükte der linke Flügel

gel der Preußen zu rasch und zu hizzig vor, ohne die Begleitung der Reiterei abzuwarten. Einige Russische Kavallerie-Regimenter bemerkten den Fehler, welchen die Preußen machten; sie griffen sie von vorn und von der entblößten Flanke an, und trieben sie lebhaft zurük. Der Ober-General Fermor glaubte schon alles gewonnen zu haben, erbfnete daher das Vierek und ließ seine Reiterei heraus, um, wie er meinte, nicht zu kämpfen, sondern nur zu verfolgen. In stolzer Sicherheit und mit frohem Siegesgeschrei sprengten die Russen hinter den Preußen her und bildeten sich ein, auf die Ordnung ihrer Glieder nicht mehr so genau sehen zu dürfen. Sie hielten ihre Linie nicht, ihre Reihen schwankten; es entstanden Lüken und Unordnungen. In diesem entscheidenden Augenblikke kam Seidliz mit der Preußischen Reiterei heran; und er, der Sieger bey Roßbach, wurde nun auch der Ueberwinder der Russen. Leztere hatten Zorndorf angezündet. Dies hielt die Preußen nicht auf. Ihre Dragoner jagten durch das brennende Dorf, ihre Kürassiere nahmen eine schwere Batterie weg und ihre Husaren griffen rasch an. In einer Viertelstunde war die Russische Kavallerie geworfen und gesprengt. Hierauf wurde das Fußvolk angegriffen, das erwähnte Vierek von allen Seiten durchbrochen, und schreklich niedergemezzelt. Die Wuth der Preußen wurde durch die Stumpfheit und Hartnäkigkeit der Russen vermehrt. Obgleich ganze Reihen nach einander zu Boden gestrekt, alle ihre Abtheilungen und Linien

durch-

durchhauen, und ihnen die Mittel der Vertheidigung benommen waren, so wichen sie doch nicht, sondern standen gleich den Mauern, und ließen sich wie das Schlachtvieh in dumpfer Gleichgültigkeit erwürgen. Es war leichter, sie zu tödten, als zu vertreiben. Die blutigste Wunde, selbst ein Schuß durch den Leib konnte sie oft nicht niederwerfen. Die Verwirrung nahm endlich so überhand, daß die hintern Treffen der Russen auf ihre vordern Glieder selbst Feuer gaben. Viele Regimenter dachten an keinen Widerstand mehr, sondern plünderten das Gepäkke, und besoffen sich in Brantwein, der auf den Marketender-Wagen gefunden wurde. Vergebens riefen sie die Offiziere zur Ordnung, vergebens zerschlugen sie die Brantweinfässer; die Gemeinen achteten keiner Kriegszucht mehr, sie erschlugen einige ihrer eignen Offiziere, und stürzten auf die Erde, um den vergoßnen Brantwein mit dem Sande zu verschlukken. Um 1 Uhr Mittags war der ganze rechte Flügel der Russen zusammengehauen oder in die Moräste getrieben; die Kosaken liefen als tolle Menschen mit entsezlichem Geheul umher, und von dieser Seite fanden die Preußen nichts mehr zu thun. Ihre Kavallerie zog sich nach Zorndorf zurük, um sich wieder zu ordnen, und neue Kräfte zu sammlen. Bis jezt waren die Bataillone des Preußischen rechten Flügels gegen den linken Russischen noch gar nicht von der Stelle gerükt; nun erhielten sie Befehl, gleichfalls anzugreifen. Aber hier gelang es den Preußen nicht einen entscheidenden Sieg zu erringen.

Die

Die Russen machten ihnen selbigen bis zur Nacht streitig, und es wurde mit abwechselndem Glükke gefochten. Ja die Preußische Infanterie wich einmal im Angesicht des Königs völlig zurük, und kein Zureden, keine Drohung konnte sie zum Stehen bringen. Auch hier machte Seidlitz alles wieder gut. Er flog vom linken Flügel herbei, und von einigen Märkischen Infanterie-Regimentern unterstüzt jagte er die feindliche Kavallerie in die Moräste. Freunde und Feinde kamen endlich mitten untereinander, und kämpften ohne Ordnung, wie sich einzelne Bataillone gegen über fanden. Weil es beiden Parteien an Pulver fehlte, so feuerte man gar nicht mehr, sondern schlug sich mit Bajonetten, Flintenkolben und Säbeln herum. Zwei Preußische Infanterie-Regimenter stießen im Vorrükken auf einen tiefen Grund, in welchem die Russische Kriegskasse, der Artilleriezug und das Gepäkke stand, welches sie plünderten und erbeuteten. Die Nacht gebot zulezt, dem schrecklichen Morden Einhalt zu thun. Nur die Kosaken schwärmten noch herum, beraubten die Todten, und erwürgten die Verwundeten. Die Preußischen Husaren vertrieben sie nach langer Anstrengung, 1000 derselben verließen ihre Pferde, und liefen in die große Schäferei von Quartschen, wo sie sich durchaus nicht ergeben wollten, sondern als Verzweifelte fochten. Darüber gerieth das Dach, unter welchen viel Stroh lag, in Brand, und es stürzte oder erschlug sämmtliche Kosaken.

Beide

Beide Heere blieben die Nacht über unter dem Gewehr und sammleten ihre zerstreuten Truppen. Die Russen wären gern vom Schlachtfelde gewichen, wenn ihnen eine Brükke den Weg zur Flucht gebahnt hätte. Sie lagerten sich daher in unordentlichen Haufen auf der Erde; mit Anbruch des Tages gaben sie sich alle Mühe, die Regimenter wieder zu ordnen. Sie kamen damit ziemlich zu Stande. Friedrich untersuchte ihre Stellung am Morgen selber, ließ seine Armee in Schlachtordnung aufmarschiren, und bezeigte große Lust, das Gefecht zu erneuern. Aber seine Munition war größtentheils verschossen, und die Ermattung seiner Kavallerie zu stark. Es blieb daher von beiden Seiten bei bloßem Kanoniren, womit man jedoch um 11 Uhr aufhörte. Erst am 3ten Tage zogen sich die Russen bis Landsberg zurük, wohin sie von den Preußen verfolgt wurden, denen sie also die Früchte des Sieges überließen. Die Russen, welche wegen einiger abgeschikten Detaschements mit 50,000 Mann in die Schlacht gerükt waren, hatten 18,000 Todte und Verwundete, 3000 Gefangne, 103 Kanonen, 27 Fahnen und ihre Kriegskasse eingebüßt. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, und verloren bei'm Weichen ihres rechten Flügels 1470 Gefangne und 26 Kanonen. Wegen dieses Umstandes, und weil sie, obwohl auf einer andern Stelle, die Nacht auf dem Kampfplazze zugebracht hatten, schrieben sich die Russen den Sieg zu, und ließen zu Petersburg Dankfeste feiern, welches ihre Bundesgenossen nach-

ahnten. Aber ihr eignes Bekenntniß widerlegt sie. Fermor ersuchte am ersten Abende den General Dohna um einen 2tägigen Waffenstillstand, damit er die Todten begraben könne. Dohna antwortete: Der König, mein Herr, hat die Schlacht gewonnen, und er wird für die Beerdigung der Todten, und Verpflegung der Blessirten Sorge tragen. Der Russische General Panin war aufrichtiger. Wir haben, sagte er, den Wahlplaz behauptet, aber todt, verwundet und besoffen. Friedrich ließ seinem Seidliz volle Gerechtigkeit wiederfahren. Als ihm der Englische Gesandte in dessen Gegenwart zum Siege Glük wünschte, erwiederte er: ohne diesen, indem er auf Seidliz zeigte, würde es schlecht aussehen. Unter den gefangnen Russen befanden sich die Grafen und Fürsten Czernischef, Soltikow, Sulkowski und andre, denen Friedrich wegen ihrer zugelaßnen Verwüstungen verächtliche Blikke zuwarf, und entgegen rief: ich habe kein Sibirien, wohin ich sie schikken könnte, sie sollen daher in die Keller unter der Festung Küstrin kriechen. Sie mußten sich dies Quartier einige Tage auch wirklich gefallen lassen; nachher gestattete er ihnen, sich in eine nicht abgebrannte Vorstadt zu begeben. Der zerrüttete Zustand der Russischen Heere ließ für dies Jahr keine wichtigen Dinge mehr erwarten. Friedrich befahl daher dem General Dohna, sie mit einem Theile der Armee zu beobachten; ein andres Korps schikte er gegen die Schweden; und mit den übrigen Regimen-

wendern ging er nach Sachsen, wo seine Hülfe nöthig war.

Der königliche Bruder, der Prinz Heinrich, hatte unterdessen zu Friedrich's grosser Zufriedenheit die stärksten Beweise eines geschikten Feldherrn abgelegt, wenn er gleich keine Schlacht lieferte, sie vielmehr der Klugheit gemäß vermied. Er befehligte nur 20,000 Mann, und wuste sich doch gegen fünffach stärkere Feinde, die ihn von vorn und im Rükken bedrohten, ohne Verlust zu behaupten. Auf der einen Seite hatte er es mit einer zahlreichen Reichsarmee unter dem Herzog von Zweibrükken zu thun, auf der andern mußte er die Angriffe Daun's im Rükken befürchten. Sein Muth, und seine Gewandtheit, unerwartete Bewegungen zu machen und vortheilhafte Stellungen zu nehmen, retteten ihn. Der Hauptzwek der Reichstruppen, welchen die Oestreicher kräftig unterstüzzen und befördern sollten, war die Eroberung Sachsen's, und die Gewinnung der beiden Elbufer. In dieser Absicht brach die Reichsarmee in der Mitte des Mai's aus ihrem Lager bei Bamberg auf, rükte nach Eger, und am 22. Mai nach Saatz, wo sie die Gelegenheit abwartete, nach Sachsen dringen zu können. So lange aber Friedrich in Mähren die Belagerung von Ollmütz betrieb, verhielten sich die Reichstruppen ganz ruhig, und verhinderten es nicht, daß der Prinz Heinrich durch einzelne Detaschementer mancherlei kühne Entwürfe ausführte, ihr Hauptmagazin in Bamberg zerstörte, mehrere tausend für

sie verfertigte Gewehre aus der Fabrik zu Suhla wegnahm, in der Vorstadt zu Eger ein großes Holzmagazin verbrannte, und bis tief in Franken hinein sehr bedeutende Brandschazzungsgelder einforderte. Nachdem jedoch Friedrich aus Mähren und Böhmen zurük und von da nach Schlesien und der Neumark ging, so wendete sich die ganze Stärke der Oestreicher und Reichsvölker gegen den Prinzen Heinrich, der alle Kraft seines Genies aufbieten mußte, um nicht unterzuliegen. Dann marschirte im August in die Oberlausiz, und zog sich nachher an die Elbe, mit dem offenbaren Vorhaben, sie zu passiren, den Prinzen von der Gemeinschaft mit Dresden, Torgau und Leipzig abzuschneiden und selbst im Rükken anzugreifen, während dessen die Reichstruppen, denen es gelungen war, bis in das bekannte Lager von Pirna zu dringen, von vorne her gegen ihn kämpfen sollten. Aber Heinrich vereitelte durch geschikte Wendungen ihre Absichten, und erfuhr weiter keinen Unfall, als daß die Festung Sonnenstein mit 1440 Preußen am 5. Sept. durch Kapitulation an den Herzog von Zweibrükken, überging. Dies machte dem General Daun Muth, die Eroberung Dresden's zu versuchen. Er rükte mit seiner großen Armee schnell heran, und weil die Festungswerke schlecht, und die darin liegenden Preußen nicht zahlreich genug zur Besazzung aller Posten waren, so hofte er, diese Hauptstadt durch Schrekworte zu überrumpeln. Zu einer ordentlichen Belagerung war er nicht bereitet, auch sezte ihr die Nähe des

Prin-

Prinzen Heinrich, der zwischen dem Plauenschen Grunde und Pirna stand, große Hindernisse entgegen. Allein der Preußische Kommandant, Graf Schmettau ließ sich durch Prahlereien nicht bange machen, er setzte den Drohungen andre Drohungen, den Phantomen andre Schrekbilder entgegen. Er versicherte, daß er die prachtvollen, mit hohen Pallästen gezierten Vorstädte abbrennen würde, so bald Daun näher käme, denn er sei als Sachsen's Feind nicht verbunden, die Stadt zu schonen, wenn es seine Freunde nicht für Pflicht hielten. Daun antwortete, daß er, im Falle Schmettau seine Drohung wahr machte, alle Preußen ohne Erbarmen niederhauen würde. Schmettau half sich durch eine noch schrecklichere Drohung. Er würde sich, sagte er, im äußersten Falle von Straße zu Straße vertheidigen, das königliche Schloß zu seiner lezten Schuzwehr machen, dasselbe mit Pulver anfüllen, den Kurprinzen, die übrige Sächsische Fürstenfamilie, den Adel, den Hofstat und die Vornehmsten der Stadt darin versammlen, und sich mit ihnen unter den Trümmern begraben. Da Schmettau wirklich allerlei Anstalten machte, welche auf die Wollziehung dieser Drohungen deuteten, so wurde das Wehklagen allgemein, und Daun von den Bitten des Hofes, des Magistrats und der Landstände bestürmt gab sein Vorhaben auf. Er entwarf hierauf einen andern Plan, Sachsen zu befreien; er wollte den 10. Sept. Nachts heimlich über die Elbe gehn, und den 11ten den Prinzen Heinrich in

seinem

seinem festen Lager rückwärts überfallen, welches zugleich von den Reichstruppen im Angesichte des stürmt werden sollte. Alles war veranstaltet; als plötzlich die furchtbare Nachricht: Friedrich ist da, erschallte, und auf einmal den Entwurf vereitelte.

Friedrich war 8 Tage nach der Zorndorfer Schlacht am 3. Sept. von Küstrin aufgebrochen, und schon am 11. Sept. stand er in der Nachbarschaft von Dresden. Seine Armee war jetzt stark genug, dem vorsichtigen Daun noch mehr Behutsamkeit einzuflößen; denn er hatte einige Tage vorher eine Abtheilung des Generals Zieten, und das Heer des Markgrafen Karl an sich gezogen. Daun lagerte sich hierauf bei Stolpen auf steilen, durch Teiche, Moräste, Wälder und Hohlwege gedeckten Anhöhen, und sicherte sich die Straße über Bautzen und Löbau auf eine solche Art, daß er dem Könige die Gemeinschaft mit Schlesien, wo nicht ganz abschnitt doch erschwerte, und ihm, wenn er dahin gedächte, den Vorsprung abgewinnen konnte. Friedrich wünschte sehnlich, ihn durch eine Schlacht aus Sachsen nach Böhmen zu treiben, um die Elbe in seiner Gewalt zu behalten, und die freie Gemeinschaft mit Schlesien herzustellen. Aber Daun vermied mit ängstlicher Sorgfalt jede Gelegenheit zum Treffen, und vor einem Ueberfalle schützte ihn sein unangreifbares Lager. Durch seine Zögerungen wollte er dem Generale Harsch, welcher die Festung Neiße mit 20000 Mann förmlich belagerte,

gerte,

gierte, und dem General Deville, welcher Kosel einschloß, und ganz Oberschlesien durch Streifereyen beunruhigte, Zeit verschaffen, durch Eroberung des einen oder des andern Ortes einen festen Fuß in dieser Provinz zu fassen.

Da Friedrich den standhaften Daun durchaus zu keiner Schlacht bewegen konnte, so beschloß er, ihm durch veränderte Stellungen Besorgnisse wegen Zittau, woher er seine Bedürfnisse zog, zu erwekken, und ihn dadurch aus seinem festen Lager bei Stolpen zu locken. Dies bewirkte er zwar, aber zu seinem eignen Verderben. Denn Daun wählte eine neue, gleich feste und gleich unangreifbare Stellung auf den Anhöhen bei Kittlitz, die ihm noch dazu den Vortheil gewährte, die Preußen mit Glük überfallen zu können. Friedrich war am 7. Oktober nach Bauzen gerükt, und von da nach Hochkirch gezogen. Er glaubte, daß Daun hinter Löbau stände; als er aber Morgens am 10. Okt. bei Hochkirch mit dem Vortrabe ankam, und der dichte Nebel fiel, so erblickte er plözlich und unerwartet die ganze kaiserliche Armee auf den nahe vor ihm liegenden Höhen bei Kittlitz gelagert; er ließ sich aber dadurch nicht hindern, vor den Augen der Feinde sein Lager aufzuschlagen, ungeachtet seine Fourierschüzzen, die es abstekten, von den Kanonen der Oestreicher begrüßt wurden. Der Preußische rechte Flügel lehnte sich an Hochkirch; das Hauptquartier war zu Rodewitz. Dies Lager war so übel gewählt, daß es von den Feinden ganz übersehen und beschossen werden konnte;

konnte; und noch dazu versäumte man es, die sogenannten Steinberge, die es beschüzzen konnten, zu besezzen; man dachte daran erst, als es zu spät war, als sich die Feinde derselben schon bemächtigt hatten. Dieser Umstand trug viel zum nachherigen Unglükke des Königs bei. Die höchst gewagte und gefahrvolle Stellung der Preußen brachte auf einmal in der Seele des bedachtsamen Daun den kühnen Gedanken eines Ueberfalles hervor; einen Gedanken, den die muthigen Generale Laudon, Lascy und andre weiter ausspannen. Friedrich's Freunde waren mit ängstlicher Unruhe erfüllt, und wendeten alle ihre Beredtsamkeit an, ihn zur Aenderung des Lagers zu bewegen. Der Feldmarschall Keith sagte scherzend, aber nachdrüklich: „wenn uns die „Oestreicher in diesem Lager ruhig lassen, verdienen „sie gehangen zu werden.“ Friedrich erwiederte: „wir müssen hoffen, daß sie sich mehr vor uns, als „dem Galgen fürchten.“ Die eigentliche Ursache seiner Gleichmüthigkeit bei diesen drohenden Gefahren rührte daher, daß er sich auf die geheimen Nachrichten eines kaiserlichen Spions zu fest verließ. Sie waren anfänglich richtig; nur hernach trügerisch. Der Feldmarschall Daun hielt einen Schreiber, welcher sich an Friedrich verkauft hatte, und selbigem die wichtigsten Dinge mittheilte. Daun bemerkte endlich seine Verrätherein, und wußte sie als ein kluger Mann weislich zu nüzzen; er zwang ihn, fernere Nachrichten an den König zu senden, aber nur solche, welche Daun ihm diktirte, und wel-

che

che den nichts ahnenden Friedrich irre führen, ihn sicher machen, und dadurch in die gelegten Schlingen locken mußten. Leztrer traute den Vorspiegelungen des Kundschafters mehr, als den Warnungen seiner geprüftesten Freunde. Doch zulezt erkannte er das Nachtheilige seiner Lage, und beschloß sie zu verändern, sobald die Armee mit neuem Vorrath von Mehl und Brodt aus den Magazinen versehen sein würde. Dann wollte er Abends ausrükken, das abgesonderte Korps des Prinzen von Durlach bei Weißenberg angreifen, und sich der rechten Seite der großen Kaiserarmee gegen über stellen; dies alles sollte in der Nacht vom 14. zum 15. Oktob. geschehen. Aber eine Nacht früher brach das Ungewitter über ihn her, welches ihm Daun mit möglichster Stille und nach langen fast übertriebnen Vorkehrungen bereitet hatte. So geheim er indessen seine Anstalten betrieb, so entgingen seine lezten Bewegungen der Aufmerksamkeit der Zietenschen Husaren auf den Vorposten doch nicht; sie meldeten das Gesehene sogleich dem König; dieser bezweifelte die ganze Sache. Als ihm aber bald darauf der Zietensche Oberste von Seelen berichtete, daß der Feind gewiß etwas Großes im Sinne habe, weil seine ganze Armee in Bewegung sei, so ließ er seine Truppen aus dem Lager vorrükken; es wurde wieder stille, kein Feind erschien, Friedrich führte daher sein Heer noch vor völliger Nacht in's Lager zurük, da ihn die falschen Spionsberichte in eine traurige Sicherheit wiegten. Seidlitz und Zieten

bemühten sich, wenigstens den Befehl auszumachen, daß die Truppen gerüstet, und die Pferde gesattelt blieben; allein alle ihre Bemühungen waren vergebens. Friedrich gebot vielmehr, die Pferde abzusatteln, und sich der Ruhe zu überlassen. Ziethen, wie jedermann, befolgte diesen Befehl; aber aus Vorsicht, durch die Meldungen seiner Vorposten erzeugt, beorderte er nach einer halben Stunde seine Reiterei, wieder aufzusatteln und stets bei der Hand zu sein. Ohne diese Veranstaltung wäre das Unglük gewiß noch gröser und zerstörender geworden.

Es schlug im Dorfe Hochkirch 4 Uhr, und noch war es dunkle Nacht, als sich Laudon mit seinen Panduren der Preußischen Armee in den Rükken geschlichen hatte, und das Dorf anzündete, welches nun wie ein Leuchtthurm in der Finsterniß zum Zeichen diente. Die ganze Oestreichische Armee rükte ohne Verzug von vorn und von den Flanken in das Preußische Lager, bemächtigte sich einer Batterie an der Spizze von Hochkirch, und weckte die Schlafenden mit dem Donner ihrer eignen Kanonen. Viele Hunderte erwachten gar nicht wieder, sondern versanken in ihren Zelten aus dem einen Schlaf in einen andern festern, in den Todesschlaf. Doch in einigen Augenblikken geriethen die Preußischen Truppen in Bewegung und Leben, viele ergriffen halbnakend ihre Waffen; die mehresten bemächtigten sich der ersten, besten Gewehre, deren sie habhaft werden konnten. Alles stürzte aus den Zelten, und flog in Reih

und

und Glieder, und kaum waren wenige Minuten vergangen, so stand der gröste Theil der Infanterie und Reiterei trotz der entsezlichen Ueberraschung in gehöriger Schlachtordnung. Dies Betragen ist gewiß der höchste Triumph der Preußischen Kriegszucht, Geschiklichkeit und Tapferkeit. Hier, wo jede andre Armee mit einem Schlage vernichtet oder gefangen gewesen wäre, ordnete sich die Preußische selber und focht mit einem Muthe, der selbst den Sieg errungen hätte, wenn nicht die dikste Finsterniß ein übereinstimmendes und zusammenhängendes Fechten unmöglich gemacht hätte. Die Regimenter wußten nicht, wo sie die Hauptmacht des Feindes suchen sollten, sie kamen daher nur einzeln kämpfen, und tappten zuerst nach den Bärenmüzzen der Oestreicher, um durch das Gefühl zu erfahren, wen sie morden sollten. Die Zietenschen Husaren und Czettritzer Dragoner, welche ihre Pferde schon bereit fanden, trieben die gegen sie anrükkenden Feinde glüklich zurük, hieben die kaiserlichen Grenadiere schrekklich zusammen, und warfen bei Anbruch des Tages, von 2 andern Regimentern unterstüzt, eine ganze Linie Oestreichischer Infanterie über den Haufen, von denen viele Tausende das Gewehr wegschleuderten und davon liefen, und 500 in Gefangenschaft kamen. Aber da dies nur einzelne glükliche Gefechte waren, so konnte dies in das Ganze keinen überwiegenden Einfluß haben. Da die Regimenter bei der Dunkelheit keine sichre Richtung nehmen konnten, so stießen sie alle Augenblikke auf Posten, wo sie

der

der Uebermacht weichen mußten. Die Oestreicher stürmten mit ihrer Hauptstärke auf Hochkirch, von dessen Eroberung der Sieg abzuhängen schien. Dieses in Flammen stehende Dorf wurde nur von einem Bataillone, das heißt, von 600 Preußen vertheidigt, und lange gegen die stürmende Ueberzahl behauptet. Als sie von der Feuerglut gezwungen die Häuser und Gärten verlassen mußten, so zogen sie sich auf den Kirchhof, wo sie die muthigsten Angriffe noch muthiger zurückschlugen. Die feindlichen Grenadiere waren fast aufgerieben. Der erstaunte Daun, der sich den Ueberfall leichter gedacht hatte, bestand dennoch auf dem Besitze des Kirchhofes; er ließ 7 frische Infanterie-Regimenter gegen eine Handvoll Preußen anrücken. Leztre hatten kein Pulver mehr; von allen Seiten umringt beschlossen sie, sich mit dem Bajonett durchzuschlagen. Aber ihr Anführer der Major Lange, und die mehrsten derselben bezahlten ihre Kühnheit mit dem Leben; viele andre wurden gefangen, und nur wenige dieser Heldenschaar entkamen zu der Armee. Die Oestreicher eroberten hierauf den Kirchhof und das ganze Dorf. Der Prinz Franz von Braunschweig, Moritz von Dessau, Markgraf Karl und Feldmarschall Keith stellten sich an die Spizze einiger Bataillone, drangen in das brennende Dorf, und jagten die Oestreicher glüklich heraus. Aber die Feinde hatten zu viele Vortheile; es standen sogleich neue Regimenter im Rükken der siegenden Preußen, und entrissen ihnen den mühsam errungnen Preis wieder.

lieder. Die Preußen mußten sich mit Verlust zurükziehen. Bei diesem Dorfkampfe war es, wo eine Kanonenkugel den Kopf des tapfern Prinzen Franz wegriß, wo der edle Keith von einem Schüsse durch die Brust niedersank, und ohne einen Laut von sich zu geben starb; hier wurde der General Geist getödtet, und hier empfing Moriz zwei Kugeln in den Unterleib, die ihm tödtliche Wunden beibrachten. Alle diese großen Kriegsopfer konnten den Sieg nicht erkaufen. Der König führte 7 Bataillone in eigner Person gegen die Oestreicher; er und sie boten alle Kräfte auf, und sie hatten schon festen Fuß gefaßt, als sie im Rükken und an den Seiten von feindlicher Reiterei angegriffen und zum Weichen gezwungen wurden. Es ward Tag, aber ein dichter Nebel bedekte die Trauerscene; erst gegen 10 Uhr schwand er und nun blikte man sich mit Grausen ins ofne Gesicht. Man bildete von beiden Seiten neue Schlachtordnungen, Friedrich zog seine zerstreuten Truppen zusammen, und wollte eben einen neuen regelmäßigen Kampf beginnen, als er bemerkte, daß ihm der Herzog von Ahremberg, vom vorigen Nebel verdekt, mit einer überlegnen Abtheilung frischer Truppen ganz in die Flanke gekommen war. Unter diesen Umständen blieb ihm keine andre Wahl übrig, als der Rükzug, der mit so viel Muth und Geschiklichkeit vollzogen wurde, daß er die Bewunderung der Welt erregte. Der überfallne, geschlagne, besiegte Friedrich wich nicht weiter, als eine halbe Meile vom Schlachtplazze. Nahe bei Bautzen bezog er auf den

Spiz-

Spizbergen ein festeres Lager, als das vorige, wo die Soldaten keine andre Dekke, als ihren kurzen Rok, und keinen Schuz zur Vertheidigung, als ihren Säbel hatten; denn ihre ganze Artillerie, alle Zelte und Gepäkke waren verloren. Der Ueberwinder Daun wagte es nicht, mit seiner siegreichen Armee den König zu beunruhigen; er getraute sich nicht einmal, auf dem Orte des Kampfes stehen zu bleiben, sondern von übergroßer Behutsamkeit geleitet rükte er in sein altes Lager. Die Schlacht hatte beiden Theilen viel Menschen gekostet. Der Preußische linke Flügel, die Kavallerie und das Retzowsche Korps hatten wenig; der rechte Flügel aber die Hälfte verloren. Die ganze Einbuße betrug an 9000 bis 10,000 Mann; außerdem erbeuteten die Sieger 101 Kanonen, 28 Fahnen, 2 Standarten und das ganze Lager. Die Oestreicher rechneten 5300 Todte und Verwundete, 2000 waren davon gelaufen, und 1000 Mann nebst einem General von den Preußen gefangen. Ihr Verlust kam also dem Preußischen sehr nahe. Fast alle Preußische Generale waren verwundet; der König selber hatte eine Quetschung bekommen; ein Pferd ward ihm unter'm Leibe getödtet, 2 Pagen stürzten an seiner Seite erschossen nieder, und nur mit Mühe entging er der Gefangenschaft; schon hatten ihn die Feinde umringt, und nur die Tapferkeit seiner Husaren rettete ihn noch. Zu dem öffentlichen Unglükke gesellte sich noch ein Familien-Unfall, welcher den 14. Oktob. so traurig für Friedrich auszeichnete. An eben dem

Tage,

Tage; wo die Grenzen seiner Infanterie bei Hochkirch sanken, starb seine geliebteste Schwester, die Markgräfin Friederike von Baireut, die ihm an Geiste und Herzen so ähnlich, und durch Liebe mit ihm so verbunden war, als sonst kein andrer Mensch.

Daun verstand zwar zu siegen, aber wie einst Hannibal, nicht den Sieg zu benuzzen. Die Früchte dieses Tages gingen für Oestreich ganz verloren: er verschwendete die Zeit, wo er die geschlagnen Preußen ganz niederdrükken konnte, mit eitlen Siegsgepränge und Freudensbezeugungen. Der Sieg war gerade am Namenstage der Kaiserin Thereſie erfochten; sie dankte ihm in den stärksten Ausdrükken für den Blumenstraus, womit er sie angebunden hätte; darunter verstand sie das mit Blut bespritzte Bund von eroberten Fahnen, und die Ermordung und Verstümmlung von 19000 Menschen. Die Kaiserin von Rußland schenkte ihm einen goldnen Degen, der Wiener Stadtrath errichtete ihm eine Ehrensäule; und die Oestreicher Landstände schossen 300,000 Gulden zusammen, wofür sie seine verpfändete Herrschaft Ladenburg wieder einlöseten. Selbst der Papst blieb mit seinen Gnadenerweisungen nicht zurük, die aber freilich in geistlichen Alfanzereien bestanden, er überschikte ihm einen geweihten Hut und Degen, welcher die Kraft haben sollte, die Kezzer nachdrüklich zu bekämpfen. Diese lächerlichen Possen enthielten bei aller ihrer Absurdität doch eine Beleidigung für Friedrich, da sie bisher nur

geger

gegen Helden, Türken und Ungläubige, gebraucht worden waren. Diese beneidungslose Ehre war das Einzige, was Daun von seinem listig entworfnen und klug ausgeführten Ueberfalle einerntete; zur Verwunderung der Welt blieben alle Vortheile für sein Heer aus; nicht einmal das, wie es schien, von aller Unterstüzzung verlaßne Neiße kam in Oestreichs Gewalt, ungeachtet Daun gleich nach dem Siege an den General Harsch schrieb: sezzen sie ihre Belagerung unbesorgt fort, ich halte den König in der Lausiz fest; er ist ganz von Schlesien abgeschnitten, und wollte er einen Angriff, um sich Luft zu machen, wagen, so soll er gewiß geschlagen werden. Aber Friedrich dachte an keine Schlacht, auch ohne sie erreichte er sein großes Ziel; er zog seinen Bruder Heinrich von Dresden mit 10 Bataillonen und einer Menge Geschüz an sich, versorgte sich mit Brodt, dekte Sachsen, brachte seine Kranken und Verwundeten nebst der Bäkkerei in Sicherheit, und durch künstliche Bewegungen gewann er den Oestreichern den Vorsprung nach Görlizz, das heißt die freie Straße nach Schlesien ab. Wie erstaunte Daun, als er die für vernichtet gehaltne Preußische Armee schon 10 Tage nach ihrer Niederlage in einer drohenden Stellung in seinem Rükken, in völligem Besizze des Weges nach Schlesien, und sich ohne Hofnung sahe, sie aufhalten zu können, ja so gar die Wegnahme seiner Magazine fürchten mußte. Durch Friedrich's kühnen Schritt kam Daun um alle Früchte seiner so mühsam ausstudirten Plane.

Frie-

Friedrich rükte mit seinem Heere nach Oberschlesien, und legte einen Marsch von 40 Tagen in 13 Tagen zurük; und seine Ankunft bei Minkwitsch am 7. Nov. war hinlänglich, den General Horsch zur Aufhebung der Belagerung von Neiße, und zur Räumung von ganz Oberschlesien zu bewegen.

Da Dauns Absichten auf Schlesien vereitelt waren, so wollte er von seinem Hochkircher Siege doch irgend einen Nuzzen ziehen, und während der Abwesenheit des Königs doch etwas Auffallendes ausführen; er wendete sich plözlich wieder nach Dresden, um es zu erobern, und in Verbindung der Reichsarmee ganz Sachsen zu befreien; dies schien eine leichte Unternehmung, da sich in allen Kurländern Sachsens kaum 20000 Preußen befanden. Aber sein Versuch scheiterte zum zweiten Male an der Entschlossenheit des Dresdner Kommandanten, Grafen von Schmettau, und an der Schnelligkeit Friedrichs. Schmettau vollzog am 10. Nov. seine schon früher gethane Drohung, welche der Sächsische Hof so wenig als Daun jezt einer Beachtung werth hielt; er ließ 266 hohe Palläste und Gartenhäuser der Vorstadt wirklich abbrennen, wobei eine Menge des kostbarsten Hausgeräthes, viele seltne Kunst- und Manufaktur-Produkte, die nicht schnell genug fortgeschaft werden konnten, in Rauch aufgingen. Daun stellte sich über dies Verfahren zwar sehr erbittert, aber Schmettau entschuldigte sich mit der Nothwehr. Die schlimmen Nachrichten, welche Daun vom Abzuge des Generals Horsch nach Mähren

ren, und von Friedrich's Rükkehr nach Sachsen vernahm, trieben ihn an, die Entwürfe auf Dresden und Sachsen überhaupt eiligst aufzugeben, und sich nach Böhmen in die Winterquartiere zu begeben. Die Reichsarmee zog sich eben so schnell von Leipzig und Torgau zurük, und flohe nach Franken, um dort der Ruhe zu pflegen. Friedrich, der schon am 15. Nov. wieder bei Lauban in der Lausiz eintraf, schikte ein kleines Korps gegen die Schweden, welche in der Mark brandschazten, und im Oktober nur noch 5 Meilen von Berlin entfernt waren; sie wurden bald mit geringer Mühe nach Stralsund gejagt. Gegen Ende Novembers bezogen auch die Preußen die Winterquartiere, indem der Feldzug geendigt, und kein Feind mehr in Sachsen oder Schlesien zu finden war. Auch die Russen hatten zu Anfang des Novembers Brandenburg und Pommern verlassen, und sich mit ihren Schwärmen nach Polen gezogen, nachdem ihr Anschlag auf Kolberg verunglükt war. Der Graf Fermor drang nach der Zorndorfer Schlacht in das Herzogthum Pommern, und suchte sich der Festung Kolberg zu bemächtigen. Da dieser Ort an der Ostsee liegt, so wünschte er ihn zu besizzen, um eine Niederlage für die Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse zu haben, welche die Russischen Schiffe aus den Häfen der Ostsee herbeiführten. Die eigentlichen Festungswerke von Kolberg waren nach alter Art, und folglich nicht sehr kunstmäßig angelegt; aber die starken Wälle, die tiefen und breiten Graben, die umliegenden Moräste und

häufi-

häufigen Kanäle sezten dem Feinde solche Hindernisse entgegen, die nicht leicht zu besiegen waren. Die beste Schuzwehr bestand jedoch in dem Kommandanten, dem Invaliden-Major von Heiden, einem Manne von seltner Geistesgegenwart und von bewunderungswürdigem Muthe. Ob er gleich nur 700 alte, abgelebte, aber entschloßne Landmilizsoldaten und 20 ordentliche Artilleristen unter seinem Befehl hatte, so machte er doch so trefliche Anstalten, und wurde von der Bürgerschaft, welche sich zu Kriegsdiensten anbot, so nachdrüklich unterstüzt, daß die Russen nach einer vierwöchentlichen Einschließung, und einer mehrtägigen heftigen Beschießung der Festung unverrichteter Sache abziehen, und den Gedanken einer Eroberung aufgeben mußten.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Sommer und Herbste 1758.

Schlacht bei Krefeld d. 23. Juni.
Treffen bei Sandershausen d. 23. Juli.
bei Meer d. 5. August.
bei Lutternberg d. 11. Oktober.

Unterdessen, daß Friedrich im Osten Deutschlands mit den Oestreichern, Russen, Schweden und Reichsvölkern muthig kämpfte, schlug sich der Herzog Ferdinand im Westen desselben mit der 3mal stärkern Armee der Franzosen siegreich herum. Den Versailler Hof kränkte es außerordentlich, daß

seine zahlreichen Truppen vor dem kleinen Haufen der Deutschen, welcher in einen Winkel von Niedersachsen zusammengedrängt und fast von aller Reiterei entblößt war, bis über den Rhein hatten weichen müssen. Die erschrokenen Hofleute hielten es in ihrer übertriebnen Furcht für möglich, daß Ferdinand über den Rhein gehen, in das Innere von Frankreich dringen, ja bis vor die Thore von Paris gelangen könne. Es wurden daher die ernstlichsten Anstalten getroffen, einem solchen Unglükke vorzubeugen. Alle Truppen an den Grenzen und in der Mitte des Reichs mußten sich in Bewegung sezzen, um die Rheinarmeen zu verstärken und zu ergänzen. Es ergingen die schärfsten Befehle, den Unordnungen im Kriegswesen Einhalt zu thun. Viele Offiziere wurden in die Bastille gesezt, alle Regimentsbefehlshaber erhielten Schreiben voll heftiger Drohungen; es wurde befohlen, daß wenigstens die Hälfte der Offiziere bei der Armee bleiben sollte: aber alle diese und andre Verordnungen wurden nicht geachtet, die Mißbräuche pflanzten sich fort, und das ganze Benehmen der Franzosen war von einer Art, die den Deutschen nur Verachtung oder Abscheu einflößte. Der Herzog Ferdinand, welcher einige Wochen hindurch geruhet, und seine Armee mit vielen noch fehlenden Bedürfnissen versehen hatte, brach in der Mitte des Mai's wieder auf, ging am 2. Juni bei Emmerich über den Rhein, besezte das Klevische, und lokte die Franzosen in die Ebnen von Krefeld, wo er ihnen am 23. Juni eine empfindliche Niederlage

lage, und einen Verlust von 7500 Mann beibrachte. Die Alliirten verloren 1500 Mann an Todten und Verwundeten. Der Erbprinz von Braunschweig, der Herzog von Holstein und der General Wangenheim hatten an diesem ausgezeichneten Siege einen großen Antheil. Die Franzosen, welche in der Nähe ihres Vaterlandes stets mit größerm Muthe beseelt waren, fochten zwar sehr tapfer, aber vergebens. Ihre Kavallerie litt vorzüglich. Von den Karabiniers wurden allein 600 Mann zusammengehauen. Der Graf Gisors, der einzige Sohn des Staatsministers von Belleisle, Anführer der Reiterei, wollte die Unordnung hemmen, erstürzte sich in den dikkten Haufen der Feinde, sank aber bald tödtlich verwundet nieder, und starb in den Armen des Erbprinzen von Braunschweig. Sein Unfall war eine Folge der niedrigsten Eifersucht und Schadenfreude des Herrn Abt-Generals Klermont. Dieser saß während der Schlacht ruhig bei Tische, und führte mit den Champagner Bouteillen einen Krieg von anderer Art; als man ihm meldete, daß Graf Gisors mit den Karabiniers mitten in das Deutsche Fußvolk eingedrungen sei, antwortete er spöttisch und rachetrunken, nun wollen wir doch sehen, wie sich das Söhnchen des Premiermisters aus dieser Patsche heraushelfen wird. Er sandte ihm keine Hülfe und freute sich des traurigen Schikksals desselben. Der menschlichfühlende Held betrachtete das Schlachtfeld mit wehmüthiger Rührung und sagte zu seinen Begleitern: dies ist das

sote Schauspiel von kriegerischen Leichenhaufen, das ich erblikke; wollte Gott, es wäre das lezte! Die nächste Folge des Krefeldor Sieges war die Eroberung von Roermonde, welches der Braunschweigsche Erbprinz nach einem 2stündigen Angriffe am 27. Jun. einnahm, und die Besezzung von Düsseldorf, welches die Hauptmagazine der Franzosen enthielt, und nach einem heftigen Bombardement am 7. Juli durch Kapitulation überging. Diese neuen Niederlagen und Verluste erschütterten den Hof zu Versailles so sehr, daß sich der Dauphin selbst an die Spizze der Armee stellen wollte; um welche Begünstigung er dringend bat. Man fand dies nicht für zwekdienlich, wohl aber hielt man es für nöthig, den untauglichen Klermont durch einen bessern Feldherrn ablösen zu lassen. Der Markis von Contades erhielt jezt den Oberbefehl, und er leitete die Angelegenheiten wirklich mit mehr Einsicht und Glük.

Um der bedrängten Rheinarmee etwas Luft zu machen, erhielten der Prinz Soubise und der Herzog Broglio, welche im Hanauischen standen, und nach Böhmen zu den Oestreichern marschiren sollten, im Anfang des Juni Befehl, in Hessen einzufallen, und dadurch die Alliirten ganz oder zum Theil in jene Gegenden hinzulokken. Dies Französische Korps wurde mit 6800 Wirtembergern verstärkt, und es enthielt jezt 30,000 Mann. Zur Vertheidigung Hessen's waren nicht mehr als 7000 Soldaten

daten und 16 Kanonen vorhanden, über welche der Prinz von Ysenburg den Oberbefehl führte. Zu schwach, einer mehr als 4mal so starken Macht zu widerstehen, zog er sich durch Kassel nach Sandershausen zurük, und nahm auf den dortigen Höhen eine vortheilhafte Stellung. Sein rechter Flügel stand auf einer steilen mit Holz bewachsenen Anhöhe an dem Ufer der Fulde, der linke stüzte sich an das Holz bei Ellenbach. Der Herzog von Broglio, welcher den Vortrab der Franzosen aus 12000 Mann bestehend befehligte, griff die Hessen am 23. Juli in dieser Lage an, und erlitt 6 Stunden hindurch troz seiner Ueberlegenheit von den Deutschen, die wie Löwen fochten, den empfindlichsten Verlust; doch endlich machte der Prinz Ysenburg, um seine Vortheile zu sichern, und den Franzosen die linke Seite abzugewinnen, eine unvorsichtige Bewegung, wodurch er seine rechte Flanke entblößte. Broglio benuzte diesen Fehler augenbliklich, bemächtigte sich der Anhöhe an der Fulde, und nöthigte die Hessen zum Rükzuge nach Minden. Leztre hatten 1000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangnen, und ihre mehrsten Kanonen eingebüßt, und noch ertranken 300 muthige Hessen, welche durch die Fulde schwimmen wollten, um der Gefangenschaft zu entgehen. Der Verlust der Franzosen war viel größer, aber der Sieg auf ihrer Seite. Sie gingen indessen nach Kassel zurük, wo die Hauptarmee unter Soubise angekommen war. Der Prinz Ysenburg sammelte seine zerstreuten Truppen, und begab sich nach

Eim-

Einbek, um die Gemeinschaft mit Hameln zu sichern.

Die Besezzung Hessen's hatte in die Unternehmungen Ferdinands einen, wie es die Franzosen gewünscht hatten, höchst nachtheiligen Einfluß. Er konnte sich jenseits des Rheins nicht länger behaupten, und mußte sich zurükziehen, um das Vorrükken Soubise's ins Kurfürstenthum Hannover zu verhindern. Die Hauptursache davon lag in dem Ausbleiben der Englischen Hülfstruppen von 12000 Mann, die er begierig erwartete, und die erst zu einer Zeit eingeschift wurden, als die bequemste Gelegenheit zu größern Thaten verstrichen war. Hätten sie sich zu Anfang des Juli bei ihm eingefunden, so wäre er stark genug gewesen, Gelbern und Wesel, die in Französischer Gewalt waren, gehörig zu belagern. Aus Mangel an Truppen mußte dieser Plan aufgegeben werden. Das Mittel, sich durch eine glükliche Schlacht zu helfen, schlug gleichfalls fehl. Denn der neue Französische Befehlshaber Contades bewies sich als Mann von Einsicht und Erfahrung; er wich jeder Gelegenheit zum Treffen aus, und stellte sich stets so vortheilhaft, daß er nicht wohl angegriffen werden konnte. Nachdem er aber sein Heer bis auf 80,000 Mann verstärkt, und hinlänglich versorgt hatte, so entwarf er listige Pläne, um die Deutschen vom Rheine abzuschneiden, in einen engen Winkel zwischen Holland und Kleve einzuschließen, und die Scene der Konvention von Kloster Seven zu erneuern. Die Wachsamkeit

Tapferkeit Ferdinands und der Heldenmuth seiner Truppen vereitelte diesen gefährlichen Entwurf. Durch kluge Märsche und Stellungen kam Ferdinand den Absichten der Feinde zuvor; und die Tapferkeit des Generals Imhof rettete ihn aus einer großen Gefahr. Imhof stand mit 3000 Hannoveranern bei Meer, und dekte die Rheinbrükke zu Rees, das in der Stadt befindliche große Magazin, das Lazareth und die Kriegskasse, erhielt die Franzosen zu Wesel in der Furcht, und sicherte die Gemeinschaft mit Ferdinand und mit den erwarteten Engländern. Gegen ihn und sein kleines Korps wurde zu Anfange Augusts der Französische General Chevert, einer der geschiktesten und thätigsten Anführer mit 10000 Mann abgeschikt, um sie zu verdrängen, die Brükke zu zerstören und das Magazin nebst der Kriegskasse zu erbeuten. Chevert wollte die Deutschen in der Nacht zum 5. Aug. überfallen. Aber ein Umweg, den er nehmen mußte, und die Beschwerlichkeit des Marsches verspätete seine Ankunft bis um 8 Uhr Morgens. Er glaubte unerkannt und unerwartet anzurükken. Allein er betrog sich. Der längst angesprochne Tag verrieth sein Vorhaben. Imhof kannte die Gegend genau, und benuzte sie meisterhaft. Er machte bei Zeiten seine Gegenanstalten, und stellt sich überfallen zu lassen, griff er den Feind an. Er stürzte sich mit seinen kleinen Haufen über die stolz und sicher anmarschirenden Franzosen mit solchem Ungestüm her, daß leztre in einer halben Stunde völlig geworfen und zerstreut waren. Die

zmal

zmal zahlreichern Franzosen flohen eiligst nach Wesel, ließen 11 Kanonen, viel Gepäkke und Munition im Stiche, und warfen ihre Waffen weg. Die Hannoveraner fanden auf dem Wege nach Wesel über 2000 Flinten, machten 400 Mann gefangen, und hatten von ihnen eben so viel getödtet und verwundet. Dieses siegreiche Gefecht machte es dem Herzog Ferdinand möglich, über den Rhein ohne Verlust zurükzugehn, welches er am 9. und 10. Aug. ungehindert that. Er zog sich darauf nach Millingen, um den zu Emden angekommenen Engländern näher zu sein, und am 21. hatte er endlich die Freude, diese sehnlich erwarteten Hülfstruppen zu seiner Armee stoßen zu sehen. Die Engländer gewährten einen prächtigen Anblik. Es waren lauter auserlesene Leute. Die Infanteristen mehrentheils Gardisten, deren Anzug reich mit Gold und Silber gestikt war; die Kavalleristen zeichneten sich durch den Wuchs der Menschen und durch die Schönheit der Pferde aus. Ein Regiment hatte lauter Roth-, das andre lauter Blauschimmel, ein drittes nur schwarze, und ein viertes kastanienbraune Pferde, sämmtlich ausgesuchte und den Paradepferden ähnliche Rosse. Der Herzog Marlborough war Obergeneral, unter ihm befehligten Lord Sakville und Granby.

Der Französische General Contades ging am 21. Aug. gleichfalls über den Rhein, und lagerte sich vor Düsseldorf. Seiner Uebermacht ungeachtet glaubte er den vereinigten Deutschen und Engländern nicht gewachsen zu sein, sondern hielt es für nöthig,

nöthig, die Soubisische Armee aus Hessen an sich zu ziehen; er befehligte den Prinzen von Soubise, durch Paderborn gegen Lipstadt anzurükken. Auf die Nachricht von diesen Bewegungen marschirte Ferdinand bis Dulmen und Lette, und nahm an der Lippe eine feste Stellung. Da nun Soubise gegen Ende des Augusts wirklich bis Warburg an der Diemel vorrükte, und seine leichten Truppen schon bis Paderborn und Lippstadt streifen ließ, so schikte Ferdinand seinen General Oberg mit 7 Regimentern Fußvolk und 8 Schwadronen Reiterei nach Lippstadt, um das fernere Vordringen des Soubise und seine Vereinigung mit Contades zu verhindern. Auf der andern Seite der Weser war der Prinz von Isenburg durch Hessische Rekruten, Hannövers sche Landmiliz und neu errichtete Jäger verstärkt durch Göttingen bis Mohringen vorgedrungen. Um diese Zeit erhielten die Franzosen ansehnliche Verstärkungen. Es stießen 12 Regimenter, auch Sächsischen Landeskindern, die dem Preußischen Heere entlaufen waren, neu organisirt, und aus 9 bis 10000 Mann bestehend, zu ihnen; sie traten förmlich in Französischen Sold, leisteten die wichtigsten Dienste, und erfochten die wenigen Siege, deren sich die Franzosen rühmen konnten, erfuhren aber den Undank, daß man ihnen die mehrern Niederlagen zur Last legte. Bei aller ihrer Menge bewiesen sich die Franzosen doch sehr ängstlich. Soubise fürchtete sich vor dem Korps Oberg's, gab alle Gedanken zur Vereinigung mit Contades auf, und

beschloß

beschloß, in das Hannöverische einzufallen, um den Herzog Ferdinand von der großen Contadeschen Armee zu entfernen. In möglichster Stille marschirte er daher nach Göttingen, wo er den Prinz Isenburg zu überrumpeln hofte; allein dieser merkte die Gefahr, und zog sich eiligst über Einbek in die Nähe von Hannöv. Soubise ging bis Nordheim, wo er unbeweglich stehen blieb, doch den Obersten Fischer bis vor die Thore von Hannover auf Streifpartheien und starke Brandschazzungen ausschikte. In der Mitte des Septembers gebot Ferdinand dem General Oberg, an die Hessische Grenze zu marschiren, und den Rükken der Soubisischen Armee zu bedrohen, während dessen sie Isenburg von vorne angreifen sollte. Oberg hätte bei einem schnellen Anzuge Kassel einnehmen, die dortige schwache Französische Besazzung gefangen machen, und die großen feindlichen Magazine erobern können. Aber er marschirte so langsam, daß er 6 Tage später am Orte seiner Bestimmung eintraf, als er hätte ankommen können; er richtete aber wahrscheinlich seine Bewegungen deswegen so ein, um sich mit dem Prinzen Isenburg zu vereinigen, welches am 27. Sept. geschahe. Soubise räumte nun plözlich das Hannöverische, und marschirte so eilig, daß er schon am 28. Sept. bei Kassel anlangte, wo er eine feste, unangreifbare Stellung nahm, sich aber so wenig für sicher hielt, daß er den Marschall Contades um eine Verstärkung bat. Dieser schikte ihm 31 Bataillons und 34 Schwadronen, unter denen sich der

größte

gröſste Theil der neuen Sächsischen Regimenter vom Grafen Lausz geführt befand.

Oberg, welcher das Verdienst hatte, Hannover von den Franzosen befreit zu haben, wollte sich noch den Ruhm erwerben, auch Hessen von diesen Feinden zu reinigen. Dies konnte jedoch ohne eine Schlacht nicht geschehen. Er machte also den Plan, den Prinz von Soubise aus seinem festen Lager auf ein bequemes Schlachtfeld zu lokken. Aber seine Anstalten entsprachen der guten Absicht nicht; er benahm sich bei der Ausführung nicht so vorsichtig, als es für die Beförderung seines Entwurfs nöthig war. Der talentvolle, in den Kriegswissenschaften ganz eingeweihte Graf Wilhelm von Bükkeburg, der mit dem Muthe eines Helden den Scharfblik des Theoretikers verband, bemerkte die auffallenden Fehler, welche Oberg machte, und erhob seine Stimme gegen die ergriffnen Masregeln; aber er wurde nicht gehört, und das Unglük, was er voraussahe, traf ein. Oberg lagerte sich hinter Sandershausen fast eben da, wo Ysenburg vor einigen Monaten geschlagen worden war; der vorige Unfall machte ihn nicht weiser, er stellte sich so, daſs er an der Seite und im Rükken nicht gedekt war. Soubise kam auf den Gedanken, und mußte natürlich auf den Gedanken kommen, die Deutschen im Rükken anzufallen. Da endlich Oberg aus den Bewegungen der Franzosen schloß, daſs sie ihn von Minden abschneiden wollten, so zog er sich am 11. Okt. Morgens 4 Uhr über Lutternberg zurük, und stellte sich auf der

dorti-

dortigen Höhe in Schlachtordnung. Es kam hier bald zu einem hizzigen Treffen, wo die Deutschen mit ihrer gewohnten Tapferkeit fochten. Aber da Oberg die linke Seite noch immer nicht gehörig gesichert hatte, so überflügelten die zahlreichen Franzosen diese Flanke, und überwältigten die Alliirten. Die tapfern Hessen hatten zwar die Französische Infanterie zurükgetrieben, aber in dem Augenblikke ihres Sieges wurden sie von der feindlichen Kavallerie von der Seite und im Rükken angegriffen und geworfen. Die Sächsische Infanterie vollendete durch ihre Anstrengungen den Sieg der Franzosen. Die einbrechende Nacht gab den Alliirten Gelegenheit, sich ohne verfolgt zu werden, über die Werre zurükzuziehen. Sie hatten etwas über 1200 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangnen nebst 28 Kanonen verloren. Die Franzosen gaben ihren Verlust nur zu 600 Mann an, er kam aber in Wahrheit der Einbuße der Besiegten ziemlich nahe.

Ferdinand wußte den üblen Folgen dieser Niederlage durch seine geschikten Bewegungen glüklich vorzubeugen; er berief den geschlagnen Oberg mit seinem Korps zu sich, und sezte sich bei Hovestadt an der Lippe so meisterhaft, daß sich die Französischen Heere durchaus nicht vereinigen konnten. Da nun Contades außer Wesel keine Festung diesseits des Rheins in seiner Gewalt hatte und die schlimme Jahreszeit anbrach, so sahe er sich genöthigt, unverrichteter Dinge über den Rhein zurükzugehen, und seine Truppen jenseits zwischen diesem

Flusse

Flusse und der Maas in die Winterquartiere zu verlegen. Jezt konnte sich Soubise ebenfalls nicht in Hessen behaupten; er mußte befürchten, durch die ganze Stärke der Allirten erdrükt zu werden. Auch er räumte seine Eroberungen, und kehrte an die Ufer des Mains und Rheins zurük, dahin, wo er vor Eröffnung des Feldzuges gestanden hatte. Ferdinand verlegte seine Armee in die Bisthümer Münster, Osnabrük, Paderborn und das Köllnische Sauerland. Der Prinz Ysenburg quartierte sich in Hessen und in der Gegend von Frizlar ein. Am Ende Novembers war Westfalen, Hessen und Hannover durch die weise Tapferkeit Ferdinand's von der Gegenwart der Feinde entlastet. Hanau, Hessen und ein Theil von Hannover hatten von den Erpressungen der Franzosen viel gelitten, doch zur Ehre der Befehlshaber sei es gesagt, nicht so viel, als ihnen die kalte, erfinderische Grausamkeit der Minister zugedacht hatte. Schon im Sommer beschloß man zu Versailles, die eroberten Länder auf das unbarmherzigste zu behandeln, alles Geld wegzuschleppen, alle Lebensmittel an sich zu reißen, und selbst die Menschen zum Französischen Dienste zu zwingen, alle Niederlagen durch Deutsche Einwohner zu ersezzen. Der Kriegsminister schrieb an den Marschall Contades: zu Ende Septembers müssen alle Länder vor der Fronte unsrer Winterquartiere in eine völlige Wüste verwandelt sein, damit es dem Feinde unmöglich werde, sich uns zu nähern. In den folgenden Briefen wurden diese Irokesischen Ermahnungen

gen wiederholt. Noch am 5. Okt. gebot eben dieser Kriegsminister: ganz Westfalen muß zu einer Einöde und Wildniß gemacht, und in den fruchtbarsten Provinzen muß alles bis auf die Wurzel in der Erde ausgerottet werden. Die Französischen Generale befolgten diese barbarischen Vorschriften nicht genau; doch thaten sich einige Civilkommissarien durch Unthaten sehr hervor; am mehrsten stiftete sich Fouton, den endlich die spätere Rache der Revolution ergriff, in Hessen ein Denkmal der unerhörtesten Grausamkeit.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1759.

Treffen bei Bergen d. 13. April.
Schlacht bei Minden d. 1. Aug.
Treffen bei Gofeld an eben dem 1. Aug.
Gefecht bei Fulda d. 30. Nov.

Frankreich hatte bisher durch seine unnatürliche Verbindung mit Oestreich nichts als Unfälle zu Wasser und zu Lande erlitten, wogegen die geringen Vortheile, die seine Heere zuweilen erfochten, in keine Betrachtung kamen; das Land wurde in unerschwingliche Schulden, das Volk in tiefes Elend, der Hof in Verwirrung gestürzt, und alle Ueberlegenheit zur See ging verloren. Der Minister der auswärtigen Verhältnisse, der Kardinal Bernis, sahe das Schädliche des bisherigen Sistems ein, und da er keine Aenderung bewirken konnte, legte er seine

seine Stelle nieder; der erfahrne Kriegsminister Belle-Isle starb; und der schwache, nur in Ränken gewandte Herzog Choiseul erhielt das Ruder des Stats in seine Hände. Dieser war ganz dem Oestreichschen Interesse ergeben, kannte oder bedachte die wahre Wolfahrt seines Vaterlandes wenig, und hatte einen solchen Haß gegen Friedrich, daß er am 30. Dec. 1758 eine noch engere Verbindung zu Versailles mit dem Wiener Hofe schloß, welche die Schwächung des Königs von Preußen, die Rükgabe Schlesien's an Oestreich, und eine Genugthuung für alle von Friedrich bekriegten Mächte zum Inhalt hatte. Der Feldzug wurde daher mit mehr Hizze, als je, und frühzeitiger als sonst von Französischer Seite begonnen. Die ersten Unternehmungen der Franzosen waren bis Ende Juli's mit ziemlichem Glükke begleitet, und öfneten ihnen die erfreulichsten Aussichten, als Ferdinand's Einsicht und Deutscher Muth am 1. Aug. durch den glänzenden Sieg bei Minden alle ihre glänzenden Hofnungen auf einmal niederschlug und vernichtete. Soubise führte am 2. Januar einen zwar ungerechten, aber für Frankreichs Vortheil wichtigen Meisterstreich aus, indem er sich der neutralen Stadt Frankfurt am Main bemächtigte. Er hatte bloß um den Durchmarsch eines Regiments gebeten: der Magistrat bewilligte ihn, sahe sich aber zu seiner Kränkung bald betrogen, da die einrükkenden Franzosen die Stadt förmlich in Besiz nahmen, zu ihrem Hauptquartiere und Hauptwaffenplazze machten, und

durch sie eine Gemeinschaft mit ihrer Rheinarmee, mit den Reichstruppen und mit den Oestreichern anknüpften. Diese Vortheile waren zu groß, und für die Alliirten zu schädlich, als daß nicht Ferdinand alles hätte aufbieten sollen, sie ihnen wieder zu entreißen. Er zog daher alle seine abgesonderten Korps bei Fulda zusammen, und brach von hier am 10. April auf, um die Franzosen zu überfallen, ihre Magazine zu nehmen oder zu zerstören, Frankfurt zu erobern, und die Plane auf Hessen rükgängig zu machen. Aber die Wachsamkeit und die weise Anordnung des Herzogs Broglio vereitelte Ferdinands Vorhaben. Er hatte bei dem Dorfe Bergen unweit Frankfurt eine der vortheilhaftesten Stellungen genommen, und seine Truppen in eine der musterhaftesten Schlachtordnungen vertheilt. Ferdinand hielt ihn nicht für so gut vorbereitet, als er ihn am 13. April wirklich fand. Von dem Besiz dieses Postens hing jedoch die Ausführung seiner Entwürfe ab; er ließ ihn deswegen bestürmen. Seine Truppen hatten einen schweren Stand; sie mußten gegen ein Dorf, das mit 8 Deutschen, den Franzosen dienenden Bataillonen besezt war, anrükken, mußten sich durch Hohlwege winden, mußten über Hekken, Zäune und Weinberge klettern, mußten auf eine Anhöhe klimmen, welche Broglio mit dem Kern der Französischen Brigaden erfüllt hatte. Dennoch that der Prinz von Yfenburg mit den Hessischen Grenadieren, und vom Erbprinz von Braunschweig unterstüzt, einen muthigen und viel Glük

ver-

versprechenden Angriff. Die Franzosen wichen, die Hessen drangen kühn und siegend weiter vor. Aber jezt machte der aufmerksame Broglio eine geschikte Bewegung in die rechte Flanke der Alliirten, welche der Erbprinz beim Vorrükken nicht genug hatte dekken können. Dieses war entscheidend; die Hessen wurden zurükgedrängt, ihr Anführer Prinz Ysenburg verlor durch einen Schuß das Leben, der Erbprinz von Braunschweig mußte gleichfalls weichen. Ferdinand ließ die Angriffe auf Bergen 3mal erneuern, eroberte das untere Dorf auch wirklich; aber der obere Theil blieb ihm unersteiglich; er unterhielt jezt nach so vielen fruchtlosen Versuchen den übrigen Tag hindurch eine lebhafte Kanonade, täuschte den Feind stets mit scheinbaren Anstalten, als wollte er das Gefecht wiederholen, und zog sich durch diese Kist unangefochten während der Nacht nach Hessen zurük, nachdem er 88 Offiziere, 2170 Gemeine an Todten, Verwundeten und Gefangnen und 5 Kanonen verloren hatte.

Dieser Sieg, welcher dem Marschall Broglio die Deutsche Reichsfürstenwürde vom Kaiser verschafte, wär für die Franzosen das Losungszeichen, mit aller Macht in Hessen einzudringen, welches ihnen um so mehr gelang, da der Oberbefehlshaber Contades mit der Hauptarmee vom Rheine her nach Giesen zog, und sich hernach mit Broglio vereinigte. Außerdem standen noch 19 Bataillone und 40 Schwadronen am Niederrhein von Wesel bis Kölln. Broglio besezte Kassel und Münden, und

hatte den Weg nach Hannover und Braunschweig offen. Allein Contades hielt es nicht für rathsam, so weit vorzurükken, so lange die Alliirten durch Minden und Hameln die Weser in ihrer Gewalt, und durch Münster die Herrschaft über Westfalen hatten. Er wünschte daher, ihnen vorher diese Posten zu entreißen, und marschirte durch's Paderbornsche nach Preußisch-Minden, welche Festung Broglio durch die Treulosigkeit eines Deutschen Bauern unterstüzt am 9. Juli mit Sturm eroberte, wobei das Fischersche Freikorps grausame Ausschweifungen in der Stadt beging, denen der bessergesinnte Broglio endlich mit Gewalt Grenzen sezte. Die Besazzung von 1400 Mann ward kriegsgefangen. Am 23. Juli eroberte der General Armentieres die Stadt Münster nach einer langen Belagerung durch Kapitulation. Contades nahm seit dem 14. Juli eine eingeschloßne Stellung bei Minden in einem festen Lager, wo er einige Wochen unbeweglich stehen blieb. Der Herzog Ferdinand zog sich um einen Tag später mit seiner Armee hinter Petershagen, nur einige Stunden von den Franzosen entfernt, und rüstete sich, das Schiksal Hannovers und Westfalen's durch eine Hauptschlacht zu entscheiden. Er machte an der Seite der Franzosen allerlei Bewegungen, ließ am 28. Juli Osnabrük und das dortige feindliche Magazin wegnehmen, marschirte am 29. von Petershagen in die Ebne von Minden, und schloß um Contades einen weitgedehnten Halbzirkel, wodurch er ihn aus seinem festen Lager herauslokte,

und

und zu einer Schlacht nöthigte. Contades rief am 30. das am andern Weserufer stehende Heer des Broglio zu sich, und beschloß, die Alliirten auf den 1. Aug. mit Anbruch des Tages anzugreifen. Anstatt aber gleich mit der Morgendämmerung den Kampf zu beginnen, verschwendete er die Zeit mit Haltmachen, Unentschlossenheit, Zusammenziehen und Stellen seiner Kolonnen, und erst um 5 Uhr war er mit seinen Anstalten fertig. Ferdinand rechnete auf eine Schlacht; vielleicht aber wäre er bei größerer Schnelligkeit der Franzosen doch überrascht worden. Um 3 Uhr erfuhr er durch Ueberläufer die feindliche Absicht — und machte seine Gegenvorkehrungen. Das Broglioſche Korps fing den Angriff auf den linken Flügel der Alliirten vor dem Dorfe Tönhausen an, aber durch das Artilleriefeuer aus einer vom Grafen Wilhelm von Bückeburg angelegten Verschanzung wurde er 2mal so zurükgedonnert, daß er in Unordnung gerieth, wobei kein Infanterist der Alliirten seine Flinte abzuschießen nöthig hatte. Der Herzog Ferdinand rühmte nachher die Geschiklichkeit des Grafen Wilhelm öffentlich, und stattete ihm seinen verbindlichsten Dank ab, weil ohne sein so treflich gerichtetes Feuer der Ausgang der Schlacht nicht so erwünscht gewesen sein würde. Die Franzosen hatten ihre beste Kavallerie in das Mitteltreffen gestellt; diese wollte in die Englische und Hannöversche Infanterie einhauen; aber die Alliirten Fußvölker wiesen ihre Angriffe so muthig zurük, und drangen dafür so tapfer und entschlossen in

sie

sie ein, daß sie in die höchste Verwirrung geriethen und mit Schrekken flohen. Jezt trat ein Augenblik der völligen Zerrüttung bei der Französischen Armee ein. Alle ihre Linien waren durchbrochen, alle ihre Brigaden ohne Bedekkung, alle ihre Schwadronen in Zerstreuung. Hätte jezt die Englische Kavallerie in sie eingehauen, so wäre das ganze Französische Heer vernichtet worden, so wäre eine Niederlage erfolgt, deren die Geschichte nur wenige aufzuweisen könnte. Der Eigensinn und die niedrige Eifersucht des Englischen Befehlshabers der Reiterei, des unedlen Lords Sakville, verhinderte diesen ausgezeichnet seltnen Triumpf. Dreimal sandte ihm der Herzog Ferdinand durch Deutsche und Englische Adjutanten den bestimmtesten Befehl zum Angriffe zu; und dreimal verweigerte dieser General, der auf Ferdinands Ruhm neidisch war, den militärischen Gehorsam. Endlich vollzog der folgende General Granby die gegebne Order; aber über dem Hin- und Herschikken, dem Unterhandlen und Anrükken war so viel kostbare Zeit verstrichen, daß nun die Englische Kavallerie zu spät kam. Die Französische Armee hatte sich von ihrer Bestürzung erholt, sie stand wieder in Ordnung, sie zog sich über 19 Brükken des Bartesflusses näher nach Minden, und Broglio hatte eine so gute Stellung eingenommen, daß er den Rükzug dekte. Der linke Flügel der Franzosen wich unter dem Schuzze der Sachsen zurük. Die Besiegten rükten wieder in ihr altes Lager ein; sie zählten 4000 an Todten und Verwundeten, und 3000 Gefangne,

fangne, 25 Kanonen viele Fahnen und Standarten waren verloren; einige Tage nachher büßten sie noch ihr mehrstes Gepäkke, die Kriegskasse, das Kriegsarchiv, die Besazzung und die Magazine zu Minden, Bielefeld, Paderborn und an andern Orten ein. Der Verlust der Sieger bestand nur in 1300 Todten und Verwundeten. Der unwürdige Sakville wurde zwar nach England gerufen, und von einem dortigen Kriegsgerichte aller militärischen Würden auf immer für unfähig erklärt, aber der Nachtheil seines Ungehorsams konnte nicht wieder gut gemacht werden.

War übrigens der Sieg der Alliirten nicht so groß, als er bei einem bessern Verhalten Sakville's hätte werden können, so war er doch völlig entscheidend, und zög den Deutschen die erwünschtesten Vortheile zu. Lezzere wurden dadurch mit bewirkt, daß der Erbprinz von Braunschweig an eben dem Tage ein siegreiches Treffen bei Gohfeld, einige Stunden weiter herauf an der Weser, lieferte. Hier stand ein Korps von 8000 Mann unter dem Befehle des Herzogs Brissac, welches die Gemeinschaft mit Hervorden unterhalten und bewahren sollte. Der Erbprinz griff selbiges mit einem solchen Erfolge an, daß es gänzlich zerstreut wurde, und daß 2000 Bauern 3 Tage mit Begrabung der Todten zubrachten; hiervon gehörten nur wenige den Alliirten an, denn ihr Verlust belief sich bloß auf 300 Mann. Diese neue Niederlage versezte den Marschall Contades in die äußerste Verlegenheit, er war durch

die

diesen Schlag von seinen Magazinen zu Hervorden, Paderborn und allen näher an Hessen liegenden Orten abgeschnitten, er konnte sich nicht einmal an der linken Weserseite zurükziehen. Es blieb ihm kein andrer Ausweg übrig, als durch Minden über die Weser zu eilen, und an dem rechten Ufer so schnell als möglich nach Kassel zu flüchten. Aber auch hier konnte er nicht Stand halten; er mußte ganz Hessen räumen, und sich bis über die Lahn zurükziehen. Alle Vortheile der Franzosen gingen nun völlig verloren. Kassel ergab sich auf die erste Aufforderung mit 400 Gesunden und 1600 Kranken; Ziegenhain fiel nach einigen Kanonenschüssen mit 260 Mann; Marburg kapitulirte nach dem 4ten Belagerungstage mit 900 Mann; Münster that den längsten und hartnäkkigsten Widerstand; General Imhof, welcher es einschloß, mußte, durch frische Truppen bedroht, die Belagerung am 6. Sept. aufheben; zu Anfang des Oktobers erhielt er Verstärkung, jezt fing er die Bestürmung wieder an; im Anfang des Novembers traf der Graf Wilhelm von Bükkeburg ein, und seiner geschikten Leitung des Artillerieweesens ist es zuzuschreiben, daß die Besazzung endlich am 20. November die Festung gegen einen freien Abzug räumte.

Die beiden Hauptarmeen der Franzosen und Alliirten standen bei Gießen unbeweglich einander gegen über, und jede suchte die andre zu verdrängen. Contades und Broglio schoben die Schuld der erlittnen Unfälle einer auf den andern, und bemühten

sich

sich einander zu stürzen. Broglio behielt durch seine mächtigere Partei die Oberhand, Contades mußte seine Stelle niederlegen, und jener wurde Oberfeldherr. Nach Erlangung dieser Würde wollte Broglio durch einen Meisterstreich die Ueberlegenheit seines kriegerischen Geistes auf eine ausgezeichnete Art in's Licht stellen. Er wollte den Rükken der Alliirten bedrohen, und dadurch ihren Rükmarsch bewirken. Zu diesem Zwek stiftete er den Herzog von Wirtemberg an, daß er mit seinen 12000 Mann, welche er in Französischen Sold gegeben hatte, aus Franken aufbrechen, und Kassel überrumpeln sollte. Er kam aber nicht weiter, als bis Fulda, wo 1000 Französische Reiter zu ihm stiessen. Hier griff der Erbprinz von Braunschweig mit 8 Bataillonen und 17 Schwadronen die vor der Stadt gelagerten Wirtemberger und Franzosen so rasch und unvermuthet am 30. November an, daß sie mit der größten Eilfertigkeit durch die Stadt flohen. Der Herzog selber entkam mit einigen Getreuen nach Hammelburg; er hatte sich eines feindlichen Besuchs so wenig versehen, daß er wie im tiefsten Frieden einen Maskenball veranstaltete, statt dessen er jezt andre Sprünge zu machen genöthigt wurde. Die mehrsten seiner Leute liefen in getheilten Haufen und auf verschiednen Wegen davon; seine beste Mannschaft, die auserlesensten Grenadiere, 1200 an der Zahl, mußten das Gewehr strekken und sich gefangen ergeben. Hierauf ging er nach Franken zurük, und auch die Französische

Haupt-

Hauptarmee wich aus ihrer Stellung, doch hielt sie Gießen stark besezt. Ferdinand wünschte noch diesen Ort zu erobern, weil alsdann die Franzosen bis jenseits des Mains flüchten mußten. Aber die strenge Kälte, und die Absendung von 13 Bataillonen und 19 Schwadronen an die Armee des Königs, welche die bedrängte Lage des leztern erforderte, verhinderten ihn an der Ausführung dieses Vorhabens. Er mußte sich mit dem Ruhme begnügen, alle die Länder, welche er vor Eröfnung des Feldzuges inne gehabt hatte, wieder in seiner Gewalt zu sehen; er verlegte seine Truppen bei Kassel und in Westfalen in die Winterquartiere, und die Franzosen bezogen die ihrigen bei Frankfurt.

Feldzug des Königs im Jahre 1759.

Schlacht bei Kai oder Palzig d. 23. Juli.
bei Kunersdorf d. 12. August.
Gefecht bei Maxen d. 21. November.

Friedrich brachte den diesjährigen Winter in Breslau zu, wo er sich mit Ergänzung der Armee, welche 30000 Rekruten brauchte, eifrig beschäftigte, die übrigen Regierungs-Angelegenheiten besorgte, Untersuchungen über einige verrätherische Unterthanen anstellte, sich durch Musik und Dichtkunst aufheiterte, und mit seinen gelehrten Freunden in vertraulichen Briefen unterhielt. Seine Lage war bedenklich, doch nicht hülflos. Nur das Königreich Preußen, und ein Theil seines Westfälischen

schen Gebiets befand sich in feindlicher Gewalt; dafür herrschte er in Sachsen, Meklenburg und Schwedisch-Pommern bis an die Thore von Stralsund. Die Kriegssteuern, welche er diesen Ländern auflegte, die Kontributionen, die er in Franken und andern Reichsstaten eintrieb, und die Rekruten, die er von den feindlichen Unterthanen aushob, ersezten ihm den Verlust, den er durch seine Gegner in seinen eignen Staten erlitt, mehr als doppelt. Hierzu kam, daß er von den Engländern 700,000 Pfund Sterling Hülfsgelder erhielt, die er durch Verringerung des innern Werthes der einzelnen Münzstükke um mehrere Millionen erhöhte, eine Operation, welche freilich für viele Familien, besonders nach dem Frieden, nachdem diese geringern Geldsorten außer Umlauf gesezt wurden, die Zerrüttung ihrer Vermögensumstände zur traurigen Folge hatte. Aber sie war das einzige Mittel, den Stat während des Krieges vom Untergange zu retten. Dagegen legte Friedrich seinen Ländern keine außerordentlichen Steuern auf, sie zahlten keinen Pfennig mehr als zu Friedenszeiten, und den verwüsteten Gegenden erließ er die Abgaben ganz oder zum Theil. Eben so wenig machte er Schulden, zu deren Abtragung oft noch die spätern Generationen nach halben und ganzen Jahrhunderten die kostbarsten und drükkendsten Opfer bringen müssen. Seine Feinde hingegen mußten zu beiden verhaßten Mitteln, zu lästigen Kriegssteuern, und zu statsverderblichen Anleihen ihre Zuflucht nehmen. Das Einzige, woran es

nach

nach ihrer Meinung dem König endlich fehlen, und was ihnen den Sieg verschaffen würde, war die nöthige Menschenzahl. Aber der Ruf von Friedrich's Thaten, die pünktliche Bezahlung der Truppen, die List, und die freilich nicht immer auf das redlichste zu Werke gehende Geschicklichkeit des Werbe-Obersten Kaliguon zog aus Polen und dem ganzen Deutschen Reiche eine solche Menge kriegslustige Leute zu seinen Fahnen, als er nur immer verlangen konnte. Er trat im Frühlinge 1759 mit 142,000 wohl gerüsteten Streitern auf den Kampfplaz; sie waren in 3 Armeen vertheilt, wovon er die eine selber in Schlesien, die andre Prinz Heinrich in Sachsen, und die dritte Graf Dohna in Pommern und in der Mark befehligte. Allen diesen standen aber 230,000 Feinde, nämlich 120,000 Oestreicher, 60,000 Russen, 20,000 Schweden und 30,000 Reichsvölker entgegen.

Friedrich beschloß in den ersten Monaten des Kriegsjahres 1759 bloß vertheidigungsweise zu verfahren, um erst abzuwarten, wie und auf welche Art sich die Maßregeln der Feinde entwikkeln würden. Er bezog daher in der Mitte des März noch kein Feldlager, sondern ließ seine Armee am Fuße der Schlesischen Gebirge von Schweidnitz bis Jauer und Löwenberg in Kantonirungs-Quartiere rükken. Der Feldmarschall Daun that in Böhmen dasselbe, er verlegte sein Heer zwischen der Iser und Elbe von Trautenau bis Reichenbach in ähnliche Quartiere. Um den Fortgang der

feind-

feindlichen Unternehmungen zu hemmen, befahl Friedrich seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, von Sachsen aus die kaiserlichen Magazine von Eger bis an die Elbe hin zu zerstören. Heinrich brach im April von 2 Orten her der rauhen Gebirge und der schlimmen Jahreszeit ungeachtet so kühn und schnell in Böhmen ein, daß diejenigen Oestreicher, welche die Magazine dekten, nicht zum Besinnen, nicht zu Gegenanstalten kommen konnten. Er selber führte die eine Abtheilung über Peterswalde und Rollendorf nach Leutmeriz und die umliegenden Gegenden, vertrieb die Kroaten und zerstörte alle Magazine zu Außig, Lowosiz, Leutmeriz und Budin und verbrannte alle dortigen Elbschiffe. Mit eben so viel Glük und noch glänzendern Vortheilen führte General Hülsen den andern Theil dieser Unternehmungen aus. Er drang über Pasberg nach Kommotau und Saatz, nahm bei Priesniz ein ganzes Korps von 2500 Mann nebst ihrem General Reichard gefangen, ohne daß ein einziger entkam, und vernichtete das große Magazin zu Saatz. Diese wichtigen Streifzüge waren bereits am 20. April geendigt, und sämmtliche Preußen zogen sich nun nach Sachsen zurük. Der den Feinden verursachte, und den Feldmarschall empfindlich kränkende Schade war sehr groß; bloß an Mehl wurde so viel zerstört, daß ein Heer von 50,000 Mann ein halbes Jahr davon hätte zehren können; des Brodtes, des Habers und des Heues für 25000 Kavalleristen noch nicht zu gedenken.

Nach-

Nachdem nun der Prinz Heinrich auf diese Weise die Entwürfe Daun's auf eine Zeitlang gelähmt hatte, beschloß er, einen ähnlichen Plan gegen die an Sachsens und Böhmens Grenzen gelagerten Reichsvölker auszuführen: dies bewirkte er im Mai. Er zog seine Regimenter bei Zwikkau zusammen und marschirte von 3 Seiten her gegen die Reichsarmee, und ein mit ihr verbundenes Korps Oestreicher des Generals Macquire. Der General Fink rükte über Adorf und Asch, Knobloch über Saalburg nach Kronach, Bamberg und Würzburg, und Heinrich mit der Hauptarmee über Hof und Münchberg bis Bareut. Alle Abtheilungen trieben die aufgeschrekten Feinde vor sich her, drängten sie bis an die Baierschen Grenzen zurük, zerstörten ihre Magazine bis hinter Nürnberg, nahmen ihnen 3000 Gemeine und 60 Offiziere von hohem Posten als Gefangne ab, und erbeuteten ansehnliche Kriegssteuern in Franken. Gern hätte Heinrich die Reichsarmee durch eine Hauptschlacht so geschwächt, daß sie für die Zukunft zu allen Unternehmungen untüchtig würde; aber theils hatte sie hinter Nürnberg eine vortheilhafte, fast unangreifbare Stellung genommen, theils fehlte es ihm auch an Zeit, seine Vortheile weiter zu verfolgen. Die Bewegungen der Russen und Oestreicher machten zu Anfange des Juni seine Rükkehr nach Sachsen nothwendig.

Die mehrsten Sorgen wurden dem Könige durch die Russen erregt; er sahe vorher, daß

sie

sie ihm dies Jahr, da sie in der Nähe von Brandenburg lagen, grössere Unruhe verursachen würden, als in den vorigen Feldzügen, wo sie aus weiter Entfernung hervorrückten. Er war daher frühzeitig bedacht, ihnen so viel Abbruch als möglich zu thun, um ihre Operationen aufzuhalten. Auch bei ihnen gebrauchte er hierzu das Mittel der Magazin-Zerstörung. Er erfuhr, daß sie zu Posen einen großen Vorrath von Lebensmitteln aufgehäuft hatten. Diesen zu verwüsten, schikte er den General Wopersnow mit 5 Bataillonen und 5 Schwadronen ab. Wopersnow, ließ ein ordentlich Manifest vor sich her gehen, worin er den Polen erklärte, daß sie die Preußen nicht als Feinde zu betrachten hätten; es wäre den Russen der Winteraufenthalt in ihrem Lande, und der Ankauf von Magazinen verstattet worden; sie müßten den Preußen ähnliche Gefälligkeiten erlauben, und dürften ihre Durchzüge nicht übel deuten. Ehe er nach Posen marschirte, bestrafte er noch vorher die Kühnheit eines kleinen Polnischen Despoten, welcher den Vorwiz hatte, sich zu Friedrichs Feind aufzuwerfen. Dies war der Fürst Sulkowski; dieser errichtete Magazine für die Russen, warb Truppen für sie, und antwortete in öffentlichen Schriften auf Friedrich's Beschwerden trozzig und verwegen. Wopersnow nahm ihn in seiner Residenz Riesa, die ziemlich weit von Schlesien's Grenzen lag, mit seinen 200 Gardesoldaten gefangen, und schikte ihn nach Glogau, wo er bis zum Frieden für seine

Un-

Unbesonnenheit büßen mußte. Nach diesem am 24. Febr. vollzognen Streifzuge marschirte Wypersnow nach Posen, und vollführte seinen Auftrag mit Glük und Nachdruk; er zerstörte alle Russischen Vorräthe, und schleppte alle vorgefundnen Wagen, Pferde, Kanonen und Kriegsgeräthe mit nach Schlesien.

Dieser Vorfall konnte die Russischen Unternehmungen zwar etwas verzögern, aber nicht völlig verhindern. Sie legten bald wieder ihre Hauptniederlage in Posen an, und zogen unter Anführung des Grafen Soltikof, ihres jezzigen Oberfeldherrn, ihre ganze Macht bei dieser Stadt in der Mitte des Juni zusammen, um sich in die Mark Brandenburg zu begeben und mit den Oestreichern zu vereinigen. Friedrich gebot deswegen dem General Dohna mit seiner in Pommern liegenden Armee, welche noch Verstärkung erhielt, den Russen bis in Polen hinein entgegen zu gehen, und sie auf ihrem Marsche anzugreifen. Dohna rükte über die Warte, zerstörte einige kleinere Russische Magazine zu Bromberg, Ragosno und Znin, schrieb Lebensmittel von den Polen aus, ging aber aus Mangel an Nahrung wieder über die Warte zurük. Hierbei versäumte er, wie ihm Friedrich Schuld giebt, die bequeme Gelegenheit, die Russen zu schlagen. Sie marschirten in der Nähe der Preußen mit solcher Unordnung, daß sie mit Vortheil angegriffen werden konnten. Aber Mangel an Einigkeit unter den Preußischen Generalen, an Thätigkeit und Entschlossenheit bei Dohna ließ diesen kostbaren Zeitpunkt

punkt zur Zerrüttung der Russen bei Meseritz ungenüzt vorübergehen, und zog die traurigsten Folgen für Friedrich nach sich. Beide Armeen rükten nun, in geringer Entfernung von einander, in's Brandenburgische ein, um sich daselbst des Hungers zu erwehren. Friedrich war über Dohna's Verhalten so unzufrieden, daß er ihm den Oberbefehl nahm, und ihn unter dem schonenden Vorwande der Wiederherstellung seiner geschwächten Gesundheit ganz von der Armee entfernte. Dafür schikte er den General Wedel, einen seiner Lieblinge, mit unumschränkter Vollmacht zur Dohnaschen Armee, und befahl allen übrigen Generalen, demselben, ob er gleich einer der jüngern war, wie einem Diktator, wie dem König selber zu gehorchen. Wedel hatte zugleich den mißlichen Auftrag, unangefragt eine Schlacht zu liefern, wenn er die Vereinigung der Russen mit einem Oestreichischen Heere von 30000 Mann, das Laudon herbeiführte, nicht auf andre Art verhindern konnte. Mißlich war dieser Auftrag, weil Wedel weder seine Truppen, noch die Feinde, noch die Gegend kannte, und unter den mehrsten ältern Generalen, die über seine Erhebung eifersüchtig waren, wenig treue Rathgeber fand. Er kam erst am 22. Juli bei der Armee zu Züllichau an, und schon am folgenden Tage lieferte er in völliger Unbekanntschaft mit allen seinen Verhältnissen eine Schlacht, die höchst unglüklich endete. Die Russen waren den Preußen an Menschen- und Kanonenzahl sehr überlegen, und bei Palzig höchst vortheil-

hast postirt. Dennoch grif sie Wedel an, und beging noch manche andre Unvorsichtigkeit. Der Vortrab wich vor dem Kanonenfeuer in Unordnung zurük. Dies versezte die Preußen in solche Hizze, daß sie sich nicht die Zeit nahmen, eine Linie in gehöriger Ausdehnung zu bilden, sondern daß sie in einzelnen Bataillonen anrükten. Ihr Angriff geschahe daher nicht im hinlänglichen Zusammenhange, nicht mit dem nöthigen Nachdrukke. Die Russen hatten nun Muße genug, das Dorf Palzig, besonders den Kirchhof mit zahlreicher Artillerie zu besezzen. Die Preußischen Bataillone drängten zwar die vorwärts stehenden Russen bis an das Dorf, aber hier wurden sie mit so mörderischem Kartätschenfeuer empfangen, daß sie weichen mußten. Die geschlagnen Bataillone wurden indessen durch neuangekommne ersezt, und der rechte Flügel bewegte sich troz aller Hindernisse der Gegend vorwärts. Allein die Russen hatten während dessen eine so lang ausgedehnte Linie formirt, daß sie die Preußen überflügelten. Ein Preußisches Bataillon nach dem andern mußte sich mit Verlust nach Kai zurükziehen. Die Kavallerie war glüklicher gewesen, sie hatte sich durch ein Gehölze gezogen, und in einen Theil des Russischen Fußvolks vom rechten Flügel eingehauen; sie mußte jedoch wegen der Flucht ihrer Infanterie alle Vortheile fahren lassen, und gleichfalls zurük eilen. Die Schlacht dauerte von 4 Uhr Nachmittags bis Sonnenuntergang, und kostete den Preußen an Todten, Verwundeten und Gefangnen 5000 Mann.

Mann. Am empfindlichsten war der Tod des Generals Wopersnow, eines talentvollen und erfahrnen Kriegers, welcher die Schlacht ernstlich widerrieth, und ein Opfer derselben ward.

Am 24. Juli ging die Preußische Armee über die Oder zurük, ohne von den Siegern verfolgt zu werden. Die Russen marschirten darauf nach Krossen, und von da am rechten Oderufer herunter nach Frankfurt, wodurch sie Berlin bedrohten. Nichts konnte die Vereinigung der Oestreicher mit ihnen mehr verhindern. Laudon, welcher 30000 Mann befehligte, theilte sein Heer, er ließ 12000 Mann unter Haddik in der Lausiz, und mit den übrigen 18000, größtentheils Reitern, rükte er nach Frankfurt, wo er am 3. August anlangte, und sich an die Russen anschloß. Friedrich verließ, von einer schwachen Bedekkung begleitet, nunmehr die Schlesische Armee und eilte in die Mark, um Berlin zu retten, und dem weitern Vordringen der Russen ein Ziel zu sezzen. Von Schlesien konnte er keine Truppen mitnehmen, weil Daun's gegenüber stehende Armee von 70,000 Mann keine Verringerung des Heers erlaubte. Dagegen mußte Heinrich von seiner Armee ansehnliche Abtheilungen aus Sachsen unter Hülsen und Fink nach der Mark senden; und dieser Prinz selber erhielt den Oberbefehl über das Schlesische Heer, um die Vereinigung Daun's mit den Russen zu hintertreiben, welches er auch nach Wunsche zu Stande brachte. Friedrich zog am linken Ufer der Oder herab,

ging am 11. August unterhalb Frankfurt bei Reitwein über diesen Fluß, und stellte sich mit 40000 Mann zwischen Trettin und Bischoffee den Russen entgegen, welche, das Laudonsche Korps mitgerechnet, noch einmal so stark waren. Die Russen standen zwischen Frankfurt und Kunersdorf auf verschanzten, durch eine ungeheure Artillerie vertheidigten Anhöhen. Der rechte Flügel war durch die Oder und eine Sternschanze, der linke durch Büsche und Sümpfe gedekt, die Fronte durch tiefe Gründe, und die Zugänge durch künstliche Verhaue verwahrt. Dennoch beschloß sie Friedrich auf den 12. August anzugreifen.

Nach einer weisen Anordnung sezte der König Morgens 3 Uhr, von dem Dorfe Oetscher aus, die Armee in Bewegung. Es schien indessen, als ob er die Gegend umher nicht genau genug kannte. Denn der Marsch wurde unerwartet durch Teiche und Gebüsche gehemmt; die Truppen mußten große Umwege machen, die Kanonen, die nicht umlenken konnten, erst abspannen, und dann umwenden, auf diese Art viel Zeit verlieren und ihre Kräfte erschöpfen. Gegen Mittag trafen sie, schon ermüdet, am Orte ihrer Bestimmung ein. Nun wurde die Flanke des linken Russischen Flügels angegriffen, und von 3 Preußischen Batterien beschossen; welches Feuer die Russen aus 100 Kanonen noch nachdrüklicher beantworteten. Da dies nichts entschied, so befahl Friedrich, die Russischen Verschanzungen zu bestürmen. Ein gefährliches Wagestük, welches die

Preußi-

Preußischen Grenadiere muthig bestanden. Sie arbeiteten sich durch Verhaue, senkten sich durch Gründe, kletterten gegen Anhöhen. Die feindlichen Kanonenkugeln trafen sie in ganzen Lagen. Dennoch drangen die heldenmüthigen Preußen vorwärts, erstiegen die Russische Batterie mit gefälltem Bayonet, und trieben die Russen mit einem entsezlichen Gemezzel aus ihren Verschanzungen. Der ganze linke Flügel flohe in Unordnung, ließ alle Artillerie zurük, und nur eine einzige Verschanzung auf dem Judenkirchhofe dekte die Weichenden. Es war 6 Uhr Abends, als die Schlacht diese für die Preußen glükliche Wendung nahm. Sie waren Sieger, hatten die erstaunende Zahl von 180 Kanonen erobert, mehrere Tausend Gefangne gemacht, und eine große Menge niedergehauen. Eilboten flogen nach allen Seiten, um den Preußischen Sieg zu Berlin, in Sachsen und Schlesien zu verkündigen. Aber plözlich änderte sich die Scene; das Glük wandte sich von den Preußen, sie verloren eine der größten Schlachten des Jahrhunderts. Die Preußische Infanterie des rechten Flügels hatte alles gethan, was nur zu fordern war; aber ihr Sieg konnte nicht benuzt, nicht vollständig gemacht werden. Die ganze Gegend zwischen Kunersdorf und den Anhöhen war mit verwirrtstehenden Haufen Russen angefüllt; wäre hier sogleich Preußische Reiterei zum Einhauen bei der Hand gewesen, so wäre ihr Schiksal schrekklich, ihre Niederlage beispiellos geworden. Aber zum Unglük für die Preußen befand sich ihre

ganze

ganze Kavallerie auf dem linken Flügel, auch fehlte es hier an einer beträchtlichen Anzahl Geschüz. Das Gefecht wurde fortgesezt, das Finkesche Korps und der Preußische linke Flügel, der noch nichts gethan hatte, in Bewegung gebracht, und die Kavallerie herbeigerufen. Auch Seidlitz, welcher mit einer besondern Abtheilung das Oestreichsche Hülfskorps in Unthätigkeit erhalten hatte, mußte seinen Posten verlassen, und in's Schlachtgewühl eilen. Seidlitz machte Gegenvorstellungen, aber der König bestand auf seinem Willen, und jener mußte gehorchen. Dieser Umstand wurde höchst nachtheilig. Laudon bekam nun freie Hand, er nahm mit seinen ausgeruhten Truppen am Kampfe Theil, und gab der Schlacht zum Vortheile der Russen den Ausschlag. Er rükte mit seinen 18000 Streitern hinter dem rechten Flügel hervor, und fiel die abgemattetten, und in Verwirrung gerathnen Preußen von der Seite und im Rükken an, und brachte sie zur völligen Flucht. Auch die Russen hatten sich wieder gesammelt; sie behaupteten den Judenberg: 50 auf der Anhöhe gepflanzte Stükke und das kleine Gewehr der wieder ersezten Regimenter machten unter den anrükkenden Preußen desto größere Lükken, weil sie sich wegen des eingeschränkten Bodens in Haufen drängen mußten. Die Reiterei war nicht glüklicher; das Kartätschenfeuer zerriß ihre Züge und Glieder, sie geriethen unter das Fußvolk, und die Zerrüttung wurde allgemein. Jezt wich alles zurük, und umsonst strengte Friedrich Witten, Befehle, An-

sehen,

sehen, Gewalt an, um nur einige Bataillone zum Stehen zu bringen; Infanterie, Kavallerie, Artillerie stürzte im verworrnen Gedränge nach den Oderschiffbrükken, kein Bataillon hatte seine Leute beisammen, ganze Regimenter sahen wie einzelne Kompagnien aus, noch nie war die Preußische Armee in solch einem zerrütteten Zustande gewesen. Hätten ihnen die Sieger mit Hizze nachgesezt, so wäre ihre Niederlage fürchterlich gewesen. Aber die Feinde begnügten sich mit dem Ruhme des Triumfs, und ließen den Preußen Zeit, über die Schiffbrükken zu entkommen. Der General Wunsch, welcher auf der linken Oderseite stand, hatte die Anweisung, das von den Russen besezte Frankfurt einzunehmen, um den Feinden den Rükzug über die Oder abzuschneiden. Wunsch führte seinen Auftrag glüklich aus; er nahm die Frankfurter Besazzung gefangen, und besezte die Oderbrükke. Wäre die Schlacht gewonnen worden, so hätten die Russen auf dieser Seite nicht entfliehen können. Aber gegen die Nacht ließ Soltikof die Stadt wieder auffordern; Wunsch urtheilte hieraus mit Recht, daß die Schlacht für Friedrich verloren sein müsse; er zog sich daher eilfertig zurük.

Der Preußische diesmalige Verlust war der größte im ganzen 7jährigen Kriege; sie hatten 7000 Todte, 15000 Verwundete, und 3000 Gefangne, also mehr als die Hälfte eingebüßt; dabei wurden ihnen die 180 erbeuteten Russischen Kanonen und noch 100 der ihrigen abgenommen. Die Generale

Seid-

Seidlitz, Prinz Wirtemberg, Fink, Hülsen, Itzenblitz waren verwundet, Puttkammer erschossen, alle Truppen bestürzt. Friedrich selbst hatte eine, obwol leichte Wunde. Seine Kleider waren von Kugeln durchlöchert, 2 Pferde stürzten unter ihm, ein goldnes Etui, das er in der Tasche trug, rettete sein Leben, indem es eine Kugel auffing und ermattete. Endlich war er der Gefangennehmung nahe. Er war einer der lezten, der vom Schlachtfelde wich. An einem Hohlwege, durch welchen ihn sein Weg führte, wurde er von Tausenden der Feinde umringt, so daß er sich selbst für verloren hielt, und zu dem Major Prittwiz sagte: es ist vorbei. Nein! antwortete Prittwitz; ich habe 100 Husaren bei mir, und so lange noch ein Odem in uns ist, ergeben wir uns nicht. Er hielt Wort, er vertheidigte sich nicht bloß, sondern griff selbst an, und hielt die Feinde in solcher Entfernung, daß Friedrich glüklich nach Oetscher, dem Hauptquartiere der vorigen Nacht gelangte. Dieser Dienst wurde hernach königlich belohnt, indem Prittwiz ein Landgut von etlichen hunderttausend Thalern zum Geschenk erhielt. — Die Feinde hatten gleichfalls einen bedeutenden Verlust erlitten; die Oestreicher und Russen hatten gewiß 24000 Todte und Verwundete. Soltikof selber gesteht 16000 Mann Einbuße seines Heeres zu, und sagte in der Folge zu Daun: „wenn ich „noch einen solchen Sieg erfechte, so werde ich die „Nachricht davon allein mit einem Stabe in der „Hand nach Petersburg bringen müssen."

Die

Die Ursachen der Preußischen Niederlage werden sehr verschieden angegeben, und es scheint dem Geschichtsfreunde fast nicht möglich, hierüber zur entscheidenden Gewißheit zu gelangen. Friedrich erzählt in seinen hinterlaßnen Werken, daß der Prinz von Wirtemberg aus Ungeduld über die Unthätigkeit der Kavallerie zur Unzeit die Verschanzung der Russen auf dem Judenkirchhofe angegriffen habe, aber zurükgeschlagen worden sei; die Russen, fährt er fort, hätten jedoch zugleich eine große Batterie nahe bei diesem Kirchhofe verlassen. Die Preußische nahe stehende Infanterie wäre herbeigeeilt, um diese Batterie zu besezzen, noch hätte sie 150 Schritte thun dürfen, um ihren Zwek zu erreichen; da wäre ihr in diesem kritischen Augenblik der wachsame Laudon zuvorgekommen, welcher alsbald die Preußen mit Kartätschen begrüßt hätte. Archenholz meint, der König hätte den Kampf nach der Ueberwältigung des linken Russischen Flügels nicht erneuern sollen; höchst wahrscheinlich würden die Russen bei ihrem großen Verlust in der Nacht den völligen Rükzug angetreten haben; nur bei hellem Tage hätten sie geglaubt, in ihrer lezten Verschanzung sichrer, als auf der ofnen Flucht zu sein. Aber Friedrich glaubte, wie dieser sonst so gründliche und anmuthige Geschichtschreiber weiter berichtet, nichts gethan zu haben, so lange noch etwas zu thun übrig war. Er wollte die Russen nicht nur schlagen, sondern auch vernichten. Seine Generale schilderten ihm den kraftlosen Zustand seiner Truppen, welche durch

eine

eine Anstrengung von 15 Stunden auf dem Marsche und im Gefechte einem neuen Kampfe unterliegen würden. Der König achtete dies nicht. Seidlitz sagte eben dasselbe; nun wurde Friedrich zweifelhaft und wankend. „Was meint Er denn?“ rief er dem eben herzukommenden Wedel entgegen, welcher trotz der Niederlage bei Kai sein Vertrauen behielt. Wedel war ein Hofmann, und stimmte aus Schmeichelei den Wünschen des Königs bei. Und nun erscholl das unglükliche: Marsch, vorwärts! — Tempelhof hingegen, dieser sachkundige und kriegserfahrne Historiker will es nicht zugeben, daß der Sieg schon gesichert, und ein neuer Angriff überflüssig gewesen wäre. Der König, sagt er, hätte durchaus nicht Halt machen dürfen, wenn er Sieger werden wollte. Die Russen wären noch lange nicht bis zu den Judenbergen getrieben worden, wie man gewöhnlich glaube. Bei Eroberung des Russischen Geschüzzes hätten erst 8 Bataillone gekämpft; der ganze übrige Theil der Armee hätte noch keinen Mann verloren gehabt. Friedrich hätte also auf eine wohl überlegte Weise, und mit großer Wahrscheinlichkeit des Gewinnens den Kampf fortgesezt. — Bei diesen verschiednen Ansichten der Dinge stimmen aber alle Erzähler darin überein, daß Laudons Dazwischenkunft und musterhaftes Verhalten das Mehrste zum Siege der Russen beitrug. Diese Gerechtigkeit ließ ihm auch die dankbare Kaiserin Elisabeth wiederfahren; sie schenkte ihm einen goldnen, reich mit Diamanten besezten

sezten Degen, und jedem von ihm geführten Regimente 5000 Rubel; doch wurden die Russen dabei nicht vergessen. Soltikof erhielt die Feldmarschallswürde, jeder andre General den Andreasorden, und jeder Gemeine einen halbjährigen Sold. Noch ließ sie so viele Gedächtnißmünzen auf diesen Sieg schlagen, daß 2 Wagen damit beladen werden mußten, um sie der Armee zur Vertheilung zuzufahren.

Bei der Beschreibung der Kunersdorfer Schlacht kann kein Deutscher des edlen Majors von Kleist, des blumenreichen Sängers des Frühlings, des Lieblingsdichters der Nation, vergessen. Nach Erstürmung dreier Batterien ward ihm durch eine Kugel die rechte Hand zerschossen und dann durch eine Kartätsche der rechte Fuß zerschmettert. Hinter die Fronte getragen blieb er seinem Schikksal überlassen. Unmenschliche Kosaken rissen dem Blutenden das Hemde vom Leibe, und warfen ihn in einen schlammigen Graben, wo er die ganze Nacht nakkend liegen mußte. Erst am folgenden Tage fand ihn der Russische Hauptmann von Stakelberg, und ließ ihn nach Frankfurt fahren. Hier starb er nach einigen Tagen und erhielt von den Feinden, die seine Verdienste ehrten, ein würdevolles Begräbniß.

Die Russen hätten jezt mit einem Schlage den ganzen Krieg beendigen können, wenn sie mit Schnelligkeit über die zerstreuten Ueberreste der fliehenden Preußen hergefallen wären, und sie einzeln aufgerieben hätten. Aber sie blieben auf dem Schlachtfelde ruhig stehen und verschanzten sich,

als ob sie selbst die überwundnen Feinde fürchkten. Friedrich schlief in der Nacht nach diesem Schrekkenstage eine Meile davon in dem Dorfe Oetscher in einer von den Kosaken zerstörten ofnen Bauerhütte auf Stroh so gut und fest, als wenn er nach einem günstigern Schikfale auf einem weichen Lager ruhete, so sehr schien er den Schlaf wie die heftigsten Triebe in seiner Gewalt zu haben. Um ihn her lagen seine Adjutanten auf der bloßen Erde; ein Grenadier wachte vor dem Hause. Bei'm Erwachen fand er kaum 5000 Mann bei sich. Er glaubte schon Berlin von den Feinden besezt und geplündert, und den Abgrund des Verderbens geöfnet. Doch verließ ihn sein Muth, und seine Heldenkraft in den bängsten Augenblikken nicht. Er ließ den Offizier rufen, welcher vor einigen Tagen die Nachricht von Ferdinand's Siege bei Minden überbracht, und welcher auf seinen Befehl bis jezt gewartet hatte, um für den Herzog ein Gegenkompliment mitzunehmen. „Es thut mir Leid, sagte der König zu ihm, „daß meine Antwort auf ihre gute Botschaft nicht „besser ausgefallen ist. Wenn sie indeß auf ihrem „Rükwege noch glüklich durch die Feinde kommen, „nicht schon den General Daun in Berlin, und „Contades in Magdeburg finden, so versichern „sie den Herzog, daß noch nicht viel verloren sei.“ Diese nur hingeworfenen Worte wurden bald als richtig befunden. Friedrich's Selbstvertrauen, womit er sich über sein Geschik erhob, und die Thätigkeit, womit er das Zaudern der Feinde zu seinem

Vor-

Vortheile benuzte, brachte die Russen um alle Früchte ihrer Siege. Am Tage nach der Schlacht ging er bei Reitwein über die Oder, zog alle Flüchtlinge an sich, vereinigte sich mit dem General Wunsch, rief den General Kleist mit 5000 Mann aus Pommern zurük, und ließ aus den Zeughäusern zu Berlin und Küstrin Geschüz kommen. So befand er sich in kurzem wieder an der Spizze von 28000 mit allen Bedürfnissen wohl-versehnen Soldaten, die den Feinden eben so furchtbar, als vorher waren. Er flößte ihnen durch eine Rede, wie er in gefährlichen Zeitpunkten gewohnt war, Muth ein, sicherte Berlin, dekte das Kurfürstenthum, und schikte nach einigen Wochen den General Wunsch nach Sachsen ab. Daun drang unaufhörlich in den Feldmarschall Soltikof, seine Vortheile gegen den König eifriger zu verfolgen; aber dieser gab die trokne Antwort: „Mein Herr, in diesem Jahre „habe ich genug gethan, ich habe 2 Schlachten ge„wonnen, die uns 27000 Mann kosten. Um mich „auf's neue in Thätigkeit zu sezzen, erwarte ich, „daß auch sie ihrer Seits 2 Siege erfechten; es ist „nicht billig, daß die Truppen meiner Kaiserin alles „allein thun sollen.“ Doch endlich ließ er sich bewegen, mit Daun eine Zusammenkunft zu Guben in der Niederlausiz zu halten, um den fernern Angriffsplan mit ihm zu verabreden. Daun, welcher mit seiner Hauptarmee in der Lausiz stand, hielt es nicht für rathsam, sich mit den Russen zu vereinigen, weil ihm der Prinz Heinrich an der

Schle-

Schlesischen Gränze große Besorgnisse im Rükken erwekte, und ihn dadurch zum Rükzuge nach der Oberlausiz und dem Kurfürstenthum Sachsen antrieb. Er verlangte von Soltikof nur dieses, daß er an der linken Oderseite bliebe, Glogau zu erobern suchte, den König von Sachsen entfernt hielte, und für sich und die Oestreicher die Winterquartiere in Schlesien zu bewahren trachtete. Dafür versprach er, für die Verpflegung der Russischen Armee zu sorgen. Soltikof genehmigte unter der leztern Bedingung die gethanen Vorschläge, und marschirte nach Christianstadt am Bober. Aber hier fand er keine Lebensmittel, und nicht einmal die Anstalten dazu. Dies erbitterte ihn so sehr, daß er sogleich nach Krossen marschiren, und über die dortige Oderbrükke an die Polnische Gränze ziehen wollte, um seinen Magazinen in Posen näher zu sein. Das hieß so viel als den Feldzug beendigen. Soltikof hätte dies gewiß augenbliklich gethan, wenn ihn nicht die einschmeichelnde Beredtsamkeit des Französischen Markis Mont-Alembert, der als Gesandter der Russischen Armee folgte, noch wieder besänftigt, und zum Zuge nach Glogau beredet hätte. Daun konnte sein Versprechen unmöglich erfüllen, da die Russen jeden Tag 1400 Scheffel Mehl brauchten, und zu Fortschaffung dessen, so wie der Fourage 2400 vierspännige Wagen erfordert wurden. Man bot den Russen dafür Geldbezahlung an. Allein Soltikof erwiederte: meine Soldaten essen kein Geld. Er erhielt darauf von Daun

noch

noch eine neue Verstärkung von 10,000 Mann, welche Glogau erstürmen helfen sollten. Aber Friedrich kam ihnen von Sagan aus zuvor, er versperrte ihnen den Durchweg durch die Hohlwege von Neustädtel, und sezte die Russen durch diese Kühnheit in solches Erstaunen, daß sie glaubten, er habe sich mit seinem Bruder vereinigt. Sie ließen daher von Glogau ab, marschirten nach Karolat, und sezten hier am 24. Sept. über die Oder. Es entstanden bald darauf zwischen Soltikof, dem General Laudon und den andern Oestreichischen Befehlshabern solche Uneinigkeiten, daß es zu heftigen, bittern Antworten kam, und daß Soltikof auf die Anfrage, was das Oestreichische Hülfskorps bei ihm machen sollte, kalt erwiederte: es kann machen, was es will, ich gehe nach Posen. Nur der glattzüngige Franzose verzögerte durch seine Liebkosungen dies Vorhaben so lange, bis am 20. Okt. ein Petersburger Kourier den Befehl zu einer Unternehmung auf Breslau brachte. Die Russische Armee mußte also wieder vorwärts rükken, sie marschirte nach Herrenstadt. Doch Friedrich war gleichfalls über die Oder gegangen, und auch diesmal den Russen auf dem Marsche nach Breslau zuvorgekommen. Herrenstadt, der Paß dahin, war von einem Freibataillon besezt, und bekam bald Verstärkung. Soltikof verlangte die Uebergabe des Orts unter Bedrohung der Einäscherung. Die Preußen antworteten, daß sie Befehl hätten, die Stadt zu vertheidigen, wenn auch die Russen

nach

nach ihrer Gewohnheit mordbrennen sollten. Diese Antwort setzte den stolzen Soltikof in einen solchen Grimm, daß er die Stadt durch Haubizzen an 4 Orten in Brand steckte, und nach Löschung des Feuers, das Anzünden wiederholte, und nicht eher ruhte, als bis die Stadt ein Aschenhaufen war. Dennoch konnte er sie nicht erobern. Mit dieser barbarischen That endigte er den Feldzug. Am 24 Oktober zog er aller Bitten des Französischen Gesandten ungeachtet nach Polen in die Winterquartiere. Die flammende Stadt Guzau und 12 brennende Dörfer bezeichneten den Weg einer Armee, die ihr Verfahren dadurch entschuldigte, daß sie angewiesen sei, den Preußischen Unterthanen nichts als Luft und Erde zu lassen. Eine Entschuldigung, die noch empörender als die Verwüstung selber ist.

Brandenburg und Schlesien waren am Ende Oktobers von den beschwerlichsten ihrer Feinde befreit, und zwei errungne Siege verschafften den Russen keinen Fußbreit Land. Aber die empfindlichste Kränkung erlitt Friedrich gerade von einer Seite, wo er es nicht erwartet, und von einer Armee, von der es kein Mensch vermuthet hätte. Die Reichsarmee, die bisher jahrelang das Gespötte der Zeitgenossen gewesen war, machte jezt in wenig Wochen solche wichtige Eroberungen, wie sie Daun seit mehrern Feldzügen mit seiner großen Armee eifrig gewünscht, und doch vergebens versucht hatte. Durch den Zug der Preußen gegen die Russen bei Frankfurt war Sachsen, bis auf die Besazzungen

fast

fast ganz von Truppen entblößt; dies brachte die Reichsvölker, von Daun ermuntert, auf den kühnen Gedanken, auch einmal Thaten zu thun, die ihnen wirklich gelangen. Der Herzog von Zweibrükken, Oberreichsfeldherr, rükte im Anfange des Aug. mit 30,000 Mann in das Herz von Sachsen, und bemächtigte sich nach kurzer Gegenwehr der Städte Leipzig, Torgau und Wittenberg. Die Preußischen Besazzungen, die viel zu schwach waren, sich auf die Dauer zu halten, und ohnedem viele unzuverlässige Leute, Sachsen und Ueberläufer, enthielten, mußten sich für glücklich halten, daß man ihnen einen freien Abzug bewilligte. Durch diese, freilich sehr leicht zu bewirkenden Eroberungen zu höhern Unternehmungen angefeuert, beschlossen die Reichsvölker, sich durch ein schwereres Beginnen einen Namen zu machen; sie beschlossen Dresden einzunehmen. Da ihnen nach starken Truppenversendungen, um das übrige Sachsen zu behaupten, nur 14, bis 15,000 Mann zur Belagerung Dresden's übrig blieben, so ersuchten sie den Feldmarschall Daun um Unterstüzzung. Dieser verstärkte sie durch den General Macquire bis auf 30,000 Mann, und nun wurde die Einschließung Dresden's rasch begonnen, die Eroberung aber mehr durch fürchterliche Drohungen, als durch gewagte Unternehmungen versucht. Lange verachtete der bekannte muthvolle Kommandant Schmettau alle diese Schrekbilder, lange schlug er die angebotene Kapitulation aus; endlich aber, am 4.

Sept. gerade zur Zeit, wo der General Wunsch zu seiner Hülfe, und zum Entsaz der Festung herbeieilte, willigte er in die Uebergabe, und unterzeichnete die Kapitulation, worauf die Elbbrükke und das Pirnaische Thor sogleich von den Oestreichern besezt wurde; die eigentliche Räumung der Stadt und Festung sollte erst in einigen Tagen erfolgen. Wunsch, der von diesem Vorgange nichts wußte, stand damals noch 2 Meilen von Dresden; voll Begierde, das bedrohte Dresden zu retten, brach er am folgenden Morgen mit der Tagesdämmerung auf, hieb sich durch die im Wege stehenden leichten Truppen der Feinde glücklich hindurch, und drang bis an die Vorstadt. Sein Anblik erfüllte den Kommandanten Schmettau mit Wehmuth, den Vicekommandanten Obersten Hofmann aber mit einem kühnen Entschlusse. Mehrere Offiziere waren der Meinung, man dürfe die Kapitulation nicht halten, da sie auf die falsche Voraussezzung, daß gar keine Hülfe zu erwarten sei, geschlossen worden wäre; man könne die Feinde, welche bloß ein Thor besezt hatten, leicht wieder vertreiben. Schmettau verwarf dies, und gebot, dem Versprechen getreu zu bleiben. Der Oberste Hofmann hielt es unter diesen Umständen nicht für Unrecht, auch ohne Befehl nach den Eingebungen seines Muthes zu handeln. Er forderte die Hauptwache auf, ihm zur Bestürmung des Thores zu folgen, und schoß auf den sich weigernden Wache-Offizier seine Pistole, womit er jedoch nicht traf, ab.

Die

Die Wache gab gegen ihn Feuer, und schoß ihn bald todt. Dadurch wurde der Versuch zur Behauptung Dresdens vereitelt, Wunsch zog sich zurük, und Schmettau hielt sein Wort. Friedrich war über den Verlust einer Stadt, welche die Elbe beherrschte, so unwillig, daß er den General Schmettau aller seiner sonstigen großen Verdienste ungeachtet verabschiedete, und aus seinem Dienst entfernte. Seine Erbitterung entstand vornämlich daher, daß er eine Festung, vor welcher noch keine Laufgraben eröfnet, in deren Wall noch keine Breschen geschossen waren, übergeben hätte. Und in der That scheint diesen herzhaften Krieger in dem entscheidenden Augenblikke seine gewohnte Geistesgegenwart verlassen zu haben, so wichtige Antriebe zur Uebergabe er auch hatte, so groß die Entschuldigung für sein Verfahren auch sein mag. Von einem Manne wie Schmettau läßt es sich von selbst nicht anders denken, als daß er nach wohlüberdachten Gründen gehandelt haben müsse. Diese bestanden in Folgendem. In der Mitte des Augusts erhielt er ein eigenhändiges Schreiben von Friedrich, worin ihm dieser das Unglük von Kunersdorf meldete, die fast unübersteigliche Schwierigkeit, ihm Hülfe zu senden, berichtete, und im Fall, daß er Dresden übergeben müßte, die Anweisung ertheilte, durch eine vortheilhafte Kapitulation die großen dort befindlichen Geldschäzze zu retten. Wunsch marschirte zwar mit einem besondern Korps zum Entsaz nach Sachsen, er hätte auch zu rechter Zeit vor

Dresden eintreffen können, wenn er gerade zu dahin gerükt wäre. Aber auf Friedrichs Befehl mußte er sich erst mit der Wiedereinnahme von Wittenberg und Torgau aufhalten; und dabei beging man den Fehler, daß man dem Grafen Schmettau nicht die geringste Nachricht zukommen ließ. Seit 27 Tagen wußte er nicht, was außerhalb der Festung vorging. Er glaubte daher aller Hofnung zum Entsaz völlig beraubt zu sein; und war einzig und allein bedacht, die königlichen Kassen, welche die erstaunende Summe von 50 Tonnen Goldes in sich faßten, nebst einem freien Abzuge der Garnison für Friedrich zu erhalten, welches ihm von den kaiserlichen und reichsständigen Generalen, welche Wunsch's Ankunft wußten, gern bewilliget wurde.

Mit Schnelligkeit eilte Wunsch nach Torgau zurük, wo seine Gegenwart höchst nöthig war. Denn 10,000 Mann Oestreicher und Reichstruppen hatten sich hier versammelt, und sezten der kleinen Preußischen Besazzung so heftig zu, daß diese schon unterliegen wollte. Auf die Meldung, daß Wunsch komme, stellten sich die Feinde bei Siptiz in Schlachtordnung. Aber Wunsch griff sie am 8. Sept., ob er gleich durch kleine Detaschements geschwächt, nur 4000 Mann bei sich hatte, so vorsichtig und muthig an, daß er sie ganz zerstreute; 2 Preußische Dragoner-Eskadrons warfen 3 kaiserliche Reiter-Regimenter über den Haufen, und kamen der Infanterie in den Rükken, wodurch der völlige Sieg herbei geführt wurde. Die Ueberwin-

der

der erbeuteten 8 Kanonen, und das ganze Lager, welches ihnen Preis gegeben wurde. War dies Gefecht gleich mit keiner Schlacht zu vergleichen, so hob es doch den gesunknen Muth der Preußen wieder, und flößte den Reichsvölkern, die schon übermüthig zu werden anfangen wollten, auf's neue Furcht und Respekt vor dem Preußischen Namen ein. Wunsch ging bald noch weiter. Nach einigen Tagen forderte er Leipzig auf, und bewilligte den 3 daselbst liegenden Reichsbataillonen nicht einmal den begehrten freien Abzug, sondern drang ihnen die Kriegsgefangenschaft ab. Ueber diese That wurde Daun äußerst aufgebracht, da sie Wunsch im Angesicht einer feindlichen Macht von 36000 Mann vollzog, und er, jezt mit Fink vereinigt, höchstens 10,000 Soldaten zählte. Daun befahl dem Herzog von Zweibrükken, sogleich wieder vorzudringen, das Wunschesche Korps aufzuheben, und die Sächsischen Städte wieder zu erobern. Wunsch gerieth nun in eine bedenkliche Lage, er verschanzte sich bei Zinna, und wartete auf den Prinzen Heinrich, welcher ihn auch bald aus der Bedrängniß befreite. Heinrich kam im Anfang Oktober glüklich bei der Elbe an. Sein Marsch war ein Meisterstük, und wurde allgemein bewundert. Daun stand mit 70000 Mann bei Bautzen und konnte ihn völlig einschließen. Der Prinz zog sich um die Oestreicher herum, er marschirte des Nachts mit so vieler Geschwindigkeit und Vorsicht, daß er bei Hoyerswerde am 25. Sept.

Sept. den nichts ahnenden General Wehla mit 28 Offizieren und 1800 Gemeinen überraschte und gefangen nahm, wodurch er sich den Weg nach Sachsen völlig öfnete, ehe noch Daun wußte, daß er sich nach dieser Gegend gewendet habe. Daun glaubte aus den verstellten Bewegungen der Preußen, daß sie nach Schlesien zum Könige gehen wollte, er richtete seinen Zug dahin, und verlor auf die Art 2 Märsche. Heinrich konnte nun nicht mehr verhindert werden, die Elbe zu passiren und zum General Wunsch zu stoßen. Daun eilte eben dahin, um Dresden zu decken, und mit der Reichsarmee verbunden, Meister von der Elbe zu bleiben. Heinrich hatte bei Torgau eine vortheilhafte Stellung, aus welcher ihn Daun durchaus vertreiben wollte, damit er ihn von der Gemeinschaft mit Wittenberg und Leipzig abschnitte. Jedoch der Prinz erfuhr diese Absicht, schlug am 29. Okt. ein weit vorgerükres Korps unter Ahrenberg, machte 1400 Gefangne und behauptete seinen Posten.

Als die Russen Schlesien verlassen hatten, so konnte Friedrich seine Armee gleichfalls nach Sachsen ziehen. Er selbst litt an heftigen Zufällen des Podagra, und konnte nicht im Felde bleiben; er begab sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit nach Glogau, und schikte seine mehrsten Truppen unter Hülsen nach Sachsen, wo sie am 4. November ankamen. Friedrich folgte ihnen, obgleich noch nicht ganz hergestellt, und vereinigte

sich

sich am 13. Nov. mit seinem Bruder, über dessen Betragen er so zufrieden war, daß er öffentlich sagte: „Heinrich ist der einzige General, welcher in diesem Kriege keinen Fehler gemacht hat.“ Daun zog sich nach Friedrich's Ankunft eiligst bis Wilsdruf zurük, und schränkte sich auf ein kleines Stük von Sachsen zwischen Dresden und Böhmen ein. Friedrich wollte ihm auch dieses Stük entreißen, und rükte daher bis Dresden vor. Wahrscheinlich würde Daun aus eignem Antriebe nach Böhmen gegangen sein, aber der König wollte seinen Rükzug beschleunigen, er schikte deswegen den General Fink mit einem besondern Korps von 12, bis 13,000 Mann um die feindliche Armee herum nach dem Dorfe Maxen im Gebirge. Diese Stellung sollte dazu dienen, den Oestreichern mit der Abschneidung ihrer Zufuhr aus Böhmen zu drohen, und sie folglich zum Abzuge aus Sachsen zu bewegen. Allein sie war höchst gewagt, weil Fink vom Könige entfernt wurde, und sich von der feindlichen Armee umschlossen fand. Dieser sahe die Gefahr, und machte dem Könige Gegenvorstellungen; Friedrich wies sie unwillig zurük, und forderte Gehorsam. Fink marschirte also an einen Ort, der für ihn bald so traurig, und für den König so schrecklich merkwürdig wurde. Daun konnte einen so gefährlich postirten Feind nicht dulden, er beschloß ihn mit 40,000 Mann Oestreichern und Reichstruppen von allen Seiten her anzugreifen. Er vollführte sein Vorhaben am 20. Nov. mit Klugheit

heit und Muth. Die Kaiserlichen erstiegen die höchsten beschneiten und von Frost glitschendgewordnen Berge, zogen Acht- und Zwölfpfünder mühsam hinauf, und zeigten eine außerordentliche Standhaftigkeit. Die Preußen wurden von den besezten Anhöhen nach einem heftigen Widerstande vertrieben, ihre Flanken vom Kanonenfeuer bestrichen, durch das angezündete Dorf Maxen und durch Haubizgranaten in Unordnung gebracht, und überall, wo sie einen Ausweg zur Flucht suchten, zurükgeschlagen. Gegen Abend zog Fink seine geschlagnen Bataillone auf einigen Höhen zusammen, aber er sahe sich von allen Seiten umringt, und befand sich im Vergleich der höher liegenden Steilberge im Grunde, seine Truppen hatten ihre Munition verschossen; alle an den König geschikten Boten und Briefe waren aufgefangen worden; daher erhielt er zur rechten Zeit keine Hülfe. Zwei Wege schienen ihm nur noch übrig, Gefangenschaft oder Durchschlagung. Das lezte hieß so viel als die Leute dem augenscheinlichen Tode weihen, sie muthwillig aufopfern. Der König hatte Oestreicher genug gefangen, es konnte also leicht ein Austausch getroffen werden. Indessen versprach Wunsch mit seinen Reitern durch die Begünstigung der Nacht einen Versuch zu machen, vermittelst eines Umweges zum Könige durchzudringen. Er kam, obgleich mit großer Gefahr und Langsamkeit etwas vorwärts. Fink berief darauf einen Kriegsrath, welcher das Durchschlagen für unrathsam, und die Ergebung an die Feinde für nothwendig

wendig erklärte. Der General Rebentisch begab sich eine Stunde vor Tagesanbruch am 21. Nov. zu Daun, um zu unterhandeln; dieser forderte eine unbedingte Uebergabe, und zugleich die Rükberufung von Wunsch, welches alles endlich bewilligt wurde. Wunsch kam zurük, und war der einzige General, welcher die Kapitulation verwarf. Sämtliche Preußen 16 Bataillone und 35 Schwadronen, von 11 Generalen angeführt, strekten das Gewehr; nur einige Husaren entwischten, um dem Könige die verdrüßliche Nachricht zu bringen. Das Gepäkke blieb ungeplündert, aber 71 Kanonen, 24 Standarten und 96 Fahnen fielen in feindliche Hände. Fink, überhaupt ein tapfrer und erfahrner General hatte nach vieler Kenner Meinung seine Pflicht gethan; aber Friedrich urtheilte anders. „Dies Unglük, schrieb er an D'Argens, hat mich „so betäubt, daß ich mich von meiner Bestürzung „nicht erholen kann. Dies bringt alle meine Mas„regeln in Unordnung, und geht mir tief in's „Herz. Bestürzung, Gram, Unwille, Aergerniß „nagen an meiner Seele. Wann werden doch mei„ne Qualen sich enden?" Er gab Finken Schuld, daß er die wichtigste Anhöhe nur habe mit Husaren besezzen lassen, wo nachher die Feinde ihr schweres Geschüz hinpflanzten; daß einige Regimenter ihre Schuldigkeit versäumt, und die Generale außer Wunsch die Ueberlegung verloren hätten, indem ihnen noch 2 Auswege übrig geblieben wären; sie hätten entweder auf dem Wege nach der Glas-

hütte

hütte Freiberg erreichen, oder über Gieshübel nach Böhmen entkommen, und von da durch mancherlei Art wieder nach Sachsen gelangen könten. Diese Gründe mochten vermüthlich auch das nach dem Frieden unter Zieten's Vorsizze angeordnete Kriegsgericht bestimmen, sämtliche Generale außer Wunsch für schuldig zu erklären, und die 3 vornehmsten, Fink, Rebentisch und Gersdorf zum Festungsarrest zu verurtheilen. Sie erhielten jedoch nach einiger Zeit die Freiheit wieder, und gingen in fremde Dienste. Die gefangnen Infanterie-Regimenter verloren nach der Zurükkunft die Ehre des Grenadiermarsches.

Daun schikte die eroberten Fahnen nach Wien, wo sie im Triumpf in die kaiserliche Burg geführt wurden. Die Oestreicher fanden diesen Sieg für glänzender, als die Preußische Gefangennahme der Sächsischen Armee bei Pirna. Nach einigen Tagen hob der kaiserliche General Beck unweit Meißen den Preußischen General Dierke mit 1400 Mann auf, welche wegen des starken Eisganges nicht über die Elbe kommen konnten. Nach diesen glüklichen Begebenheiten konnte Daun freilich nicht daran gedenken, Sachsen zu verlassen. Friedrich blieb indessen troz aller Niederlagen und Unfälle fest entschlossen, die Oestreicher aus dem lezten Sächsischen Winkel zu verjagen. Er ließ daher den Erbprinz von Braunschweig mit 12000 Mann von der Alliirten Armee nach Freiberg kommen, wo er selber das Hauptquartier nahm und alle Unbequemlichkeiten

leiten mit seinen Soldaten theilte. Es kam nun zu einem Winterfeldzuge, dem einzigen, schrecklichsten, und wie es dem Urtheile unparteiischer und sachkundiger Männer scheint, dem unnäzzesten seiner Art. Der Winter war ungewöhnlich strenge, der Schnee lag Ellen tief, dennoch mußten die Truppen auf offnem Felde bleiben. Endlich bezogen die Preußen zwar seit dem 12. Januar 1760 bei Wilsdruf 1 Meile von Dresden in den Dörfern Kantonirungsquartiere, aber die Lagerzelte blieben unter freiem Himmel stehen, und 6 Bataillone, die alle 24 Stunden abgelöst wurden, mußten darin die Wache beziehen, welches die ganze Armee die Reihe herum ging. Die kantonirenden Soldaten konnten in den Dörfern nicht unterkommen, weil die Offiziere die Häuser einnahmen; die Gemeinen bauten sich daher Brandhütten, wo sie Tag und Nacht Feuer unterhielten, halb an selbigem brateten, und halb froren, und dabei nur Wassersuppen und Kommisbrod zur Nahrung hatten. Dieser Zustand war noch zu ertragen; aber traurig wurde ihr Loos, wenn sie in's Lager rükken mußten. In den überfrornen Zelten legte sich oft ein Mann auf den andern, um nur einige Glieder zu erwärmen; andre liefen wie Rasende umher, und eine Menge erstarrten so, daß sie nie wieder erwachten. Kein Regiment kehrte aus dieser Eiswache in die Dörfer zurük, ohne seine Todten und Kranken beträchtlich vermehrt zu haben. Augenzeugen versichern, daß dieser Winterfeldzug dem Könige mehr Menschen wegrafte, als 2 verlorne

lorne Schlachten; welches aber nicht so in die Augen fiel, weil der Abgang gleich durch Rekruten ersezt wurde. Die Oestreicher ahmten das Beispiel Friedrich's nach, und erfuhren in ihrem Lager bei Plauen unweit Dresden eben dasselbe Schikksal; bei ihnen stellte sich noch dazu eine Seuche ein, welche binnen 16 Tagen 4000 Menschen hinriß.

Feldzug des Königs im Jahre 1760.

Gefecht bei Landshut d. 23. Juni.
Schlacht bei Liegnitz d. 15. August.
bei Torgau d. 3. November.

Friedrich's Lage war durch den vorjährigen Feldzug verschlimmert worden, und das Glük fing an, seinen Feinden zu lächeln. Er hatte über die Hälfte seiner Armee verloren, und er mußte ein ganz neues Heer von 60,000 Mann anwerben, um wieder zum Kampfe erscheinen zu können. Die kriegsfähige Mannschaft seiner Staten neigte sich zur Erschöpfung, wie dies bei einer Menschenzahl von kaum 5 Millionen Einwohner nicht anders möglich war, wozu noch kam, daß sich Preußen und ein Theil Westfalens in feindlicher Gewalt befand. Die Feinde, welche über mehr, als 90 Millionen Menschen herrschten, sezten ihr vornehmstes Vertrauen zur Unterdrükkung Friedrich's hauptsächlich auf diesen Umstand, und verwarfen daher mit hartnäkkigem Trozze alle Vorschläge zum Frieden, die ihnen gethan wurden. Der König Ferdi-

nand VI. von Spanien war im Aug. 1759 ohne Kinder gestorben; sein Bruder Karl III. bisheriger König von Neapel wurde sein Nachfolger, nachdem er vorher die Krone beider Sicilien an seinen 8jährigen Sohn Ferdinand, den noch lebenden König abtrat. Oestreich hatte gegründete Ansprüche auf Neapel, und konnte sie jezt mit Erfolg geltend machen, konnte die Oberherrschaft über Italien mit Leichtigkeit erringen; wozu aber eine Aussöhnung mit Preußen nöthig war, um freie Hände zu haben. Man berathschlagte in Wien darüber; aber Haß und Rache behielt über Vortheil und Statsklugheit die Oberhand, und man ließ Italien aus den Augen, um Schlesien zu erobern. In Petersburg verwarf man ebenfalls alle Friedensgedanken, weil eine erzürnte Frau grenzenlos in ihrer Verfolgung gegen Friedrich blieb, und das Ministerium das Königreich Preußen behalten wollte. Frankreich wünschte eine Vermittelung zwischen sich und England, weil sein Verlust zur See die Niederlage zu Lande noch weit überstieg, aber Preußen sollte vom Frieden ausgeschlossen sein, eine Bedingung, welche der edelmüthige Georg II. standhaft und unwillig abwies. Endlich forderte der Versailler Hof solche Aufopferungen, welche mit der Ehre und dem Vortheile Friedrich's unvereinbar, und zum Theil abgeschmakt waren, wie ein Brief des Königs an Voltaire beweiset. „Die Friedensbedingungen, „von denen sie reden, schreibt er, sind so unsinnig, „daß ich sie in's Tollhaus schikken will; denn dort

„kann

„kann man gerade recht darauf antworten. Ihre „Minister können sich darauf verlassen, daß ich mich „wie ein Verzweifelter vertheidigen, und den Frie„den nicht anders unterzeichnen werde, als auf Be„dingungen, die sich mit der Ehre meiner Nation „vertragen. Welch ein Vernunftschluß! Sie sa„gen, ich solle Kleve abtreten, weil es von „Dummköpfen bewohnt ist. Was würden ihre „Minister sagen, wenn Jemand von ihnen Cham„pagne forderte, weil man zu sagen pflegt: 99 „Schöpse und 1 Champagner machen 100 Stük „Vieh. Weg mit allen den lächerlichen Projekten!“ Eben so hatte das Anerbieten des 2mal abgesezten Königs von Polen Stanislaus Leszinski, seine damalige Residenz Nancy in Lothringen zum Friedenskongreß zu bestimmen, keine weitern Folgen. Friedrich war also gezwungen, alle Hülfsmittel seines Geistes zur Selbstwehr aufzubieten. Der Geldnoth half er leicht und viel besser als seine Feinde ab. Sachsen litt dabei unaussprechlich. Bloß die Stadt Leipzig mußte für das Jahr 1760 an 11 Tonnen Goldes, und der ganze Leipziger Kreis 2 Million Thaler erlegen; Thüringen zahlte beinahe 14 Tonnen Goldes, und so verhältnißmäßig die übrigen Provinzen. Tausende von Pferden, eine ungeheure Menge Getreide und vieles Schlachtvieh wurden gleichfalls gefordert. Noch wurden die besten Wälder ausgehauen, und das Holz im Ganzen an reiche Kapitalisten verkauft, ein Schikfal, welches besonders den an der Elbe be-

bequem gelegnen Torgauer Wald betraf. Endlich mußten die herrschaftlichen Pächter die Pachtgelder ein Jahr vorausbezahlen. Hiezu kam die Verringerung des Münzwerthes, womit Friedrich fortfuhr; acht Thaler waren kaum 1 Dukaten werth. Auf diese Art fehlte es seinen Kassen an keinem Gelde; desto mehr aber seinen Armeen an Menschen. Er trieb sie gleichfalls aus Sachsen, Meklenburg und Pommern zusammen, der Leipziger Kreis mußte allein 10,000 Rekruten stellen. Gefangne Soldaten wurden mit Gewalt zu Preußischen Soldaten gezwungen. Königliche Werber durchstreiften das ganze Deutsche Reich, und lieferten von allen Völkern und Zungen Schlachtopfer des Kriegs. So sahe sich Friedrich im Stande, im Frühlinge 1760 mit 90,000 Feldsoldaten gegen mehr als 200,000 Feinde aufzutreten, und sich wie im Anfange des vorigen Jahres vor's erste vertheidigungsweise zu verhalten.

Die Oestreicher und Russen entwarfen den Plan, mit vereinter Macht so furchtbar auf Friedrich loszustürmen, daß er entweder Sachsen oder Schlesien ohne Schuz verlassen müsse; die Russen sollten Breslau erobern, und dann mit 80,000 Mann zu dem Hauptheere der Oestreicher stoßen, womit man dann gewiß die Eroberung von Schlesien vollenden zu können glaubte. Wollte Friedrich dies verhindern, so müßte er, wie sie meinten, alle seine Truppen hieher ziehen; in diesem Falle könnte er keine, oder höchst wenige Soldaten in Sachsen zu-

zurük lassen, und dies Kurfürstenthum wäre dann eine leichte Beute für die Reichsvölker. Friedrich's Gegenanstalten bestunden in Folgendem. Die Vertheidigung von Sachsen übernahm er selber. Den Russen schikte er seinen Bruder Heinrich mit 44 Bataillonen und 64 Schwadronen an die Polnische Gränze entgegen. Der General Fouquet sollte Schlesien, aber freilich nur mit 19 Bataillonen und 18 Schwadronen dekken. Und der Prinz von Wirtemberg erhielt Befehl, die Schweden mit 12 schwachen Bataillonen von der Mark abzuhalten.

Die ersten Begebenheiten dieses Feldzuges waren für die Preußen höchst niederschlagend, und nur die spätern erfreulich und siegreich. Der Feldmarschall Daun blieb anfänglich in Sachsen, um den Erfolg der Unternehmungen Laudon's auf Schlesien abzuwarten, und dann ebenfalls in diese Provinz zu rükken. Laudon eröfnete die Kriegsscene mit 40,000 Mann in Schlesien, und führte das aus, was seit 4 Jahren keinem kaiserlichen Generale gelungen war, den Krieg im feindlichen Gebiete anzufangen. Fouquet, Friedrich's Freund und würdiger Streitgenosse, stand mit 13000 Mann auf den Höhen bei Landshut, um den Oestreichern den Eingang durch die Gebirge streitig zu machen. Laudon näherte sich im Mai, und versezte ihn durch seine Ueberzahl bald in eine mißliche Lage. Er sahe ein, daß es dienlich wäre, den Posten bei Landshut zu behaupten; aber er sollte auch die Festungen Glaz, Breslau, Glogau und Neiße schüzzen. Wie

konnte

konnte] er mit seinen wenigen Leuten allen diesen Forderungen ein Genüge thun! Laudon machte Bewegungen gegen Breslau; dies bewog den General Fouquet, die Stellung bei Landshut zu räumen, um die Hauptstadt außer Gefahr zu sezzen. Dies bewirkte er, aber nun nahmen die Oestreicher die erledigten Posten bei Landshut ein, und rüsteten sich, Glaz einzuschließen. Der König gebot, die Feinde, es koste, was es wolle, von dort wieder zu vertreiben. Fouquet machte Gegenbemerkungen; doch er mußte gehorchen. Am 17. Juni erstieg er mit seinem Korps die Landshuter Höhen glüklich wieder, da die Oestreicher, vielleicht, um ihn in die Falle zu lokken, wenig Widerstand thaten. Nach einigen Tagen erfuhr er dafür die traurigste Niederlage.

Fouquet hätte wenigstens 30,000 Mann nöthig gehabt, um alle Gebirgsposten in dieser Gegend zu besezzen; durch nothwendige Detaschements geschwächt behielt er nur 8000 Mann bei sich. Laudon bemerkte seine gefahrvolle Lage, und beschloß, sie zum Verderben der Preußen zu benuzzen. Er ließ 12000 Mann vor Glaz, und zog seine übrigen 28,000, andre versichern gar 31,000 Mann zusammen, um in 5 Abtheilungen das schwache Preußische Korps von 8000 Mann in der Nacht zum 23. Juni zu überfallen. Mit einer solchen Uebermacht konnte es ihm nicht fehlen, einige Schanzen zu ersteigen. Jezt ließ er den General Fouquet wie bei einer Festung zur Uebergabe auf-

fördern. Fouquet wollte nicht das Seitenstük zu Maxen liefern. Er antwortete mit Kanonenschüssen, und wehrte sich wie ein Verzweifelter von einer Anhöhe zur andern. Als aber die Hälfte seiner Leute erschossen oder gefangen war, und ihm die Reiterei den Rükweg abschnitt, so zog er sich in's Thal herab, stellte sein Fußvolk in ein Vierek, und suchte sich einen Ausgang zu erkämpfen. Die feindliche Kavallerie griff jezt an, aber lange vergebens, sie wurde mehrmals zurückgetrieben. Jedoch als die Preußen ihre Patronen verschossen hatten, und die Feinde immer mit frischen Truppen einander ablöseten, so wurde das Vierek durchbrochen, und Fouquet, der sich von 2 Uhr der Nacht bis 10 Uhr Morgens muthig vertheidigt hatte, mit 4000 Kampfgefährten gefangen genommen. Ohne die seltne Treue seines Reitknechtes Trauschke wäre er niedergehauen worden. Er hatte 3 gefährliche Wunden empfangen, stürzte vom getödteten Pferde zu Boden, und wurde von den betrunknen feindlichen Dragonern ohne Verschonen mit Hieben bedroht. Sein treuer Diener warf sich auf ihn, fing die Hiebe auf, und rief in Verzweiflung: wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen? Dies hörte der kaiserliche Oberste Voit, welcher die Trunkenbolde wegstieß, und den mit Blut und Staub bedekten Fouquet von der Erde auf sein Paradepferd hob. Nur ein Theil der Preußischen Husaren von Gersdorf und Dragoner von Platen hieb sich glüklich durch, rettete noch verschiedne Fußsoldaten,

baten, und dieser Ueberrest von etwa 1500 zog sich nach Jauer und dann nach Breslau. An 1800 Todte bedekten den Wahlplaz; alle andere geriethen in die Gefangenschaft. Die Oestreicher hatten jedoch auch stark gelitten, und ihren Sieg mit 3000 Mann erkauft. Laudon jedoch beflekte seinen Ruhm durch die Erlaubniß, die durch Leinwandmanufakturen blühende Stadt Landshut barbarisch zu plündern, eine Plünderung, die ihm Friedrich nie verzeihen konnte. Friedrich war übrigens mit dem Verhalten Fouquet's, so sehr die Niederlage ihn schmerzte, dennoch vollkommen zufrieden; er verglich es mit dem Kampf des Leonidas in den Engen Thermopylä, und ehrte diesen Helden Lebenslang als seinen Freund. Jezt war dessen Schikſal hart und freudenleer, er verlor bald nachher bei der Bestürmung von Glaz sein ganzes Vermögen, und wurde, weil er für die mitgefangnen und oft gemißhandelten Offiziere zu Wien mit Eifer sprach, im Sept. bis nach der Festung Karlstadt in Kroatien geschikt, wo er bis nach dem Frieden bleiben mußte, weil man seine Auswechselung hartnäkkig verweigerte. Friedrich ersezte ihm hernach alle seine Leiden durch auffallende Beweiſe der königlichen Milde und Traulichkeit. Als er sich wegen Altersschwäche vom Dienste zur Ruhe in die Stadt Brandenburg begab, besuchte ihn der König oft, sorgte für ihn als Arzt, schikte ihm von dem besten Obste aus den Gärten zu Sanssouci die ersten Früchte und von jedem seltnen Weine einige Flaschen, und

betrauerte seinen 1773 erfolgten Tode mit innigem Schmerze.

Die wichtigste Folge des Landshuter Sieges war die Eroberung der Festung Glaz, welche nach Magdeburg die stärkste in allen Preußischen Staten ist. Sie hatte Proviant im Ueberflusse, aber nur 2400 Mann Besazzung, größtentheils Ausländer und Ueberläufer, und in dem Kommandanten O., einem Italiener, einen nicht sehr geschikten Vertheidiger. Harsch leitete die Belagerung, und Laudon dekte sie. Kaum fingen die Oestreicher am 26. Juli an, die Festung zu beschießen, so verließen die Belagerten einige Außenwerke. Die Kroaten, durch diese schnellen Vortheile ermuntert, wagten einen Sturm. Ganze Kompagnien Preußen, durch die Jesuiten gewonnen, warfen das Gewehr weg und empörten sich. Der Kommandant O. ergab sich nun ohne Kapitulation, und so kam diese bedeutende Festung binnen 4 Stunden mit ihren ungeheuern Magazinen in feindliche Gewalt. O. bezeugte keine Lust, nach geendigtem Kriege in Preußische Dienste zurükzugehen.

Das bisherige Kriegsglük machte den General Laudon kühn genug, größere Unternehmungen zu wagen, als seine Kräfte gestatteten, wobei er sich auf Ueberraschung und Zufall verließ, die ihn aber diesmal täuschten. Er rükte vor Breslau, und dürstete nach der Ehre, es noch vor Ankunft der Russen, welche seit dem 26. Juli in vollem Anmarsche nach Schlesien waren, zu erobern. Ein glük-

licher

licher Ausgang war ihm selber zweifelhaft; er rechnete bloß auf Ueberrumpelung. Denn es fehlte ihm an Munition und Belagerungsgeschüz; und einem Sturme sezten die tiefen und breiten mit Wasser angefüllten Graben unübersteigliche Hindernisse entgegen. Er fand indessen an dem Kommandanten einen Mann, der alle seine Hofnungen vereitelte. Dies war der Befehlshaber der königlichen Garde, General Tauenzien, ein eben so entschloßner als kluger Held. Seine Lage war mißlich, seine Geistesgegenwart desto größer. Er hatte nur 1000 Mann Garde, den Ueberrest der Kolliner Schlacht, auf welche er sich verlassen konnte. Die 2000 übrigen Soldaten der Besazzung waren unzuverlässige Leute, Ausreißer, Invaliden und gezwungne Miethlinge, die Lust zum Aufruhre zeigten, und von 9000 gefangnen, dort verwahrten Oestreichern leicht darin unterstüzt werden konnten. Laudon ließ die Festung am 30. Juli auffordern, und da es ihm an andern Mitteln gebrach, kramte sein Abgeordneter einen Wortschwall von philosophisch-politisch-juristisch-militärischen Gründen aus, welche dem General Tauenzien die Nothwendigkeit und Rechtmäßigkeit der Uebergabe beweisen sollten. Tauenzien fertigte diese Botschaft mit gebührender Verweigerung ab. Laudon wiederholte seine Aufforderung, überließ ihm die Freiheit, die Kapitulation nach seinem Wunsche aufzusezzen, und suchte durch fürchterliche Beschreibungen von der Stärke und Nähe der Russischen Armee zu schrekken;

len; in 2, höchstens 3 Tagen, hieß es, wären sie da, dann würde gar keine Kapitulation mehr bewilligt, dann sollte auch das Kind in Mutterleibe nicht verschont werden. Tauenzien antwortete kaltblütig und lakonisch: ich bin nicht schwanger, meine Soldaten sind es ebenfalls nicht. Laudon schrieb darauf an den Stadtrath, machte jedoch keinen Eindruk, und erhielt keine Antwort. Um doch etwas zu thun, ließ er am 1. August 3 Batterien anlegen, und von 10 Uhr Abends bis Mitternacht ein lebhaftes Feuer machen, wodurch Friedrich's Pallast und einige Bürgerhäuser in Brand geriethen. Tauenzien schoß ebenfalls aus langen Feldschlangen, und zwar so glüklich, daß er Laudon's Hauptquartier erreichte, sein Zimmer durchlöcherte und ihn zur Veränderung seiner Wohnung veranlaßte. Am folgenden Tage unterhandelte Laudon noch einmal, bot der Besazzung freien Abzug an, und drohte im Weigerungsfalle die Laufgraben zu eröfnen. Das habe ich längst erwartet, erwiederte der unerschütterliche Kommandant und damit hatte die Unterredung ein Ende. Unerwartet verhielt sich Laudon ganz ruhig, und zog am 3. August eiligst weiter, nachdem er die Stadt 5 Tage lang eingeschlossen hatte. Die Ursache dieses Abmarsches war die Annäherung des Prinzen Heinrich, welcher auf die Nachricht der Gefahr von Breslau sogleich zum Entsaz heraneilte, und nur noch 4 Meilen davon war, als Laudon sein Vorhaben aufgab. Heinrich erwarb sich neue Verdienste um's Vaterland, indem er durch seine

ge-

geschikten Bewegungen und Stellungen die Vereinigung der ihm nachfolgenden Russen mit den Oestreichern verhinderte. Laudon marschirte nach Schweidniz zu, und Soltikof, welcher auf der andern Oderseite bis Hundsfeld eine Meile von Breslau kam, fand es nicht für rathsam, über den Fluß zu gehen, um mit seinen 75000 Mann etwas gegen die 30,000 Mann starken Armee Heinrich's zu unternehmen.

Des Prinzen Lage blieb immer höchst gefährlich, denn Laudon durfte nur 2 schnelle Märsche machen, so war er wieder vor ihm, und die Russen konnten ihn an einem Tage umringen. Friedrich beschloß daher, ihm zu Hülfe zu kommen, nachdem sein Versuch, Dresden zu erobern, mißlungen war. Diese Belagerung verdient es, daß wir einige Augenblikke bei ihr verweilen. Friedrich machte die kunstreichsten Bewegungen, um die große Armee Daun's von Dresden wegzulokken. Schon im Juni ging er unterhalb dieser Stadt über die Elbe, welches Daun ruhig geschehen ließ, weil er es nur durch eine Schlacht, wozu er durchaus nicht geneigt war, hätte verhindern können. Friedrich wendete sich hierauf in die Lausiz, stand den 6. Juli bei Bauzen, und machte Miene, als wenn er nach Schlesien gehen, die Gemeinschaft Daun's mit Laudon und Soltikof abschneiden und sich mit seinem Bruder verbinden wollte. Daun glaubte ein solches Vorhaben zerstören zu müssen, er brach also eilends auf, und marschirte 3 Tage hinter einander

mit

mit der hastigsten Geschwindigkeit, um dem Könige zuvorzukommen, und freute sich, als er am 9. Jul. schon den Queisfluß hinter sich, und seine Armee auf Schlesischem Boden sahe; nun glaubte er die Preußen recht überlistet zu haben. Friedrich hatte indessen keinen Schritt weiter vorwärts gethan; sondern statt dessen kehrte er sich plözlich wieder um, ging aus der Lausiz über die Elbe zurük, und stand den 12. Juli von neuem vor Dresden. Die Reichsarmee wich schüchtern zurük, die Stadt wurde aufgefordert, und auf die abschlägige Antwort des Kommendanten Macquire lebhaft beschossen. Die Preußen dehnten sich von Grünau bis Rakniz aus, eroberten die Pirnasche Vorstadt, vertrieben die Panduren aus dem großen Garten, und wären vielleicht bei der ersten Bestürzung der Belagerten durch einen Sturm Meister der Festung geworden, wenn nicht Friedrich die mit einer solchen Eroberung verbundnen Greuel, besonders in einer Königsstadt verabscheut hätte. Er hoffte durch Furcht den Kommendanten zu schrekken, daß er als Bundesgenosse Sachsen's lieber die Stadt übergeben, als in einen Schutthaufen würde verwandeln lassen. Aber Macquire hatte die strengsten Befehle, sich zu behaupten, und da er mit einem Korps des Generals Lascy die Gemeinschaft offen behielt, so fehlte es ihm nicht an Truppen, um alle Posten stark besezzen zu können. Friedrich sahe sich daher zu einer förmlichen Belagerung veranlaßt. Vom 14. Juli an wurde mit

Zwölf-

Zwölfpfündern, Haubizgranaten und Feuerkugeln eine schrekliche Verwüstung angefangen, und nach der Ankunft des schweren Geschüzzes von Magdeburg so fürchterlich fortgefahren, daß ganze Straßen in Brand geriethen, und die prachtvollsten Pallästе einstürzten. Am 19. Juli flogen allein 1400 Bomben und Kugeln in die unglükliche Stadt. Feuer und Dampf erfüllte den Ort, an kein Löschen war mehr zu denken, das Röhrwasser war abgeschnitten, nirgends fand man Sicherheit, in den Häusern und auf den Straßen gerieth man in Gefahr, zu verbrennen, zu erstikken oder von den herumfliegenden Kugeln zerschmettert zu werden. Die Noth der Einwohner wurde durch die Raubsucht ihrer sogenannten Beschüzzer, der Oestreicher, vergrößert, indem diese die bombenfesten Gewölbe der Dresdner erbrachen, die verwahrten Schäzze plünderten, verdarben, zerstörten. Wer noch Kraft zum Gehen hatte, mußte es für ein Glük halten, daß er über die rauchenden Trümmer seiner Wohnung schreiten und die freie Landstraße durch die Flucht erreichen konnte. Da gerade der schönste und blühendste Theil der Stadt, die Pirnaer und die Schloßstraße abbrannten, so traf die Flucht auch die vornehmsten, feinsten und wohlhabensten Einwohner beiderlei Geschlechts, welche in allen Bequemlichkeiten des Lebens erzogen und an sie gewöhnt, jezt ihre wenigen Habseligkeiten, die noch zu retten waren, wie Lastthiere selber fortschleppen, und kranke oder schwächliche Damen auf Schubkar-

ren wegziehen mußten. Wie eine Nationaltrauer betrachtete man die Zerstörung der Kreuzkirche, die durch ihr Alter und ihre Schönheit für eine Zierde von ganz Sachsen, und für die einzige ihrer Art in Deutschland galt. Der Thurm, von Bomben in Brand gesteckt, flammte wie eine Fakkel, stürzte auf das Dach der Kirche, und verwüstete das Aeußere wie das Innere, und die umliegenden Pallästе, Denkmäler der Italienischen Baukunst. Zur Rechtfertigung ihres Verfahrens führten die Preußen an, daß die auf dem Thurme stehenden Kanonen, welche sonst nur an Festtagen abgebrannt wurden, jezt von den Feinden wie von einer Batterie losgeschossen worden wären. Daun bereute es, daß er sich durch Friedrich's List hatte entfernen lassen, er eilte daher mit schnellen Schritten nach Dresden zurük, wo er bereits am 20. Juli eintraf. Er warf täglich frische Truppen in die Stadt, welche die Besazzung ablöseten; es erfolgte ein Ausfall nach dem andern, wobei den Preußen oft die Kanonen vernagelt wurden, wenn gleich die Oestreicher gewöhnlich wieder weichen mußten. Friedrich gerieth bald vom Anfange der Belagerung her über die Fehler seiner Ingenieure, Artilleristen und Offiziere in Zorn, ihnen schrieb er die Schuld des Mißlingens zu; und schon längst gereizt schüttete er seinen ganzen Unwillen über das Hallische Regiment von Bernburg aus, weil er meinte, daß es sich in den Laufgräben nicht lange genug gewehrt und zu früh der Uebermacht nachgegeben habe.

habe. Er bestrafte es damit, daß die Offiziere desselben die schmalen Huttressen und die Gemeinen die Seitengewehre ablegen mußten. Diese Kleinigkeit wurde in den Augen der Preußen, die ein hohes Ehrgefühl erfüllte, für eine so unerträgliche Beschimpfung gehalten, daß alle Offiziere dieses Regiments ihren Abschied forderten, weil sie ihre Pflicht gethan zu haben überzeugt waren. Ihr Gesuch fand nicht Statt.

Die Oestreicher waren indessen der Belagerung sehr überdrüssig, und suchten ihr durch einen Ueberfall der königlichen Armee, welche sie dekte, ein Ende zu machen. Friedrich hatte in einem Vorwerke bei dem schwach besezten Dorfe Grüna sein Hauptquartier. Das Lager war etwas davon entfernt. Mit anbrechendem Tage drangen die Oestreicher vor, die Preußischen Feldwachen zogen sich zurük, und Friedrich, der fast gefangen worden wäre, hatte nur noch Zeit, sich auf das Pferd zu schwingen und das Lager zu erreichen. In Zeit von 3 Minuten stand die ganze Armee, welche die Feinde wie bei Hochkirch im Schlafe zu überraschen gedachten, in völliger Schlachtordnung. Dieser unerwartete Anblik sezte die Oestreicher in solch Erstaunen, daß sie sogleich zurükgingen; denn zu einer förmlichen Feldschlacht hatten sie durchaus keine Last. Der König veränderte nun sein Lager in etwas; um die linke Flanke zu sichern, machte er aus dem großen Garten einen Verhak, zu welchem Zwek er die schönen, von allen Reisenden bewunderten

Alle

Alleen niederhauen, und den ganzen Garten, das Werk eines Jahrhunderts, in wenig Stunden in eine Einöde verwandelt ließ, weil der Kriegsdämon ein solch Opfer forderte. Die Belagerung wurde bloß noch der Ehre wegen fortgesezt, das Bombardiren ging langsamer, endlich verstummte es. Die Feinde fingen 8 von Magdeburg kommende, mit Munition und Getreide beladene Schiffe auf; es riß Mangel ein; Friedrich erhielt die Nachricht von dem Verluste der Festung Glaz, von dem Anzuge der Russen, von der Verlegenheit seines Bruders, er hob daher am 27. Juli die Belagerung auf, und marschirte in einer regnichten Sturmnacht nach Meißen. Er zählte 1478 Todte und Verwundete und 261 Gefangne, die ihm die Einschließung Dresdens vom 14. bis 27. Juli kostete. In Dresden waren 6 Kirchen, 416 Palläste und schöne Häuser eingeäschert und 115 stark beschädigt. Eine Menge Einwohner hatten ihr Leben, viele ihre gesunden Glieder und mehrere ihren Reichthum verloren, und noch nach einem beinahe verflossnen halben Säkulum sind die Spuren dieser schrecklichen Belagerung nicht gänzlich verwischt.

Friedrich ließ hierauf den General Hülsen mit einigen Regimentern in Sachsen zurük, und ging im Angesichte der Feinde über die Elbe, Spree, Neiße, den Queis und Bober nach Schlesien. Ungeachtet die Brükken zerstört waren, und er 2000 Wagen bei sich führte, legte er doch 20 Meilen in 5 Tagen zurük, und stand am 7. Aug. bei Bunzlau,

in

in Schlesien. Daun eilte ebenfalls dahin, traf am nämlichen Tage bei Lauban ein, zog Laudon's Armee an sich, und suchte nun mit einer Macht von 90,000 Mann Friedrich's Heer von 30,000 Mann an der Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich zu hindern. Die Preußen und Oestreicher zogen bald weiter, und marschirten einige Tage auf eine solche Art hintereinander, daß man die Daunsche Abtheilung im Vorderzuge, den König in der Mitte und das Laseysche Korps im Hintertrabe für die Armeen einer und derselben Nation hätte halten mögen. Friedrich lagerte sich am 14. Aug. bei Liegnitz, und Daun gegen über bei Wahlstadt, einem Kloster auf dem Felde, wo im Jahre 1241 die berühmte Schlacht zwischen den Tatarn und Christen geliefert wurde. Die Preußen und Oestreicher standen so nahe, daß sie nur die Katzbach, ein kleines, schnell aufschwellendes Wasser, zwischen sich hatten, und sich mit Kanonenkugeln erreichen konnten.

Unterdessen war der Russische General Czernitschef mit 20,000 Mann über die Oder gegangen, und befand sich auf dem Wege nach Liegnitz, wo Daun einen klugen und wohlausgedachten Plan zur Wiederholung des Ueberfalls von Hochkirch entworfen hatte. Er wollte den 15. Aug. in der Morgendämmerung die Preußische Armee unerwartet anfallen. Er selbst beschloß die Vorderseite des Lagers zu bestürmen, Laudon sollte den linken Flügel und Lascy den rechten angreifen. Das Russische Korps unter Czernischef war bestimmt, dem

König

König die Flucht über die Oder oder den Rükzug nach Glogau zu versperren. Daun wurde nicht aus eignem Antrieb, sondern durch die ernstlichen Drohungen des Russischen Obergenerals Soltikof zu diesem muthigen Vorhaben bewogen. Soltikof war mit dem vorsichtigen und gar zu bedachtsamen Verfahren der Oestreicher höchst unzufrieden; es verdroß ihn, daß man den König so ruhig über 5 Flüsse habe ziehen lassen; und er warf ihnen vor, daß sie bei ihrer Saumseligkeit demselben Gelegenheit geben würden, sich mit seinem Bruder Heinrich zu vereinigen, bei Steinau die Oder zu passiren und sich mit aller Stärke auf die Russische Hauptarmee zu stürzen. Es kostet, sagte Soltikof, dem Genie Friedrich's nur einen seiner gewöhnlichen Kunstgriffe, um dieß zu bewirken. Sobald man die Preußen aber so weit kommen ließe, sezte er drohend hinzu, würde er ohne das Geringste weiter zu wagen, nach Polen zurükmarschiren, und für dieß Jahr den Feldzug endigen, ehe er ihn mit Thatkraft angefangen hätte. Durch diese Vorstellungen erschrekt, beschloß Daun eine Schlacht zu wagen, wozu er sonst keine Neigung hatte.

Der Daunsche Anschlag würde wahrscheinlich gelungen sein, wenn er hätte geheim bleiben können. Aber Friedrich erfuhr ihn den Abend vorher, und vereitelte ihn nicht bloß, sondern benuzte ihn auch zu seinem Vortheil. Die Oestreicher glaubten ihrer Sache so gewiß zu sein, daß sie frohlokkend sagten: „Der Sak für die Preußen sei aufgemacht,

„man würde sie fangen und dann den Sak zuschnü-
„ren.“ Friedrich erzählte diese Praleréi seinen Of-
fizieren über der Tafel, und sezte hinzu: „sie haben
„eben nicht Unrecht; aber ich gedenke in den Sak
„ein Loch zu machen, welches sie Mühe haben sol-
„len auszubessern.“ Während der Nacht verän-
derte er das Lager, ließ die Armee eine Stunde
weiter an der Katzbach herunterziehen und die Hö-
hen von Pfaffendorf besezzen. Bauern mußten in-
dessen im alten Lager die gewöhnlichen Wachtfeuer
unterhalten, und Husarenpatrouillen wie sonst alle
Viertelstunden das Lagergeschrei erheben. Hierdurch
wurden die Feinde so getäuscht, daß sie von dem
Abmarsche der Preußen nichts merkten, den König
noch immer in seiner vorigen Stellung glaubten,
und darnach ihre entworfenen Bewegungen einrich-
teten. Laudon machte einen großen Umweg,
ging bei Parchwiz über die Katzbach, und rükte von
da nach Liegniz; alles dieß war nöthig, wenn er
mit anbrechendem Tage den linken Preußi-
schen Flügel nach der vorigen Lage erreichen wollte.
Aber sein langer Weg wurde ihm zu seinem großen
Schrekken sehr abgekürzt. Er glaubte noch weit
vom Könige zu sein: und jezt fand er ihn da, wo
er ihn nicht erwartet hatte, ganz in seiner Nähe.
Friedrich, der eben mit dem Markgrafen Karl
und mit Zieten bei einem kleinen Wachtfeuer
schlummerte, wurde durch den Zietenschen Major
Hund von der Ankunft Laudon's benachrichtigt;
sogleich schwang er sich auf's Pferd, und brachte die

auf

auf diesen Fall schon berechneten Anordnungen in Ausführung. Zieten mußte mit dem rechten Flügel diejenige Gegend, wo Daun und Lascy mit ihren Abtheilungen herkommen könnten, beobachten. Er selbst rükte mit dem linken Flügel dem Laudonschen Heere von 30,000 Mann entgegen, und beschoß es von einer in der Nacht aufgeführten Batterie. Laudon, der Ueberraschter, sah sich jezt überrascht; doch da er sich noch immer auf die Mitwirkung Daun's verließ, wich er dem Kampfe nicht aus, sondern stellte seine Truppen bei dem schwachen Morgenschimmer und auf einem eingeschränkten Boden, so gut er konnte, in Ordnung, und griff die auf den Höhen stehenden Preußen muthig an. Aber seine Kavallerie wurde bald in Morâste gejagt, aus denen sie sich nur nach langer Mühe herausarbeitete, und seine Infanterie ward gleichfalls nach einem hizzigen Kampfe zurükgeworfen. Als endlich die Sonne aufging, und er von einem Hügel noch keine herbeieilende Unterstüzzung entdekken konnte, rief er aus: Freunde! wir sind allein, es bleibt uns nichts übrig, als guten Muth zu behalten und mir zu folgen. Er griff noch 4mal von neuem an, und sezte sich persönlich der größten Gefahr aus. Doch er mußte in Verwirrung fliehen. Der Oberstlieutenant Möllendorf und Major Rhodig zeichneten sich mit dem 2ten Bataillon Garde bei dem an der Fronte liegenden Dorfe Panten vorzüglich aus, trieben einen Hauptangriff dabei zurük, und machten viele

Gefangne.

Gefangne. Laudon sammelte um 5 Uhr Morgens seine Flüchtlinge, ordnete sie wieder und machte einen geschikten Rükzug. Die Preußen hatten einen glänzenden Sieg mit geringem Verlust errungen, sie hatten nur 600 Todte und 1200 Verwundete, dagegen nahmen sie 86 Offiziere und 6000 Gemeine gefangen, und eroberten 82 Kanonen und 23 Fahnen. An Todten und Verwundeten rechnet man den Oestreichischen Verlust auf 10,000 Mann, ob sie selber gleich nur 6000 Mann zugestanden.

Daun und Lascy brachten die Nacht nahe an der Katzbach ruhig zu, weil der vorige Standpunkt des Königs kaum um einen Kanonenschuß davon entfernt war. Mit dem frühsten Morgen rükten sie aus, um die Preußen anzugreifen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als ihre Vortruppen meldeten, das königliche Lager sei leer, und man wisse gar nicht, was aus dem Könige geworden sein müsse. Wegen des widrigen Windes konnten sie von dem Schießen nichts hören, ungeachtet über 200 Kanonen abgefeuert wurden. Um nun den Feldmarschall Daun, der lange unschlüssig blieb, was er thun solle, von der Niederlage Laudon's zu überzeugen und zum Abzuge zu bewegen, ließ Friedrich einen 3maligen Siegesdonner ertönen, wodurch der vorsichtige Daun veranlaßt wurde, in sein altes Lager zurükzugehen. Friedrich ritt nach gewonnener Schlacht die Fronte herauf, dankte den Truppen, und lobte auch das Halische Regiment, von welchem alsbald 4 alte

Soldaten seinen Zügel ergriffen, das Pferd anhielten, und um die Rükgabe der entzognen Kriegsehrenzeichen baten. Ohne Zögern wurde diß bewilliget, und der König machte das tapfere Betragen dieses Regiments und dessen Wiedergleichstellung mit den übrigen Bataillonen bei der Parade selber bekannt. Damit die Vortheile des Sieges jedoch nicht verloren gingen, das heißt, um die gestörte und jezt erbfnete Gemeinschaft mit der Oder zu behaupten, marschirte Friedrich noch an demselben Tage 3 Meilen weiter bis Parchwiz. Dieser Marsch sezt die Fertigkeit und Gewandtheit der Preußischen Truppen ins hellste Licht. Abgemattete Sieger, die der Ruhe bedurft hätten, rafften ihre Kräfte zusammen, pakten ihre eigne Sachen, die erbeuteten Siegesdenkmäler und die Verwundeten auf, und ließen nicht das Mindeste zurük. Die Blessirten, mochten es Preußen oder Oestreicher sein, wurden auf Brot- Mehl- oder Staatswagen gesezt, ohne nach dem Eigenthümer zu fragen; jeder Reiter und Pakknecht mußte ein erobertes Gewehr mitnehmen. So blieb keine Kanone, keine Flinte, kein Gefangner auf dem Schlachtfelde. Der General Saldern, Intendant der Armee, hatte alle Anstalten so schnell und doch so ordentlich besorgt, daß die Preußen schon 4 Stunden nach der Schlacht um 9 Uhr Morgens in vollem Marsche nach Parchwiz zu begriffen waren. Als der König daselbst ankam, erfuhr er, daß der Russische General Czernitschef bei Liza in der Nähe

Bres-

Breslau's stünde, und sich mit den Oestreichern zu vereinigen gedächte. Dieß machte seine Lage noch immer bedenklich; die kaiserliche Hauptarmee hatte nichts gelitten, ihm fehlte es an Brot, die Stellung der Russen schnitt ihm den Weg zu den Breslauer Magazinen ab, griffen beide Heere ihn unter diesen Umständen an, so konnte ihm Hunger und Schwert, und ein Haufen von 6000 Gefangnen, deren er sich nicht zu entledigen wußte, gleich gefährlich werden. Die Russen mußten also aus seiner Nähe entfernt werden. Dieß bewirkte er durch folgende List. Er schrieb an seinen Bruder Heinrich, und meldete ihm in einem Briefe, daß er nach seinem Siege über die Oestreicher die Russen jenseits der Oder unter Soltikof angreifen wolle; er, der Prinz, solle zu diesem Zwek die verabredeten Bewegungen machen. Durch große Versprechungen wurde ein Bauer bewogen, diesen Brief auf eine kluge und feine Art dem Russischen General Czernitschef in die Hände zu spielen, indem er sich von den Vorposten wie durch einen Unfall, aber doch absichtlich gefangen nehmen ließe. Friedrich erreichte seinen Zwek. Czernitschef ging noch am selbigen Abend über die Oder zurük, um dem Feldmarschall Soltikof, dem nach Inhalt des aufgefangnen Briefes eine Schlacht drohete, Beistand zu leisten. Friedrich's Besorgnisse hörten nun auf, er lagerte sich ungehindert bei Neumark, zog seinen Unterhalt aus Breslau, ließ die Gefangnen dahin bringen, und seine Armee von den

bisherigen Mühseligkeiten einige Zeit ausruhen. Heinrich mußte indessen die Russen beobachten; da diese jedoch zu keinem wichtigen Unternehmen geneigt schienen, so hielt Friedrich zur bloßen Beobachtung 12,000 Mann unter dem General Golz für hinlänglich, und mit dem übrigen Heere Heinrich's vereinigte er sich am 29. August. Mit dieser verstärkten Macht marschirte er nach Schweidniz, welches Daun zu belagern suchte, bei Friedrich's Annäherung aber gleich verließ. Der ganze Monat September wurde von beiden Armeen in einem Bezirk von etlichen Meilen um Schweidniz herum mit künstlichen Bewegungen und Märschen zugebracht, um einander den Vortheil der Stellung im Fall einer Schlacht abzugewinnen. Hiezu kam es nicht. Friedrich machte darauf den Plan, den Feldmarschall Daun ganz aus Schlesien wegzumanövriren, welches ihm endlich dadurch gelang, daß er sein Heer umging, die Zufuhren aus Böhmen erschwerte und mehrere Magazine zerstörte. Um nicht von Böhmen ganz abgeschnitten zu werden, zog sich Daun in die Gebirge zurük und räumte Schlesien, ob er gleich eine Armee von 100,000 Mann befehligte.

Unterdessen ereignete sich in Pommern ein Vorfall, welchen die darauf geschlagne Gedächtnißmünze mit den passenden, aus einem Lateinischen Dichter genommenen Worten: eine That, der Fabel ähnlich, karakterisirt. Die Russen, welche in Schlesien das vorgesteckte Ziel, Eroberungen

gen zu machen, nicht erreichen konnten, machten zu Ende August's zum 2ten Male den Versuch, die Festung Kolberg zu erstürmen. Sie ließen sie durch 15,000 Mann zu Lande umringen, und durch eine Flotte von 27 Kriegsschiffen, Fregatten und Bombardirgalliotten bestürmen, wozu die Schweden noch 6 Kriegsschiffe und 2 Fregatten schikten. Binnen 4 Tagen wurden 700 Bomben in die Stadt geworfen und viele Häuser zerstört. Der bekannte Major Heiden schlug mit seiner kleinen Besazzung und mit der Bürgerschaft alle Anfälle herzhaft zurük, bis er eine ungehoffte Hülfe erhielt. Der General Werner kam bloß mit einem Husarenregiment und 3 Bataillonen aus Schlesien herbei, nachdem er einen Marsch von 40 Meilen in 12 Tagen vollendet hatte. In Stettin zog er noch ein Bataillon an sich, und mit dieser geringen Mannschaft stürzte er sich am 18. September über die Russen her, daß sie voll Bestürzung die Flucht ergriffen und nach einer 20tägigen Einschließung die Belagerung aufhoben. Sie hielten es für unmöglich, daß von der so weit entfernten Preußischen Armee ein Entsaz versucht werden könnte. Bloß diese Einbildung machte sie sicher, und ihre Ueberraschung daher fassungslos. Sie zogen sich theils zu Lande weg, theils flüchteten sie auf die Schiffe, und ließen 15 Kanonen und 7 Mörser, ihre ganze Munition und den Proviant im Stiche. Werner machte 600 Gefangne, und schreckte durch den Anblik seiner Husaren, die sich an der Küste zeigten, am andern

Mor-

Morgen die feindliche Flotte so sehr, daß sie die Anker lichtete und davon segelte, als ob sie sich auf dem Meere vor den Husaren nicht sicher hielte. Der Deutsche Horaz, der Dichter Ramler besang die Befreiung seiner Vaterstadt in einer Ode, und Pommerns patriotische Bürger verewigten sie durch eine Medaille. Werner vertrieb darauf die Schweden und überfiel sie siegreich bei Pasewalk, wo er 300 niederhieb, 600 gefangen nahm und 8 Kanonen erbeutete.

Zu diesen frohen Ereignisse kesteten sich aber bald wieder einige bedeutende und den König sehr kränkende Unfälle an. Sachsen wurde ihm Ende Sept. und im Oktober entrissen, und seine Residenz geplündert. Die Reichstruppen, welche das kleine Preußische Korps unter Hülsen leicht verdrängen konnten, verhielten sich mehrern Wochen hindurch ganz unthätig, bis der aus Fulda im vorigen Jahre so unsanft vertriebne Herzog von Wirtemberg mit 12,000 Soldaten zu ihnen stieß. Dieser Fürst, welchen Friedrich der Große nach seines Vaters Tode zu Berlin erzogen, mit vielen Wohlthaten überhäuft, und durch sein Ansehen zur frühern Uebernahme der Regierung, als es die Gesetze vorschreiben, verholfen hatte, vergaß jezt alle Empfindungen der Dankbarkeit, und selbst die Beobachtung des äußern Anstandes; er drang sich den Feinden desselben recht geflissentlich auf, und bedung sich statt aller Subsidien die unwürdige Befugniß, alle erpreßten Kriegssteuern für sich zu behalten.

Von

Von dieser Erlaubniß machte er in den Hessischen und Preußischen Ländern, wohin er kam, den schrecklichsten Gebrauch. Vorzüglich seufzte Halle über seine Bedrükkungen. Er vereinigte sich Ende Septembers mit der Reichsarmee. Haddik und Macquire führten ihr noch kaiserliche Verstärkung zu. Aus mehr als 40,000 Mann bestehend, konnten sie nun leicht die verlaßne Stadt Leipzig besezzen, Torgau am 27. Sept. und Wittenberg am 14. Oktober erobern, nachdem sie Dreiviertel des leztern Ortes in Asche gelegt hatten. Die Preußischen Besazzungen geriethen in Gefangenschaft.

Weit empfindlicher für Friedrich und jeden Vaterlandsfreund war die Besezzung der königlichen Hauptstadt und der Lustschlösser durch die Russen und Oestreicher vom 9. bis 12. Oktober. Die feindlichen Generale waren mit dem bittersten Verdrusse über den schlechten Fortgang ihrer Waffen erfüllt; es kränkte sie tief, daß Friedrich ihre Plane vereitelt, und ihre großen Armeen in Unthätigkeit erhalten hatte; Daun insbesondre glaubte vor einem noch größern Unfalle nicht sicher zu sein, so lange Friedrich in seiner Nähe stünde; er wünschte ihn zu entfernen, und zugleich eine Unternehmung zu vollführen, welche grosses Aufsehen erregen, und wenn gleich in der Hauptsache den Preußen nicht viel Schaden, doch desto mehr Schrekken verursachen möchte. Hierzu schien ihm die Brandschazzung Berlin's das dienlichste Mittel zu sein. Er beredete daher den Russischen Feldmarschall Soltikof 30,000 Mann zu dieser Eroberung abzu-

zusenden, welche von 18,000 Oestreichern unter Lascy unterstüzt werden sollten. Soltikof liess sich nach vielen Vorstellungen endlich dazu bereit finden, er schikte den Grafen Tottleben, der lang in Berlin gelebt und vorher Preußische Dienste gethan hatte, mit einem Avantkorps von 8000 Mann theils regulärer Truppen, theils schwärmender Kosaken voraus, dem der General Czerujtschef mit 22000 Mann nachfolgte. Er selbst ging ebenfalls über die Oder, und wendete sich nach der Mark, um den Zug zu dekken. Die Aussicht zur Beute war für die Feinde so reizend, daß sie ohne Rasttag zu halten, in einem Trabe vorwärts eilten. Tottleben vollendete den Zug von Beuten an der Oder in 6 Tagen und zeigte sich am 3. Oktober vor den Thoren Berlin's. Der eben nicht rühmlichst bekannte General Rochow war noch Kommandant, und noch eben so ungläubig und unentschlossen, als das vorige Mal. Er hielt den Anzug der Feinde für ein Mährchen, bis zu seinem Schrekken die Aufforderung zur Uebergabe an ihn erging. Er hätte gewiß durch ein übereiltes und furchtsames Benehmen die Residenz den Feinden früher in die Gewalt gegeben, und folglich den Nachtheil verdoppelt; aber zum Glükke Berlin's fanden sich gerade muthige Helden, der alte Feldmarschall Lehwald, und die verwundeten Generale Seidlitz und Knoblauch daselbst; diese drangen in den Kommandanten, daß er die Uebergabe verweigerte, und sogleich Eilboten an den in Pommern stehenden

Gene-

General Prinzen von Wirtemberg *) schikte. Der Graf Tottleben erstaunte über die Verwegenheit der Berliner, ihm den Einzug in eine offne Stadt zu verweigern, und ließ sie von 2 Uhr Nachmittags bis spät in die Nacht mit Stükkugeln und Bomben beschießen; doch da dies nicht viel bewirkte, indem durch die guten Gegenanstalten das Feuer immer wieder gelöscht wurde, so versuchte er in der Nacht einen Generalsturm auf die Thore von der Schlesischen Seite her. Jedoch die Tapferkeit der Generale Seidlitz und Knoblauch, welche sich an die Spizze der geringen Besazzung von 1500 Mann stellten, trieb die stürmenden Russen 3mal zurük. Dieser unerwartete Widerstand bestürzte sie so sehr, daß sie ganz still abzogen, und ein verschanztes Lager bei Tempelhof aufschlugen. Am folgenden Tage den 4. Oktob. Abends traf, zur Freude der Berliner, schon das Korps des Prinzen von Wirtemberg, ungefähr 6000 Mann enthaltend ein, nachdem es Tag und Nacht 9 Meilen zurükgelegt hatte. Es war daher so abgemattet, daß es schlechterdings der Ruhe bedurfte. Die Russen, welche hievon bald Nachricht bekamen, wagten es nicht, ihre

*) Dieser Prinz war der Bruder des regierenden Herzogs, ebenfalls in Berlin erzogen, und blieb den Grundsäzzen der Dankbarkeit getreu, er diente seinem Wohlthäter dem Könige Friedrich mit inniger Ergebenheit, und fühlte über das Betragen seines Bruders den lebhaftesten Unwillen.

ihre Angriffe zu erneuern; sie fürchteten selber angegriffen zu werden, und zogen sich deswegen Morgens am 4. Oktb. bis Köpenik zurük. Ihre herumschwärmenden Pikets wurden sämtlich von den nachfezzenden Preußen aufgehoben. Schon hielten sich die leztern für gerettet; aber auch einigen Tagen strömten die Scharen von Czernitschef und Lasci herbei, Tottleben rükte wieder vor; und ob auch gleich eine neue Hülfe von 9000 Mann durch den General Hülsen am 8. Oktb. zu Berlin anlangte, so konnten 15000 Preußen einer feindlichen Heeresmacht von 48000 Mann auf die Länge nicht widerstehen; nach mehrern glüklichen einzelnen Gefechten hielt es der Prinz von Wirtemberg, um nicht aufgerieben oder gefangen zu werden, für nöthig, nach Spandow zu ziehen, und die Residenz ihrem Schiksale zu überlassen. Ihrer großen Uebermacht ungeachtet erkühnten sich die Feinde noch nicht, Berlin zu besezzen. Sie wußten, daß Friedrich im vollen Anmarsche war, sie befürchteten, abgeschnitten zu werden, hielten daher am 8. Oktb. Kriegsrath, und beschlossen, unverrichteter Sache abzuziehen. Nur ein einziger feindseliger Dämon, der Französische Beobachter Mont-Alembert stimmte die Generale um; dieser zum Verderben der Preußen so unversöhnlich geschäftige Ränkemacher stellte ihnen die Schande vor, welche sie auf sich laden würden, wenn sie von einer unbeschüzten Stadt mit Feigheit zurükwichen. Der beredte Franzose stiftete mit seiner Zunge für Berlin mehr Unheil, als Tottleben mit sei-

seinen Kanonen. Die Stadt wurde daher noch einmal aufgefordert. Auf den Rath des einsichtsvollen und edelgesinnten Kaufmanns Gotskowski, des Schutzengels von Berlin, wurde beschlossen, sich lieber den Russen, als den Oestreichern zu ergeben, und die Folge zeigte, daß diese Wahl die beste war. Man schlaß in der Nacht eine Art Kapitulation mit dem Grafen Tottleben, welcher Anfangs 4 Millionen Thaler Brandschazzung forderte, sich aber nachher mit 1½ Millionen begnügte, und noch 1 Tonne Goldes zis Geschenk für sein Korps, und eben so viel für die Oestreicher ausbedung. Den 9. Okt. Morgens rükte er mit einem großen Theile Russen in Berlin ein, besezte die Thore und Hauptwache, und lagerte einige Tausend in den Lustgarten. Die übrigen Russen und die Oestreicher kampirten um die Stadt her. Der General Lascy war hierüber höchst erbittert, er wollte bloß für sich 1½ Million Brandschazzung, und verlangte alle Stadtposten mit den Russen gemeinschaftlich zu besezzen. Dies schlug Tottleben standhaft ab, und erwiederte den Oestreichern: „man hat mit mir kapitulirt; die „Herren Oestreicher werden weiter nichts erhalten, „als 100,000 Thaler Douceurgelder, welche ich „von freien Stükken für sie ausbedungen habe, wo„gegen sie aber auch gute und kapitulationsmäßige „Mannszucht halten werden.“ Die Oestreicher tobten, mußten aber nachgeben; doch räumte ihnen Tottleben das Brandenburger Thor, und einen Theil der Neustadt zum Quartiere ein. Sie hatten nicht

nicht übel Lust, die ganze Hauptstadt, wo sie viele Reichthümer vermutheten, barbarisch zu plündern. Selbst viele Russische Generale wünschten es, und beriefen sich auf Befehle vom General Fermor, der zwar das Oberkommando wegen seiner Kurzsichtigkeit niedergelegt hatte, den Gang der Kriegsgeschäfte bei der Armee aber immer noch mit seinem Rathe leitete. Indessen der menschlicher denkende Tottleben verhinderte diese Gräuelthat im Allgemeinen, wenn er gleich mehrere einzelne Ausschweifungen nicht abwehren konnte. Er selbst stellte sich der andern Generale wegen äußerlich hart, drohete, fluchte, pochte gewaltig, aber er handelte so gelinde, als es ihm möglich war. Er gab häufige Schuzwachen, und verschonte das Eigenthum der Bürger. Nur das dem Könige Angehörige, die öffentlichen Anstalten, Gebäude, Schlösser und Magazine litten großen Schaden, und manche eine völlige Verwüstung. Monbijou wurde verdorben, das Zeughaus geplündert, jede Pulvermühle zerstört, das Gießhaus sollte in die Luft gesprengt werden; bloß der Umstand, daß ein Pulvermagazin aus Unvorsichtigkeit mit 50 Russen aufflog, und kein Pulver mehr da war, rettete dies Gebäude und alle umliegenden Häuser und Paläste. So gute Manuszucht Tottleben indessen hielt, so verübten die unbändigen Kosaken doch manchen Unfug. Sie brachen am hellen Tage in mehrere Häuser, und raubten Kleider, Kleinodien, Geld, was sie nur habhaft werden konnten, und mißhandelten die

Ein-

Einwohner. Die Oestreicher machten es weit ärger, sie übertrafen jene wilden Horden an Frevel. Sie erbrachen die königlichen Ställe, welche nach der Kapitulation frei bleiben sollten, rissen die Pferde heraus, zertrümmerten die Kutschen; selbst die Krankenhäuser, Kirchen und Gräber waren vor ihrer Raubsucht nicht sicher. Es wurden 282 Häuser geplündert.

Am ärgsten wütheten die Feinde in den Lustschlössern außerhalb Berlin. Mit Wehmuth und gerechtem Unwillen muß der Geschichtschreiber erzählen, daß diesmal die Sachsen, welche sich bei den Oestreichern befanden, ihren edlen Karakter verläugneten, und sich so weit vergaßen, die Barbareien nachzuahmen. Sie ließen eine unwürdige Wuth an dem Schlosse Charlottenburg aus; und nicht genug, daß sie die kostbarsten Zimmergeräthe zerschlugen, die Spiegel und Porzellangefäße zertrümmerten, die Tapeten zerrissen, die seltensten Gemälde mit Messern zerschnitten, die Fußboden, Thüren und Wände mit Aexten zerhieben; so versündigten sie sich an der Kunst und Gelehrsamkeit. Friedrich hatte eine unschäzbare Sammlung von Kunstdenkmälern, Antiken, Vasen, Statüen ꝛc. aus der Verlassenschaft des Kardinals Polignak für große Summen an sich gekauft, und zu Charlottenburg aufgestellt. Diese seltnen Schäzze wurden — der 10. Oktob. 1760 ist dieser Trauertag — nicht von wilden Horden, sondern von Sachsen dem Untergange geweiht, von Bewohnern eines Landes,

des, wo Künste und Wissenschaften blühten, wo feine Sitten und anziehende Höflichkeit ein gebildetes Volk bezeichneten. Weder Griechische noch Italiänische Kunstwerke wurden verschont. Die Sächsischen Dragoner hieben die Köpfe, Arme und Beine der Bildsäulen in Stükken, und zermalmten sie mit Bedacht auf eine solche Art, daß sie nicht mehr zusammengesezt werden konnten. Die Lebenden hatten kein besseres Schikfal, als die leblosen Statüen. Ob die Bürger gleich die Sicherheit ihres Eigenthums mit 15000 Thalern abgekauft hatten, so wurden ihre Häuser dennoch geplündert, und alles, was nicht fortzubringen war, verwüstet. Viele Männer wurden mit Säbeln gehauen, andere mit Peitschen blutig gegeißelt, die Frauenzimmer entehrt; zwei Menschen starben unter diesen Mißhandlungnn. Eben so verfuhr man zu Schönhausen, dem Lustschlosse der Königin. Der dortige Schloßwärter und dessen Frau wurden nakkend ausgezogen, mit Ruthen gehauen und mit glühenden Eisen gezwikt, um Schäze zu verrathen, die nicht vorhanden waren. Zur Ehre der beleidigten Menschheit muß man indessen bemerken, daß einige Befehlshaber rühmliche Ausnahmen machen. So bezeigte der kaiserliche General Esterhazi, welcher Potsdam besezt hatte, die größte Achtung gegen seine eigne Würde, indem er keine Mißhandlung gestattete, sondern Bürgerschaft und königliches Eigenthum gegen alle Räubereien schüzte, und sich dadurch selber ein bleibendes Ehrendenkmal errichtete. Eben so schlug der Russische

Gene-

General Bachmann ein Geschenk von 10,000 Thaler aus, welches ihm der Berliner Stadtrath für seine Leutseligkeit anbot. „Ich bin, sagte er, „durch die Ehre, 3 Tage lang Kommandant in „Berlin gewesen zu sein, hinlänglich belohnt.“ Solche Beispiele edler Denkungsart verdienen der Erwähnung, da sie mit der Dauer des Krieges immer seltner wurden.

Sobald Friedrich am 4. Oktb. den Marsch Lascy's nach Berlin erfuhr, brach er aus seinem Lager in Schlesien auf, und eilte eben dahin, um die feindlichen Korps aufzuheben. Er ging am 11. Oktob. bei Sprottau über den Bober. Diese Erscheinung trieb die Russen und Oestreicher mit Windes Flügeln von Berlin weg. Sie hatten geglaubt, in der Mark ihre Winterquartiere nehmen zu können, da sie die Residenz in ihrer Gewalt sahen. Aber ihr Irrthum währte nicht lange. Am 12. Oktober flogen sie in solchen Eilmärschen davon, daß sie binnen 2 Tagen 12 Meilen zurüklegten. Die Oestreicher flüchteten zu ihrer Hauptarmee, die sich bald darauf in Sachsen bei Torgau festsezte; und die Russen zogen sich nach Frankfurt, und dann zu ihrem Heere bei Landsberg zurük. Beider Rükzug war mit den schrecklichsten Verwüstungen begleitet. Von den Thoren Berlin's bis an die Gränzen von Polen, Schlesien und Sachsen war das platte Land einer völligen Wüste ähnlich gemacht; kein Stük Vieh, kein Bette, kein Hausgeräthe, kein Bissen Brot blieb den Einwohnern übrig. Alle Gegenden er-

erschollen von Raub, Mord und Nothzucht, überall standen Dörfer in Flammen, und die Todten in der Erde hätten keine Ruhe. Selbst Frankfurt an der Oder sollte niedergebrannt werden, welches durch unermeßliche Kontribution abgewehrt wurde. Ein Korps schien mit dem andern an Erpressungen zu wetteifern. Friedrich, vorzüglich über die Verwüstung der Kunstschäzze erbittert, ließ sich auf einen Augenblik vom Zorne hinreißen, und das reichausgeschmükte Sächsische Jagdschloß zur Gegenvergeltung ausplündern, ein Geschäft, welches das Freibataillon des Obersten Quintus Fixlius in wenig Stunden schauderhaft genug vollbrachte.

Da Friedrich die Entfernung der Feinde von Berlin noch während seines Marsches erfuhr, so wendete er sich nach Sachsen, ging am 26. Oktob. bei Dessau über die Elbe, und vereinigte sich daselbst mit den Abtheilungen von Hülsen und dem Prinzen Wirtemberg. Die Preußen erkämpften einige Vortheile, verscheuchten die Reichstruppen bis hinter Zeitz, und nahmen Leipzig wieder ein. Aber Friedrich's Lage war im Ganzen gefährlich. Daun hatte mit der Hauptarmee auf den Höhen von Siptiz bei Torgau eine fast unangreifbare Stellung genommen, und war fest entschlossen, keinen Schritt zu weichen, folglich Sachsen den Winter durch zu behaupten. Gelang ihm dies, so wollten die bei Landsberg an der Warte lauernden Russen in die Mark Brandenburg von neuem vordringen, und sich so einquartieren, daß sie den König

von

von Pommern und Schlesien, ja selbst von Berlin, der Vorrathskammer aller Kriegsbedürfnisse, abschneiden, und ihm keinen Plaz lassen, seine Armee zu verpflegen und zu ergänzen. Dies sahe er, dies sahen seine Freunde ein; nur ein kühner Entschluß konnte ihn vom Untergange retten. Daun hatte kein Verlangen zur Schlacht; er mußte also in seinen festen Verschanzungen bestürmt werden. Am 2. November machte Friedrich sein Vorhaben den Generalen bekannt; er versammelte sie in seinem Quartiere, im Pfarrhause zu Langen-Reichenbach, und redete sie also an: „Meine Herren, ich werde morgen den General Daun angreifen. Ich weiß, „er ist in guter Stellung: aber zugleich in einen „Sak eingeschlossen; wenn ich ihn schlage, so ist „seine ganze Armee gefangen, oder sie wird in der „Elbe ersäuft. Werden wir geschlagen, so gehen „wir alle zu Grunde, und ich zuerst. Dieser Krieg „dauert mir zu lange; er muß auch ihnen langweilig „sein. Wir wollen ihn also morgen endigen.“ Darauf übergab er ihnen die eigenhändig geschriebne, aber kurzgefaßte Anordnung zur Schlacht, die ganz darauf berechnet war, entweder alles zu gewinnen, oder alles zu verlieren, wovon durch ungünstige Umstände veranlaßt keins von beiden so vollständig geschahe, als er es sich gedacht hatte. Der rechte Flügel der Oestreicher stüzte sich hinter die Teiche von Groswich, ihr Mittelpunkt bedekte die Anhöhen von Siptiz, der linke Flügel endigte sich jenseits Zinna, und stieß an die Elbe. Ein

Korps von 20000 Mann unter Lascy stand der Hauptarmee zur Linken, und war durch eine Kette von Teichen auf beiden Flanken gesichert. Diese ganze furchtbare Stellung war durch starke Batterien noch furchtbarer gemacht, und im Rükken durch Wald und Moräste gedekt. Doch Friedrich's Plan zum Angriff war wohl ausgedacht, und der Lage völlig angepaßt; wäre er genau ausgeführt worden, so blieb den Feinden nichts übrig, als entweder die Waffen zu strekken, oder durch's Schwert zu fallen, oder sich in die Elbe zu stürzen. Friedrich wollte sie zugleich zwischen 2 Feuer bringen, die halbe Mondslinie, welche die Daunsche Armee bildete, auf einmal an beiden Seiten angreifen, sie gegen die Mitte hin zusammendrängen, und alsdann die ganze Armee durch einen Schlag vernichten oder gefangen machen. In dieser Absicht theilte er seine Armee in 2 besondere Heere, von denen er den linken Flügel selber führen, um die rechte Flanke der Oestreicher bei Groswich herum lenken, und ihnen dann durch Wald und Moraſt in den Rükken fallen wollte. Unterdessen sollte Zieten mit dem rechten Flügel auf dem Eilenburger Wege marschiren, den Feind von vorne angreifen und auf die Siptizzer Höhen hinwerfen. Weil aber Zieten's Marsch um 2 Stunden kürzer war, so sollte er sich so lange im Walde verdekt halten, bis er des Königs Ankunft an dem bestimmten Orte durch Kanonen- und Flintenschüsse vernehmen würde. Aber dies verabredete Zeichen war höchst trüglich und machte

am Schlachttage beide Abtheilungen ungewiß und verlegen.

Der 3. November war der merkwürdige Tag, wo Friedrich seine lezte, aber heißeste Schlacht lieferte, wo das Menschenblut wie Wasser floß, wo die Sieger dem Untergange nahe kamen, und wo sich erst in der Finsterniß das Glük auf Preußen's Seite wendete. Friedrich sezte sich bei angebrochnem Tage mit Zieten zusammen in Marsch, trennte sich um 10 Uhr von ihm, zog links durch den Torgauer Wald, und stieß unterwegens auf einige feindliche Beobachtungskorps, die er nach kurzen Gefechten zurükwarf, worauf sich diese zur Hauptarmee flüchteten. Dabei wurde das ganze feindliche Dragoner-Regiment von St. Ignon, das einzeln marschirte, und unerwartet unter die Preußen gerieth, theils niedergehauen, theils mit seinem General gefangen genommen. Es war fast 2 Uhr, als Friedrich mit seiner aus 10 Grenadierbataillonen bestehenden Avantgarde um den rechten Flügel der Oestreicher herum gezogen war. Unvermuthet hörte er ein fernes Kanonenschießen, welches von einem Gefechte Zieten's mit einzeln detaschirten Kroaten herrührte, und welches ihn auf den Gedanken brachte, Zieten habe den Hauptangriff früher, als es verabredet sei, angefangen; er glaubte, ihn augenblicklich unterstüzzen zu müssen. Dieser traurige Irrthum zerrüttete den ganzen Schlachtplan. Es kamen noch andre Betrachtungen hinzu. In dieser späten Jahreszeit blieben nur wenig Stunden Tages-

geslicht übrig. Außerdem meldeten Ueberläufer und Bauern, daß sich Daun über die Elbe zurükziehe, und der Schlacht ausweiche. Er hatte aber blaß einige Schiffbrükken schlagen lassen, um das Gepäk und Getreide fortzuschaffen. Die übrigen Bewegungen hatten gerade den entgegengesezten Zwek; er wich nicht, sondern er kehrte sein erstes Treffen um, und ließ es Fronte gegen den König machen, so daß Friedrich nicht den Rükken, sondern die Vorderseite der Feinde vor sich hatte. Aus allen diesen Umständen entstand die unglükliche Folge, daß Friedrich mit dem Vortrabe angriff, da noch seine Hauptstärke, die Artillerie, Kavallerie und mehrste Infanterie im Walde zurük war, und seinen Angriff nicht mit Macht unterstüzzen konnte. Die 10 Grenadierbataillone stellten sich 800 Schritte vor den Feinden und rükten mit herzhafter Standhaftigkeit auf den vor ihnen stehenden Flügel der Oestreicher los. Aber sie wurden mit einem so wüthenden Feuer aus 400 Kanonenschlünden, die gleichsam auf einen Punkt gerichtet waren, empfangen, daß die erste Brigade in wenig Minuten todt oder verwundet niederstürzte. Die 2te Brigade hatte dasselbe Schikksal. Der ganze Vortrab von 5500 Grenadieren lag in einer halben Stunde größtentheils niedergestrekt, und am folgenden Tage zählte er nur noch 600 dienstfähige Leute. Der Oberste Graf von Anhalt ward erschossen, der General Stutterheim verwundet. Die Kanonen, welche die Preußen auffuhren, waren in einem Augenblikke vernichtet, sie konnten

nicht

nicht einmal zum Laden kommen, weil Menschen und Pferde dabei sogleich getödtet wurden. Das kaiserliche Feuer war so entsezlich, daß selbst Friedrich erstaunte, und zum General Syburg an seiner Seite sagte: welch eine schrekliche Kanonade! haben sie je eine ähnliche gehört? Unterdessen marschirte eine Kolonne aus dem Walde hervor, und rükte mit bewunderungswürdiger Ordnung gegen den Feind. Aber auch von ihr wurden ganze Rotten von dem mörderischen Kartätschenhagel niedergeschmettert und zurükgetrieben. Die kaiserlichen Karabiniers hieben voll Ungestüm in die Weichenden ein und machten mehrere Gefangne. Die Oestreicher hielten den Sieg für gewiß; einige ihrer Fußregimenter verließen sogar ihre Anhöhen bei Siptiz um die Preußen zu verfolgen. Jedoch 3 Preußische Infanterie-Regimenter faßten wieder Posto, trieben die Oestreicher zurük und drangen selbst bis auf die feindlichen Höhen. Hätten sie ihre Kavallerie bei sich gehabt, so konnten sie das Treffen gewinnen. Aber es befanden sich nur 800 Zietensche Husaren bei ihnen, die ihren Vortheilen keinen Nachdruk geben konnten. Daun hatte Zeit, seiner geschlagnen Infanterie Hülfe zu schikken, die Preußen von den erstiegnen Höhen wieder zu verdrängen und in den Wald zurükzundthigen. Das ganze erste Preußische Treffen war geworfen, obgleich die Oestreicher viel gelitten hatten, Daun selber verwundet worden, und seine Kavallerie in Verwirrung gerathen war. Friedrich ließ sich durch diese vergeblichen Anstren-

ſtrengungen nicht abſchrekken. Das 2te Treffen rükte nun muthig vor, und gewann einigen Raum. Das Regiment Prinz Heinrich warf die vorſtehenden Oeſtreicher über den Haufen, wagte ſich aber zu weit, es wurde bald von der Reiterei umringt und faſt ganz vernichtet. Der Feind ſtand wie ein Felſen hinter Feuerſchlünden. Friedrich ließ nicht nach. Das 3te Treffen mußte herbei; es griff unerſchrokken an, obgleich Kamerad an Kamerad niederſank; es erſtieg einige Höhen, doch gegen die todtſprühenden Batterien war nichts auszurichten. Auch dieſe Infanterie mußte ſich zurük in den Wald begeben. Endlich langte der Herzog von Holſtein mit der Preußiſchen Kavallerie an. Der König bemerkte, daß die Feinde durch das unerhört heftige Feuern ihre Munition zu ſchnell verſchoſſen hatten, und die friſche nicht bald an Ort und Stelle bringen konnten; der Kanonendonner tönte nur noch ſchwach. Dieſen Zeitpunkt benuzte er ſogleich. Seine Reiterei mußte in die Feinde einhauen; von Kartätſchen nicht mehr beunruhigt, glükte dies ſo gut, daß das ganze erſte Treffen der Oeſtreicher völlig geworfen wurde, daß die Preußiſchen Dragoner 4 feindliche Regimenter gefangen nahmen, daß die Küraſſiere gleichfalls viele Feinde umringten und gefangen machten, und daß einige gewichne Bataillone ſich von neuem ſtellten, und auf die Anhöhen drangen. Aber die überzählige kaiſerliche Kavallerie rükte mit friſcher Verſtärkung von allen Seiten gegen die Preuſſen an, und zwang ſie, ſich zurükzuziehen. Die

Nacht

Nacht begann, die Kräfte waren erschöpft, Friedrich hatte eine Streifwunde bekommen, die Schlacht schien für ihn verloren; die Oestreicher glaubten es gewiß, Daun fertigte vom Kampfplazze einen Kourier ab, um in der Kaiserstadt seinen Sieg mit Jubel zu verkündigen.

Zieten gab auf einmal der Sache eine andere Wendung. Unerwartete Hindernisse hatten seinen Marsch verzögert, einzelne vorstehende Kroatenposten nicht berechnete Gefechte veranlaßt, und das Laseysche, seine Flanken bedrohende Korps ihn zu einem Umwege genöthiget. Der Wind wehete von ihm ab, und ließ ihn das Schießen auf des Königs Seite nicht deutlich unterscheiden. Es dämmerte, da er am Orte seiner Bestimmung ankam. Mit Ungestüm rükte er auf das in Flammen stehende Dorf Siptiz an, und da es auf die Eroberung der Höhen, wo das 2te kaiserliche Treffen gegen ihn Fronte machte, ankam, so suchte er einen Durchweg, um dahin zu gelangen. Die erste Bahn brach der Oberste Möllendorf, Kommandeur der Garde, der sich schon mehrere Male rühmlichst ausgezeichnet hatte. Er bemerkte zwischen den Schafteichen einen unbesezten Damm, der zu den Höhen führte. Er unterrichtete den General Zieten davon; dort rükte eine Brigade von Säldern heran, erstürmte sogleich eine Redoute, und behauptete sie durch Verstärkung unterstüzt gegen alle Angriffe. Die muthigen Preußen zogen ihre Regimentskanonen mit den Händen auf die Hügel, da die Pferde auf

die

die steilen Höhen im tiefen Sande nicht herauf kommen konnten. Das schwere Geschüz mußte unten bleiben; und daher den Feinden das übrige entrissen werden. Der Mangel an Artillerie machte den Ausgang des Kampfes noch zweifelhaft, da die Feinde ihre wichtigsten Batterien noch behaupteten. Zieten bildete eine Linie, und ließ auf die Hauptbatterie Sturm laufen. Hier ward das Gefecht blutig, und fast hätte der Feind diese vornehmste Schuzwehr behalten. Doch gerade im entscheidenden Augenblikke kam der General Lestwiz mit 5 neu gesammelten Grenadierbataillonen von der königlichen Reserve, womit er Friedrich's Rükzug gedekt hatte, dem stürmenden Zieten zur Hülfe. Durch diese Mitwirkung wurde die Hauptbatterie erobert, der Feind hatte keine Haltung mehr, er zog sich allmählig vom Schlachtfelde weg, das Kampfgewühl hörte auf, Zieten urtheilte mit Wahrscheinlichkeit den Sieg errungen zu haben; denn die völligeingebrochne Finsterniß verhinderte ihn, mit Gewißheit die Größe der erkämpften Vortheile überschauen zu können. Nachdem alles ruhig wurde, eilte Zieten ganz allein zum Könige, der in dem Dorfe Elsnich sein Quartier wegen Mangel an Raum in der Kirche genommen hatte. Friedrich empfing ihn nicht auf's freundlichste, er überhäufte ihn vielmehr wegen seines verspäteten Angriffes mit Vorwürfen, gegen welche sich der Sieger, der nach dem ersten Sturme auf eine bessere Stimmung rechnen konnte, vor jezt nicht vertheidigte,

digte, sondern nur Erkundigungen von der Lage des königlichen Flügels einzog. Er erfuhr, daß selbiger die Gegend unter der Giptizzer Höhe behauptet habe, und nicht verfolgt worden sei. Dies mit seinem Gewinne in Verbindung gebracht ließ auf einen völligen Sieg schließen, von dessen Richtigkeit man am folgenden Morgen außer Zweifel gesezt wurde.

Der schwer verwundete Daun war noch vor der Entscheidung des Kampfes nach Torgau gegangen, um sich verbinden zu lassen. Als er nach 9 Uhr Abends von seinen Generalen vernahm, daß die Preußen die Hauptbatterien und die höchsten Hügel, von denen die ganze Gegend bestrichen werden konnte, in ihrer Gewalt hätten, so hielt er die ganze Armee für verloren, wenn sie in dieser Stellung den andern Morgen erwartete; er befahl daher, daß sie sich ungesäumt unter dem Schuzze der finstern Nacht über die Elbe zurük ziehen sollte. Dies geschahe mit solcher Stille und Geschwindigkeit, daß die Preußen nichts davon gewahr wurden. Das Rauschen der Elbe diente ihnen dabei zum Wegweiser. Diejenigen Preußen, welche nicht auf den Anhöhen standen, irrten in großen und kleinen Schaaren theils im Walde, theils auf dem Kampfplazze auf freiem Felde herum, und trafen noch viele vereinzelte Trupps der Oestreicher an, von denen keiner wußte, wer Sieger oder Besiegter sei. Sie tappten in der Finsterniß, stürzten über Leichen, fielen in Gräben, riefen einander zu, konnten aber oft

oft vor dem Gebrülle der Verwundeten und dem Aechzen der Sterbenden ihre Stimme nicht hören. Es kam noch zu manchem kleinen Gefechte, indem man noch häufig auf Feinde stieß. Zuweilen feuerten Freunde auf ihre Mitgefährten, weil sie sich nicht gleich erkannten. Ganze Bataillone Oestreicher, die ihre Armee suchten, geriethen noch in Preußische Gefangenschaft. Hunderte erfroren in der kalten Nacht, auf dem nassen, eisigen Boden mit zerschmetterten Gliedern liegend. Manche wurden von gefühllosen Troßknechten und Weibern beraubet, nakkend ausgezogen und so dem Tode geweiht, oft gar muthwillig getödtet, damit ihre Räuberei nicht entdekt würde. Im Torgauer Walde, welchen Friedrich vor der Schlacht durchzog, zündeten die Soldaten eine Menge Feuerstöße an, um welche sich Preußen und Oestreicher brüderlich lagerten, und dabei ausbedungen, daß sich diejenigen, von welchen man am andern Morgen hören würde, daß sie besiegt wären, den Ueberwindern ohne Weigerung als gefangen ergeben sollten. In dem nahe an der Wahlstatt liegenden Dorfe Elsnich waren alle Häuser, Hütten, Scheunen und Ställe so mit Verwundeten angefüllt, daß Friedrich, der keinen vertreiben wollte, sein Lager in der Kirche aufschlug, wo er auf den untern Stufen des Altars sizzend und die obern zum Tische gebrauchend bei einem schwachen Lichtscheine Depeschen schrieb, Eilboten abfertigte, Berichte empfing, Befehle ertheilte und dann einige Stunden schlummerte.

Mit

Mit dem neuen Morgen erforschte und erfuhr er erst die nähern Umstände und die wahre Beschaffenheit des Sieges. Die Oestreicher hatten an 12000 Todte und Verwundete; allein auf dem Schlachtfelde büßten sie 8000 Gefangne, darunter 4 Generale und 200 andre Offiziere waren, ein, nachher wurde noch mancher von ihnen gefangen, daß also ihr Verlust, den sie selber auf 11,000 Mann angaben, gewiß noch einmal so viel betrug. Außerdem verloren sie 50 Kanonen, 27 Fahnen und 20 Pontons. Die Preußen zählten 10,000 Todte und Verwundete, und vermißten 4000 Mann, welche die Oestreicher gefangen hatten. Daun mußte wegen seiner Wunde die Armee verlassen, er reisete nach Wien, wo ihn die Kaiserin, die ihm einige Meilen entgegen fuhr, mit allen Zeichen der höchsten Zufriedenheit und Achtung empfing.

Die Folgen dieses Sieges waren für Friedrich sehr wichtig. Er erhielt die verlorne Oberhand in Sachsen wieder. Torgau ergab sich, Daun's Armee ward verfolgt, und bis hinter Dresden in denjenigen Winkel gedrängt, den sie im vorigen Winter inne gehabt hatte. Es konnten mehrere Korps nach Schlesien, Brandenburg und Pommern abgeschikt werden, um diese Provinzen von den Feinden zu reinigen. Die Russen, welche sich nach dem Schlage über die Oestreicher in Friedrich's Nähe nicht für sicher hielten, gaben den Gedanken auf, in der Mark Winterquartiere zu nehmen, sie gingen nach Polen, die Schweden nach ihrem Pommern und

Laudon unterließ die bezwekte Belagerung von Kosel. Die Einnahme von Glaz war der einzige Vortheil der Feinde von diesem Feldzuge, die einzige Frucht so vieler weggeworfenen Millionen, so vielen vergoßnen Menschenblutes, so vieler Statsopfer. Friedrich verlegte sein Heer in Sachsen in die Winterquartiere, und er selbst wählte seinen Aufenthalt zu Leipzig, um auszuruhen von einem Hundeleben, wie er an vertraute Freunde schrieb, welches man sich aber nicht merken lassen dürfe. Zugleich wollte er dem Herzog Ferdinand näher sein, um mit ihm gewisse Verabredungen zu treffen.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1760 und im Winter 1761.

Treffen bei Korbach d. 10. Juli 1760.
Gefecht bei Emsdorf d. 16. Juli.
Treffen bei Warburg d. 31. Juli.
bei Kloster Kampen d. 16. Oktob.
bei Langensalza d. 15. Febr. 1761.
bei Grünberg oder Stangenrode d. 21. März.

In Westfalen, Niedersachsen und dem Oberrhein kämpften in diesem Jahre weit zahlreichere Heere, als in den vorigen Feldzügen. Beide Parteien verstärkten sich ansehnlich. Die Franzosen stellten 125000 Mann in's Feld, von denen der Ober-

Obergeneral Broglio 80,000 Mann befehligte; 30,000 Mann standen am Niederrhein unter der Anführung des Grafen St. Germain, und der Sächsische Prinz Xaver hatte das Reservekorps von 15,000 Leuten. Auf der andern Seite erhielt der Herzog Ferdinand eine neue Verstärkung von 7000 Engländern, die vorigen wurden vollzählig gemacht, und so belief sich das Brittische Hülfkorps auf 20,000 Mann; die übrigen Truppen sollten 24000 Hessen, und 26000 Hannoveraner, Braunschweiger und Bükkeburger enthalten: wenn diese alle, wie es aber kaum sein möchte, vollständig waren, so enthielt das Alliirte Heer 70,000 Streiter. Der Tod des Landgrafen Wilhelm's VIII., der am 31. Jan. 1760 erfolgte, änderte in den kriegerischen Verbindungen nichts. Denn sein Sohn und Nachfolger Friedrich II. bestätigte alle mit Preußen und England eingegangne Verbindlichkeiten. Da die Armeen erst spät in die Winterquartiere gegangen waren, so eröfneten sie den Feldzug nicht frühzeitig. Der Erbprinz von Braunschweig blieb bis in den Februar bei Friedrich in Sachsen, dann stieß er wieder zu den Alliirten, welche bis tief in den Mai hin ruhig in ihren Quartieren lagen, und sich bloß mit Streifereien und Eintreibungen von Kontributionen in den feindlichgesinnten Bisthümern begnügten. Die Franzosen hatten die Absicht, dies Jahr zuerst ganz Hessen zu erobern und dann das Hannöversche zu besezzen. Der Herzog Ferdinand strengte alle Kräfte an, diesen Plan zu vereiteln; aber

aber so mühselig und groß sein Eifer war, so glükte es ihm im Ganzen nicht völlig. Schon die erste Hauptunternehmung schlug fehl. Der Graf St. Germain ging am 16. Juni bei Düsseldorf über den Rhein, und am 24. bis Dortmund, wo er bis zum 4. Juli stehen blieb. Jezt erhielt er Befehl, nach Korbach in's Waldeksche zu rükken, und sich dort mit der Hauptarmee Broglio's zu vereinigen, um gemeinschaftlich Hessen zu überschwemmen. Diese Vereinigung wollte Ferdinand verhindern, er schikte daher den Erbprinzen mit dem Vortrabe voraus, und folgte ihm mit der ganzen Armee nach. Der Erbprinz kam aber zu spät, St. Germain hatte schon am 10. Juli Morgens die engen Pässe von Korbach zurükgelegt, und die Ebne erreicht. Auch Broglio eilte mit den Spizzen seiner Kolonnen herbei, und stellte sie in Schlachtordnung während die übrigen Truppen noch im Anmarsch begriffen waren. Der Erbprinz kam eben von Sachsenhausen an der Ebne an, und da er die in den Pässen und Wäldern verborgnen Franzosen nicht sehen konnte, so glaubte er bloß ein Korps von St. Germain vor sich zu haben; er griff demnach an; aber von Broglio und St. Germain zugleich bekämpft, mußte er sich bald zurükziehen. Bei dem Rükzuge gerieth die Englische Infanterie in solche Verwirrung, daß sie der Erbprinz nur an der Spizze zweier Dragoner-Regimenter vom Untergange retten konnte. Da er der lezte auf dem Schlachtfelde war, so wurde er selbst, doch nur leicht, verwun-

det.

det. Er verlor 644 Todte und Verwundete, 179 Gefangne, 12 Kanonen und 4 Haubizzen. Die Franzosen rechneten ihren Verlust auf 700 Mann.

Der Erbprinz ertrug seinen Unfall mit Unwillen, und wartete auf eine Gelegenheit, den Feinden Abbruch zu thun. Diese zeigte sich in wenig Tagen. Die Franzosen hatten zu Emsdorf unweit Kirchhain einen Posten von 3000 Mann stehen, welcher ihre Bäkkerei bei Marburg dekken sollte. Der Erbprinz beschloß dies Korps aufzuheben. Er überfiel sie Morgens am 16. Juli so unerwartet, daß keiner entkam. Die Franzosen hielten den Prinzen um wenigstens 6 Meilen von sich bei Sachsenhausen entfernt, und waren eben mit Fleisch- und Brotvertheilungen beschäftigt, als sie im Rükken durch Kanonenschüsse angegriffen wurden. Der General Glaubiz, 178 Offiziere und 2482 Gemeine wurden gefangen, 8 Kanonen, 7 Fahnen, 400 Pferde und das ganze Feldgeräthe erbeutet, nachdem die übrigen getödtet waren. Der Prinz verlor 156 Mann, und verschafte sich wegen der Korbacher Niederlage eine glänzende Genugthuung. Broglio wollte es nicht lange hernach mit einem Korps des Hannöverschen General Spörken eben so machen. Fast wäre es ihm gelungen. Aber Spörken zog sich eiligst zurük, und nur wenig vom Nachtrabe fielen in Französische Gewalt. Jezt war die rechte Flanke des Herzogs Ferdinand bei Sachsenhausen entblößt; er mußte sich daher gleichfalls auf der Landstraße nach Kassel hin zurükziehen.

Der

Der Herzog Broglio schikte hierauf den Ritter Du Muy, welcher statt des aus Misvergnügen abgegangnen Grafen St. Germain kommandirte, mit 35000 Mann über die Diemel, um sich bei Marburg im Bisthum Paderborn festzusezzen, und dann Westfalen zu erobern. Jezt mußte Ferdinand von 2 Uebeln eins erwählen; er mußte die Franzosen entweder ruhig nach Westfalen, oder ungestört nach Kassel gehen lassen; eins wohl, aber nicht beides zugleich konnte er verhindern. Die Ueberlassung von Westfalen schien ihm das gefährlichste; drangen die Feinde dort hin, so fiel am Ende Hessen doch auch in ihre Gewalt. Dieser Umstand bestimmte ihn, sich dem Eindringen der Franzosen in Westfalen als dem größern Unglükke zu widersezzen, und folglich das Heer des Ritters Du Muy über die Diemel zurükzuwerfen. Der Erbprinz von Braunschweig mußte die Franzosen bei Warburg Morgens am 31. Juli angreifen, welchen Anfall Ferdinand mit seiner Armee unterstüzte. Obgleich die Franzosen von allen Seiten, von vorn und im Rükken bestürmt wurden, so hielten sie den Kampf doch lange muthig aus, und wehrten sich hartnäkkig, bis der Lord Granby mit der Englischen Reiterei, der einen Weg von 2 Stunden im Trabe gemacht hatte, herbei kam, und die schon etwas in Unordnung gebrachten Franzosen vollends zersprengte; die Kavallerie entflohe durch die Diemel, aber die Infanterie, die ein gleiches thun wollte, ertrank theils im Flusse, theils wurde sie gefangen. Sie verlo-

ren

rey 5000 Mann, 16 Kanonen und viele Fahnen; die Alliirten, welche den Vortheil der Lage für sich hatten, büßten nur 1200 an Todten und Verwundeten ein. Ferdinand erreichte seine Absicht, er verwehrte den Franzosen das Eindringen nach Westfalen; dafür aber ging freilich Hessen verloren. An demselben Tage, an welchem Du Muy geschlagen wurde, nahm Broglio Kassel ein, welches der General Kielmansegge, der mit 8000 Mann nahe dabei in einem verschanzten Lager stand, gegen 80,000 Franzosen unmöglich decken konnte, und sich daher nach Münden zurükziehen mußte. Er sahe sich aber bald genöthigt, noch weiter zu weichen, worauf der Prinz Xaver Göttingen, Nordheim und Einbek mit Franzosen besezte. Da sich leztre endlich nach mehreren heftigen Anfällen der Hessischen Festung Ziegenhain mit 800 Alliirten den 10. August bemächtigten, so kamen sie zum Besizze von ganz Hessen, und konnten ungehindert in's Kurfürstenthum Hannover, aus welchem Xaver wieder hatte weichen müssen, eindringen; doch über den Anstalten hiezu verfloß der August und ein Theil des Septembers, woran hauptsächlich der Mangel an Unterhalt für ein so großes Heer Schuld war. Es fielen daher nur kleine Gefechte vor. Das bedeutendste hiervon war ein nächtlicher Ueberfall, welchen der Erbprinz von Warburg gegen das Hessische Städtchen Zierenberg am 5. Sept. glüklich ausführte. Er überraschte einen Französischen Vorposten eine halbe Meile vor der Fronte ihrer

Hauptarmee unbemerkt, hieb an 400 Mann nieder, und führte eben so viele mit ihrem Obersten und 36 Offizieren gefangen mit sich fort.

In der Mitte des Septembers rükte Broglio mit einer starken Abtheilung seines Heeres tief in's Göttingsche, ließ Göttingen mit hohen Werken von Erde befestigen, und zu Witzenhausen ein großes Magazin anlegen, in welches das Eichsfeld, das Herzogthum Gotha, und ein Theil von Franken Vorräthe liefern mußten; weil er sich hier den ganzen Winter zu behaupten gedachte. Dabei war es ihm höchst verdrüßlich, daß der Herzog Ferdinand seine feste Stellung an der Diemel verwahrte. Er bemühte sich daher, bei Wesel eine besondre Armee zu sammeln, und selbige gegen den Rükken des Herzogs zu schikken. Ferdinand, der dies merkte, kam ihm zuvor. Er sandte den Erbprinzen mit 15,000 Mann an den Niederrhein, um die Französischen Absichten zu vereitelen, und durch die Belagerung von Wesel eine wichtige Diversion zu machen. Dieser ging über den Rhein, überfiel die Franzosen in Rurort und Rheinbergen, und machte am 1. Oktob. die Besazzung von 500 Mann zu Kleve gefangen. Darauf schloß er Wesel ein, und ließ den Grafen Wilhelm von Bükkeburg mit dem schweren Geschüz von Bielefeld herbeikommen. Aber wegen der vom Regen verdorbnen Straßen konnte die Artillerie nicht früh genug anlangen. Broglio gerieth über die Gefahr, worin Wesel schwebte, in große Bestürzung; ging diese Festung

über,

über, so hörte seine Gemeinschaft mit dem Niederrhein auf, alle Magazine vom Rheine her waren verloren, und die Französischen Provinzen beständigen Beunruhigungen ausgesezt. Er befahl daher dem Markis von Kastries, der am Niederrhein kommandirte, mit seinen 30,000 Mann eiligst heranzurücken. Dieser marschirte bis Meurs und Rheinbergen, und nahm eine feste Stellung. Der Erbprinz ließ einige Bataillone vor Wesel, und ging mit den übrigen Truppen, die nicht der Hälfte der Franzosen gleich waren, nach Rheinbergen zu, um die Feinde, welche stolz auf ihre Ueberzahl, wie er wußte, die gewöhnlichsten Vorsichtsregeln vernachläßigten, in der Nacht des 16. Oktob. zu überfallen. Er stieß nach 2 Uhr in der Nacht auf die Vorposten des Fischerschen Korps bei Kloster Kampen, welche aufgehoben wurden. Dies Korps war nun abgeschnitten, ward bald geworfen, und in Verwirrung gebracht. Das Schießen machte den linken Flügel der Franzosen, welchen der Erbprinzen zu überfallen gedachte, aufmerksam, und die heldenmüthige Aufopferung eines Französischen Hauptmanns warnte seine sorglosen Waffenbrüder. Dies war der Ritter von Aßas, Offizier des Regiments Auvergne. Er befehligte ein Piket in dem Walde vor Kampenbroek, und ging allein voraus, um zu sehen, was die gehörten Schüsse zu bedeuten hätten. Plözlich umringten ihn die Englischen Grenadiere, und drohten ihn niederzustoßen, wenn er einen Laut von sich gäbe. D'Aßas zog aber das Wohl seiner Kriegsge-

fährten und den Ruhm seines Vaterlandes seinem eignen Leben vor; unerschrokken rief er mit lauter Stimme: „hierher Auverguer! hier sind Feinde! Sogleich stürzte er von Bajonetstichen durchbohrt zur Erde nieder. Durch den Lärm erwekt, eilte der General Segur mit einem Bataillon herbei; er wurde zwar von den Alliirten, die das Dorf Kampenhoek eingenommen hatten, gefangen genommen, aber die Französische Armee erhielt durch das Gefecht dabei Zeit, sich in Ordnung zu stellen. Es rükten immer frische Truppen heran, das Gefecht dauerte bis zum Mittage, der Erbprinz wurde wieder verwundet, und konnte die feindliche Stellung nicht überwältigen. Er zog sich unverfolgt vom Feinde mit Ordnung zurük, hatte einen vornehmen General, den Baron Wrangel, und einige Hundert Franzosen gefangen, doch aber 1600 Mann verloren; der feindliche Verlust betrug 2600 Mann. Die Franzosen hätten die zerrissne Rheinbrükke ganz zerstören, und den Erbprinz in große Gefahr bringen können. Er sahe die Gefahr ein, wandte sie aber mit List und Muth ab. Er stellte sich in Schlachtordnung als wollte er die Feinde von neuem angreifen. Die Franzosen rüsteten sich zur Gegenwehr, und versäumten darüber die Gelegenheit, den Alliirten zu schaden. Leztre stellten unterdessen die Brükke her, zogen sich über den Rhein zurük, und hoben die Belagerung von Wesel auf. Auch Kastries sezte über den Strom, beide Heere blieben über einen Monat unweit Wesel einander gegen über ganz ruhig, bis

Ka-

Kästkes am 28. Nov. über den Rhein zurük ging, und der Erbprinz die Winterquartiere bezog.

Die beiden Hauptarmeen verhielten sich indessen ruhig, doch war der Vortheil auf Seiten der Franzosen. Diese befestigten sich in Göttingen, beherrschten ganz Hessen, und dehnten sich über das Eichsfeld hin bis Thüringen aus. Das Hauptquartier war in Kassel, der grösste Theil ihrer Truppen lagerte zwischen der Fulde und Werra, Stainville stand bei Gotha, und Xaver's Sächsische Hülfstruppen befanden sich zwischen Treffurt und Eisenach, unterhielten mit der Reichsarmee eine Gemeinschaft, und bedrohten selbst die Preußen. Göttingen gab der ganzen Stellung Haltung und Nachdruk, und wurde daher von den Franzosen so ernstlich befestigt, und auf 5 Monate so reichlich versorgt, daß die Versuche Ferdinand's, diesen Ort durch Gewalt oder durch Hunger zu erobern, scheiterten, und für das Jahr 1760 alle Unternehmungen geschlossen wurden.

Jedermann hielt den Feldzug für geendigt. Aber Ferdinands kühner Geist entwarf den Plan, die Franzosen mitten im Winter in allen ihren weit ausgedehnten Quartieren zu überfallen, und ganz aus Hessen zu verdrängen. Der König Friedrich gab diesen Entwürfen seinen Beifall, und schikte ihm 7000 Preußen in dieser Absicht zu Hülfe. Wohl vorbereitet brach Ferdinand am 7. Febr. 1761 in 4 Kolonnen auf, und fiel die Französischen Quartiere von allen Seiten an. Die erschrokenen Franzosen flohen,

flohen, ohne Stand zu halten; sie ließen die festen Plätze Göttingen, Kassel, Marburg, Ziegenhain hinter sich zurük, sie räumten Hessen, wichen bis an den Main, und bezogen zwischen Frankfurt und Salmünster die Kantonirungsquartiere. Die wenig befestigten Posten gingen alle verloren, die Franzosen vernichteten ihre eignen zahlreichen Magazine; aber die Alliirten folgten ihnen so schnell, daß sie noch 5 große Magazine der Zerstörung entrissen; so erbeutete der Erbprinz zu Hersfeld 80,000 Säkke Mehl, 50,000 Säkke Hafer und 1 Million Rationen Heu. Um diese Vortheile zu vergrößern, näherte sich der Hannöversche General Spörken mit einem besondern Korps von Duderstadt aus der Sächsischen Gränze, um sich mit 7000 Preußen, welche Friedrich durch den General Syburg abschikte, zu vereinigen. Die in Thüringen stehenden Franzosen, Sachsen und Reichsvölker suchten diese Vereinigung aus allen Kräften zu verhindern; es kam daher bei Langensalza den 15. Februar zu einem blutigen Treffen. Die Sachsen, welche in Abwesenheit des Prinzen Xaver der Graf Solms befehligte, stellten sich hinter der Stadt in Schlachtordnung; die Franzosen unter Stainville schlossen an ihren rechten Flügel an; aber gerade in dem Augenblik, wo es galt, da die Preußischen Kanonen schon donnerten, zogen die Franzosen plözlich vom Kampfplazze ab, und bekümmerten sich um das Schikfal ihrer Bundesgenossen, der Sachsen nicht im mindesten; zur Ursache dieses

un-

unwürdigen Betragens gab der Graf Staindille an, daß er so eben vom Marschall Broglio einen Kourier erhalten habe, dessen Depeschen ihm jedes ernste Gefecht untersagten. Die Franzosen eilten nach Gotha, und die Sachsen mußten den Kampf allein bestehen. Sie wehrten sich heldenmäßig, aber sie konnten den geschikten Angriffen der Preußen und Alliirten an den Flanken und der Fronte nicht lange widerstehen; sie mußten mit einem Verlust von 3000 Mann nach Eisenach, und von da mit Zurüklassung ihrer Magazine zur Französischen Hauptarmee stoßen. Die Preußen machten allein 30 Offiziere und 1200 Gemeine, die Alliirten 53 Offiziere und 700 Gemeine zu Gefangnen. Die Franzosen räumten nun viele noch besezt gehaltne Posten, und scharenweise forderten ihre Ueberläufer zu den Deutschen.

So glänzend indessen die Vortheile der Alliirten waren, so konnten sie selbige nicht auf die Dauer behaupten, da die Franzosen die Hessischen Festungen Kassel, das Schloß Marburg und Ziegenhain noch in ihrer Gewalt hatten. Broglio hatte zwar mit der großen Armee Hessen verlassen; aber die genannten Festungen nebst Gießingen mit starken Besazzungen und hinlänglichem Vorrath zu einer standhaften Vertheidigung versehen. Ferdinand bemühte sich daher, die gedachten Orte zu erobern, und seine Siege zu sichern; er stellte seine Armee so, daß er Marburg und Ziegenhain blokirte, und die Belagerung von Kassel dekte.

delte. Der Graf von Bükkeburg eröfnete die Laufgraben vor Kassel mitten in der rauhesten Jahreszeit am 1. März, aber diese so wie die andern Belagerungen waren fruchtlos. Der Mangel an Geschüz, welches bei den verdorbenen Wegen nicht in gehöriger Anzahl herbeigeschaft werden konnte, die und günstige Witterung, und ein entschlossenes, aus 10,000 Mann tapfrer Leute unterstützten Kommandant, Graf Broglio, Bruder des Marschalls, vereitelte das Unternehmen. Dem Marschall war alles an der Behauptung der Festungen gelegen; er bot daher seine ganze Kraft auf, um die Plane Ferdinands zu durchkreuzen. Er zog vom Niederrhein eine Verstärkung von 15000 Mann an sich, womit er seinen Verlust beim Rükzuge ersezte; in der Mitte des März war er stark genug, wieder vorzurüken; er griff am 21. März eine Abtheilung der Alliirten unter dem Erbprinzen bei Grünberg und Dangenrode an, und durch das Terrain so wie durch die außerordentliche Uebermacht begünstigt, trieb er sie bis über die Ohm zurük, wobei sich außer den vielen Todten, blos an Gefangnen 2000 Mann verloren, unter denen sich der gröste Theil des wegen seiner Schönheit bewunderten Braunschweigischen Leibregiments befand. Dieser Unfall zwang den Herzog Ferdinand, seine Absichten aufzugeben; er zog sich mit seiner Armee nach Niederhessen und die Franzosen nahmen die verlornen Posten in Hessen wieder ein. Der einzige Nuzen, welcher aus Ferdinands fehlgeschlagnen Hofnungen entsprang,

sprung, zur der, daß die Franzosen ihre Magazine eingebüßt hatten, und deswegen bis zu Ende des Juni ganz unthätig in ihren Quartieren bleiben mußten, weil sie diese Zeit über mit Anschaffung neuer Vorräthe genug beschäftigt waren.

Feldzug des Königs im Jahre 1761.

Keine Schlacht.

Friedrich's Marsch in das Lager von Groß-Nossen d. 22. Juli.

Verschanztes Lager bei Bunzelwiz den 18. Aug. bis 9. Sept.

Friedrich sahe in Leipzig dem neuen Feldzuge zwar mit persönlichem Muthe, aber doch mit trüben Blikken entgegen. Die Erbitterung seiner Feinde stieg, ihre Hofnung zum endlichen Erfolge ihres Plans nahm zu, Theresie hätte jezt nicht einmal mit Erlangung Schlessien's den Frieden bewilliget, Friedrich's gänzliche Demüthigung blieb ihr Zwek, den sie zulezt zu erreichen meinte, weil Preußen's Hülfsquellen allmählig zu versiegen anfingen. Friedrich ergänzte seine Armee trz aller Hindernisse, welche ihm die verweigerte Auswechslung der Gefangnen verursachte; indessen es war nicht mehr das geübte Heer von 1757; der Kern seiner Truppen war vernichtet, der mehrste Theil der alten erprobten Offiziers hingerafft; viele Regimenter hatten kaum die Hälfte der nöthigen Befehlshaber, und diesen fehlte es oft an der hinlänglichen militärischen

Kennt

Kenntniß und Erfahrung. Schon dies bestimmte den König, nicht mehr so häufig, wie im Anfange, zum Wagestük der Schlachten seine Zuflucht zu nehmen, sondern seine Kräfte zu seltnen und entscheidenden Augenblikken zu sparen. Hiezu kam ein andrer empfindlicher Verlust, den er durch den Tod seines treuen, unerschütterlichen standhaften Bundesgenossen, des Königs Georg's II. von England, im Oktob. 1760 erlitt. Sein Enkel und Nachfolger, der noch lebende König Georg III. gab zwar bei Antritt seiner Regierung gleich freundschaftliche Gesinnungen für Friedrich zu erkennen, und versprach im Parlamente, ihn ferner kräftig zu unterstüzzen. Aber sein neuer Minister und Günstling, Lord Bute, ein eben so unfähiger, als unwürdiger Staatsmann, wußte sein Zutrauen bald zum Schaden seiner eignen Nation und zum Nachtheile Preußen's zu mißbrauchen. Das Brittische Volk verehrte den König Friedrich mit enthusiastischer Vorliebe, und vernahm alle seine Siege, besonders die lezten bei Liegnitz und Torgau, mit eben dem freudigen Taumel, wie die eignen. Das Parlament bewilligte die Subsidien mit den ehrenvollen Ausdrükken: „wir können die unerschütterliche „Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unsers „Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfs„mittel seines Geistes nicht genug bewundern. Von „ganzem Herzen, und ohne allen Verzug bewilligen „wir die Hülfsgelder zu seiner Unterstüzzung.“ Dem Minister Bute war dieser Ton und diese Stim-

Stimmung des Volks höchst zuwider, er suchte auf jede Art, und um jeden Preis Frieden, weil er seine Unfähigkeit nur im Frieden verbergen zu können glaubte; er wollte den König von Preussen zwingen, in jede, auch die schädlichste Friedensbedingung zu willigen; darum suchte er tausend Ausflüchte und Warwände, um die Hülfsgelder zurükzuhalten, endlich schlug er sie gerade ab, und erlaubte sich wahre Treulosigkeiten. Friedrich fühlte sich durch diese Betragen tief gekränkt, doch verlor er kein Wort wegen der entzognen Subsidien, ungeachtet ihn das Ausbleiben derselben wohl drükte, und nebst andern Ursachen mit zu dem unangenehmen Entschlusse, bloß vertheidigungsweise zu handeln, nöthigte. Friedrich besorgte indessen in Leipzig die Zurüstungen zum Kriege mit Eifer, um derentwillen diese Stadt mit vieler Härte behandelt, und zur Aufbringung einer Summe von 8 Tonnen Goldes gezwungen wurde, da man zuerst 11 Tonnen gefordert hatte. Bei allem Waffengetöse gab sich Friedrich zugleich den sanften Beschäftigungen der Künste und Wissenschaften hin; er widmete täglich einige Stunden den Büchern, der Musik und den Gelehrten. Er liess den Markis D'Argens zur Unterhaltung zu sich kommen, und zog den gebildeten und gelehrten Obersten Quintus Icilius zu diesen wissenschaftlichen Unterredungen. Auf deren Rath besprach er sich mit einigen Leipziger Professoren, von denen der unwissige Gottsched ihn in seinen Vorurtheilen gegen die Deutsche Literatur nur noch mehr

bestärkte, Gellert hingegen so anzog, daß er das Bekenntniß ablegte: dies ist der vernünftigste unter allen Deutschen Gelehrten. So viel Hochachtung Gellert in jeder Absicht verdiente, so würde sich der König einen die Ehre aller Deutschen Gelehrten beleidigenden Ausdruk gewiß nicht erlaubt haben, wenn er nicht in gänzlicher Unbekanntschaft mit allem, was Deutsche Geistesbildung betraf, gewesen wäre.

Der Hauptplan der Feinde war die Vereinigung der großen Oestreichischen und Russischen Heere in Schlesien. Daun, der wieder zur Armee zurük kam, blieb in Sachsen. Laudon wurde mit 70,000 Mann bestimmt, die seit 4 Jahren beabsichtigte Vereinigung mit 60,000 Mann Russen unter Buturlin, der jezt statt Soltikoffs den Oberbefehl führte, zu bewirken, und dann Schlesien zu erobern. Romanzow sollte mit einer kleinern Russischen Armee Stettin oder Kolberg einnehmen, und sich dadurch in Pommern festsezzen. Friedrich ließ seinen Bruder Heinrich in Sachsen wider Daun, und er selbst ging im Mai nach Schlesien, um die Vereinigung der Russen und Oestreicher entweder ganz oder so lange als möglich zu verhindern. Seine Behutsamkeit, die er dabei anwandte, wurde von Laudon für eine Kriegslist gehalten, um einen großen Streich auszuführen, und wider seine Gewohnheit ging er deswegen auch nicht angreifend zu Werke, bis die Russen zu ihm stoßen würden. Er blieb 3 Monate lang in einem festen

Lager

Lager bei Brannau unter dem Schuzze der Gebirge stehen, und vermied sorgfältig eine Schlacht. Der Preußische General Golz beobachtete mit 12000 Mann bei Glogau die Bewegungen der Russen. Friedrich verstärkte ihn mit 9000 Mann, und gebot ihm, nach Polen zu rükken, um die einzelnen Haufen der Russen in ihren Quartieren abgesondert anzugreifen. Aber gerade im wichtigsten Zeitpunkte erkrankte Golz, und starb, als dieser nüzliche Plan mit Glük ausgeführt werden konnte. Zieten erhielt in gleicher Absicht dasselbe Kommando; jedoch er kam zu spät; die Russen hatten 2 Tage vor seinem Aufbruche bereits ihre ganze Macht zusammengezogen. Zieten drang zwar in Polen ein; aber der anfängliche Zwek war nicht mehr zu erreichen, und Friedrich rief ihn bald zurük, um die Festungen Breslau und Brieg zu dekken.

Endlich brach Laudon aus den Gebirgen hervor, und verschiedne Umstände, als die versuchte Anlegung großer Magazine in Oberschlesien, ließen den König vermuthen, daß die Vereinigung der Russen und Oestreicher in der Gegend bei oder um Oppeln vor sich gehen sollte. Laudon hatte auch wirklich die Absicht, zwischen Reichenbach und Nimptsch vorzudringen, und sich nach der Oderhin zu ziehen. Allein Friedrich kam seinem Plane durch Eilmärsche zuvor, indem er den Weg nach Siegerot von $4\frac{1}{2}$ Meile an einem Tage zurüklegte, und die Oestreicher durch sein Dasein an einem Orte, wo sie es nicht erwartet hatten, in Erstaunen

sezte. Dennoch machte Laudon Anstalten, nach Oppeln zu marschiren, und ließ am 21. Juli zu diesem Zwek das Lager auf den Höhen von Großen-Nossen abstekken. Das wirkliche Einrükken der Oestreicher in selbiges konnte und wollte Friedrich nicht zugeben, und wenn er es auch durch die blutigste Schlacht verhindern müßte. Diese war jedoch nicht nöthig. Durch einen höchst kühnen und gefährlichen Marsch im Angesichte einer ihm weit überlegnen Armee erreichte er den Vorsprung, besezte am 22. Juli das Lager von Großen-Nossen, und zerschnitt auf diese Art den ganzen feindlichen Entwurf. Laudon schikte einen General an die Russen, um einen neuen, völlig abgeänderten Plan zu verabreden. Die Russen übereilten sich dabei nicht, sie marschirten mit einer Langsamkeit, welche nicht nur ihren Bundesgenossen, sondern selbst den Feinden auffiel. Sie zogen keinen Tag über 1 Meile weiter, und machten noch viele Ruhepausen. Am 24. Juli waren sie erst nach Namslau gekommen, von wo sie noch mehrere Märsche bis Oppeln hatten. Die Vereinigung sollte nun in Niederschlesien geschehen. Die Russen, die noch immer jenseits der Oder waren, zogen also wieder zurük, bombardirten im Vorbeigehn die Dominsel von Breslau einige Stunden lang, und schlugen bei dem Kloster Leubus eine Schiffbrükke, über welche sie den 11. und 12. August den Oderübergang glüklich vollbrachten. Friedrich wußte und erfuhr hiervon nichts, weil die herumschwärmenden Kosaken,

ken, und die wirklich klugen und überlegten Maßregeln der Feinde ihm alle Nachrichten zu entziehen und alle Bewegungen zu verbergen wußten. Ohnehem hatte der König sein Hauptaugenmerk auf Laudon gerichtet, und bemühte sich, ihn theils durch List, theils durch schnelle Märsche in eine Lage zu bringen, daß es zu einer Schlacht kommen möchte, ehe die Russen da wären. Umsonst. Laudon blieb unbeweglich in den Gebirgen stehen, und benahm sich so meisterhaft, daß die seit 4 Jahren eingeleitete Vereinigung mit der Hauptmacht der Russen endlich bei Striegau vor sich ging.

Karakteristisch ist es an dem großen Könige, daß er während aller der Unruhe, die ihm die Drohungen der Feinde, die künstlichen und stets abwechselnden Märsche, und die Zerstreuungen der abgehenden und ankommenden Kouriere verursachten, seine Geistesfreiheit so zu behaupten fähig war, als ob er im einsamen Studirzimmer säße; er las, durchdachte und beurtheilte die philosophischen Schriften des Peter Gassendi *) und theilte seine Bemerkungen darüber seinem gelehrten Freunde D'Argens in weit-

*) Dieser Mann von weitläuftiger und seltner Gelehrsamkeit war der Sohn geringer Landleute, in einem kleinen Flekken bei Digne in Provence 1592 gebohren, und mit solchen Talenten ausgerüstet, daß er schon im 16. Jahre die Professur der Beredtsamkeit zu Aix erhielt; er starb als Doktor der Theologie und Kanonikus zu Digne 1655. Er zeichnete sich durch seine gründlichen Kenntnisse eben so sehr als durch strenge

weitläuftigen Briefen mit. Die vereinigten Russen und Oestreicher zogen ihn aber von den Spizfindigkeiten und dem Tiefsinn der spekulativen Philosophie bald zum Nachdenken über die Gefahren des Stats, und warfen ihm Einwürfe anderer Art hin, die schwerer zu widerlegen waren, als die Ideen grübelnder Vernunftweisen. Er stand mit seinen 48,000 Mann bei Bunzelwiz, eine Meile von Schweidwiz. Die feindlichen Armeen 130,000 Mann enthaltend, umzingelten ihn in einer halben Monds-Krümmung, wobei ihm nur der Rükken nach Schweidniz zu frei blieb. Noch nie war seine Lage so gefährlich gewesen. Eine Schlacht, sonst sein Rettungsmittel, konnte ihm jezt nicht helfen. Der Sieg war von geringem Nuzzen, und die Niederlage mußte ihn ganz verderben. Er vermied daher jeden Angriff, sorgte aber auch dafür, daß er, wenigstens ohne Tollkühnheit nicht angegriffen werden konnte. Er verwandelte sein Lager in eine Feldfestung, er selbst zeigte die Stellen, wo die Werke

Tugend, reine Sitten und edle Einfalt aus, und wurde von dem Kreise des Volks, in welchem er lebte, fast als ein Heiliger verehrt, ob ihn gleich die Sorbonne zu Paris für einen Gotteslängner hämisch schalt. Am merkwürdigsten ist er dadurch, daß er die Lehrsäzze Epikurs vertheidigte, vermehrte und in Zusammenhang brachte, dasjenige jedoch, was mit der christlichen Religion unverträglich ist, verwarf, und abänderte. Sein Hauptwerk ist: Syntagma philosophiae Epicuri.

Werke angelegt werden sollten; und diese Verschanzung hatte etwas ganz Außerordentliches, und wurde mit bewunderungswürdiger Geschwindigkeit nach Tempelhof in 8, nach andern Schriftstellern gar in 3 Tagen vollendet. Der Bezirk, in welchem die Infanterie stand, machte eine Kette von zusammenhängenden Befestigungen aus. Gräben von 16 Fuß Tiefe und gleicher Breite, und 24 Batterien mit 300 Kanonen der Armee und mit 150 Feuerschlünden aus Schweidnitz besezt, schüzten die Umfangslinien. Vor ihnen wurden Palisaden eingerammt, Sturmpfähle gepflanzt, Spanische Reiter gestellt, und 3 Reihen Wolfsgruben, jede 6 Fuß tief gegraben. Dabei blieben jedoch einige Zwischenräume, durch welche die Kavallerie gegen den angreifenden Feind sprengen, und die Infanterie Ausfälle thun konnte. Einige Gegenden des Lagers waren durch Moräste, andre durch das Striegauer Wasser, noch andre durch den Nonnenbusch, den Verhakte befestigten, geschüzt. Innerhalb des Lagers dienten 4 verschanzte Hügel zu Bastionen, und auf dem linken Flügel der Würbener Berg zur Citadelle. Jede Batterie hatte neben sich noch 2 Flatterminen oder Gruben, die mit Pulver, Kugeln und Granaten gefüllt, und durch Röhren so verbunden waren, daß sie jeden Augenblik gesprengt werden konnten. Es gab überhaupt 182 solcher Minen. Die Zugänge zum Lager waren ohnedem durch kleine Bäche und sumpfige Wiesen durch die Natur erschwert.

Troz der angenscheinlichsten Gefahr wollte Laudon dennoch das bedenkliche Wagestük versuchen; nur nicht allein; die Russen sollten eine Hauptrolle beim Angriff übernehmen. Dazu war aber der Feldmarschall Butturlin durchaus nicht zu bewegen. Um sich gegen alle Verantwortlichkeit zu sichern, hielt er Kriegsrath, und dieser erklärte seinen Wünschen gemäß die Bestürmung des Lagers für verwegen. Nur dann, wenn Laudon angegriffen würde, sollte ihn eine Russische Abtheilung, nicht einmal die ganze Armee unterstüzzen; griffe er selber an, so verweigerte man ihm allen Beistand. Die Russen glaubten, den König durch Abschneidung aller Zufuhre und enge Einschließung von Schweidniz entfernen und dann erst zu einer Schlacht nöthigen zu können, wobei sie nicht bedachten, daß es ihnen selber bald an Unterhalt gebrechen müßte, da solche Kolossen von Armeen in dem Umfange einiger Meilen unmöglich lange verproviantirt werden konnten.

Dem König war die Abneigung der Russen zum Kampfe unbekannt; er befürchtete jede Stunde, vornämlich zur Nachtzeit einen Angriff, und bereitete sich stets dazu. An jedem Abende wurden Zelter und Gepäkke unter die Kanonen von Schweidniz geschikt, und erst am Morgen wieder geholt. Alle Regimenter standen die Nacht hindurch unter Gewehr; Kavallerie und Artillerie in Schlachtordnung. Friedrich selber hielt sich in einer der äußersten Schanzen auf,

und

und ruhete nur pausenweise auf Stroh, zuweilen auf dem Erdboden. „Nehmt heute ein Bund „Stroh mit, sagte er einst zu seinen Begleitern, da „er in die Schanzen ritt, damit ich nicht wieder, „wie in den vorigen Nächten, auf der bloßen Erde „liegen darf.“ An Brot litt die Armee keinen Mangel, weil sie damit aus den Schweidnizzer Magazinen hinlänglich versorgt ward. Aber sonst fehlte es an allen Bequemlichkeiten und an Lebensmitteln besserer Art z. B. an Gemüsen, Fleisch und geistigen Getränken. Friedrich konnte sich mancher ängstlichen Sorgen nicht erwehren, und wurde seiner selbsterwählten Gefangenschaft in diesem befestigten Kerker bald überdrüßig. Einmal wurde er auf seinem nächtlichen Strohlager so mißmüthig, daß er in laute Klagen gegen Zieten ausbrach, und den Heldentod als den einzigen Befreier ansah. Zieten suchte ihn mit der Hofnung eines guten Ausgangs zu trösten. Friedrich, des Gemeinspruches überdrüßig, fragte ihn spöttisch, ob er etwa einen neuen Alliirten bekommen hätte? Nein, antwortete dieser entschlossen, aber der alte dort oben, der verläßt uns nicht. Jedoch dieser, fuhr Friedrich fort, thut ja keine Wunder mehr. Die braucht's auch nicht, versezte Zieten, er streitet für uns und läßt uns nicht sinken. Die fromme Zuversicht des ehrwürdigen Helden zur Vorsehung ging bald in Erfüllung. Ohne Wunder führte Friedrich sein Heer auf eine ehrenvolle Art aus dem verschanzten Gefängnisse, und freudig rief er seinem Tröster ent-

gegen: Er hat doch Recht gehabt; sein Alliirter hält Wort.

Nachdem die Armeen einander 20 Tage lang lauernd beobachtet hatten, so zwang sie der Hunger zur Aufhebung der Blokade. Der Scheffel Roggen kostete 15 Thaler. Die Oestreicher konnten ihren Alliirten kein Brot mehr anschaffen. Den Russen wurde diese Noth unerträglich. Die Nachricht, daß ein Preußisches Korps hinter ihrem Rükken ihre Polnischen Magazine zerstören wolle, bewog sie vollends zu dem Entschlusse, sich von den Oestreichern zu trennen. Sie ließen bloß 20,000 Mann unter Czernitschef zurük; mit den übrigen Truppen brachen sie am 9. Sept. auf, zogen bis Jauer, und sodann über die Oder. Bald erfuhren sie, daß die Absichten des Preußischen Korps auf ihre Vorräthe gelungen waren. Der General Platen hatte bei Gostin in Polen eine mit 4000 Russen besezte Wagenburg erstürmt, 1900 Mann gefangen, 5000 Wagen erbeutet, und 3 Magazine zerstört.

Der Abzug der Russischen Hauptarmee erregte den frohesten Jubel im Preußischen Lager; die Verschanzungen wurden niedergerissen, die Minen ausgeleert, die Wolfsgruben zugeworfen, die Schweidnizzer Kanonen in die Festung zurükgebracht; die Gemeinschaft mit dem platten Lande war hergestellt, und die Armee erhielt die fehlenden Nothwendigkeiten wieder.

Friedrich blieb noch 14 Tage bei Schweidniz stehen; dann aber entfernte er sich um 2 Tage-

gemärsche weit bis gegen Münsterberg hin, theils, weil ihn die endlich abnehmende Zufuhr an Proviant dazu bewog, theils, weil er die etwas zurükgegangnen Oestreicher noch weiter von der Festung entfernen und zu sich hinlokken wollte. Diese kurze Entfernung ward die Veranlassung zu der einzigen wichtigen Unternehmung der Feinde in dem diesjährigen ganzen Feldzuge, die für den König unangenehme Folgen hatte; wäre er bei Schweidnitz geblieben, so wäre das Jahr gewiß thatenlos hingeflossen. Laudon entwarf den kühnen Plan, während der Abwesenheit Friedrich's die Festung Schweidnitz durch eine gewagte Ueberrumpelung zu erobern; denn sie auf dem ordentlichen Wege der Belagerung einzunehmen, war so gut als unmöglich. Daun billigte das Vorhaben: der Kaiser Franz I. davon benachrichtigt, versprach die Nichtbefragung des Hofkriegsraths zu verantworten, Czernitschef wollte mit seinem ganzen Korps Beistand leisten. Laudon verbat dies, und suchte bloß um 800 auserlesene Russische Grenadiere nach. Er war mit der Beschaffenheit der Festung genau bekannt, weil sie im Winter von 1757 bis 1758 bereits in Oestreichischer Gewalt gewesen war; hierzu kam, daß er mit einem gefangnen Major, dem Italiäner Rocca, dem wegen seines einschmeichelnden Betragens mehr Freiheit, als ein Gefangner verdiente, bewilliget wurde, ein geheimes Verständniß unterhielt. Durch alle Umstände begünstigt unternahm er in der Nacht zum 1. Oktob. mit 20 Bataillonen Oestreichern und

800

800 Russen den Sturm. Der Preußische Kommandant, General Zastrow, ein trefflicher Soldat, aber gegen die Nacht gewöhnlich den Freuden der Tafel zu sehr ergeben, war auch diesmal auf einem Balle; und ob er gleich aus Vorsicht seine 3800 Mann Besazzung in die Werke vertheilte, so hatte er sie doch ohne alle Verhaltungsbefehle im Falle eines Angriffs gelassen. Daher kam es, daß man keine Reiter zum Forschen ausschikte, keine Leuchtkugeln zum Ueberblik warf, keine nachdrükliche Kanonade begann. Es waren freilich nur 191 Artilleristen zu 240 Kanonen vorhanden; aber diese hätten denn doch wohl mehr als 12 Schüsse, auf die sie sich einschränkten, thun können. Die Feinde langten unbemerkt Morgens 3 Uhr mit ihren 4 Kolonnen, die mit Sturmleitern und Faschinen gut versehen waren, bei den Außenwerken an. Ohne einen Schuß zu thun, stürzten sie sogleich in den bedekten Weg, drangen mit gefälltem Bajonet in die Außenwerke, vertrieben die Besazzung, welche nicht wußte, auf welchem Punkte sie eigentlich fechten sollte, und richteten nun die Preußischen Kanonen gegen den Hauptwall. Die von Brandwein völlig trunknen Grenadiere drangen wie Unsinnige immer weiter vor. In der Finsterniß stießen sie unerwartet an eine Tiefe; die Vordersten riefen nach Faschinen und Lezteru; dies schien etlichen Russischen Offizieren zu weitläuftig, sie drängten die Hintersten vorwärts, und stürzten dadurch ihre eignen Leute in den Abgrund, bis er gefüllt war, und die andern

über

über die Leichen ihrer Brüder hinwegmarschiren konnten. Die Russen wollten keinen Pardon geben, sondern hieben alles nieder. Ein Preußischer Artillerist, der doch sterben mußte, wollte wenigstens nicht allein unterliegen, er zündete daher ein Pulvermagazin an, und sprengte 300 Feinde mit sich in die Luft. Am tapfersten vertheidigten die Preußen das Galgenfort; sie trieben die Oestreicher 2mal zurük, und ohne den Nachdruk des Obersten Wallis vom Laudonschen Regimente wäre das feindliche Unternehmen gescheitert. Dieser aber rief seinen Leuten zu: Kinder, wir müssen die Festung ersteigen oder umkommen! Das habe ich dem Chef versprochen, unser Regiment führt seinen Namen; laßt uns Wort halten. Alles sprang wie begeistert in den Graben, die Offiziere trugen die Leitern, jeder wollte der erste auf dem Walle sein. Das Fort wurde erobert. Indem Wasserfort empörten sich, von Rocca vorher von allem unterrichtet, 250 daselbst gefangne Oestreicher, sprengten die Kasemattenthüren, ließen die Zugbrükke nieder, und öfneten so den Kroaten den Zugang. Jezt konnten sich die verwirrten Haufen der in der Stadt zerstreuten Preußen nicht mehr widersezzen; sie mußten sich alle gefangen ergeben; ihrer waren außer dem General noch 107 Offiziere und 3240 Gemeine. Laudon hatte seinen Truppen unter Versprechung von 100,000 Gulden die Plünderung untersagt; dennoch kehrten sich seine wüthenden Leute nicht an den Befehl, und plünderten einige Stunden lang, bis der Fürst Lichtenstein mit

4 Schwadronen Dragoner ihren Ausschweifungen Einhalt that. Desto rühmlicher war die Mäßigung der Russen, die heftig im Kampfe, jezt ruhig auf den Werken blieben, und an den Gräueln der Oestreicher keinen Theil nahmen. Auf diese Weise hatte Laudon eine der wichtigsten Schlesischen Festungen nach einem Sturme von 3 Stunden mit einem Verluste von 1560 Mann erobert, und dadurch seiner Armee einen Vortheil verschaft, welchen alle andern Anstrengungen in 6 blutigen Jahren nicht hatten bewirken können, den, daß sie zum ersten Male ihre Winterquartiere in Schlesien nehmen konnte. Dieser große Dienst wurde aber in Wien schlecht erkannt, wenig belohnt, und hätte dem Helden Laudon beinahe eine schwere Strafe zugezogen. Es verdroß die Kaiserin Theresie, daß sie durch ihren Gemal die erste Nachricht davon erhielt, dem sie kein einziges Regierungsgeschäft überließ; es erbitterte den Hofkriegsrath, daß ohne sein Wissen und Verordnen auch einmal etwas Gutes geschehen war, und er entflammte den Zorn der Monarchin noch mehr; und nur die Fürsprache des alten Fürsten Lichtenstein, des Ministers Kauniz und des Kaisers selbst besänftigten sie so weit, daß sie wenigstens aus Höflichkeit dem General Laudon dankte, und jedem Soldaten statt der versprochnen 100,000 Gulden Mann für Mann 13 Gulden auszahlen ließ. Aber die That selber, so glänzend an sich, und so vortheilhaft für Oestreich sie war, wurde ihm nie verziehen. Er erhielt im folgenden Jahre ein kleineres Kommando,

stand

stand bei'm Hofe in keiner Achtung, und wurde, so lange Thereſie lebte, das heißt in 17 Jahren nicht befördert.

Um deſto ſchrekkicher war die Nachricht von dieſem Vorfalle für Friedrich; er wollte ſie anfänglich durchaus nicht glauben, weil er die Sache für unmöglich hielt; als er ſie aber nicht mehr bezweifeln konnte, fühlte er ſich tiefer gebeugt, als er es vielleicht doch Urſach hatte. Zaſtrow rechtfertigte ſich indeſſen ſo künſtlich und geſchikt, daß er ein beſſeres Schikſal hatte, als Fink und Schmettau. Statt kränkender Vorwürfe ſchrieb ihm Friedrich bloß; „ich kann dieſen Vorfall noch nicht recht begreifen, er iſt außerordentlich, ich verſchiebe mein Urtheil.“ Nach der Rükkehr aus der Gefangenſchaft bat Zaſtrow um Unterſuchung ſeines Verhaltens; allein Friedrich verſezte, daß er ihn keines Verbrechens ſchuldig halte, aber nach einem ſolchen Unglük würde es gefährlich ſein, ihm ferner einen Poſten anzuvertrauen. Er verlor daher ſein Regiment.

Friedrich veränderte ſeine Stellung nach dem Verluſte von Schweidniz nur um ein Geringes, indem er bei Strehlen an der Ohlau ein Lager bezog, wodurch er den größten Theil von Niederſchleſien dekken, und die Feſtungen Brieg, Koſel, Neiße und Breslau unterſtüzzen konnte. Zugleich hoffte er, daß der General Laudon, durch ſein Glük dreuſt gemacht, ihm in die Ebne folgen und eine Schlacht wagen würde. Aber dieſer war mit

ſei-

seinen dießjährigen Vortheilen zufrieden, und durch die Beispiele von Roßbach, Leuthen und Torgau belehrt, wollte er sich nicht der Gefahr aussezzen, durch eine einzige Niederlage die Frucht seiner Anstrengungen plözlich zu verlieren; er verhielt sich bloß vertheidigungsweise, und suchte nur das Eroberte zu bewahren. Friedrich gerieth dagegen heimlich in eine größere Gefahr, als ihm öffentlich bereitet werden konnte; ein treuloser Verräther, ein Unterthan und Günstling, ein wohlhabender Baron und protestantischer Glaubensgenosse hot sich zum abscheuwerthen Werkzeuge an, ihn todt oder lebendig in die Hände seiner Feinde zu liefern. Dieser Ehrlose hieß Warkotsch, war in seiner Jugend, als Schlesien noch den Oestreichern gehörte, zwar kaiserlicher Offizier gewesen, lebte aber seit preußischer Herrschaft außer allen Diensten unabhängig auf seinen Gütern bei Strehlen. Friedrich kannte und liebte ihn, zog ihn oft an seine Tafel, verschonte seine Güter mit allen Kriegslasten und überhäufte ihn mit vielen andern Wohlthaten. Dennoch war der Baron undankbar und schlechtdenkend genug, sich mit den Feinden in ein Verständniß einzulassen, um den König aufzuheben. Letzterer lag in einem einsamen Hause 400 Schritte von Strehlen entfernt, wo er nur von 30 Grenadieren bewacht wurde. In der Nähe war ein Wald. Warkotsch verabredete mit dem Grafen Wallis, mit eben dem Obersten von Laudons Regiment, welcher das Galgenfort erstürmt hatte, den boshaften Plan,

durch

durch ein starkes Korps den König in der Dunkelheit der Nacht zu entführen, und wenn man ihn nicht fortbringen könnte, ihn zu ermorden, welches alles vollbracht sein könnte, ehe die in Strehlen liegenden 6000 Preußen das Geringste ahndeten. Um die Aufmerksamkeit zu zerstreuen, müßte man, so rieth ein geborner Schlesier, 10 Schlesische Dörfer um Strehlen herum anzünden. Ein katholischer Priester, Schmidt, aus Neiße herstammend, war der Unterhändler bei dem Obersten Wallis, und des Baron's Jäger, Nomens Kappel, der Briefträger an den Pfarrer. Die Nacht zum 30. November wurde zur Ausführung des Anschlags bestimmt. Der Jäger wußte um dieß Geheimniß; längst von Gewissenszweifeln beunruhigt, und durch den Ungestüm des Barons, der ihn in der stürmischen Nacht aus dem Bette jagte, um noch den letzten Brief zu bestellen, höchst beleidigt, ging er zum Lutherischen Prediger Gerlach, entdekte ihm das Geheimniß und zeigte ihm den Brief. Gerlach drang in ihn, das Verbrechen augenbliklich dem Könige zu entdekken. Der Jäger gehorchte, Friedrich erfuhr und vereitelte die Schandthat. Der Verräther Warkotsch entging durch List der Wachsamkeit des Offiziers, der ihn, von der Sache nichts wissend, arretiren sollte. Auch der Priester entflohe. Beide wurden im Bildnisse gevierttheilt, welches sich Friedrich gern gefallen ließ, da die Porträts, wie er meinte, eben so wenig, als die Originale taugen würden. Die Entweichung schien ihm nicht unlieb

zu

zu sein, da er ein Feind von Hinrichtungen war. Der Jäger bekam eine Forstbedienung. Warkorsch verlor die Güter, und starb verachtet und verabscheut in Ungarn, wo ihm die Kaiserin ein jährliches Almosen von 300 Gulden reichen ließ. Hätte er doch die warnende Inschrift besser erwogen, welche schon seit alten Zeiten mit goldnen Buchstaben auf dem Kamine eines seiner Schlösser stand: Ut cum igne, sic cum regibus; gehe mit den Königen so vorsichtig wie mit dem Feuer um. Der Hof zu Wien sagte sich von aller Theilnahme an dem Anschlage los, und die gräfliche Familie von Walis erklärte, daß der Oberste dieses Namens nicht zu ihrem Hause gehöre. — Bald nach diesem Ereigniß verlegte Friedrich seine Truppen von Brieg bis Glogau längs der Oder in die Winterquartiere, er ging nach Breslau, und der Feldzug in Schlesien hatte ein Ende.

Traurig wurde Pommern's, und durch dieses, wenn der Krieg mit den Russen fortdauerte, auch Brandenburg's Lage durch die Eroberung der Festung Kolberg, welche beim 3ten Versuche nach einer 4monatlichen Einschließung nicht durch Gewalt der Feinde, sondern nur durch Hunger in Russische Hände fiel. Tottleben wurde wegen seines gelinden Verfahrens in Berlin verhaftet und abgesetzt; Romanzow erhielt seine Stelle, und zugleich den Auftrag, Kolberg mit 27,000 Mann Landtruppen und 40 Segeln zu belagern. Dieß veranstaltete er bereits im August. Der Prinz von Wirtemberg

legte

legte ihm mit 6000 Preußen große Hindernisse in den Weg, und bot in einem verschanzten Lager allen Angriffen der Russen Trotz, mußte aber im November, von Kälte und Mangel an Unterhalt gezwungen, seine Stellung verlassen. Der tapfere General Werner, im vorigen Jahre Kolberg's Retter, wurde, in seinen Unternehmungen zu kühn, von den Russen gefangen, einige kleine Detaschements, welche Proviant in die Festung werfen wollten, zurückgetrieben, und nun die lebhafteste Bestürmung angefangen. Endlich bewirkte der Brotmangel, was kein Feuer und kein Sturm erpressen konnte; am 16. December ergab sich die Besazzung. Die Wälle wurden mit Wasser begossen und durch den Frost spiegelglatt gemacht. Neun Aufforderungen der Russen wurden verweigert, und 3 Stürme abgeschlagen. So lange Pulver und Brot da ist, wehren wir uns, dieß war die einstimmige Meinung der Belagerten. Nach der 10ten Aufforderung mußte der Oberste Heiden, von Hunger gedrückt, in die Uebergabe der Festung willigen. Die Russen konnten sich nun in Pommern ausbreiten, und künftig selbst in der Mark festsezzen.

Weit mehr Glük begleitete die Unternehmungen des Husarenobersten Belling; dieser bot mit 1500 Husaren und 2 Bataillonen der ganzen Schwedischen Armee von 20,000 Mann die Spizze und tummelte sich bis zu Ende des Jahres so künstlich mit dem General Ehrenschwerd herum, daß derselbe keine

einzige bedeutende That ausführen konnte, und bei Stralsund die Winterquartiere beziehen mußte.

Mit dem größten Ruhme und bewunderungswürdiger Klugheit behauptete sich der Prinz Heinrich in Sachsen gegen die Armee des Feldmarschalls Daun und gegen die Reichstruppen. Heinrich hatte höchstens 32000 Mann bei sich, mit denen er die Gegenden bei Meißen und Rossen besezte. Daun mußte zwar von seinen 60000 Streitern die Hälfte an Laudon abgeben, aber die Stärke der Reichsarmee ersezte den Abgang, so daß er mit dieser immer zwischen 50, bis 60,000 Leute behielt. Seiner Ueberlegenheit ungeachtet verhielt er sich bis zum November so ruhig, daß ein fremder Beobachter die beiderseitigen Lager in Sachsen eher für Lust- als Kriegsläger angesehen haben würde. Nur kleine Streifzüge des Husaren-Anführers Kleist, und des Generals Seidlitz, die mehrentheils für die Preußen glüklich, ehrenvoll und vortheilhaft ausfielen, bewiesen es, daß sich hier Feinde bekämpften. Die Unthätigkeit war dem vorsichtigen Karakter Daun's völlig angemessen, und ihm durch Hofbefehle zur Pflicht gemacht. Er sollte so lange vertheidigungsweise verfahren, bis die Hauptunternehmung Laudon's und Butturlin's in Schlesien gelungen, und er wieder verstärkt worden sein würde. Diese Verstärkung, 17 Regimenter Infanterie und Kavallerie und 6 Bataillonen Kroaten enthaltend, stieß Ende Oktober zu ihm, und nun sezte er sich am 5. Nov. in Bewegung, aber bloß, um sich

des

des linken Ufers der Freiburger Mulde bis an den Einfluß der Zschopau zu bemächtigen, um dadurch das Erzgebirge in seiner Gewalt zu haben, und ruhige Winterquartiere zu bekommen. Diese geringen Vortheile mußte ihm Heinrich überlassen. Daun wollte die an der Mulde liegende Stadt Döbeln zur Sicherheit gleichfalls besezzen. Dies verweigerten die Preußen. Dennoch hatte er keine Lust, es auf die Gewalt der Waffen ankommen zu lassen. Er verglich sich am 15. Nov., daß die Stadt Döbeln neutral sein, die eine Vorstadt aber von den Oestreichern, und die entgegenliegende von den Preußen besezt werden sollte. Und damit hatte der ganze Feldzug ein Ende.

Feldzug der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1761,

Schlacht bei Villingshausen oder Scheidingen d. 15. und 16. Juli.

Die Franzosen machten im Frühlinge 1761 die fürchterlichsten Zurüstungen, stellten Armeen von einer Anzahl auf, die sie im ganzen Kriege nicht gehabt hatten, und führten große Anschläge im Schilde; sie wollten die Alliirten zertrümmern, das Kurfürstenthum Hannover überschwemmen, bis Magdeburg vordringen, und über ganz Deutschland das Uebergewicht ertrozzen. Luftige Phantome, welche in Nichts zerrannen! Der Herzog Ferdinand sezte ihnen Deutsche Kraft und Deutsches Genie ent-

entgegen, und am Ende des Jahres befanden sich die Sachen in eben dem Zustande, wie im Anfange, und Frankreich's Drohungen waren Drohungen geblieben. Der Französische Plan war dieser: der Prinz Soubise, ein unfähiger Feldherr, aber Liebling der Buhlerin, sollte die Hauptarmee von 100,000 Mann, die jedoch erst größtentheils errichtet werden sollte, von Westfalen aus nach Hannover führen, und Broglio mit 80,000 Mann aus Hessen eben dahin gelangen. Da Ferdinand's Armee erst im April in einem höchst geschwächten Zustande die Ruhequartiere bezogen hatte, so würde er, philosophirte die Versailler Politik, 3 volle Monate zur Herstellung und Ergänzung seiner Armee brauchen, also erst im Juli im Felde erscheinen können. Soubise sollte aber schon im Mai den Kampf beginnen; er würde keinen Feind finden, folglich ganz Westfalen wie im Spazierengehen erobern und dann bis Hannover ziehen können. Wagte es hingegen Ferdinand, ihm mit seinen kraftlosen, unvollzähligen, zerrütteten Scharen früher als im Juli entgegen zu marschiren, so würde er von Soubise ohne Mühe auf den ersten Angriff wie leichter Staub aus einander geweht werden. Dieses Raisonnement ließ sich recht gut hören und lesen. Aber der einsichtsvolle Broglio machte einige kleine Gegenbemerkungen, die das ganze Projekt schon ziemlich erschütterten. Da Soubise's Armee, schrieb er dem Minister, noch nicht beisammen sei, sondern erst aus dem Innern Frankreich's heran kommen sollte, so möchte sie am

En-

Ende kaum höher als zu 80,000 Mann anwachsen, und zur Hälfte aus ungeübten Leuten bestehen, die noch keinen Feind gesehen hätten; Soubise würde anstatt der bestimmten 100,000 Helden etwa nur 40,000 Mann haben, auf die er sich verlassen könnte. Ferdinand's Heer dagegen wäre gewiß 80,000 Mann stark, und enthielte abgehärtete, tapfre, mit allen Gefahren und Beschwerden vertraute Streiter. Soubise würde kein leichtes Spiel, sondern einen harten Stand bekommen, wenn er es allein mit diesen Kämpfern aufnehmen wollte. Rechnete er aber auf seine (Broglio's) Hülfe, so müsse er melden, daß seine ebenfalls sehr zerrüttete Armee auf das allerhöchste erst am 20. Juni die Kriegsoperationen anfangen könnte. Diese fatalen Wahrheiten stimmten die hohen Hofnungen des hizzigen Kriegsministers Choiseul sehr tief herab, sie überzeugten ihn, daß, die Verhinderungen der Zufuhre mitgerechnet, sämtliche Französische Abtheilungen vor dem Ende des Juni nicht würden aufbrechen können, und er ahndete es dunkel, was sich hernach deutlich bestätigte, daß die große Macht Frankreich's diesmal gerade so viel ausrichten würde, als in den vorigen Feldzügen, das heißt, herzlich wenig.

Soubise, der so große Dinge thun sollte, sezte sich nicht früher als in der Mitte des Juni in Bewegung, und rükte bis Unna in der Grafschaft Mark. Ferdinand zog seine mehrsten Truppen bei Neuhaus unweit Paderborn zusammen, und

machte einen Versuch, die Soubiseſche Armee, ſo lange ſie noch allein war, zu ſchlagen. Er marſchirte gleichfalls in die Grafſchaft Mark, umging die Franzoſen und ſezte ſich bei Dortmund. Soubiſe verlor hierüber die Faſſung, hielt ſich bei Uma nicht mehr für ſicher, wich jedem Treffen aus, zog nach Werle, und wartete hier ängſtlich auf die Vereinigung mit Broglio. Da ihm aber Ferdinand ſtets näher rükte, ſo ging er weiter, und hielt nicht eher Stand, als bis am 4. Juli die Armee des Herzogs Broglio aus Heſſen zu ihm ſtieß. Beide Franzöſiſche Generale nahmen darauf ihr gemeinſchaftliches Hauptquartier zu Soeſt. Ferdinand lagerte ſich indeſſen um und bei Werle an den Gränzen der Grafſchaft Mark im Herzogthume Weſtfalen. Nach einer Berathſchlagung von 8 Tagen faßten die Franzöſiſchen Feldherren den Entſchluß, eine Schlacht zu wagen und mit ihrer vereinigten Macht, welche nach Abzug aller einzeln ſtehenden, in Heſſen und am Niederrhein zurükgelaßnen Detaſchementer, 100,000 Mann enthielt, das Lager der Alliirten, die nicht viel über 60,000 Mann ausmachten, bei Werle zu beſtürmen. Der Angriff ſollte am 13. Juli geſchehen; aber ſie verſchoben ihn, um die Stellung Ferdinands, die ſie lange genug erforſcht hatten, noch genauer zu unterſuchen. Endlich waren ſie mit ihrem Kundſchaften fertig, und der 16. Juli wurde zum Gefechte beſtimmt. Auf einmal beſann ſich Broglio eines andern, und griff mit ſeiner Abtheilung ſchon am 15. Juli an,

an, offenbar aus Begierde, den Sieg allein zu erringen, und dem Soubise die Ehre des Triumpfs zu entreißen. Da die Alliirten keinen Anfall besorgten, so wurden sie anfänglich überrascht, und auf dem rechten Flügel, der nicht gut gedekt war, etwas zum Weichen gebracht. Die Franzosen nahmen das Dorf Villinghausen, wovon die Schlacht benennet wird, ein. Ferdinand vertheidigte sich jedoch mit Standhaftigkeit, und behauptete seine übrigen Posten alle: inzwischen brach die Nacht an, der Kampf hörte auf, keiner verließ seinen Plaz, keiner hatte gesieget. Hätte Broglio das Gefecht am Abende mit Nachdruk fortgesezt, oder hätte ihn Soubise augenbliklich mit aller Macht unterstüzt, so wäre Ferdinand wahrscheinlich geschlagen worden. Er hatte sich verschossen, es fehlte ihm ganz an Pulver und Kugeln, er mußte Wagen im vollen Trabe nach Hamm schikken, um die nöthigste Munition auf's geschwindeste holen zu lassen. Er bekam sie noch zu rechter Zeit, und konnte daher am folgenden Tage die Schlacht erneuern. Broglio griff den 16. Juli mit frühem Morgen in voller Schlachtordnung wieder an; aber da ihm Soubise nur schwachen Beistand leistete, so richtete er nichts aus. Kein Theil wankte bis 8 Uhr. Aus Ermattung ruhte man von beiden Seiten ½ Stunde lang. Jezt langten 6 frische Bataillone bei den Alliirten an, welche der General Spörken schikte. Diese rükten gleich vor, um die Ermüdeten abzulösen. Ihr rasches Feuer brachte die Franzosen

in einige Verwirrung. „Heran! die Feinde kommen „in Unordnung! benuzt den Augenblik!“ so rief Ferdinand von einer Anhöhe, wo er diesen Anfang zum Siege bemerkte. Die ganze Infanterie, jene 6 frischen Bataillone an der Spizze, stürzte sich auf den Feind, und entschied den Kampf. Die Franzosen flohen zurük, und ein großer Theil einer Brigade wurde so abgeschnitten, daß die Alliirten 2000 Mann derselben gefangen nahmen, worunter sich das ganze Regiment Rouge befand. Die Summe der Französischen Todten und Verwundeten betrug 2500. Soubise zählte nur 21 Todte und 84 Verwundete; ein Zeichen, wie wenig er that. Die Alliirten rechneten 1200 Todte und Verwundete, und 183 verlorne Gefangne.

Broglio und Soubise nährten längst einen eingewurzelten Haß gegen einander; dies unglükliche Gefecht vermehrte ihren Groll. Jeder klagte den andern wegen der Niederlage an, der eine hätte der Verabredung entgegen zu früh, und der andre zu spät angegriffen. Ihre Uneinigkeit zog eine Trennung der Heere und die Vereitlung aller Kriegspläne nach sich. Broglio nahm 40,000 Mann vom Soubiseschen Heere, doch mit Einwilligung desselben, zu sich, und marschirte damit nach Paderborn, um, wie er sagte, Hannover zu erobern. Soubise zog mit dem Reste nach Wesel. Ferdinand theilte sein Heer gleichfalls. Das kleinere Korps mußte unter dem Erbprinzen dem Soubise nachfolgen; es hintertrieb dessen Unternehmungen

gegen Münster. Mit dem größern Heere wendete sich Ferdinand gegen Broglio, um dessen Plan wider Hannover zu vereiteln. Die Franzosen wollten Hameln belagern; aber Ferdinand machte in ihrem Rükken solche Diversionen, daß sie davon abstehen mußten.

Broglio machte neue Bewegungen, um sich des Kurfürstenthums zu bemächtigen; er marschirte im September nach Eimbek, und nahm auf der Hube, einem hohen bei der Stadt liegendem Berge seine Stellung. Ferdinand brach dafür in Hessen ein, trieb die schwachen Detaschementer der Feinde bis Kassel, schnitt ihnen die Zufuhr ab, und zwang dadurch den Marschall, mehrere Truppenkorps von der Hube nach Hessen zu schikken, und am Ende seine Unternehmungen gegen Hannover einzustellen, und selbst nach Kassel zu gehen.

Da die Neben- und Streifzüge der Alliirten den Franzosen so nachtheilig wurden, so beschlossen sie, sich eben dieses Mittels zur Erreichung ihrer Absichten zu bedienen. Aber dennoch richteten sie auch hierdurch in der Hauptsache nichts aus. Die erste Diversion machte Soubise nach der Nordsee hin, er besezte am 20. Sept. die Preußische nur von 2 Englischen Invaliden-Kompagnien bewachte Stadt Emden, und forderte so wol von ihr, als auch von ganz Ostfriesland überschwingliche Kontributionen. Weil aber der Erbprinz von Braunschweig mit 18,000 Mann herbeizog, und Wurmser's Anschlag auf Bremen mißglükte, so marschirte Soubise

hise, der anfänglich seine Winterquartiere hier zu nehmen gedachte, eiligst zurük, und ging bis an den Rhein, ohne daß sein Zug weiter eine Wirkung hervor brachte, als daß er das Land gebrandschazt und viele Kriegsvorräthe verwüstet hatte. Gefährlicher hätte der andre Streifzug werden können, welchen Xaver mit 9000 Sachsen in's Braunschweigische unternahm, wenn er mit mehr Raschheit vollendet, und mit mehr Thätigkeit benuzt worden wäre. Broglio schikte die Sächsischen Hülfstruppen am 6. Oktober aus seinem Lager von Eimbek ab, und schon 4 Tage nachher sahen sich selbige im Besiz von Wolfenbüttel, wo sie 200,000 Brandschazzung, 28000 als Geschenk für die Anführer, und 14000 für die Verschonung der Thürme und Glokken erpreßten. Zwei Tage nachher rükten sie vor Braunschweig, wo sie lange mit unnüzzen Anstalten zögerten, sich bequem bei Riddagshausen lagerten, und den wichtigen Posten Oelper, welcher den Einmarsch sicherte, nur mit 300 Mann besezten. Ein schneller Anzug, und ein rascher Angriff hätte ihnen diesen in der jezzigen Lage wichtigen Ort, den nur 1500 ermattete und aus Ueberläufern bestehende Soldaten vertheidigten, gewiß in ihre Gewalt gebracht. Aber ihr Zaudern ließ dem Herzog Ferdinand, der bei Hameln stand, Zeit, seinen Neffen, den Prinzen Ferdinand August, Bruder des Erbprinzen, und den General Lukner zum Entsaz zu senden. Diese überwältigten den Posten bei Oelper in der Nacht zum 14. Okt., machten die mehrsten

stein gefangen und warfen 6 Bataillone in die Stadt. Xaver befürchtete die Ankunft eines noch größern Korps, er flohe daher, räumte Wolfenbüttel, und vernichtete hierdurch alle Hofnungen, welche Broglie darauf gebaut hatte. Der ganze Plan der Franzosen scheiterte; durch bedenkliche Bewegungen der Alliirten geschrekt, verließ Broglio die Stellung auf der Hube, und ging in die Winterquartiere, die fast die nämlichen, als im vorigen Jahre waren. Der Erbprinz blieb in Münster, und Ferdinand in Hildesheim, beide mit dem Ruhme, das uneinstimmige Verfahren der feindlichen Generale treflich benuzt, und ihre Entwürfe meisterhaft zerstört zu haben.

Feldzug Friedrich's gegen Oestreich und das Reichsheer; und der Alliirten gegen die Franzosen im Jahre 1762.

Schlacht bei Wilhelmsthal d. 24. Juni.
Gefecht bei Burkersdorf d. 21. Juli.
bei Lutternberg d. 23. Juli.
bei Reichenbach d. 16. August.
bei Friedberg oder Johannisberg d. 30. August.
bei Freiberg d. 15. Oktober.
Schlacht bei Freiberg d. 29. Oktober.
Friede zu Hubertsburg den 15. Februar 1763.

Nach

Nach 6 blutigen Jahren schien es wirklich, als wenn Friedrich's ermattete Kräfte dem fernern ungleichen Kampfe unterliegen müßten. Die Völker seufzten alle nach Frieden, nur ihre Beherrscher begehrten ihn noch nicht, weil sie ihre Absichten noch nicht erreicht, jezt aber, wie sie meinten, dem Ziele nahe waren. Die Russen hatten einen festen Punkt in Pommern, und wenn sie im neuen Feldzuge Stettin eroberten, so mußte auch Berlin und Brandenburg fallen; Preußen konnte ihnen keiner entreißen, feierliche Verträge der verbundnen Höfe hatten es ihnen zugesichert. Schlesien wurde nach der Einnahme der Festung Schweidnitz von den Oestreichern als ihr gewisses Eigenthum betrachtet; nur noch eine kleine Anstrengung, und das Ganze war das ihrige. Der Hof zu Wien sahe dies für eine so ausgemachte Sache an, daß er so gar seine Truppen verminderte, bei jedem Regimente 3 Kompagnien, bei dem ganzen Heere 1500 Offiziere, und überhaupt 20,000 Mann abdankte; daß er den Bauern in den besezten Bezirken Getreide zur Bestellung der Felder anbot, und die vornehmsten Kaufleute aus den Gebirgsstädten nach Prag berief, um neue Handelseinrichtungen zu machen. Friedrich's Untergang schien unvermeidlich, da selbst sein Bundesgenosse George III. seine gefährliche Lage mit Gleichgültigkeit betrachtete. Nur eine schwache, höchst ungewisse Hofnung schimmerte ihm in Osten. Seine Thaten hatten das ferne Morgenland, die Ostspitze von Europa und Asien mit Bewunderung

und

und Staunen erfüllt. Er richtete daher seine Blikke auf den Türkischen Kaiser, um ihn, da sein Bund mit Oestreich zu Ende ging, zum Kriege gegen die beiden christlichen Kaiserhöfe zu bewegen. Allein so geneigt selbiger auch dazu war, so arbeitete der Französische Minister mit Erfolg den Preußischen Absichten entgegen, der alte, träge Großvezier scheute den Krieg, und wohlgefüllte Geldfässer, welche von Wien die Donau herab schwammen, verblendeten den Divan und verschlossen seine Augen vor seinem eignen wahren Interesse. Die Oestreicher ließen sich durch die zur bloßen Schau an den Ungarischen Gränzen zusammengezognen 100,000 Türken weder schrekken, noch irre machen, da sie gewiß wußten, daß es damit nichts zu bedeuten habe. Ein größeres Vertrauen faßte Friedrich zur Thätigkeit des Tatar-Chan's; er erhielt von ihm bald nach dem Verluste von Schweidnitz eine Botschaft, welche aus seinem Günstlinge und Vertrauten, und zugleich dem erhabnen Barbier Seiner Hoheit bestand. Der Chan erbot sich, gegen Subsidien 16000 Mann Hülfstruppen zu liefern. Der Gesandte erhielt für sich und den Fürsten große Geschenke, die er der Sitte jener Länder gemäß, gerade zu selber forderte. Der Preußische Gesandte mußte darauf einen noch weit ausgedehntern Plan in der Krimm betreiben. Im Winter stellte sich ein neuer Botschafter des Chan's zu Breslau ein, der die Versprechungen seines Vorgängers, des Barbiers bestätigte, und hinzufügte, daß sein Herr im Früh-

jahre

jahre 40,000 Mann nach den Wünschen des Königs in's Feld stellen wollte. Das waren jedoch alles schwankende Stüzzen, schwache Rohrstäbe, auf die keine feste Hofnung gebaut werden konnte. Friedrich selber verließ sich wenig darauf, seine gegenwärtige Lage beschäftigte ihn mehr, als die unsichre Hülfe. Er hielt sich für verloren, seine Standhaftigkeit war erschüttert, die finsterste Schwermuth bemächtigte sich seiner; seine Briefe athmeten schwarze Melancholie, seine Gespräche hörten ganz auf, denn er sahe Niemanden, selbst seine Vertrauten nicht mehr, er speisete allein, ging auf keine Parade, machte keinen Spazierritt, und legte seine Flöte weg.

Doch gerade in der düsterſten Stimmung seines Gemüthes, in der hofnungsloſesten Lage erheiterte sich seine Aussicht, leuchtete ihm plözlich der Lichtstrahl des Glüks entgegen; ein Feind, der sonst nur Verderben bringt, der Tod, wurde sein hülfreichster Bundesgenosse, riß ihn vom Rande des verschlingenden Abgrundes weg und verſezte ihn auf eine alles verſprechende Höhe der Hofnung. Seine unversöhnliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die schon längst kränkelte, starb an einem Blutſturze den 25. December 1761 nach dem Ruſſiſchen, oder den 5. Januar 1762 nach dem verbeſſerten Kalender. Sie ging mit gehäſſigen Geſinnungen gegen Friedrich aus der Welt. Denn noch auf dem Todbette ließ ſie ſich vom Senate einen Eid ablegen, daß mit Preußen ohne Zuſtimmung

der

der Bundesgenossen kein Friede geschlossen werden solle. Der Thronfolger fragte indessen nach allen diesen Formalitäten und Versprechungen nicht, sondern bezeigte eine eben so enthusiastische Freundschaft für Friedrich, als Elisabeth im Hasse unbeweglich und fest gewesen war. Der neue Kaiser, Peter III., geborner Herzog von Holstein, dessen Mutter Anne eine Schwester der Kaiserin Elisabeth war, hatte schon zu einer Zeit, wo er keine gewisse Aussicht auf den Russischen Thron hatte, mit Friedrich eine innige Freundschaft gestiftet, die Empfindungen dafür troz der Denkungsart seiner Tante stets unterhalten, und selbst im Kriege auf mancherlei Art geäußert. Jezt gab er sich ganz dem Gefühle der Achtung und Liebe für Friedrich hin. Er berief sogleich seine Truppen von der Oestreichischen Armee ab, und ließ sie in der Hofnung, einen allgemeinen Frieden zu bewirken, nach Polen ziehen. Er trat das Königreich Preußen, welches ihm von Wiener und Versailler Hofe garantirt war, ohne Entschädigung wieder an Friedrich ab, räumte das eben erst eroberte Kolberg und ganz Pommern, befreite alle Preußische Gefangne ohne Lösegeld, und bestätigte dies alles durch einen feierlichen im Mai geschloßnen Frieden. Er zwang zugleich die Schweden, daß sie in eben diesem Monate den Frieden auf die Grundlage der Wiederherstellung aller Verhältnisse wie vor dem Kriege unterzeichnen mußten. Daß diese Vorgänge den Feinden Friedrich's kränkend vorkamen, läßt sich leicht begreifen;

sen; aber daß sie dem Minister seines Alliirten widerlich und unerträglich waren, hätte man nicht erwarten sollen. Der Englische Lord Bute wandte alle Mühe an, den Russischen Kaiser auf andre Gedanken zu bringen, er erbot sich, den König Friedrich zur Abtretung aller Provinzen zu nöthigen, welche Rußland nur verlangen möchte; dafür aber sollte die Russische Armee in Verbindung mit den Oestreichern den Krieg wider Preußen fortsezzen. Peter III. wies diese Anträge mit Verachtung ab, und sandte die Originalakten des Englischen Ministers an Friedrich. Der empfindlich beschämte Bute ließ darum von seinem Vorhaben nicht ab. Er suchte nun den Wiener Hof in sein Interesse zu ziehen; er warf sich zwischen ihm und Preußen zum Friedensmittler auf, und machte sich anheischig, solche Bedingungen, die für Friedrich nachtheilig, und für Oestreich höchst vortheilhaft sein sollten, zu entwerfen und durchzusezzen. Der Oestreichische Minister Kaunitz hielt dies Verfahren, das er sich von einem Preußischen Bundesgenossen gar nicht erklären konnte, für eine List, dem Wiener Hofe unter dem Schein der Freundschaft zu schaden; er antwortete daher kalt: daß seine Gebieterin mächtig genug wäre, ihre Ansprüche selber geltend zu machen, und daß es sich mit ihrer Würde nicht vertrüge, unter England's Vermittlung Frieden zu schließen. Bute erntete also von seiner Treulosigkeit gegen Friedrich nichts als Hohn und Verachtung ein. Da das Wiener Kabinet die Russischen

Auf-

Aufforderungen zum Frieden gleichfalls abschlug, so ging Peter III. in seinem Bestreben, dem Könige Friedrich zu dienen, so weit, daß er im Juni eine Verbindung mit ihm schloß, nach welcher er dem General Czernitschef befahl, mit 20000 Mann aus Polen zu der Preußischen Armee zu stoßen, und ohne weitere Anfrage den Willen des Königs unbedingt zu befolgen. Peter III. hat sich selbst ein Regiment von Friedrich aus, schmükte sich mit dem Preußischen Adlerorden, trug die Preußische Uniform, wollte in Person mit einem großen Heere zu ihm ziehen, und in der Folge gegen Dänemark Krieg führen, um ihm seinen Antheil von Holstein und Schleswig zu entreißen.

Friedrich, der das neue Jahr mit dem trübsten Unmuthe begonnen hatte, sahe sich jezt zu den schmeichelhaftesten Hofnungen berechtiget. Seine Staaten waren nun, einige kleine Distrikte ausgenommen, von den Feinden geräumt; Preußen und Pommern lieferte ihm wieder Einkünfte, Rekruten, Kriegsbedürfnisse, er errichtete neue Freibataillone Freidragoner und Husaren, vermehrte die Artilleristen mit 3500 Mann, und machte 100 derselben beritten, wodurch er den Grund zur reitenden Artillerie legte. Dabei aber glaubte er den Offizieren nicht mehr die sonstige Aufmunterung schuldig zu sein. Er hatte sonst jedem Subalternen 50 Thaler, jedem Kapitän 500 Thaler, und jedem höhern Offiziere verhältnißmäßig eine größere Summe, so ge-

genannte Winter-Douceur-Gelder zur Ausrüstung auf den neuen Feldzug gegeben. Diesmal entzog er ihnen diese Geschenke, weil ihn, wie man meinte, das Glük etwas unempfindlich gemacht habe. Die Tadler dieses Verfahrens haben jedoch, um ganz gerecht in ihrem Urtheile zu sein, dabei vergessen, daß er jezt nicht mehr, wie in den vorigen Jahren, 42 Tonnen Goldes Hülfsgelder aus England bekam, daß die vielen aus der Russischen und Schwedischen Gefangenschaft zurükkehrenden Offiziere seiner Unterstüzzung vorzüglich bedurften, und daß ihm das Russische Hülfskorps von 20,000 Mann, wenn es gleich keinen Sold von ihm erhielt, doch in Absicht der Verpflegung und zuweilen durch besondre Bewirthung viel kostete.

Friedrich's Hauptbestreben im Jahre 1762 ging dahin, die verlornen Festungen wieder zu erobern. Hierzu gehörte vornämlich Schweidniz. Die Oestreicher aber machten alle mögliche Gegenanstrengungen, um sich zu behaupten. Daun erhielt den Oberbefehl in Schlesien, welchen Laudon bisher gehabt hatte, und leztrer mußte unter ihm dienen. Die Hauptstärke aller Oestreichischen Truppen von 80,000 Mann zog sich bei Schweidniz zusammen, um den König nicht einmal zur Belagerung kommen zu lassen. In Sachsen blieben nur wenig Oestreicher, die sich mit der Reichsarmee verbanden. Die Besazzung in Schweidniz bestand aus 12000 auserlesenen Kämpfern, die am General Guasko einen muthigen Kommandanten, und an

dem

dem General Gribauval einen der ersten Ingenieure hatten. Den ganzen Winter hindurch arbeiteten beständig 8000 Bauern und Soldaten, um jede in der Nähe der Festung liegende Anhöhe in ein Fort zu verwandeln. Alle Anhöhen um Schweidniz stellten eine Kette von hohen, befestigten Terrassen vor, auf welchen sich mehrere einzelne Abtheilungen des Daunschen Heeres lagerten, die Gemeinschaft mit der Stadt unterhielten, und von der nahe kampirenden großen Armee unterstüzt werden konnten. Diese zusammen mußten von Friedich erst weggedrängt werden, ehe er an die Belagerung selber denken konnte. Er brach im Juni von Breslau auf, weil ihm die Unterhandlungen mit Rußland, und die Retrutirungen seiner Armee nicht früher in's Feld zu rükken erlaubten. Bei Kosel formirte sich ein starkes Korps, um entweder nach Ungarn zu den Tatarn zu stoßen, wenn sie Wort hielten, oder um durch Beunruhigungen in Mähren einen Theil der Daunschen Armee dahin zu lokken. Am 30. Juni vereinigte sich das Russische Heer bei Liſſa mit Friedrich auf eben dem Plazze, wo die Preußen im Jahre 1757 den bekannten glänzenden Sieg erfochten. Friedrich marschirte darauf nach Bunzelwiz, von wo aus er Daun's linken Flügel umgehen, und ihn dadurch von Schweidniz ohne Gefecht entfernen wollte. Dies glükte nicht. Daun blieb unbeweglich auf und neben seinen Felsen stehen, und schien sich durch nichts aus seiner Fassung bringen zu lassen; er rührte sich nicht, wenn

gleich

gleich seine Feldwachen vor seinem Angesicht von den kühnen Preußen aufgehoben wurden. Nur einige Bataillone und Schwadronen Preußen, und 2000 Kosaken drangen um Daun's linken Flügel herum, und brandschazten die Gränzprovinzen von Böhmen; die Kosaken wagten sich bis Prag, verwüsteten das Land und verbreiteten ein solches Schrekken, daß schon die ganze Reichsarmee aus Sachsen nach Böhmen eilen sollte. Aber die Kosaken zogen nach 8 Tagen, mit großer Beute bepakt, von selber ab, marschirten ohne auf ihre Anführer zu achten, truppweise nach Polen, um ihr erpreßtes Gut zu verkaufen. Friedrich wollte sie noch einmal nach Böhmen schikken, aber ein unerwartetes Ereigniß vereitelte seinen Plan.

Da Friedrich gegen den linken feindlichen Flügel wegen der zu vortheilhaften Stellung desselben nichts ausrichten konnte; so beschloß er, sich gegen den rechten Flügel zu wenden, die Anhöhen bei Burkersdorf und Leutmansdorf zu bestürmen, und so die Daunsche Armee von Schweidniz abzuschneiden. Eben hatte er die Anstalten dazu gemacht, und auf die Mitwirkung der Russen gerechnet, als ihm Czernitschef die erschütternde Nachricht brachte, daß Peter III., der sich durch eine Menge übereilter Schritte bei der Geistlichkeit, dem Senate und dem Volke verhaßt gemacht hatte, am 9. Juli vom Throne gestoßen worden, und, wie man damals erzählte, 6 Tage nachher an der Kolik gestorben, wie man aber jezt gewiß weiß, gewaltsam ermordet worden

wünschet. Diese Trauerpost zerrüttete Friedrich's Plan, und ließ neue unangenehme Folgen erwarten. Denn Peter's Gemalin, Katharina II., welche keine zufriedene Ehe führte, und sich durch die Furcht, verstoßen und in ein Kloster eingesperrt zu werden, zur Staatsveränderung berechtigt glaubte, hielt anfänglich den König von Preußen für den Theilnehmer an Peters gewaltsamen Verfahren, erklärte, in dieser Voraussezzung, ihn in einem Manifeste für Rußlands ärgsten Feind, und gab ihren Truppen in Preußen Befehl, die Feindseligkeiten gegen Friedrich zu erneuern. Aber sie wurde bald aus ihrem Irrthume gerissen; sie fand bey ihrem Gemale eigenhändige Briefe von Friedrich, worin dieser zur Mäßigung, zur Vorsicht in seinen Anordnungen, und zur Schonung seiner Gemalin rieth. Diese edlen und weisen Rathschläge rührten die Katharina, sie widerrief die heftigen Befehle gegen Preußen, bestätigte den Frieden und erwählte eine völlige Parteilosigkeit. Der General Czernitschef erhielt demnach die Anweisung, die Preußen zu verlassen und zurükzukommen. Friedrich wünschte von dem Dasein der Russen wenigstens einen Nuzzen zu ziehen; er bat den General Czernitschef, seinen Abmarsch um 3 Tage aufzuschieben, und dem für den folgenden Tag bestimmten Angrif, wenn gleich in Unthätigkeit, doch in Schlachtordnung zuzusehen. Die Sorge für die zu treffende Verpflegung seiner Truppen würde ihn bei seiner Herrscherin immer rechtfertigen können. Czernitschef wil-

ligte ohne Bedenken ein. Die Oestreicher hatten indessen von den Veränderungen in Rußland noch nichts erfahren, und als sie die Russen gegen sich über gerüstet stehen sahen, so mußten sie sich auf einen blutigen Angrif derselben gefaßt machen, und daher eine starke Abtheilung gegen sie aufstellen.

Am 20. Juli zeigte sich auf der Ebene vor den Anhöhen von Burkersdorf noch keine Spur von einem Preußen. Aber am 21. Juli Morgens stand wie aus der Erde gewachsen eine furchtbare Linie von Preußen in Schlachtordnung, welche Friedrich während der Nacht gebildet hatte. Eine ungeheure Batterie von 45 Haubizzen und 12 Kanonen ragte wie durch Zauber entstanden hervor, und eine andre von 30 Kanonen erhob sich auf einer kleinen Anhöhe. Mit dem grauenden Tage begannen die Preußen ein erschreckliches Feuer, wodurch sie die in den Thälern stehenden feindlichen Reiter und Infanteristen zur schnellsten Flucht zwangen. Vom Bombardement unterstützt stürmten sie nun gegen die Anhöhen. Der General Neuwied griff die Fronte, Lottum den Rükken, und der aus der Gefangenschaft befreyte Herzog von Bevern die linke Flanke an. Die Oestreicher thaten auf den mehrsten Anhöhen, durch die Ueberraschung der Preußen und den Anblick der Russen erschüttert, keinen großen Widerstand; sie flohen. Nur auf einer hohen Fläche hielt ein starkes Korps Stand. Möllendorf aber, der sich an diesem Tage sehr auszeichnete, ließ 40 Haubizzen

vor

von der Ebene auf die Berge, zum Theil durch Menschenhände schaffen. Durch ein heftiges Geschützfeuer geängstiget, verließen die Oestreicher endlich alle ihre Posten; nach 4 Stunden waren alle verschanzten Felsen von den Preußen erobert, 1400 Feinde getödtet, und 2000 gefangen. Weder die ganze Preußische, noch Oestreichische Armee hatte an dem Gefechte Antheil genommen, sondern nur einzelne große Abtheilungen gekämpft. Dann veränderte in der folgenden Nacht seine Stellung, er war von Schweidniz völlig abgeschnitten, und Friedrich konnte nun die Belagerung ungehindert anfangen. Czernitschef trennte sich, von Friedrichs Großmuth und Heldensinn gerührt, am Tage nach dem Treffen ungern von den Preußen, weil er unter ihren siegreichen Fahnen seine Kriegskenntnisse zu vermehren gewünscht hätte.

Schweidniz wurde darauf regelmäßig belagert. Der General Tauenzien befehligte das Belagerungskorps; der König dekte mit der einen Hälfte der übrigen Armee bei Lampersdorf, und der Herzog von Bevern mit der andern bei Reichenbach die Unternehmungen der Belagerer. Am 8. August eröfnete man die Laufgräben, und leitete die Angriffe von außen, und die Vertheidigung von innen mit einer solchen Kunst und abgemeßnen Regelmäßigkeit, als noch in diesem ganzen Kriege nicht geschehen war. Der Preußische Ingenieur-Major Lefevre hatte ganz eigne Grundsäzze in Ansehung der Belagerungskunst, die er kurz vorher als Schrift-

steller behauptet hatte, und jezt als Praktiker anwendete. Er meinte, eine Festung durch Minen und den Gebrauch sogenannter Drukkugeln vor Ablauf von 2 Monaten erobern zu können. Sein ehemaliger Freund und Kriegskamerad, Gribauval, hatte in Schriften andre Meinungen vorgetragen, und suchte sie jezt als sein Gegner und Vertheidiger der Festung geltend zu machen.

Daun bemühte sich indessen, mit seiner großen Armee von 70, bis 80,000 Mann der bedrängten Festung zu Hülfe zu kommen. Er ließ am 16. Aug. das bei Reichenbach etwas abgesondert stehende Bevernsche Korps von allen Seiten mit großer Uebermacht durch Lascy, Odonel, Bek und Brentano anfallen. Die Oestreicher erbeuteten das Gepäk. Einige Preußische Generale wollten es vertheidigen. Aber der Herzog von Bevern befolgte den Grundsaz, wodurch Friedrich die Schlacht bei Sorr gewann. Er ließ die Feinde ruhig im Gepäkke wühlen. Werden wir geschlagen, sagte er, so ist es doch verloren; siegen wir, so wollen wir es bald wieder bekommen. Nun gebot er, überall Front zu machen, und muthig zu fechten, da der nicht zu weit entfernte König gewiß Hülfe senden würde. Diese erhielten sie schon nach den ersten Kanonenschüssen durch den Prinz von Wirtemberg, welcher mit der Kavallerie heransprengte, und Odonels Abtheilung im ersten Ungestümen über den Haufen stürzte. Ihm folgte die reitende Artillerie in vollem Trabe, und Friedrich selber.

Doch

Doch als er ankam, waren die Oestreicher schon mit einem Verlust von 1200 Todten und 1500 Gefangnen in die Flucht getrieben. Die Sieger bekamen, wie ihr Anführer prophezeiht hatte, fast das ganze Gepäk wieder. Daun zog sich am folgenden Tage über Glaz nach Scharfeneck zurük, wo er bis zu Ende des Feldzuges mit einer Unthätigkeit stehen blieb, welche in Wien sehr auffiel, und ihm lauten und öffentlichen Tadel zuzog.

Der Festungskommandant Guasko, welcher auf keinen Entsaz rechnen konnte, trug in der Mitte des Septembers auf eine Kapitulation bei Friedrich an, und erbot sich, gegen einen freien Abzug, und gegen das Versprechen, ein Jahr lang nicht gegen ihn zu dienen, die Festung zu übergeben. Friedrich verwarf dies aus höchst wichtigen Gründen. Der General Laudon hatte im vorigen Jahre dem Preußischen Markgrafen Karl die empörende Antwort gegeben, daß sich sein Hof nicht für verbunden achte, dem Könige von Preußen in irgend einer Sache sein Wort zu halten. Sodann wollte Friedrich die feindliche Armee nicht um 12000 Mann tapfrer Krieger vermehren, die er bei einer standhaften Belagerung gefangen nehmen könnte. Der unterirdische Krieg in den Minen, und der oberirdische mit den Batterien wurde von den Preußen lebhaft fortgesezt; lange aber konnte Lefevre mit allen seinen Drukkugeln und Künsten nichts ausrichten, weil Gribauval seine Unternehmungen vereitelte. Lefevre fühlte seine Ehre als Schriftsteller

und

und Offizier gedemüthiget; er weinte vor Aerger, er wünschte sich den Tod, er wagte sich an die gefährlichsten Orte. Friedrich wurde durch seine Verzweiflung so gerührt, daß er ihm den unnützen Kostenaufwand verzieh, und ihn sogar tröstete.

Endlich bewirkte ein Zufall die Uebergabe, die, wenn auch später, auf jeden Fall der Hunger gewiß erzwungen hätte. Eine Haubizgranate schlug durch einen Balken in einen Gang, und von da in ein offen stehendes Magazin, welches mit 11 Centner Pulver angefüllt war. Eine ganze Bastion mit 2 Grenadier-Kompagnien Oestreicher wurde hierdurch in die Luft gesprengt; 9 Offiziere, die an der Mittagstafel saßen, und 300 gemeine Soldaten kamen um's Leben. In der Nacht darauf hatte auch Lefevre die Freude, daß eine Drukkugel von 50 Centner Pulver einen Theil des bedekten Weges, und alle benachbarten Minengänge der Feinde sprengte, und eine solche Bresche machte, daß ein Sturm mit leichter Mühe gewagt werden konnte. Dies wollte Guasko nicht abwarten, er ergab sich den Morgen nachher, den 9. Oktober, 63 Tage nach Eröfnung der Laufgräben. An 3000 Oestreicher waren während der Belagerung geblieben; die übrigen 9000 Mann kamen in Kriegsgefangenschaft; 352 Kanonen, 1000 Centner Pulver und fast 56,000 Kugeln wurden erbeutet. Den Preußen hatten einzelne Gefechte und die Begrüßungen aus der Festung ebenfalls an 3000 Mann gekostet.

Fried-

Friedrich war nach der Einnahme von Schweidnitz wieder Herr von Schlesien, er sahe den Feldzug in dieser Gegend für geendigt an, ließ den Herzog von Bevern mit einem hinlänglichen Korps zurük, und eilte mit den übrigen Truppen nach Sachsen, um seinen Bruder Heinrich zu unterstüzzen. Doch dieser hatte bereits seine Heldenthaten durch den Sieg bei Freiberg, den lezten im ganzen Kriege, gekrönt. Er hatte sich mit Seidlitz und Belling den Sommer hindurch nur mit Mühe gegen die weit überlegne Menge der Reichstruppen unter dem Grafen Stollberg, und der Oestreicher unter Serbelloni behauptet; und am 15. Oktober mußte sich ein von den Reichstruppen fast umringtes Korps mit einem Verlust von 500 Mann bey Freiberg zurükziehen. Doch dieser kleine Triumph der Feinde dauerte nur kurze Zeit. Eben diese Stadt sollte eine ihrer gröſten Niederlagen bezeichnen, und die Reihe der Schlachten für den ganzen Krieg beschließen. Die Reichstruppen und eine starke Abtheilung Oestreicher, erstere vom Grafen Stollberg, leztere von Kampitelli geführt, 49 Bataillone und 78 Schwadronen stark, hatten sich bei Freiberg verschanzt, und stolz auf ihre Uebermacht, entzogen sie sich der Schlacht gar nicht, welche Heinrich am 29. Oktober unter günstigen Umständen wagte, damit er Sachsen reinigte. Die Schlacht dauerte nur 2 Stunden, aber sie war entscheidend. Die kaiserlichen leichten Truppen wurden bald geworfen, die Verschanzungen der Reichsarmee erstiegen, und leztre

ward

ward bis über die Mulde gejagt. Der Kern der Oesterreichischen Regimenter hielt sich zu schwach, allein zu kämpfen, er flohe nach kurzem Widerstande.

Der General Seidliz hatte vorzüglichen Antheil am Siege, er verfolgte die Feinde bis an die Thore von Freiberg, und sezte sie in solches Schrekken, daß sie nach Frauenstein flüchteten und im kurzen Sachsen verließen. Die Preußen verloren nur 1400 Todte und Verwundete, die Feinde aber an 8000 Mann, worunter 4400 Gefangne waren; die Sieger erbeuteten 28 Kanonen, 9 Fahnen und eine Menge Gepäk und Wagen. Die geschlagenen Feinde eilten nach Böhmen, wohin ihnen ein fliegendes Korps von 6000 Preußen unter Kleist nachfolgte, verschiedene Magazine zerstörte, und bis an die Thore von Prag streifte. Als Friedrich in Sachsen ankam, war dies alles vollendet, er zog nun von Thüringen an durch Sachsen, die Lausiz und Schlesien eine Truppenkette, und schloß mit den Oestreichern einen Waffenstillstand, den sie gern annahmen, um ruhige Winterquartiere zu haben.

Die Allirten sahen ihre Unternehmungen, geleitet von ihrem großen Führer Ferdinand, ebenfalls mit Glük gekrönt, und beschlossen den Krieg mit einem Triumphe. Es war für sie ein günstiger Umstand, daß der Marschall Broglio durch die Ränke seiner Feinde den Oberbefehl verlor, und in Soubise einen unfähigen Nachfolger hatte. Zwar wurde lezterm, dessen Untauglichkeit gar zu klar in die Augen leuchtete, der Marschall Etrees als

Rath-

Rathgeber zu die Seite gesezt; aber da dieser keine volle Gewalt erhielt, und Soubise sich nicht einschränken lassen wollte, so konnten die Angelegenheiten der Franzosen nicht auf's weiseste gelenkt werden. Man merkte es bald, daß kein Broglio mehr an der Spizze der Armee stand. Die Franzosen erlitten einen Unfall nach dem andern. Am 24. Juni erhielten sie eine entscheidende Niederlage bei dem Lustschlosse Wilhelmsthal. Ferdinand überraschte sie noch im Morgenschlafe. Ohne die Standhaftigkeit des Korps von Stainville wäre ihr ganzes Lager aufgehoben worden. Stainville aber retteze die übrigen, indem er sich selbst aufopferte. Fast seine ganze Abtheilung wurde vernichtet, allein sein kühner Widerstand verschafte der Armee Zeit, sich zu ermuntern, und auf ihren Rükzug bedacht zu sein. Sie eilte in voller Angst auf den Kratzenberg bei Kassel, wo sie allen Angriffen Troz bieten konnte. Sie verloren über 4000 Mann. Die Sieger hatten nur einen geringen Verlust von einigen hundert Leuten, wogegen sie 2730 Gefangne machten. Um die Feinde aus dem neu genommenen festen Lager bei Kassel zu verjagen, schnitt ihnen Ferdinand die Gemeinschaft mit Frankfurt ab, woher sie ihren Unterhalt zogen. Der zwischen beiden Orten stehende General Rochambeau wurde angegriffen, und in die Flucht getrieben, wodurch die großen Magazine bei Rothenburg in die Hände der Deutschen fielen. Am 23. Juli wurde ein neuer Sieg von den Alliirten bei Lutternberg über das Sächsische Korps Xaver's er-

erfochten. Es geriethen 1000 Grenadiere und 500 Reiter der Sachsen in Gefangenschaft.

Durch diese und andre kleinere Unfälle erschrekt, und durch die künstlichen Bewegungen Ferdinands in die Enge getrieben, wußte Soubise nicht mehr wo aus, noch ein. Er räumte Göttingen und Münden, verließ sein Lager bei Kassel und marschirte näher an die Maingegend, um sich mit der herangerufenen Armee des Prinzen Condé, der vom Niederrhein kam, zu vereinigen. Kassel selbst blieb noch besezt. Der Erbprinz von Braunschweig wollte das Condesche Korps zurüktreiben, ehe es die übrigen Franzosen erreichte. Er griff es den 1. Sept. bei Johannisberg an. Aber die vortheilhafte Stellung der Feinde, ihre Uebermacht und Menge der Kavallerie, und eine gefährliche Wunde veranlaßten das Fehlschlagen seiner Absicht. Der noch zu rechter Zeit den Abziehenden zu Hülfe kommende Herzog Ferdinand verhinderte die völlige Niederlage. Doch hatten die Allürten 2400 Mann eingebüßt. Die Französischen Heere vereinigten sich darauf, und rükten wieder etwas vor, führten aber nichts bedeutendes aus. Dagegen wanden die Alliirten den lezten Lorbeerzweig um ihren Siegeskranz durch die Eroberung von Kassel. Der Prinz Friedrich von Braunschweig belagerte diese Festung seit dem 15. Oktober so nachdrüklich, daß sich die Franzosen den 1. Nov. ergaben. Der Hunger zwang sie vornämlich. Man hatte in der Stadt nur Pferdefleisch, Haber- oder Kürbisbrot, und mußte das Maß Milch

mit

mit 1 Gulden bezahlen. Zwei Tage nachher, den 3. Nov. wurde der vorläufige Friedenstraktat zwischen England und Frankreich unterzeichnet, und am 10. Febr. 1763 durch den Hauptschluß bekräftigt. Im December nahm Ferdinand auf eine rührende Art von der alliirten Armee Abschied, worauf die Englischen Truppen, 16000 Mann Ueberbliebene von 25000, nach dem ehrenvollsten Kampfe in ihr Vaterland zurükgingen. Die Englische Nation war mit Ferdinand's weiser und tapferer Kriegsführung so wohl zufrieden, daß ihm das Parlament durch den Sprecher des Unterhauses eine feierliche Danksagung zuschikte, und einen lebenslänglichen Jahrgehalt von 18000 Thalern, oder 3000 Pfund Sterling ausseze. Der Pariser Friede ist der feinste Meisterstreich des Französischen Ministers Choiseul, der durch einige Federzüge mit Ausschluß von Kanada alle Provinzen wieder gewann, welche die Engländer den Franzosen seit 6 Jahren in allen Erdgegenden mit ihren siegreichen Waffen entrissen hatten; aber eben dieser Friede ist zugleich das schimpflichste Denkmal der schlechten Ministerschaft des Lords Bute, und die Verkündigung desselben wurde von allen Britten als eine Trauerpost vernommen. Nach ihnen hatte der König Friedrich II. die gerechteste Ursache, über den geschlossenen Traktat unwillig zu sein. Wider den ausdrüklichen Inhalt seines Bundesvereins, daß kein Friede ohne Zuziehung oder Beistimmung des andern geschlossen werden sollte, hatte Bute mit den Franzosen unterhandelt, ohne sich um den Ber-

liner

liner Hof zu bekümmern, und ohne Friedrich's Interesse wahrzunehmen; ja er hatte selbiges sogar aufgeopfert. Denn von den Ländern der übrigen Alliirten, welche noch in Französischer Gewalt sein möchten, wurde festgesezt, daß sie geräumt, und an den rechtmäßigen Fürsten zurükgegeben werden sollten; aber in Rükſicht der Preußischen, von den Franzosen besezten Provinzen hieß es bloß, daß sie geräumt; nicht aber, daß sie an den König zurükgegeben werden müßten. Diese Treulosigkeit des Englischen Ministers konnte leicht von den Oestreichern benuzt werden, um nach dem Abzuge der Franzosen die verlassenen Orte einzunehmen; sie machten auch wirklich einen Versuch dazu, den jedoch die Klugheit und Schnelligkeit Friedrich's vereitelte.

Marie Thereſie sahe sich jezt von ihren mächtigsten Bundesgenossen, von Rußland, Schweden und Frankreich verlassen, und auch die schwache Stüzze, der Rohrstab der mit ihr vereinigten Reichsfürsten, wankte und bedurfte nur eines kleinen Stoßes, um zu brechen. Friedrich versezte dem Germanischen Statenbunde diesen Stoß, um ihn ganz zu trennen, und sein Vorhaben glükte. Der Waffenstillstand mit Oestreich bezog sich nur auf Sachsen und Schlesien, nicht auf das Reich. Friedrich schikte seinen Husarengeneral Kleist mit 10,000 Mann wider die Reichsfeinde, vorzüglich nach Franken, das fast ganz gegen ihn verbunden, und heftig wider ihn erbittert war. Kleist besezte Bamberg, eroberte Nürnberg, durchflog die

mehr-

mehrsten Provinzen des Kreises, und verbreitete sich bis an die Ufer der Donau, wo er allenthalben unermeßliche Kriegssteuern eintrieb. Seine Husaren erschienen 1 Meile vor Regensburg, und erschrekten dadurch die feindseliggesinnten Reichstagsgesandten so gewaltig, daß diese bei dem Preußischen Botschafter Plotho, den sie seit 7 Jahren geringschäzzig angesehen und übermüthig verfolgt hatten, demüthig um Schuz baten, und um Verschonen ersuchten. Der Stadtrath flehte durch eine besondre Deputation die Gnade des Königs an. Plotho war mit großen Vollmachten versehen; er gewährte die Bitten, und die Preußischen Husaren entfernten sich. Die Kaiserlichen Generale blieben bei diesen Preußischen Streifzügen Anfangs unthätig, weil sie sich durch den Waffenstillstand gebunden glaubten. Aber nach erhaltnen Befehlen von Wien zur Gegenwehr, brachen sie aus Böhmen auf, vereinigten sich mit einigen Reichstruppen und suchten den General Kleist einzuschließen. Dieser zog sich jedoch wohlbedächtlich mit vielen Geiseln, großen Geldsummen und 12 neugegoßnen Nürnberger Kanonen nach Sachsen zurük. Die bestürzten Deutschen Stände verloren nun alle Lust, den Krieg fortzusezzen. Meklenburg verglich sich im December mit Friedrich, Baiern bat ihn um Frieden, Mainz that ein Gleiches, und ihnen folgten die Bischöffe von Würzburg und Bamberg.

Friedrich, welcher sein Winterquartier zuerst in Meißen, und nachher in Leipzig nahm, rüstete

rüstete sich indessen mit aller Macht, um den neuen Feldzug nachdrüklich zu eröfnen und entscheidend zu machen, wozu er die wahrscheinlichste Aussicht hatte, da er nur noch gegen Oestreich allein zu kämpfen brauchte, und alle seine Streitkräfte auf einen Punkt vereinigen konnte. Er wollte das Heer auf 200,000 Mann bringen, welches ihm leicht gelingen mußte, indem die übrigen Mächte viele Truppen abdankten, die nun begierig zu Friedrich's Fahnen eilten. Mit 25000 Mann sollten die noch zögernden Reichsfürsten vollends zum Frieden gezwungen werden. Zu den Kosten mußte Sachsen seine lezten Hülfsmittel aufbieten. Die Stadt Leipzig sollte eine außerordentliche Kriegssteuer von 400,000 Dukaten erlegen. Durch die Verwendungen des edlen Berliner Kaufmanns Gotzkowski ließ sich Friedrich bewegen, etwas nachzulassen; doch mußte Leipzig wirklich 100,000 Dukaten, und 700,000 Thaler in gangbarer Silbermünze zahlen. Die übrigen Städte und Kreise wurden gleichfalls gezwungen, ansehnliche Geld- und Kornbeiträge zu entrichten. Durch die Strenge, mit welcher alles beigetrieben wurde, bewirkte Friedrich nicht bloß bei den Unterthanen und Landständen, sondern auch bei dem Sächsischen Hofe, der bisher noch immer eitle Hofnungen genährt hatte, das endliche sehnliche Verlangen nach dem baldigen Frieden. Sachsen that in Wahrheit den ersten ernstlich gemeinten Friedensantrag bei'm Könige. Der Sächsische Geheimerath von Fritsch begab sich im November zu ihm nach Meißen,

und

und überreichte ihm ein Schreiben vom Kurprinzen, worin dieser rührend und dringend um Frieden bat, und die Geneigtheit der Kaiserin Marie Thereſie dazu auf eine solche Art versicherte, die keinen Zweifel an der Aufrichtigkeit ihrer Gesinnung übrig ließ. Sie hatte die gerechtesten Ursachen, das Ende eines Krieges zu wünschen, der ihren Zweck, die Eroberung von Schlesien und die Demüthigung von Friedrich, jezt ganz unerreichbar machte. Ihre Bundesgenossen waren abgetreten, ihre Finanzen zerrüttet, ihre Generale uneinig, die Gesundheitsumstände ihres Gemahls bedenklich, Friedrich's Rüstungen furchtbar, und alle Vermuthungen vorhanden, daß Dresden bald erobert, und dann der Krieg wieder nach Böhmen hin versezt werden würde. Es war für sie nichts zu gewinnen, aber viel zu verlieren. Friedrich sehnte sich von seiner Seite nicht minder nach der Rükkehr der Ruhe, und er bot willig die Hand zur Aussöhnung, doch mit der vorläufigen Bedingung, daß der Status quo oder die Herstellung des Zustandes, wie er vor dem Kriege war, die Grundlage der Unterhandlung wäre. Dies bezog sich auf die Herausgabe von Glaz, welches die Oestreicher noch inne hatten, und entweder umsonst oder doch gegen eine anderweitige Vergütung gern behalten hätten. Entschlossen sagte Friedrich: er würde das mit einem Federstriche nicht weggeben, was er 7 Jahre hindurch mit dem Degen vertheidigt habe. Der Wiener Hof, welcher seine Festigkeit kannte, willigte in sein Begehren; es wurde nun

eine

eine Friedensversammlung bestimmt. Friedrich schlug das Sächsische Jagdschloß Hubertsburg hierzu vor, damit er aus seinem Quartier von Leipzig aus den Gang der Geschäfte leiten könnte. Am 15ten Tage des Jahres 1762 versammelten sich die ernannten Friedensboten daselbst, Männer von keinen hohen Titeln, aber desto größern Verdiensten, keine Statsminister, die nur mit Pracht und Außenschein prangten, sondern talentvolle Geschäftsleute, durch ihre Einsicht und Redlichkeit, durch Weisheit und innern Werth gleich verehrungswürdig; sie waren: der Preußische Legationsrath Herzberg, der Kaiserliche Hofrath Kollenbach, und der Sächsische geheime Rath Fritsch. Da man mit Ernst am Friedenswerke arbeitete, und an keinen unnützen Förmlichkeiten hing, so kam der von ganz Deutschland allgemein gewünschte Friede bald zu Stande. Der einzige Umstand wegen Glaz verursachte einige Verzögerungen. Der Wiener Hof wußte, wie gemeldet, bereits vorher, daß sich Friedrich zu diesem Opfer nicht verstehen würde. Aber er hofte, ihn durch Abtretung eines Theils vom Fürstenthum Neiße, in so weit es noch Oestreichisch war, und durch Geld zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Aber auch für diesen Preis wollte Friedrich eine so wichtige Gränzfestung nicht missen. Er drang durch. Alle Schwierigkeiten wurden gehoben; und die Bevollmächtigten unterzeichneten am 15. Febr. 1763 den Friedensschluß. Alles kam wieder in die Lage, wie vorher. Durch einen geheimen Artikel verpflichtete

sich

sich Friedrich, den ältesten Sohn der Marie Theresie, den Erzherzog Joseph, zu einem römischen König erwählen zu helfen, und wider die Nachfolge Oestreich's im Herzogthum Modena nichts einzuwenden. Der Krieg von 7 Jahren, einer der denkwürdigsten in den neuern Zeiten, hatte also keine weitern Veränderungen bewirkt, als daß er die vorzüglichsten Deutschen Provinzen verödete, ganze Menschengenerationen vertilgte, ungeheure Schuldenlasten auf die mehrsten Europäischen Staten, mit Ausnahme von Preußen, wälzte und das Glük vieler Tausende von Familien umstürzte. Preußen berechnet seinen Menschenverlust zu 190,000 Soldaten, und zu 33,000 Einwohnern, die durch feindliche Mißhandlungen und Mangel ihr Leben verloren. Die Preußen hatten in 16 Schlachten gekämpft, und, Maxen und Landshut mitgerechnet, 8 Hauptniederlagen erlitten. Die Oestreicher gaben ihren Verlust zu 140,000; die Franzosen zu 200,000; die Engländer und deren Alliirten zu 160,000; die Schweden zu 25,000; die Reichsheere zu 28,000 Menschen an. Den Russen mag der Krieg an 120,000 Mann gekostet haben. Friedrich hatte 125 Millionen Thaler, meist fremdes Geld, verbraucht, und zwar die Kassen erschöpft, doch keine Schulden gemacht. Oestreich hingegen vermehrte seine alten Schulden mit 100 Millionen neuen. Das bedauernswerthe Sachsen schäzte seinen Schaden auf 70 Millionen Reichsthaler.

Nach dem geschlossnen Frieden begab sich der König nach Schlesien, um solche Einrichtungen zu machen, welche dieser entkräfteten Provinz wieder aufhelfen könnten. Seine Ankunft in Berlin war auf den 30. März bestimmt. Vom Morgen an waren alle Klassen der Einwohner in der lebhaftesten und eifrigsten Bewegung, um ihren großen Monarchen auf eine würdige Art zu empfangen. Die wohlgekleidete Bürgerschaft stand vom Königsthore an bis zum Schlosse hin in 2 langen Reihen unter Gewehr. Die Kaufmannschaft, das Schlächtergewerk, die Schüzzengilde zeichneten sich durch ihre prachtvollen Anzüge und schön geschmükten Pferde, die sie ritten, vorzüglich aus. Es waren eine Menge Ehrenpforten errichtet, und der Stadtrath wartete an der ersten, um den gekrönten Helden und verehrten Landesvater zu bewillkommnen. Allein Friedrich, der solche Empfangsfeierlichkeiten nicht liebte, sie auch diesmal ausdrüklich untersagt hatte, und durch den Anblik des traurigen Schlachtfeldes von Kunersdrof, über welches er denselben Nachmittag fuhr, zum stillen Ernst gestimmt war, wich der Triumpfsfeier aus; nahm am späten Abende einen Umweg durch die Vorstädte, und kam um 9 Uhr im Schlosse an, so daß die Anstalten zu seiner Einholung vergeblich waren. Er munterte jedoch die niedergeschlagnen Berliner wieder damit auf, daß er die kostbaren und glänzenden Erleuchtungen als Augenzeuge in allen Straßen besahe, und daß er bald darauf eine pracht- und würdevolle Friedensfeier veranstaltete.

Denk-

Denkwürdigkeiten im Leben Friedrich's II. vom Hubertsburger Frieden bis zu seinem Tode.

Sorge für das Land. Einführung der Französischen Regie. Besiznahme von Westprenßen. Baierscher Erbfolgekrieg. Justizeifer. Lezte Krankheit.

Die Menge der Thatsachen, die engen Gränzen dieser Schrift, und das Drängen des Drukkers nöthigen den Verfasser, durch den noch übrigen Zeitraum der Geschichte Friedrich's mit schnellern Schritten zu eilen, welches um desto thunlicher ist, da die 2te Abtheilung dieses Bandes mit einer ausführlichen Schilderung der Handlungsweise des großen Königs anhebt, und vieles enthält, was den gegenwärtigen Abschnitt ergänzt und vervollständigt.

Nach der rühmlichen Beendigung des 7jährigen Krieges, und während der ruhigen Jahre von 1763 bis 1778, welche im ungestörten Genusse des Friedens dahinflossen, widmete sich Friedrich ganz und eifrig der Sorge, seine verdorbten Provinzen, seinen ausgeleerten Schaz, seine erschöpften Finanzen, sein geschwächtes Heer, und den verfallnen Wohlstand seiner Unterthanen wieder herzustellen. Alle seine Bemühungen waren vom glüklichsten Erfolge begleitet; er versezte den Stat in einen Zustand, der viel blühender, als vor dem langen Kriege, war; er gab der Monarchie eine Kraft, einen Glanz, und ein Ansehen unter den ersten

Mächten, welches sie noch nie gehabt hatte, und welches von dem geringen Umfange des Flächeninhalts kaum zu erwarten war. Die Armee erhöhte er zu 161,000 Mann, und nach der Erlangung Westpreußen's zu 200,000 Streitern. Er ließ alle durch den Krieg zerstörten Städte und Dörfer wieder aufbauen; eine große Menge neue Dörfer anlegen, unglaublich viele Kolonien, Fabriken, Manufakturen errichten, mehrere bedeutende Kanäle graben, große Urbarmachungen vornehmen, weite Moräste austroknen und alle Verbesserungen veranstalten, deren das Land nur fähig war; und jährlich wendete er wenigstens 20, oft 30 Tonnen Goldes zu diesen wohlthätigen Bemühungen an.

Freilich suchte sich Friedrich zu seinen vermehrten Ausgaben, zur Vergrößerung seiner Armeen, und zur Anlegung eines Schazzes neue, stärker fließende Geldquellen zu eröfnen. Unter diesen machte nichts so viel Aufsehen, und erregte mehr Misvergnügen, als die Einführung der Französischen Regie, oder einer neu errichteten Acciseverwaltung, welche der Aufsicht aller Minister, und der Leitung des Generaldirektoriums entzogen, und dafür einer Anzahl von Franzosen anvertraut wurde. Gleich nach dem 7jährigen Kriege verlangte Friedrich von seinen Ministern, daß sie ihm Vorschläge zur Erhöhung der Landeseinkünfte machen sollten. Diese ehrlichen Deutschen Männer versicherten den König, daß das Volk nach dem Drukke eines zerstörenden Krieges keine größern Lasten tragen, und die Kraft des Landes keine

schwe-

schwerern Abgaben gewachsen sei. Dies verdroß einen Fürsten, der so viel, was andern unmöglich schien, schon möglich gemacht hatte, und der eine aufgefaßte Idee nicht so leicht fahren ließ. Er sann hin und her, seine Wünsche zu befriedigen. Man beschuldiget, — ob mit Recht, ist noch nicht völlig erwiesen, den General von Krokow, ehemals Französischen, damals Preußischen Offizier, daß er den König zuerst auf die Franzosen, als erfinderische Projektmacher aufmerksam gemacht, und ihm den Generalpächter und Schriftsteller Helvetius als einen Mann, der guten Rath zu neuen Einkünften zu geben wüßte, vorgeschlagen habe. So viel ist gewiß, daß Helvetius im Jahre 1764 zu Potsdam erschien, und daß dieser Fremdling alles, und mehr, als der König anfänglich erwartete, einzurichten und anzuordnen wußte, wozu sich kein Deutscher kühn oder geschikt genug finden ließ. Die Verhandlungen gediehen so weit, daß die neue Ordnung der Dinge im Jahr 1766 den Anfang nahm, und den Muth der Unterthanen sehr niederschlug. Der Herr von Launay erhielt die Oberaufsicht über das ganze Geschäft. Unter ihm standen eine Menge Franzosen, die zum Theil als Bettler und Abenteurer ihr Vaterland verließen, im elendesten Aufzuge nach Berlin strömten, und bald in den Preußischen Staten eine wichtige Rolle spielten. Durch ihre Unbekanntschaft mit der Landessprache, durch ihre Französische Windbeutelei, durch ihren Uebermuth, machten sich die mehrsten, und manche noch durch ihre Raubbegierde den Deutschen verhaßt und unerträglich. Viele zerlumpte

An-

Ankömmlinge fingen nach kurzer Zeit an, sich prächtig zu kleiden, sich unverschämt zu betragen und lekker zu leben. Nicht die Sache selbst, die in der That weniger drükkend war, als sie verschrien wurde, sondern die Menschengattung, welche sie verwaltete, verursachte allgemeines Murren, und bittern Tadel. Seit der Schlacht von Roßbach waren die Deutschen gewohnt, die Franzosen mit verächtlichen Blikken zu betrachten; und nun sollten sie sich von solchen Menschen beherrschen, im Innern ihrer Wohnungen befehlen, alle Augenblikke ihre verborgensten Gemächer durchsuchen lassen; dies kam ihnen hart und unausstehlich vor. Die Plakkereien der Unterbedienten gingen Anfangs in's Weite, um der geringfügigsten Sache willen erregten sie die kostspieligsten Prozesse, und behielt der ehrliche Deutsche am Ende Recht, so mußte er doch die Untersuchungskosten bezahlen. Das heißt, Französische Justiz! In Krossen hatte ein Kaufmann ein Stük Staagentobak an einen Bauer von dem Werthe eines Groschen verkauft; es fehlte das Siegel daran, weil es von einer ganzen Rolle abgeschnitten war, und doch nicht jeder Abschnitt ein Siegel haben konnte. Ein Französischer Kommis nahm dem Bauer den ungesiegelten Tobak ab, und erregte einen langwierigen Prozeß, welcher die Unschuld des Kaufmann's völlig an's Tageslicht brachte; leztrer wurde freigesprochen, aber zu dem vorhergegangnen Verdrusse fügte man noch die Kränkung hinzu, daß der Gerechtfertigte mehr als 100 Thaler Kosten erlegen mußte. Aehnliche Beispiele trugen sich öfter zu, bis

sie

sie endlich dem Könige zu Ohren kamen und durch ihn strenge untersagt und kräftig verhindert wurden. Friedrich's Absicht ging nicht so wohl auf Belastung der niedern und ärmern Volksklassen, als vielmehr auf Besteurung der Reichern; daher denn die Luxusartikel und fremde Produkte mit starken Abgaben belegt, nothwendige Lebensbedürfnisse hingegen und innere Fabrikate weniger besteuert wurden. Launay meldet in öffentlichen Angaben, daß das Französische Finanzsistem von 1766 bis 1786, also in 20 Jahren, einen reinen Gewinn von 42 Millionen, und 718,000 Thalern eingebracht habe. Rechnet man hierzu noch die Erhebungskosten für die Franzosen, so erhellet daraus, daß die Preußen in dieser Zeit 57 Millionen mehr bezahlt haben, als sie nach der vorigen Verfassung bezahlt haben würden.

Ein anderes Mittel, die Einkünfte zu vermehren, ward dem Könige von einem bankerutten Kaufmanne, Namens Rübaud aus Marseille, angegeben. Dieser Plusmacher hatte eine Zeitlang den Französischen Tobakspachtern gedient, und beredete den König, ihm gegen eine jährliche Abgabe von 1 Million den Alleinhandel mit Tobak in den Preußischen Staaten zu verpachten. Sein Vorschlag fand Beifall. Aber Rübaud konnte das Geld zur ersten Anlage nicht schaffen; ohnedem erhöhte er die Preise so erstaunlich, daß der Landmann für das Pfund der schlechtesten Sorte 9 Groschen, und der Soldat 5 Groschen bezahlen sollte. Der Pacht wurde ihm daher wieder abgenommen, und im Jahre 1765 einer

Ge-

Gesellschaft von 10 Berliner Tobaksfabrikanten überlassen, welche sich anheischig machten, 1 Tonne Goldes Pacht mehr zu bezahlen, und dennoch den gemeinen Tobak anstatt für 9 und 5 Groschen, ohne Unterschied für 3 Groschen zu verkaufen. Aber sie konnten ihr Versprechen nicht erfüllen, konnten weder Pacht, noch Kaution aufbringen; und dies veranlaßte den König, daß er sie im Jahre 1766 ihrer Verbindlichkeit entließ, von nun an den Alleinhandel mit dem Tobak selbst übernahm, und eine besondre Generaltobaks-Verwaltung anordnete, wobei er eine Menge Invaliden von der Armee versorgte, und wovon er am Ende seiner Regierung einen reinen Ueberschuß von 1 Million und 2 Tonnen Goldes zum Gewinn hatte. Eine den Kaufleuten eben so unangenehme und dem Publiko gleich lästige Neuerung war die Kaffeelieferung, welche sich Friedrich seit 1767 ausschließend zueignete, und die hohe Abgabe, welche er auf den Verbrauch dieses Lieblingsgetränkes legte. Seine Verfügungen hierüber wurden mit der Folgezeit immer drükkender, und schränkten die natürliche Freiheit mit ungewohnter Strenge ein. Im Jahre 1782 verbot der König den Einwohnern sogar das eigne Brennen des rohen Kaffee's, und befahl, den von der Französischen Regie gebrannten, in Büchsen und Paketen gestoßenen Kaffee zu kaufen. Nur die Adlichen, die Offiziere, die Mitglieder der Landeskollegien und die Geistlichen erhielten Brennscheine, und mit ihnen die Erlaubniß, ihren Bedarf selber zu brennen. Um mögliche

Un-

Unterschleife zu verhindern, oder zu bestrafen, wurden besondre Kaffeeriecher angestellt; eine eigne Menschengattung von Aufpassern, welche die Straßen auf- und abwanderten, und gleich Spürhunden an allen Thüren und Fenstern ihre Geruchsnerven anspannten, um zu riechen, ob irgendwo Kaffee gebrannt worden wäre. Eine solche Masregel mußte allgemeines Murren erregen, und das Gefühl jedes Bürgers zum Verdruß aufreizen, da er in seinem Hause ständlichen Visitationen ausgesezt war. Hierzu kam, daß der Regie-Kaffee schlecht, oft, wie man klagte, mit fremden Zusäzzen verfälscht und außerordentlich theuer war; denn das Loth kostete 1 Groschen. Dies lokte zum Schleichhandel; es wurde eine ungeheure Menge Kaffee aus dem Auslande aller Verbote, aller Strafen ungeachtet eingebracht; ganze Trupps gesellten sich zu einander, griffen die königlichen Aufpasser an und richteten sie nicht selten übel zu. Viele wurden entdekt und hart gezüchtiget; aber noch mehrere kamen durch, und das Kontrebandiren nahm so überhand, daß keine Macht es zu verhindern zureichte. Friedrich erkannte es endlich, daß seine Strenge die Gränzen der Billigkeit überstieg. Im Jahre 1784 milderte er daher die Härte dieser Anordnungen. Er erniedrigte die Abgaben auf den Kaffee bis auf die Hälfte, und sezte die Preise sehr herab. In seiner Bekanntmachung vom 20. Mai gesteht er selber, daß durch den Reiz zum Schleichhandel Zusammenrottirungen und Exceſſe an den Gränzen entstanden, und durch das Vollpfropfen

der

der Festungen mit Ertappten dem State nüzliche Bürger, den Aekern erziehungsbedürftige Kinder, und dem Akkerbaue, so wie den Fabriken brauchbare Handarbeiter entzogen worden wären. Der Moralist könnte noch hinzusezzen, daß der Volkskarakter dadurch verdorben werden mußte. Das Kontrebandiren hörte darum nicht auf; denn die Französische Regie sorgte dafür, daß es niemals an Gegenständen dazu fehlte, indem sie an Projekten zu immer neuen Einschränkungen unerschöpflich war. Friedrich's Absichten indessen waren wohlgemeint, er wollte das Geld im Lande behalten, die Unterthanen von unnöthigen Bedürfnissen entwöhnen, und den Kunstfleiß bei inländischen Manufakturen beleben. Auch gereicht es ihm zum unvergänglichen Ruhme, daß er die vermehrten Einkünfte nicht in üppigen Hoffesten verschwendete, nicht an unwürdige Lustdirnen oder verdienstlose Günstlinge wegwarf, sondern sie zur Vertheidigung des Vaterlandes anwandte, zur Unterstüzzung der Nothleidenden oder zur Verbesserung der Landeskultur verschenkte, und für Zeiten der Noth aufsparte.

Die Aufmerksamkeit, welche Friedrich den innern Angelegenheiten widmete, hielt ihn nicht ab, an den großen Ereignissen Europa's einen thätigen und kräftigen Antheil zu nehmen. Bald nach dem Hubertsburger Frieden schloß er ein Schuzbündniß mit Rußland, wodurch er die Ruhe seines Landes sicherte, und in Zukunft wichtige Vortheile erlangte. Dieser Verbindung gemäß wirkte er mit der Kaiserin von Rußland im Jahre 1764 dahin,

an die Stelle des am 5. Okt. 1763 verstorbenen Königs, August III., den Grafen Stanislaus Poniatowski, einen besondern Liebling der Kaiserin Katharina II., auf den Polnischen Thron zu erheben, und den gedrükten Dissidenten, oder den von der herrschenden katholischen Kirche abweichenden Religionsparteien Gewissensfreiheit und bürgerlichen Schuz zu verleihen. Beides verdroß einen Theil der Polnischen Nation, welcher durch die Ränke des Französischen Ministers Choiseul noch mehr zum Widerstande gegen Rußland gereizt wurde. Im Mai des Jahres 1768 bildete sich zu Bar eine Konföderation, die dem neuen Könige seine Krone und den Dissidenten ihre Rechte wieder entreißen wollte. Sie griffen die Russischen Truppen an, wurden aber allenthalben aus einander getrieben, und einmal selbst bis in's Türkische Gebiet verfolgt, bei welcher Gelegenheit die Stadt Balta in Brand gerieth. Dies ergrif der Türkische Hof als Vorwand, den Russen den Krieg anzukündigen, zu dem er längst durch die Konföderirten ermuntert und durch die Franzosen beredet worden war. Friedrich mußte jezt vermöge seiner Allianz jährlich 480,000 Thaler Hülfsgelder an Rußland geben. Zugleich sandte er eine Menge Offiziere zur Russischen Armee, die den Feldzügen als Freiwillige beiwohnten. Die Russen erfochten die glänzendsten Siege über die wilden Schwärme der Türken, wodurch der Berliner und Wiener Hof besorgt zu werden anfingen, Rußland's Macht möchte zu hoch steigen, und ihnen einst gefährlich

fähelich werden. Friedrich und Joseph II. näherten sich daher einander, und sahen sich bei einem freundschaftlichen Besuche, welchen der Kaiser dem Könige 1769 zu Neiße abstattete. Beide begegneten sich mit Hochachtung und zuvorkommender Gefälligkeit, welche in Freundschaft überging. „Für Oestreich giebt es kein Schlesien mehr," rief der gerührte Kaiser aus. Und Friedrich versicherte, daß dieser Tag der schönste seines Lebens wäre, denn er würde der Zeitpunkt der Vereinigung zweier Staten sein, die nur zu lange Feinde gewesen wären, und deren Vortheil es erfordere, sich lieber beizustehen, als aufzureiben. Sie verabredeten, den Russen friedliche Gesinnungen einzuflößen, und selber die strengste Neutralität zu beobachten. Friedrich kam im Sept. 1770 zum 2ten Male mit dem Kaiser im Lager bei Neustadt in Mähren zusammen, wo sie sich ihre Besorgnisse wegen des stets zunehmenden Siegesglüks der Russen mittheilten, und eben durch einen Eilboten aus Konstantinopel von der Pforte zu Friedensvermittlern angefleht wurden. Friedrich übernahm dies menschenfreundliche und nüzliche Geschäft mit vorzüglichem Eifer, da er bei der Russischen Kaiserin in großem Zutrauen stand. Diese Sache nahm bald eine Wendung, welche ein neues, bisher noch nicht gesehenes Schauspiel herbeiführte; und dies war die Theilung von Polen, welche ohne Schwertschlag, und ohne eigentlichen Kriegsgebrauch nach bloßer Konvenienz vollführt wurde. Friedrich's Neider, welche ihm aller Wahrheit

zuwider

zuwider eine unbegränzte Länderſucht andichten, behaupten, daß er dieſe Sache ſeit vielen Jahren vorbereitet und im Geheim veranlaßt habe. Allein es iſt nunmehr ausgemacht, daß ihm ein ſolcher Entwurf gar nicht in den Sinn gekommen, und daß er nur zufällig, durch fremden Antrieb bewogen worden iſt, ſeine Macht auf eine Art zu vergrößern, die ſich wie von Ungefähr anbot. Die Haupturſache war das Benehmen des Wiener Hofes. Da die Ruſſiſchen Friedensbedingungen das Intereſſe Oeſtreichs zu gefährden ſchienen, ſo ließ die Kaiſerin Marie Thereſie ohne Mitwiſſen der andern Mächte 1772 Truppen nach Polen rükken, und die wichtige an Ungarn gränzende Zipſer Staroſtei in Beſiz nehmen, welche ein alter Ungariſcher König für 400,000 Dukaten an Polen verpfändet hatte. Der Prinz Heinrich, Bruder des Königs, war gerade damals in Petersburg; die Kaiſerin Katharina äußerte gegen ihn, daß, wenn Oeſtreich die Polniſchen Unruhen benuzzen wollte, die andern Nachbarn ſich gleiche Freiheit nehmen und Polen verkleinern könnten. Friedrich faßte dieſe Idee auf, und da die großen Kaiſerhöfe einmal entſchloſſen waren, Polen für ſich zu zerſplittern, ſo hielt er es auch nicht für Unrecht, gewiſſe alte Anſprüche hervorzuſuchen und einen Theil von Polen an ſich zu ziehen. Er vereinigte ſich zuerſt mit Rußland über die zu nehmenden Masregeln, und ſchloß mit ihm 1773 einen förmlichen Theilungstraktat, welchem Oeſtreich endlich beiſtimmte. Der Preußiſche Staat erhielt ganz Polniſch-

nisch-Preußen, mit Ausnahme von Thorn und Danzig, welche beiden Städte durch Englands Betrieb und den Russischen Willen noch ihre Verfassung behielten. Friedrich wollte Anfangs einen Theil von Großpolen, die Woiwodschaften Posen und Kalisch in Besiz nehmen, und die ehemalige Verbindung dieser Länder mit Schlesien als Grund der Eroberung anführen. Der Minister von Herzberg stellte ihm aber vor, daß die Einverleibung von Polnisch-Preußen in seine Staten bessere Vortheile gewähre, indem es Altpreußen mit Pommern verbinde, den Hauptkörper der Monarchie in einen festen Zusammenhang bringe, und durch den Weichselstrom den Handel begünstige. Er war es auch, welcher die Benennung Westpreußen für schiklicher, als die bisherige hielt. Friedrich fand die Gründe seines Ministers wichtig, billigte seine Vorschläge, und überließ ihm die Sorge, aus der Rüstkammer alter Dokumente und Urkunden die scheinbare Rechtmäßigkeit seiner Ansprüche zu beweisen. Herzberg verfertigte darauf eine Statsschrift, welche ein Meisterstük ihrer Art ist, und alles enthielt, was zu Gunsten Preußen's gesagt werden konnte. Friedrich bewunderte die Geschiklichkeit seines Ministers, Europa dachte davon, was es wollte, und Herzberg sagte freimüthig bei einer andern Gelegenheit: die Preußischen Gründe hätten wenigstens weit mehr für sich gehabt, als die Ansprüche andrer Mächte. Das mag sein! Merkwürdig und treffend ist der Ausspruch

des

des Königs von Polen, welcher sagte: alle Thronen Europens würden erschüttert werden, wenn solche weit hergeholten Ansprüche auf jeden Staat angewendet werden sollten. Indessen sein Widerspruch, und die Protestationen der Republik Polen's waren vergebens; beide mußten zulezt in die harte Nothwendigkeit willigen und sich unter die Gewalt beugen. Sie mußten zugleich der Oberlehnsherrlichkeit auf die Herrschaften Lauenburg und Bütow, und dem Rükfall des Königreichs Preußen, wenn der Brandenburgische Herrscherstamm ausginge, entsagen.

Einige Jahre nachher hatte Friedrich Gelegenheit, seinen Edelmuth und seine Uneigennüzzigkeit, seinen Eifer für das Gleichgewicht Europen's und für die Aufrechthaltung der Deutschen Verfassung im schönsten Lichte zu zeigen. Der Kurfürst Maximilian Joseph von Baiern starb den 30. December 1777 im 51. Lebensjahre, mehr durch die Verwahrlosung des Leibarztes, als an den Folgen der Blattern. Er hinterließ keine Kinder. Mit ihm erlosch der ganze Baiersche Hauptstamm. Allen Rechten nach fiel nun sein Land an die zweite Hauptlinie, die Pfälzische, welche mit ihm einerlei Ursprung hatte, einst zusammengehört und durch 2 Brüder eine Absonderung erfahren hatte. Der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz wurde auch von den Baierschen Ständen noch am Sterbetage des lezten Regenten als gesezmäßiger Nachfolger anerkannt und öffentlich dafür ausgerufen. Der kaiserliche

liche Hof hatte schon längst einen Plan entworfen, Baiern ganz oder größtentheils an sich zu reißen. Jezt schien hierzu der bequemste Zeitpunkt zu sein. Marie Theresie, welche aller Unruhen müde war, und für sich selber nach keinen neuen Eroberungen trachtete, ließ sich durch ihren Sohn, den Kaiser Joseph, und durch den Minister Kauniz bereden, den schönsten und besten Theil von Baiern unter dem Vorwande eines eröfneten Reichslehns mit ihren Truppen zu besezzen. Der bestürzte Kurfürst Karl Theodor, dessen Räthe von Oestreich gewonnen waren, hielt allen Widerstand für unnüz; er unterzeichnete am 18. Jan. 1778 einen Tràktat, nach welchem er ganz Niederbaiern nebst einigen andern Distrikten, zusammen 2 Drittheile der Erbschaft, an Oestreich abtrat. Europa erstaunte, Deutschland zitterte, alles schwieg. Nur Friedrich II. erhob seine Stimme gegen diese offenbare Ungerechtigkeit, welche, wenn sie einmal erlaubt wurde, in Zukunft öfterer wiederholt werden, die Freiheit aller Deutschen Reichsstände bedrohen, und dem Wiener Hofe ein gefährliches Uebergewicht verschaffen konnte. Da der neue Kurfürst von Pfalz-Baiern gleichfalls kinderlos war, so hatte sein nächster Stammvetter, der Herzog von Zweibrükken die gegründeteste Hofnung zur Erbfolge. Dieser betrachtete zwar gleich Anfangs das Oestreichische Vorhaben mit Unzufriedenheit; aber auch er hätte sich beinahe aus Furcht zur Unterschrift des obigen Abtretungsvergleiches bewegen lassen. Doch da er auf Preußischen Schuz

rechnen konnte, so erhob er den lautesten Widerspruch. Außerdem machte der Kurfürst von Sachsen, Namens seiner Mutter, einer Schwester des verstorbenen Kurfürsten von Baiern, an mehrere Weiberlehne, 113 Güter, und an die Allodial-Erbschaft gerechte Ansprüche, deren Werth an Gelde zusammen 47 Millionen Gulden betrug. Der Wiener Hof wollte sich auf nichts von alle dem einlassen. Friedrich übernahm die großmüthige Rolle eines Beschüzzers seiner gekränkten Mitstände; er unterhandelte, schrieb, ermahnte anfänglich mit sanfter Mäßigung, sodann aber mit männlicher Festigkeit. Und da das Wiener Kabinet keinen Schritt weichen, keinen zurükthun wollte, so versammelte er seine Truppen theils in Schlesien, theils bei Dresden. Der Kaiser begann indessen einen eigenhändigen Briefwechsel mit Friedrich, und zu Berlin unterhandelte man noch einige Zeit. Joseph suchte jedoch nur Zeit zu gewinnen, um seine Vorbereitungen in Böhmen zu vollenden. Er legte hinter der Elbe von Königingrätz bis Arnau unübersteigliche Verschanzungen an, welche mit 100,000 Mann besezt wurden. Eine andre eben so starke Armee befehligte Laudon an den Grenzen der Lausiz bei Reichenbach, Gabel und Schluknau. Friedrich brach am 4. Juli 1778 alle Unterhandlungen ab, und rükte 2 Tage nachher mit 73000 Mann über Nachod nach Böhmen ein, und stellte sich dem furchtbaren Lager des Kaisers gegen über. Einige Wochen später drang der Prinz Hein-

rich mit einem andern Heere von 60,000 Preußen, mit welchen sich 22000 Sachsen vereinigten, zum Erstaunen der Welt über ganz ungangbare Gegenden über Hanspach und Rumburg, und am linken Elbufer in Böhmen ein, befeste Leutmeriz, wo er ein großes Magazin erbeutete, breitete sich im Leutmerizzer und Bunzlauer Kreise aus, brachte Prag in Bestürzung und nöthigte den General Laudon, der kein Treffen wagen wollte, zum Rükzuge. Europa erwartete wichtige Kriegsbegebenheiten; glaubte Ströme von Blut fließen zu sehen, da fast 400,000 Streiter unter den Waffen einander in der Nähe standen. Aber Friedrich war, vom Alter gebeugt, durch Mühseligkeiten entkräftet, vom Jugendfeuer verlassen, nicht geneigt, einen ungewissen und langwierigen Kampf zu wagen; von einer ähnlichen Denkungsart der Marie Theresie überzeugt, hofte er immer noch auf eine Umänderung des Oesterreichischen Systems; er griff nicht an, ließ sich nicht angreifen, begnügte sich, die drükkende Last, fremde und eigne Armeen auf seinem Boden zu erhalten, in's feindliche Land geworfen zu haben, und zog sich nach Aufzehrung aller Lebensmittel im September mit Klugheit und Muth wieder zurük, da er sich den Winter über in einem rauhen Lande unter Felsen und in Waldungen beim Einkeißen vieler Fieber und fauliger Krankheiten nicht halten konnte. Es wurde wieder lebhaft unterhandelt; Frankreich nahm zwar keinen thätigen Antheil, stimmte aber den Ver-

limer

linet Absichten bei, und Rußland unterstüzte sie nachdrüklich. Im November erklärte die Kaiserin Katharine, daß sie mit Preußen gemeinschaftlich handeln würde, wenn Oestreich den beeinträchtigten Fürsten keine Genugthuung gäbe. Diese Vorstellung wirkte auf die friedliebende Maria Theresia; sie nahm die Russische und Französische Vermittlung an, schloß im Anfang März 1779 einen Waffenstillstand, und veranstaltete den Friedenskongreß zu Teschen. Aller günstigen Aussichten ungeachtet schien die Aussöhnung nicht zu Stande kommen zu wollen, da der Kaiser Joseph die Fortsezzung des Krieges wünschte, und sich vor Rußland, das mit den Türken Krieg führte, eben nicht fürchtete. Aber zum Heile der Menschheit überbrachte am 20. April ein Russischer Eilbote die Nachricht vom Ende aller Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei. Diese Nachricht erschütterte den Oestreichischen Gesandten; er gab seinen Anweisungen zu Folge nach, und der Friede wurde am 13. Mai, am Geburtstage der Maria Theresia, unterzeichnet. Oestreich bekam 7 Pfleggerichte, nämlich denjenigen Theil, welcher zwischen der Donau, Inn und Salzach liegt, und gab alles übrige an Pfalzbaiern heraus. Sachsen bekam anstatt des Allodialerbes 6 Millionen Gulden, welche Pfalzbaiern binnen 12 Jahren bezahlen sollte; Friedrich aber forderte für 13 Millionen verwendete Kriegskosten keinen Ersaz, sondern zog die wahre Ehre, als Deutscher Patriot

Gutes bewirkt zu haben, allen selbstsüchtigen Vortheilen vor.

Oestreich konnte die Zerstörung seines Planes, durch die Besiznahme Baierns seine Hauptmacht zu verstärken und seine Länder zu runden, nicht verschmerzen. Es suchte selbigen auf eine andere Art zu bewerkstelligen. Es wollte dies nahe, fruchtbare, und einer gröſsern Kultur fähige Land gegen die entfernten, weniger einträglichen und ihm nur lästigen Niederlande vertauschen. Von Seiten des Kurfürsten von Pfalzbaiern schien keine Schwierigkeit einzutreten; aber der Herzog von Zweibrükken weigerte sich durchaus, einen offenbar ungleichen Tausch gut zu heiſsen, und fand wiederum in Friedrich einen Beschüzzer seiner Gerechtsame. Um seinen Gegenerklärungen desto mehr Nachdruk zu geben, schloſs Friedrich am 23. Juli 1785 mit den aufgeklärtesten und vornehmsten Reichsständen den bekannten Deutschen Fürstenbund, womit er seine Verdienste um Deutschland krönte.

Während aller auswärtigen Beschäftigungen versäumte er keinen Augenblik, für die Ruhe, den Gewerbfleiſs, die Landesverbesserung, und jede innere nüzliche Einrichtung zu sorgen, wovon die folgende zweite Abtheilung einen kurzen Abriſs liefern wird. Hier mögen nur noch 2 Vorfälle, die zu ihrer Zeit groſses Aufsehen erregten, einen Plaz finden. Der

eine

eine betrift die Verbesserung der Gerichtspflege, der andre die Reinigung der Volksbegriffe über Gottesverehrung. Der Müller Arnold, welcher unweit Züllichau in der Neumark die sogenannte Krebsmühle in Erbpacht hatte, konnte oder wollte die Pacht an seinen Gutsherrn nicht ferner zahlen, weil ihm ein benachbarter Gutsbesizzer durch Ableitung eines Theils des Wassers in einen Teich, wie er versicherte, seinen Verdienst geschmälert habe. Der Eigenthumsherr der Mühle behauptete, wie es auch wahr ist, daß er kein Wasser abgeleitet habe, und seine Pacht daher ungeschmälert verlange. Der benachbarte Edelmann berief sich auf sein Recht, daß er Abzugskanäle anlegen dürfe. Der Müller klagte über den großen Schaden, der ihm durch diese Aenderung verursacht würde, indem er nicht mehr halb so viel als sonst malen könne; er stellte seinem Gutsherrn die Nothwendigkeit vor, ihm entweder den vorigen Wasserzufluß durch Herstellung der Sache in den vorigen Stand, wozu er den Nachbar bewegen müsse, auf's neue zu verschaffen, oder die Pacht herabzusezzen. Dieser wollte keins von beiden thun, bestand auf der Zahlung der vollen Pacht, und drohte, ihn im Weigerungsfalle aus der Mühle zu werfen. Der Müller zahlte nicht. Der Gutsherr verjagte ihn. Nun kam es zu einem verwikkelten Prozesse bei der Neumärkischen Regierung in Küstrin. Man gab dem Müller Unrecht; seine Behauptung, daß

er

er durch den Abzugskanal Wasser verloren habe, wurde für unrichtig erklärt. Das Kammergericht in Berlin bestätigte das Urtheil. Der bis zur Verzweiflung gebrachte Müller wendete sich unmittelbar an den König, und stellte seine Sache auf eine Art vor, die den gerechten Monarchen gegen die Urtheilsverfasser auf's heftigste erbitterte. Er gab dem Obersten Heuking zu Züllichau den Auftrag, die Beschaffenheit des Vorfalles auf's strengste zu untersuchen. Dieser, der von der Sache nichts verstand, forderte seinen Auditeur und Regimentsquartiermeister auf, die Untersuchung zu übernehmen. Bech, so hieß der Auditeur, stattete einen für den Müller höchst vortheilhaften Bericht ab. Friedrich forderte hierauf am 11. December 1779 den Großkanzler von Fürst, und die Kammergerichtsräthe Friedel, Grau und Ranslebem vor sich, hielt ein Protokoll ab, schüttete die Ausbrüche des heftigsten Zorns über ihre Ungerechtigkeit und Unterdrükkung der Armen, sezte den Großkanzler ab, kassirte die Räthe und schikte sie auf die Festung Spandow. Ein gleiches Schikſal hatten die Neumärkischen Regierungsräthe, der Präsident Graf von Finkenstein verlor seine Stelle, die Urtheilsverfasser kamen in die Festung. Nur der Rath Schedler bekam seine Freiheit und sein Amt wieder, weil er das Urtheil nicht gebilligt, sondern eine nochmalige Besichtigung sachverständiger Männer vorgeschlagen hatte. Friedrich ließ sein Verfah-

ren

ren gegen die Räthe in den Berliner Zeitungen mit starken, kraftvollen und denkwürdigen Worten bekannt machen; und erfüllte die entferntesten Winkel Europens, selbst fremde Welttheile mit Staunen und Ehrfurcht über seinen Justizeifer. Der Müller Arnold ward in die Mühle wieder eingesezt. Eine noch wichtigere Folge dieses Prozesses war die Verfügung, daß der neue Großkanzler Carmer ein neues Gesezbuch ausarbeiten zu lassen beauftragt wurde, wovon im Folgenden ein Mehreres. Friedrich's Nachfolger Friedrich Wilhelm II. ließ den Arnoldschen Prozeß nochmals untersuchen, die Urtheilsverfasser für unschuldig erklären, seines Oheims Eifer für lobenswerth, aber doch in dem gegenwärtigen Falle für irrig ausgeben und die erste Sentenz billigen. Bemerkenswerth ist es indessen, daß der Müller Arnold in seiner Mühle ungekränkt blieb, und daß der Rath Scheidler, welcher das Urtheil nicht genehmigt hatte, Vicepräsident wurde. Der Auditeur Bech, hieß es nun, habe aus Haß gegen die Neumärkische Regierung unrichtige Vorstellungen an Friedrich II. geschikt, und der Deichinspektor Schade bei Messung der Wasserhöhe Unkunde in der Mathematik gezeigt. Der Verfasser dieser Geschichte hat beide Männer, die zu Krossen lebten, genau gekannt, und hält es für Pflicht, zur Rettung ihrer Ehre hinzuzusezzen, daß sie nach seiner Ueberzeugung die gemachten Beschuldigungen nicht verdienen. Der ganze Vorfall scheint noch

lange

lange nicht völlig aufgeklärt zu sein. Es giebt sehr einsichtsvolle Männer besonders in der Nähe, welche einer andern Meinung sind, als diejenigen Juristen, denen Friedrich's Blizstrahl eine widerliche Erscheinung war.

Einer gleich verschiednen Beurtheilung ist des Königs Verhalten bei der versuchten Einführung eines verbesserten und allgemeinen Gesangbuchs für die Preußischen Staten unterworfen. Ein neues Gesangbuch ist in der That eine weit wichtigere Sache, als es dem bloßen Politiker, der das ganze Wohl des Volks nur im Geldumlaufe sezt, scheinen mag. Soll es mit Vertreibung abergläubischer Begriffe, mit Ausrottung praktischer Irrthümer, mit Verdrängung tändelnden, unedlen, nichts enthaltenden Wortgeklingels bei'm Volke ein Ernst werden, soll nicht der ganze Religionsunterricht in dem sonderbarsten Widerspruche mit dem Inhalte der Gesänge stehen, so müssen verbesserte Gesangbücher, die Hauptquelle der Religionsideen für den gemeinen Mann, mit Nachdruk eingeführt werden. Die Sache würde gewiß wenig Widerstand erfahren, wenn sie nicht zu lau, zu kaltherzig betrieben, und mit halben Masregeln von den Regierungen eingeleitet, und dadurch so häufig rükgängig gemacht würde. Die Vorgänge im Preußischen wirkten auf ganz Deutschland nachtheilig, und veranlaßten die Schwärmer, die Gewohnheitsmenschen, die Hartnäkkigen zu einer Widersezlichkeit, die

sie

sie nicht gewagt hätten, wenn man gleich Anfangs mit Ernst durchgedrungen wäre. Friedrich betrachtete alle Religionsangelegenheiten als Nebendinge; und da er von den Absichten des Oberkonsistorium's nicht vorher unterrichtet war, so glaubte er auch den Thoren ihren Willen lassen zu müssen. Hätte er aber darum gewußt, die Verordnung des geistlichen Departements hierüber selbst unterschrieben, und dann auf seinem Willen bestanden; so ist höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß jede Gährung erstikt, und jede Unruhe verhindert worden wäre, wenn man bedenkt, daß der bösartige, bankerutte, vollköpfige Kaufmann Apitsch zu Berlin der Anführer fanatischer Menschen war, welcher durch erfahrne Bestrafung seiner Verwegenheit gewiß ähnliche Brauseköpfe zurükgeschrekt hätte. Friedrich aber verfuhr mit diesem Aufwieglee viel zu gelinde, daß er ihm aus Indifferentismus nachgab und seinem Unwesen kein Ziel stekte. Seine Antwort, die er unter'm 18. Jan. 1781 gab, scheint dem, welchem die Beförderung der Sittlichkeit ein wahrer Statszwek ist, gewiß die Lobsprüche nicht zu verdienen, welche Nachbeter und Weltleute vom gewöhnlichen Schlage ihr beilegen. „Es steht, sagte der König, einem jeden frei zu singen, was er will, und wäre es auch: Nun ruhen alle Wälder, oder dergleichen dummes und thörichtes Zeug mehr. Das hieß also, ein jeder kann in Religionssachen ein Narr, ein Schwärmer, ein Heuchler, ein müßiger Gefühlsspekulant sein, ohne daß sich der Stat um die

Belehrung der Thoren, um die Besserung der Fanatiker, um die moralische Veredlung der Stumpfsinnigen und Bösartigen zu bekümmern braucht. Auch wäre wohl zu wünschen, daß der König ein andres Beispiel von einem schlechten Gesange, als das erwähnte, angeführt hätte. Denn es ist doch eben nicht abzusehen, was in den Ausdrükken: Nun ruhen alle Wälder, so gar Anstößiges oder Thörichtes enthalten sei. Wenn der Heidnische Dichter Virgil in seiner Aeneide B. 4. Vers 523 sagt: Silvae et saeva quierant Aequora, es ruhten die Wälder und die tobenden Meere, so findet man das schön, poetisch und edel; nur in einem christlichen Gesange soll eben dasselbe läppisch und abgeschmakt sein. Und wenn es V. 525 heißt: Tacet omnis ager, pecudes, pictaeque volucres ꝛc. alles Gefilde, die Heerden, die buntgefiederten Vögel schweigen, so nennt dies ein feiner Kunstkenner, der berühmte Heyne, suavissimam noctis descriptionem, das lieblichste Gemälde der Nacht; nur im Gesangbuche soll es dummes Zeug sein. So unharmonisch mit sich selber urtheilen die Menschen, so oft sie sich von vorgefaßten Meinungen leiten lassen. Uebrigens verkannte Friedrich den Werth des neuen Gesangbuches nicht; aber er wollte auch nichts für die Reinigung des Volksglaubens thun. In einem Kabinetsbescheide sagt er ausdrüklich: Das neue Gesangbuch ist vermuthlich verständiger, vernünftiger und dem wah-

mahren Gottesdienste angemeßner, weil so manche Gemeinen, in welchen Männer von allgemein gutem Rufe wären, solchem den Vorzug eingeräumt hätten.

Eine außerordentliche Begebenheit eröfnete dem Publikum, das in den Bewegungen über das Gesangbuch so vielen Stoff zum Politisiren fand, bald eine andre Quelle zur Unterhaltung. Der Staatsminister von Görne wurde zu Ende des Jahres 1781 gefangen genommen, und der größten Betrügereien im Seehandlungs- Bank- und Wechselwesen, welche viele Tonnen Goldes betrugen, beschuldigt und überführt. Ein Kriminalurtheil vom 25. April 1782 erkannte ihm die Entsezzung von allen seinen Aemtern und lebenslänglichen Festungsarrest zu. Friedrich II. vollzog die Strafe, aber Friedrich Wilhelm II. milderte sie dahin, daß er ihm im Mai 1790 die Freiheit wieder schenkte. Friedrich soll bei der Görneschen Untersuchung noch mehrere niederschlagende Entdekkungen gemacht haben, die sein Mißtrauen gegen seine Diener und gegen die Menschen überhaupt sehr vermehrten. Er fing an, die Menschen geringe zu schäzzen, hörte aber nicht auf, ihnen Gutes zu erweisen, und seine Pflicht bis zum Ende zu erfüllen.

Dieses näherte sich mit schnellen Schritten. Gicht, Wassersucht, Verschleimung des Unterleibes, Kolik und Hämorrhoiden fielen ihn in den lezten Jah-

ren mit vereinigter Stärke an, und er selbst vervielfachte seine Körperübel durch seine unordentliche Eßlust, und unverdauliche Lieblingsspeisen, zu denen die Italienische Polenta, Aalpasteten und Rindfleisch in Branntwein gekocht, gehörten; die erste bestand aus türkischem Weizen, Parmesankäse, Knoblauch, Butter und Gewürzbrühe, alles so heiß aufgetragen, als wenn es Höllenfeuer wäre. Er fühlte sich zuweilen so schwach, daß er den Tod vor Augen sah; und dann sprach er als Soldat und Philosoph' derb und gefaßt: ich bin ein alter abgelebter Kerl, die Maschine will nicht mehr aushalten; der Teufel wird mich bald holen. Edler und rührender sezte er ein ander mal hinzu: der Mensch müsse nicht so unbillig sein, und ewig zu leben verlangen oder wünschen. Eine Thurmuhr sei von Eisen und Stahl, und daure doch nicht über 20 Jahr; wie könne denn ein Mensch, der nur aus Koth und Speichel zusammengesezt sei, mehr als dreimal so lange zu leben begehren? In der lezten Krankheit rief er oft aus, wenn man ihm mit naher Besserung schmeichelte: es hilft nichts mehr; es ist vorbei. Doch wenn der Schmerz nachließ, faßte er wieder Hofnung, und die Liebe zum Leben überschlich ihn: so daß er seinen Tod noch nicht so nahe vermuthete; selbst die Vorboten desselben, Wassersucht, Bewußtlosigkeit und Röcheln störten ihn in seinen Erwartungen eines längern Lebens nicht. Sein Vater, meinte er, habe die Wassersucht lange ausgehalten; das Bewußtsein komme

immer wieder, und das Rücken habe er schon früher gehabt. Er scherzte und frohlockte noch in den lezten Tagen, und fühlte sich vom Tode wider Vermuthen überrascht.

Die Truppenbesichtigung in Schlesien am 24. Aug. 1785 verschlimmerte seinen Zustand sichtbar und zog ihm heftige Anfälle zu. Eine unzählige Menge Fremder, besonders Englischer, Französischer, Sächsischer und Polnischer Offiziere machte diese Soldatenschau glänzend, und veranlaßte den König, ohne alle Schonung bei dem unangenehmsten Wetter, bei einem anhaltenden, durchdringenden und kalten Regen die Musterung länger als sonst abzuhalten, wobei er ganz durchnäßt, stark verkältet, und Nachmittags vom Fieberfrost ergriffen wurde. Er kehrte zwar mit anscheinender Besserung nach Potsdam zurück, mußte aber im September wegen neuer Zufälle die dortigen Herbstübungen aussezzen. Von nun an blieb er bis zum Tode siech und elend, und der Hauptarzt Selle hatte das schwere Geschäft, seinen hoffnungslosen Zustand zu erleichtern. Den Winter und das folgende Frühjahr von 1786 brachte er mit abwechselnden stärkern und schwächern Beschwerden zu, wobei er alle Kabinetsgeschäfte fortsezte, doch im Lesen und Schreiben häufig vom Schmerz unterbrochen wurde. Im Februar schwollen die Füße, und im Sommer stellte sich die Brustwassersucht ein. Er konnte im Bette nicht mehr ausdauern, sondern brachte Tage und Nächte im Lehnstuhle zu. Er verlangte

langte ein bald und kräftig wirkendes Mittel, er wollte das Wasser durch den Harn, durch Zugpflaster oder Oefnungen an den Lenden und Beinen abgetrieben wissen. Die Aerzte fanden dies alles weder zweckmäßig, noch thunlich. Dies vermehrte Friedrich's Unglauben an die Priester Aeskulap's, er achtete wenig mehr auf ihre Rathschläge, und befolgte ihre diätetischen Vorschriften nicht. Am 17. April verließ er sein Schloß zu Potsdam, welches er nicht wieder sah, und zog nach Sanssouci, wo ihn der Ruheabend aller Sorgen und Mühen erwartete. Im Junius ließ er den Hannöverschen Leibarzt, Ritter Zimmermann kommen, um dessen Meinung zu vernehmen. Zimmermann machte sich durch sein freies Benehmen, durch seine angenehme Unterhaltung, durch seine fließende Beredsamkeit bei Friedrich sehr beliebt, nutzte ihm aber als Arzt wenig. Er scheute sich, die volle Wahrheit zu entdekken, auf nöthige Strenge der Lebensordnung zu dringen, und machte mit seinem Löwenzahn, der einzigen Arznei, die er verordnete, viel Gerede, aber keine Wirkung. Er reisete nach einigen Wochen wieder ab, und der König eilte mit jedem Tage der Auflösung seines Körpers näher entgegen, welche den 17. August Morgens nach 2 Uhr erfolgte. Die Nachricht seines schon geahneten Todes erschütterte dennoch die Hauptstadt und das Land, und erfüllte die Bewohner mit unverstellter Betrübniß. Man erkannte den Verlust eines Mannes, der alle Kronenträger

seiner Zeit an Geisteskraft und Thätigkeit übertraf, dem manche nachstrebten und den keiner erreichte. Sein Nachfolger hielt es der Würde des königlichen Hauses für angemessen, seine Leiche neben dem Sarge seines Vaters in der Besazzungskirche zu Potsdam beisezzen zu lassen, und ihm also eine andere Ruhestätte anzuweisen, als sie das Testament bestimmte.

Geschichte
der
Mark Brandenburg
für
Freunde historischer Kunde

---

von
Gottfried Traugott Gallus
Prediger zu Hagenburg und Altenhagen in der Grafschaft Schaumburg-Lippe.

Sechster und lezter Band
zweite Abtheilung,
welche die Fortsezzung der Geschichte Friedrichs II.
und die Geschichte Friedrich Wilhelms II.
enthalten.

Züllichau und Freystadt
in der Darumannschen Buchhandlung.
1805.

Zweite Abtheilung.

Uebersicht der Verdienste Friedrich's II. um den Stat. Schilderung seiner körperlichen und geistigen Eigenschaften; seiner Denk- und Handelsweise, seines Lebens und Todes.

Es wird dem Leser nicht unangenehm sein, wenn wir Friedrich's II. Verdienste um den Stat zu einer leichten Uebersicht den Hauptpunkten nach nur zusammenstellen. Dem edlen Patriotismus des Grafen von Herzberg, der als Minister in der neuern Zeitgeschichte eben so Epoche macht, wie Friedrich als König, ist es zuzuschreiben, daß die Data hievon mit einer Genauigkeit und Gewißheit angegeben werden können, die nur bei wenigen Ländern Statt finden möchten. Mit einer Offenheit, die vorher in unumschränkten Monarchien ohne Beispiel war, legte er in seinen Abhandlungen, die er jährlich zur Geburtstagsfeier des Königs in der Akademie vorlas, besonders seit dem Jahre 1784 ein Gemälde von dem Zustande des Stats dar, und lehrte den so oft verkannten, aber gewiß richtigen Grundsaz, daß eine Regierung, deren Absichten rein, deren Motive edel, und deren Thaten nicht bloß groß, sondern auf das Wolkswohl abzwekkend sind, von der öffentlichen Bekanntmachung ihrer Unternehmungen nichts zu fürchten habe, im Gegen-

theil vielmehr an Vertrauen, Liebe und Zuneigung der Nation und an Achtung und Ehrfurcht bei fremden Mächten gewinnen müsse. Aus diesen Herzbergischen Abhandlungen in Verbindung mit einigen andern Nachrichten gehen folgende Resultate hervor.

Friedrich vermehrte die Ausdehnung des Statskörpers um ein Drittel, und die Volksmenge fast um die Hälfte. Bei seiner Thronbesteigung 1740 enthielt der Preußische Stat 2275 Quadratmeilen, und 1786 bei seinem Tode 3600. Er hatte Schlesien und Glatz von 620, Westpreußen von 631 und Ostfriesland von 54 Quadratmeilen, folglich zusammen 1325 Meilen neu erworben. Die Zahl der Einwohner betrug beim Anfang seiner Regierung nur 2,240,000 Menschen, beim Ende seines Lebens aber volle 6 Millionen. Rechnet man 2 Millionen für die Bevölkerung der neuerlangten Provinzen, so bleiben für die Vermehrung der alten Länder 1,760,000 Seelen, also fast das Doppelte. Das Kriegsheer von 76,000 Mann, welches ihm sein Vater hinterließ, verstärkte er bis auf 200,000 Streiter. Von den 15 Hauptfestungen, die sich bei seinem Tode in Preußens Staten befanden, hatte er 5 ganz neu angelegt, die alten ansehnlich verbessert, und die im 7jährigen Kriege zerstörten wieder hergestellt. Wenn gleich die große Armee mit dem geringen Umfange des Landes in keinem Verhältnisse zu stehen schien, so wußte doch Friedrich's Genie diesen Umstand, der einem andern

State

Staate vielleicht zum Verderben gereicht hätte, indem seinigen minder nachtheilig, und in vielerlei Rükſicht ſelbſt nüzlich zu machen. Nur die Hälfte des Heers beſtand aus Eingebornen, aus Söhnen von Handwerkern, Bauern und Tagelöhnern, die jährlich bloß 6 Wochen Dienſte thaten, um in den kriegeriſchen Evolutionen geübt zu werden, die ganze übrige Zeit aber beurlaubt wurden, und ihrem Gewerbe und Akkerbau obliegen konnten. Die andre Hälfte war von Ausländern angeworben, die wöchentlich 2, nur ſelten 3 mal die Wache bezogen, und die übrigen Tage ihrer eignen Arbeit und ihrem Gewinn widmeten. Da ihnen das Heiraten auf alle Art erleichtert wurde, ſo naturaliſirten ſie ſich allmälig, und verſchaften der Armee durch ihre Nachkommen neuen Zuwachs. Alle Regimenter hatten mehr Frauen und Kinder, als Soldaten. Berlin z. B. zählte 60,000 Militärperſonen, da doch die Beſazzung ſelbſt nur 24,000 Soldaten ausmachte. Dieſes große Kriegsheer war nicht an den Grenzen haufenweiſe zuſammengedrängt, ſondern durch alle Provinzen, in den verſchiedenen Städten ſo weiſe vertheilt, daß der Sold, welcher 2 Drittheile aller Statseinkünfte betrug, im ganzen Lande in Umlauf kam, und hiedurch den Fleiß, den Handel und die Betriebſamkeit ungemein belebte. Das Wohlthätige dieſer ſchnellen und beſtändigen Geldcirkulation wurde in den kleinen Städten dann am merklichſten erkannt und empfunden, wenn ihre Beſazzungen auf einige Zeit in's Feld gerükt waren,

und der Umlauf von 30 oder 50,000 Thalern unterbrochen wurde. So litt weder die Vermehrung der Volksmenge, noch die Thätigkeit im Akkerbau und Fabrikwesen durch die Armee. Dieses muß jeder Unpartheiische einräumen. Aber weniger bewiesen möchte es sein, daß, wie der Minister Herzberg rühmt, Friedrich durch seine große stehende Armee eine Art von beständigem Frieden in Europa bewirkt habe, und hiedurch ein Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes geworden sei. Nachdenken und Erfahrung scheinen vielmehr das Gegentheil anzudeuten. Wer immer gerüstet ist, und immer die Mittel zum Kriegführen in Händen hat, kommt leichter in Versuchung, von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, und seine Ansprüche, oft nur seine Launen durchzusezzen. Und die Geschichte des verflossnen Sekulum's zeiget, daß Europa in 100 Jahren nur 25 friedliche Jahre erlebet, 75 Jahre hingegen die Geisel des Krieges erduldet hat. Wo bleibt da der gepriesene Vortheil der unverhältnißmäßig großen stehenden Heere, daß sie die Kriege seltner, und den Frieden dauerhafter machten?

Friedrich erweiterte aber nicht bloß die Grenzen des Landes, sondern er gewann auch dem innern Raume mehr Boden zum Wohnplazze und zur Ernährung der Menschen ab. Er schonte keine Summen, um Moräste auszutrocknen und Sümpfe urbar zu machen. Längs der Netze und Warthe von Driesen bis Küstrin wurden 120,000 Morgen Landes da fruchtbar gemacht, wo vorher unzugängliche

liche Sümpfe gestolt hatten. Eine gleiche Zahl Acker- und Wiesenland entstand in der Altmark durch die Austrokenung des Drömling's, eines großen morastigen Bruches, der vorher zu nichts benuzt werden konnte. Aehnliche Verwandlungen von weiten Schlammgründen in fruchtbare Felder und grastragende Wiesen wurden längs der Oder von Küstrin bis Oderberg; an der Elbe, Havel, Dosse und Rhinflusse, in den Gegenden um Potsdam, und Brandenburg, in dem Finerbruche im Magdeburgischen, in Westpreußen, Oberschlesien und überhaupt in allen Provinzen bewirket. Die hiedurch gewonnenen Ländereien zog der König nicht zu den Domänen, oder Krongütern, sondern verschenkte sie an Unterthanen und fremde Kolonisten, und schoß ihnen, wenn es nöthig war, noch Geld zu den ersten Anlagen ihrer Wirthschaft dar. Nach diesen Grundsäzzen wurden allein die 120,000 von Küstrin bis Driesen ausgetrokneten Morgen an 3000 Familien, und, eine jede zu 5 Personen gerechnet, an 15000 Menschen ausgetheilt. Während seiner ganzen Regierung legte Friedrich 800 neue Dörfer und Vorwerke an, die er mit 45,000 Familien oder 225,000 Kolonisten besezte. Nach seinem Willen sollten die neuen Anbauer lauter Fremde sein; und sie waren es auch größtentheils, indem eine Menge Menschen aus der Pfalz, aus Wirtemberg, Polen, Meklenburg und Sachsen in's Preußische wanderten. Seine Absicht wurde häufig vereitelt, aber sein Werk darum nicht zerstört. Müssiggänger, Taugenichtse,

Herum-

Herumläufer, die nur gemächlich leben, und nichts thun wollten, nahmen oft die königlichen Wohlthaten an, und liefen wieder davon, wenn sie durchgebracht waren. Indessen die neu eingerichteten Wohnsitzungen, die urbar gemachten Ländereien blieben doch, und konnten nun an bessere, würdigere, empfindsamere Menschen, besonders von den Eingebornen gegeben werden, wodurch also Friedrich's Verdienst um den Staat nichts verlor. Viele Kolonisten erhielten ihr Unterkommen auch in den alten Städten und Dörfern, deren wüste und freie Plätze angebaut wurden, welches in Schlesien und Westfalen fast allein geschahe, indem in ersterm Lande nur wenig, und in letzterm gar keine neue Dörfer erbaut worden sind. Um die Volksmenge noch mehr zu vermehren, riß Friedrich über 400 Vorwerke und Meierhöfe von seinen großen Pachtämtern los, und überließ sie einzelnen Familien von Landbauern zur Erbpacht. Sodann hob er die Leibeigenschaft auf, schränkte die Frohndienste ein, und begünstigte die Theilung der Gemeinheiten, und zwar bewirkte er sie, wie es einem menschlichdenkenden und weise regierenden Fürsten zukommt, nicht durch Gewalt, sondern durch Ermunterungen, durch Prämien, durch Gelindigkeit. Hiedurch erreichte er seinen Zweck freilich nicht überall, aber doch in mehrern hundert Dörfern. Den Gutsbesitzern in Pommern, Schlesien und der Mark lieh oder schenkte er vielmehr zum bessern Anbau ihrer Ländereien einige Millionen, die sie auf beständig mit 2, viele auch nur mit 1 Procent verzinsen

zinsen mußten; und diese Zinsen behielt er nicht für sich, sondern bestimmte sie zu Besoldungen für Schulmeister und zu Gnadengehalten für Witwen und Töchter verdienter Offiziere. Durch diese Mittel brachte er es dahin, daß fast alles Land urbar gemacht wurde, welches der Mühe werth war, und daß Reisende in den berüchtigten Sandebnen und Sümpfen der Mark und Pommern's statt stinkender Moräste und wahlscher Sandhaufen reiche Fluren, grünende Wiesen, zahllose Heerden, wohlhabende Menschen und blühende Städte erblickten. Friedrich ließ es von seiner Seite an nichts fehlen, um die Landbauer, diese zahlreiche ehrwürdige Menschenklasse, die eigentlichen Schätzen und Ernährer des Staats, in Wohlstand zu bringen, in Thätigkeit zu erhalten, und vor Mangel zu sichern. Er ließ an jeden, der es verlangte, Samen von rothem Klee, Luzerne, Runkelrüben, Seidenwürmer und Maulbeeren austheilen, ließ für Viele Kühe kaufen, ließ noch im lezten Lebensjahre 300 Schafe und Böcke zur Verbesserung der Schafzucht aus Spanien kommen, und erwartete sie wenige Tage vor seinem Tode mit Ungeduld, um einige davon nach Sanssouci zu sich zum Besuche kommen zu lassen. In jedem Jahre sezte er ansehnliche Summen zu Preisen und Belohnungen für diejenigen aus, welche die mehrsten Maulbeer- Eich- Tannen- und andre Bäume gepflanzt, die meiste Seide gewonnen, das mehrste Gespinst geliefert, oder sonst einen Zweig des Landbaues und der Industrie besonders gepflegt

get hatten. Bei Mißwachs oder Unglücksfällen unterstützte er die Akerleute mit Saat- und Brodkorn, und half ihnen auf alle mögliche Art wieder auf. Und hier gab er in einem Jahre oft mehr, als andre Regenten in ihrem ganzen Leben. Im Frühjahre 1786, einige Monate vor seinem Ende, hatten Ueberschwemmungen der Oder, Warthe und Weichsel, in Schlesien, der Neumark, in Westpreußen und Pommern großen Schaden angerichtet, die Dämme durchbrochen und vielen Landleuten die Hoffnung der Ernte vernichtet. Sogleich ließ er die Dämme herstellen, und schenkte eine hohe Million, um die Nothleidenden durch augenblikliche Hülfe zu retten. Die traurigste Verwüstung hatte die Oder, die viel Sand mit sich führt, angerichtet. Durch ihren Austritt waren mehrere Länereien mit ganzen Sandbergen überschüttet, und unbrauchbar geworden. Friedrich, den Unkundige oder Uebelgesinnte für geizig ausschrien, zeigte sich als wahrer Landesvater, indem er seinen Finanzministern alle mögliche Summen, die sie nur fordern könnten, anbot, um die Sandhaufen abzuräumen, und die Felder wieder in den vorigen Zustand zu versezzen. Nur die offenbarsten Beweise, daß dies Unternehmen physisch unmöglich sei, brachten ihn, obgleich ungern und mit Bezeugung seines lebhaftesten Schmerzes hievon ab. Seine Anstalten bewirkten es, daß man unter seiner Regierung von keiner Hungersnoth etwas wußte. In allen Provinzen hatte er große Kornmagazine

magazine errichtet, aus welchen er die Armee im Kriege, und die Bürger in Theurung versorgte. Durch den Einkauf des Getreides in fruchtbaren Zeiten verschafte er den Landbauern Absaz ihres Vorrathes, und durch Oefnung der Magazine verhinderte er die zu hohen Preise, und entfernte den scheußlichsten aller Plagegeister, den Hungertod völlig aus seinen Staten. In den schrecklichen Jahren 1771 und 1772, wo Hungersnoth viele fruchtbare Länder Deutschlands verheerte, starb kein Preußischer Bewohner aus Mangel an Brodt, und noch die Nachbarn erfuhren Friedrich's Unterstüzung.

Gleiche Aufmerksamkeit verwendete Friedrich auf das Emporkommen der Fabriken und Handwerke; und wenn einige seiner hiebei befolgten Maßregeln gleich viele Tadler gefunden, viele Unzufriedene gemacht haben, und auch in der That mit Mißgriffen begleitet gewesen sind, so kann der Unpartheiische seine edlen Absichten nicht verkennen, und die großen Wohlthaten, die er hiedurch dem Lande erwies, nicht läugnen. Alles war auf den Grundsaz berechnet, daß der innere Gewerbsfleis geweckt, die Verschikkung des Geldes in's Ausland, wo es nicht wieder zurükkehrte, verhindert, und der Umlauf desselben in seinen Grenzen erhalten würde. Ein Land, das keine Gold- und Silbergruben hat, und alle, oder doch die vornehmsten Bedürfnisse aus der Fremde zieht, muß nothwendig verarmen, und endlich in einen Zustand der Schwäche, des Elendes, der Abhängigkeit herabsinken,

stalten, wo es jedem kühnen Nachbar zur Beute wird. Diesem Uebel arbeitete Friedrich mit Nachdrukke und Glükke entgegen. Sein Vater hatte für die Wollmanufakturen Vieles, aber lange noch nicht alles gethan. Die übrigen Fabriken waren entweder noch gar nicht vorhanden, oder bedeuteten nichts. Friedrich aber brachte es dahin, daß sein Staat bei seinem Tode fast alle möglichen Fabriken besaß, und mit einigen Artikeln, besonders mit Leinwand und Wollwaren bis nach Amerika und in das äußerste Asien handelte. Die Schlesischen leichten Landtücher gingen durch Rußland bis nach China hinein. Im Jahre 1785 lieferten die Preußischen Fabrikanten für 30 Millionen und $2\frac{1}{2}$ Tonne Goldes Waren, von welchen 14 Millionen außerhalb Landes geführt wurden; hieraus kamen allein für Tücher und andre Wollfabrikate über 4 Millionen Thaler, und für Leinwand über 6 Millionen aus der Fremde in's Land. Bei seinem Tode stieg das Gewerbe auf 40 Millionen Thaler.

Diese Industrie beruhte auf einem festen Grunde, weil der größte Theil des Materials zu den Fabriken, als Leinwand, Wolle, Leder, Seide, Bernstein, Eisen, Kupfer, Tobak, Krapp, Holz im Lande selber gewonnen wurde und noch über 1 Million Getreide entbehrt werden konnte. Preußen hatte unter Friedrich der fremden Fabrikate nicht mehr nöthig, und schikte nur für Zukker, Baumwolle, feine Wolle, Oel, Wein, Kaffee, einige rohe Seide, und andre Luxusartikel Geld ins Ausland, welches aber

bei

bei weitem nicht den Werth der Ausfuhr betrug, so daß der Handel für Preußen im Gewinn war. Selbst solche Fabriken, wozu der Stat von der Natur nicht begünstigt zu sein schien, als die Seidenarbeiten, gedihen ansehnlich. Für 7 Million ging davon in die Fremde; und die Herren von der Leyen, welche zu Crefeld eine Seidenfabrik angelegt hatten, die ihres Gleichen suchte, indem sie allein täglich 5000 Arbeiter beschäftigten, sandten Ware von Samt und Seide sogar in das Serail des türkischen Kaisers, und sezten im Norden für mehrere Tonnen Goldes davon ab. Eine halbe Million Menschen, also der 12te Theil der ganzen Volksmasse nährte sich bloß von der Verfertigung der Fabrikate, und widerlegt das Vorgeben derer, die in Preußen nichts als Soldatensklaven sehen oder sehen mehr träumen. Die Seeprovinzen Preußen, Pommern und Ostfriesland schikten jährlich an 1300 Schiffe nicht bloß an Europens ferne Küsten, sondern bis Batavia, Bengalen, China und Nordamerika, wobei mehr als 13000 Matrosen Beschäftigung und Unterhalt fanden. Durch vortreffliche Verbindungen, besonders durch 4 Hauptkanäle waren die Elbe, Oder, Havel, Spree, Netze und Weichsel so gut vereiniget, daß man von Magdeburg nach Breslau, von Berlin nach Königsberg, von einem Ende des Hauptlandes bis an's andre schiffen, und alle im Innern erzeugte Produkte zu Wasser ungehindert fortschaffen konnte. Friedrich half dem Gewerbe durch jedes Mittel, das in seiner

Macht

Macht stand, auf. Er gab den Unternehmern Vorschüsse, ermunterte sie durch Privilegien und Preise, legte Wollmagazine an, und ließ für die kleinern Städte die Wolle daraus reichen: er schenkte Gebäude, oder Geld zum Bauen, befreite mehrere Klassen vom Soldatenzwange, und gab vernünftigen Vorschlägen williges Gehör. Seit dem 7 jährigen Kriege hat er binnen 23 Jahren über 40 Millionen Thaler baren Geldes unter seine Unterthanen als Wohlthaten vertheilet; folglich in jedem Jahre fast 2 Millionen zu Landesverbesserungen verschenkt. Was er vorher gethan hat, ist nicht so bekannt, weil Friedrich mit seinen Wohlthaten nicht prahlte, und noch kein Minister Herzberg sich damals ein Geschäft daraus machte, den Zustand des Landes offen darzulegen. Bei Wasserschäden, Feuersbrünsten, Aufbauung von Kirchen, Schulen, und Predigerhäusern bewies sich der so verkezzerte Friedrich nicht minder wohlthätig, als bei Austrocknung von Sümpfen, Anlegung von Leder- Parchent- Weber- Färbe- Nesseltuch- Porzellan- Seiden- und andern Fabriken, Ansezzung neuer Kolonisten, und Beförderung alles dessen, was zum bürgerlichen Wohle nüzlich sein konnte.

Ungeachtet dieser öffentlichen Freigebigkeit, ungeachtet der starken Ausgabe für sein zahlreiches Heer sammelte er dennoch einen ansehnlichen Schaz, dessen Größe und Werth nicht genau bestimmt werden kann. Einige nehmen an, daß er bei seinem Tode 150 Millionen Thaler betragen habe, welches

aber

über übertrieben zu sein scheint, so wie man auch ehemals von dem Schazze seines Vaters abenteuerliche Vorstellungen hatte, und ihn zu 20, ja gar zu 80 Millionen angab, bis Friedrich selber das Geheimniß offenbarte, und in seinen Schriften bemerkte, daß er 8 Millionen und 700,000 Thaler betragen habe. Der erste Schlesische Krieg leerte die von seinem Vater gefüllte Schazkammer aus: die beiden folgenden Kriege verschlangen das, was Friedrich unterdessen wieder gesammelt hatte; nach dem Hubertsburger Frieden waren etwa noch 200,800 Thaler schlechtes Geld vorräthig. In den ersten Zeiten nach dem 7 jährigen Kriege verwandte der König den Ueberschuß der Ersparnisse größtentheils zur Unterstüzzung der verödeten Provinzen; folglich kann er damals nur wenig in den Schaz gelegt haben. Aber von dem Jahre 1764 an scheint er, nach Büsching's Meinung, im Durchschnitte jährlich 5 Millionen erübriget zu haben. Dies würde eine Reihe von 22 Jahren, und folglich eine Summe von 110 Millionen ausmachen. Diesen Schaz sammelte er nicht von Erbettelungen fremder Subsidien, nicht von tiranischer Bedrükkung seiner Unterthanen, nicht vom unwürdigen und unerlaubten Handel mit Menschen, die er an andre Mächte verkaufte; sondern durch Erösnung neuer Erwerbsquellen, durch eine genaue Aufsicht bei der Erhebung der Einkünfte, und durch eine seltne Ordnung und Sparsamkeit bei den Ausgaben. In allen seinen Kriegen erhöhte er die alten Auflagen nicht im mindesten,

westen, und forderte keine neuen Abgaben, keine Kriegs- oder Kopfsteuern, wie bis diesen Tag fast alle übrigen Regenten in ähnlichen Fällen gethan haben. So lange er Bundesgenosse der Franzosen war, lehnte er alle Subsidien ab, die sie ihm freiwillig anboten, weil er keine untergeordnete Rolle spielen, und sich nicht von fremden Regierungen abhängig machen wollte. Erst nach der unglüklichen Schlacht bei Kollin entschloß er sich, der Noth und den dringenden Vorstellungen seiner Minister zu weichen, daß er 4 Millionen Thaler Hülfsgeld von England annahm, dafür aber auch 5 Regimenter bei der alliirten Armee ließ. Als Britannien's unedler und unfähiger Minister, der Lord Bute, allen Traktaten zuwider diese Subsidien 1761 zurükbehielt, so verlor Friedrich nicht ein Wort darum, ungeachtet er in der äußersten Verlegenheit war. In dem einjährigen Kriege 1778 machte er zur Erhaltung der deutschen Freiheit große Aufopferungen, wofür er keine Vergütung forderte.

Die einzige Maßregel, worüber ein großes Geschrei von Einheimischen und Auswärtigen erhoben wurde, war die seit 1765 eingeführte Französische Regie oder General-Acciseverwaltung, die nicht mehr, wie vorher, unter dem Generaldirektorium, nicht mehr unter einem Minister stand, sondern einen Französischen Finanzier, den Herrn von Launay, zum Chef, und einen Schwarm Franzosen größtentheils Abenteurer zum Gefolge hatte. Die Einrichtung selber hatte das

Drükkende

Drükkende nicht, als Viele, die mit dem Preußischen Finanzwesen unbekannt waren, sich einbildeten, und wogegen in andern Staten weit schwerere Lasten zu tragen sind; nur der Uebermuth der Franzosen erregte Unwillen. Wenn gleich diese Regie von 1765 bis 1785 nach Launay's Angabe etwas über 42 Millionen reinen Ueberschuß brachte, so ist doch zu bemerken, daß diese Summe fast nur von Luxus-Artikeln erhoben, daß hingegen auf Brodt, Fleisch, und solche Bedürfnisse, die dem Armen unentbehrlich sind, keine Erhöhung gesezt wurde. Die mehrsten Verordnungen dieser Art zielten ohnedem auf die Belebung der innern Fabriken, auf die Erhaltung des Geldes im Lande, und auf die Beförderung des Wohlstandes der Unterthanen ab. Da nun zwei Drittheile aller Einkünfte an die Armee, und folglich zum allgemeinen Umlauf zurükgegeben, und 9 Millionen jährlich an Unterthanen verschenkt wurden; da des Königs Hofstat klein, seine Tafel mäßig, sein Kleidervorrath gering, und sein ganzer Aufwand prachtlos war: da er sich nicht für den Eigenthümer, sondern nur für den Verwalter des Schazzes ansahe, indem er in seinem Testamente schrieb, der Schaz gehört nicht mir, sondern dem State; da er mehrmals erklärte, er sei arm, und nur der Stat reich: so kann man ihn ohne die größte Unbilligkeit so wenig des Geizes, als der Bedrükkung beschuldigen, sondern man muß ihm den Ehrennamen eines Landesvaters mehr als jedem andern Könige seiner Zeit beilegen. Vorzüglich bewunde-

wunderungswerth war die Ordnung, die er bei den Ausgaben beobachtete. Jede Kasse hatte ihre besondere Bestimmung, wozu sie den Vorrath hergab; hierwider wurde niemals gefehlt, hier durchaus keine Ausnahme gemacht, und niemals eine Kasse mit der andern vermischt. Befand sich in einer Kasse kein Geld mehr, so durfte aus keiner andern der Bedarf genommen, sondern die Auszahlung mußte bis so lange verschoben werden, als sie wieder Geld einnahm. Einst zeigte er dem Braunschweigischen Prinzen Friedrich die Zimmer in seinem neuen Schlosse bei Sanssouci, und als sich leztrer wunderte, daß eins derselben noch nicht gehörig eingerichtet war, so antwortete ihm der König, daß er in dem jezzigen Jahre nichts auf selbiges verwenden könne, weil in der dazu bestimmten Kasse die erforderlichen 4000 Thaler nicht vorräthig wären, und, daß er also bis auf das künftige Jahr warten müsse, ehe er an die Ausschmükkung dieses Zimmers denken könne. Welcher andre König würde sich wohl durch eine solche Bedenklichkeit von der Vollendung eines Lustschlosses abhalten lassen? Aber diese Pünktlichkeit, diese Ordnungsliebe, diese ökonomische Weisheit hatte den wohlthätigsten Einfluß in das ganze Statssistem. Jedes Regiment, jeder Statsdiener, jeder Arbeiter erhielt seine Gelder zur rechten Zeit; an Rükstände war nicht zu denken. Die ganze Maschine stokte in keinem Theile. Durch solche einfache Mittel konnte Friedrich so große Dinge ausführen,

führen, und noch einen Schatz für außerordentliche Fälle ersparen.

Wie viel er durch seine Duldung aller Religionsparteien, durch die Begünstigung der Rede- und Preß-Freiheit, die in keinem Lande so weit ging, als im Preußischen, durch die Entfernung jeder Art von Gewissenszwang, für den Fortschritt des menschlichen Geistes zu einer höhern Stufe der Kultur gethan und bewirkt hat, ist allgemein bekannt. Besonders groß ist endlich sein Verdienst um die Rechtspflege. Nicht allein war er vom dem feurigsten Eifer, daß eine unparteiische Gerechtigkeit, ohne Rükſicht auf die Person, ob ein Prinz oder ein Bettler vor Themis Schranken stünde, verwaltet werden sollte, durchdrungen; sondern er ging bis auf die ersten Ursachen, woher ungerechte Richtersprüche entstehen, zurük, und bemühte sich mit Ernst und Weisheit, selbige zu heben. Da nun die Hauptquelle des Uebels in der Unvollkommenheit, Unbestimmtheit und Unzwekmäßigkeit der Gesetze selber, und in dem unordentlichen Gange der Verwaltungsart liegt, so machte er zwei große Versuche, die Gesetze und das gesetzliche Verfahren zu verbessern. Die erste wichtige Justizreform wurde 1747 durch den Großkanzler Cocceji, wozu Friedrich selbst den Plan angab, in's Werk gesetzt: sie hatte eine Sammlung von verbesserten Verordnungen, die man Codex Friedericianus nennte, zur Folge, die jedoch noch voller Mängel war, nur von schmeichelnden Lobrednern für ein Gesezbuch

ausgegeben wurde, und im Grunde nur eine Prozeßordnung enthielt. Zweckmäßiger, durchgreifender und weit umfassender war Friedrich's zweite Justizverbesserung, die er in den letzten Jahren seines Lebens durch den Großkanzler von Carmer beginnen ließ, die erst nach seinem Tode durch die endliche Abschließung des neuen Preußischen Landrechtes die Vollendung erhielt, und die allein schon fähig wäre, seinen Namen unsterblich zu machen, wenn ihm nicht so viele andre Denkmäler seiner Regierung einen unvertilgbaren Ruhm bei Zeit und Nachwelt zusicherten. Er wachte aber nicht bloß über die Ausübung der Gerechtigkeit in seinen Landen; sondern er gab auch andern Völkern mehrere Beweise seiner Liebe zur allgemeinen Gerechtigkeit gegen Jedermann. Er war der Erste unter den Mächten Europens, welcher im Jahre 1748 seinen Abscheu gegen die Räubereien der Englischen Nation in Kriegszeiten öffentlich zu erkennen gab, und den Grundsaz der Natur und des Völkerrechts gegen die Sophistereien der Englischen Habsucht vertheidigte, daß unbewaffnete Handelsschiffe neutraler Nationen nicht geplündert, nicht beunruhigt, nicht an ihrer Fahrt verhindert werden dürfen. Er verschafte seinen Unterthanen, deren Eigenthum von Englischen Seeräubern geplündert worden war, dadurch eine gerechte Entschädigung, daß er 200,000 Thaler von den 2 Millionen Schulden abzog, welche er, als auf Schlesien haftend, an England zu bezahlen übernommen hatte. Er war ein thätiges

Werk-

Werkzeug, wodurch allo die bewaffnete Neutralität zwischen Preußen, Rußland und andren Staaten zu Stande gebracht wurde, um der Flagge friedlicher Kauffahrteifahrer wider Britanniens Stolz und korsarische Anmaßungen Ehrfurcht zu verschaffen. Er ging noch einen Schritt weiter. In einem mit Nordamerikas Freistaten geschloßnen Handelstraktate setzte er zum Heil der Menschheit fest, daß eine kriegführende Macht keine Feindseligkeit gegen die Kauffahrer und Landbauer der andern ausüben, sondern lediglich nur gegen bewaffnete Haufen streiten solle; eine große, edle, wiewohl jetzt noch ziemlich problematische Lehre, die Friedrich allen Regierungen der Erde predigte, und die, wenn sie allgemein befolgt würde, die unvermeidlichen Uebel des Krieges sehr vermindern müßte. Durch alle seine öffentlichen Handlungen legte er den Beweis ab, daß er die Regierungsrechte nicht für einen Freibrief zu Sättigung persönlicher Lüste, sondern für einen Beruf zu Beförderung der allgemeinen Wohlfahrt hielt, daß er über seine Pflichten mühsam nachgedacht, und sie in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen den ernstlichen Vorsatz gefaßt hatte. Seine Regierung war die Ehre seines Lebens, das Glück seines Volks, und das Muster aller Fürsten. Der Glanz seines Ruhms kann selbst durch die Flecken, die ihm anhingen, und durch die Fehler, die er beging, nicht verdunkelt werden. Noch bei keinem andern Regenten hat man allen Schwachheiten bis in die verborgensten Falten so einsig und oft so schadenfroh nachgespürt,

führt, als bei ihm; wollte man dies mit gleicher Freimüthigkeit und mit gleicher Begierde bei jedem Souverain thun, o da würden so viele andere in Gefahr schweben, ganz bis ins Nichts herabzusinken. Friedrich's Ehre scheitert an dieser Klippe nicht; bei allen Fehlern, die die schärfsten Argusaugen an ihm ausspähen mögen, bleibt er doch der große, der bewunderte König; er bleibt — Friedrich. Folgende Schilderung seines Katakters mag die Belege zu dieser Behauptung liefern.

Friedrich hatte nur eine mittelmäßige Leibeslänge, aber doch einen wohlgebildeten Körper. Seine Höhe betrug 5 Fuß, und entweder etwas mehr oder über 5 Zoll; denn hierin weichen die Angaben selbst seiner Augenzeugen und Gesellschafter von einander ab. Die Brust war breit und wohlgewölbt, der Kopf klein, vermuthlich wegen des Gehirnreichthums, ein wenig nach der rechten Seite hin; die lange gutgestaltete Nase, das proportionirte Gesicht, welches von überflüssigem Fette ebenso entfernt war, als von dürrer Magerkeit, die hervorstechenden, ausdrucksvollen Züge des Antlitzes gaben ihm ein edles, königliches Ansehen. Aus seinen Augen strahlte die Lebhaftigkeit und das Feuer seines Geistes, in ihnen drückten sich seine Gemüthsbewegungen deutlich aus, und von ihnen schoß sein heftiger Zorn Blitze des Schreckens für alle Umstehenden. Sein ganzes Gesicht zeigte mehrentheils Strenge und Ernst, und flößte Ehrerbietung und Achtung ein. Sein Gang war nachlässig, aber schnell und stolz. Zu Pferde saß

saß er auf der Jagd gut; im Alter gutmüthig und sorglos, bei'm Galop aufgerichtet, welchen er ganz gut und lange aushielt. Seine Stimme war stark, durchdringend und gebieterisch. Seine immerrothe Gesichtsfarbe kündigte einen Soldaten an, welcher der heißen und kalten Witterung gewohnt war, und jeder Mühseligkeit des Kriegslebens trotzte. In seiner Jugend versprach er sich wegen mancher Unordnungen, die er begangen hatte, kein langes Leben. Die Regelmäßigkeit seines Verhaltens in der Folge und die Abhärtung seines Körpers stärkten seine Gesundheit, so daß er eben keine beträchtlichen Krankheiten ausgestanden hat, wenn nun das Podagra, gichtische Zufälle, und den letzten Angriff des Todes ausnimmt. Das Podagra, welches er von seinem Vater geerbt zu haben glaubte, quälte ihn in der spätern Zeit fast alle Jahre. Er machte sich viel Leibesbewegungen, die im Reiten und Gehen bestanden. Bei guter Witterung spazierte er im Garten; und bei'm Fürstenspiel ging er gewöhnlich aus einem Zimmer in's andre. Vom May an pflegte er täglich, von 10 bis 11 Uhr, stark trabirend oder galoppirend auszureiten. In Kriegen und auf Märschen saß er mehrentheils zu Pferde, doch bei zu heftiger Kälte stieg er ab, und ging zu Fuße. Auch bei den jährlichen Reisen zu den Musterungen in Friedenszeiten fuhr er im Wagen, und dies mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, die indessen von seinem Nachfolger noch übertroffen und nicht immer, wie bei ihm, mit der gehörigen Rücksicht auf die Beschaffenheit

ſtehlte der Wege eingeſchränkt wurden. Im Frühjahre wohnte er in jeder Woche Einmal den Waffenübungen der Bataillone Barutſchen bey, und kommandirte die Wachtparade an dem Wohnungsorte. Durch alles dieſes verſchafte er ſeinem Körper Starke, wohlthätige Bewegungen. In der erſten Hälfte ſeines Lebens ſchlief er wenig; er ſaß oft bis Mitternacht an der Tafel, und ſtund früh wieder auf. In der andern Hälfte ſeines Alters ſetzte er gewöhnlich 7 Stunden zum Schlafen aus; oft aber blieb er 8 bis 9 Stunden im Bette, wenn er dem Müßiggange, wozu ſeine Natur ſehr geneigt war, nachhängen konnte. Im Winter ging er bald nach 9 Uhr Abends zu Bette, und ſtund Morgens um vier nach 3 Uhr auf. Vom Februar an legte er ſich zeitiger, und erwachte auch früher. Hierin verfuhr er ordentlich ſtufenweiſe. Schlafen und Aufſtehen geſchahe mit jeder Woche bis nach Vollendung der Sommerreiſen zur Revue etwas früher; nachher kehrte er die Ordnung wieder um. Im Sommer war er daher ſchon um halb 3 Uhr, in Winter manchmal erſt einige Augenblicke vor 6 Uhr außer dem Bette.

Die Vergnügungen der Tafel ſchätzte er mehr, und er war in jeder Abſicht ein feinerer Kenner von dem Reizenden derſelben, als ſein Vater. Wenn dieſer nicht mehr als 3 Schüſſeln auftragen ließ, nur grobe, gemeine Koſt ſuchte, und mit ungeſalzenen Späßen der Hofnarren oder Tiſchgenoſſen vorlieb nahm; ſo gingen Friedrich's Forderungen weiter. Er beſtellte gewöhnlich 8 Schüſſeln, verlangte leſ-

ſere

leit und ausgesuchte Gerichte, und schute sich nach der Würze geistreichen und witziger Gespräche. Er aß gern, viel und oft begierig. Enthielt der Küchenzettel seine Lieblingsspeisen, so durchlief er ihn des Mangels mehrern Male, und sehnte sich nach der Mittagsstunde, die dann auch wohl ½ Stunde früher angefangen wurde. Er liebte die Italienische und Französische, mit Gewürzen überhäufte Zubereitung. Ganz unrichtig aber ist die Vorstellung derer, welche von ihm erzählen, daß er gar nicht Herr über seinen Gaumen gewesen sei. Eine solche Eigenschaft paßt sich für einen Vitellius, durchaus nicht für einen großen Mann, nicht für einen Friedrich. Unmäßig hat er sich niemals, und in keinem Stükke gezeigt. Er konnte die heftigsten Leidenschaften, und um wie viel nicht seinen Appetit bekämpfen. Er fastete häufig, er hungerte strenge, so oft er sich nicht wohl befand; er vertrieb oder linderte gewöhnlich seine Krankheiten durch Hunger. Er war mit der schlechtesten Nahrung zufrieden, wenn es die Umstände erforderten; er aß Kommißbrodt mit den Soldaten, wenn Noth da war, und beklagte sich mit keiner Miene, mit keinem Wort über sein Geschik. Doch in friedlichen Zeiten, im Zimmer seines Schlosses, in der Mitte seiner gelehrten Freunde überließ er sich den Freuden der Tafel, aß mit Wohlgefallen, sprach mit Anmuth, und hielt Mahlzeiten, die vielleicht von keinem Fürsten köstlicher, ausgesuchter und verfeinert durch Wiz und Gelehrsamkeit gegeben worden sind. Nur in seiner lezten

Krankheit

Krankheit schien sein Temperament nicht übereinstimmend mit seiner sonstigen Lebensweise zu sein. Er aß die unverdaulichsten, die schädlichsten, die fettesten Speisen, besonders die Italienische Polenta, und achtete so wenig auf die Warnungen der Aerzte, als auf die Vorschriften einer gesunden Diät. Er aß, was ihm schmeckte, welches er auch vorher büßen, daß es ihm die unleidlichsten Schmerzen zuziehen würde, und wurde unwillig, wenn die Kunst der Doktoren seinen Appetit einschränken wollte. Vielleicht lag diesen heftige, fast unnatürliche Reiz in einer besondern Beschaffenheit seines Körpers, und war Folge der Krankheit selber; vielleicht war es Ueberzeugung, daß alle Mäßigung doch unnütz, jedes Heilmittel doch vergebens sei, und daraus rasende Begierden, dem fliehenden Leben noch so viel zu genießen, als es konnte. Hingegen in seinem gesunden Zustande, in der ganzen übrigen Zeit seines Lebens hat bloße Einbildung nie die geringste Herrschaft über seine Vernunft behauptet. Gewöhnlich, das heißt, wenn keine besondern Hoffeste gefeiert wurden, bestand seine Tischgesellschaft aus 7 oder 8 Personen, die Zahl der Schüsseln aus 8 Gerichten, das Getränk für die Gäste aus Pündt oder Moselerwein, und der Nachtisch nur aus Obst. Er selbst trank am mehrsten Bergerac mit Wasser vermischt, zuweilen Champagner oder Ungarischen Wein, welchen dann die Gesellschafter gleichfalls erhielten. Niemand ward zum Essen oder Trinken genöthiget; jeder konnte sich dabei frei verhalten, wie

wie er es für ziemlich achtete. Gegen den Rheinwein, den sein Vater schätzte, hatte er Widerwillen, weil er ihn als eine Ursach der Gicht ansahe. Die Mahlzeit fing um 12 Uhr an, und dauerte oft, wenn sich der König Lotte ins Erzählen oder Besuch verliefte, bis 4 oder 5 Uhr. Die Abendtafel hob er von der Zeit des 7jährigen Krieges an ganz auf, weil sie ein Hinderniß seines kurzen Schlafes war. Für die Küche hatte er jährlich 12000 Thaler ausgesetzt. Dieß wollte in den spätern Zeiten bei zunehmender Steigerung der Preise nicht mehr zureichen. Waren gleich Butter und Gemüse hierunter nicht begriffen, so konnten doch 33 Thaler für Lebensmittel auf einen Tag nicht hinlänglich sein, weil hievon noch 2 Schüsseln für die Adjutanten, und 3 dergleichen für 12 Hausbediente angeschafft werden mußten. Der König, der nie die einmal bestimmte Ordnung gestört wissen wollte, mochte vom Erhöhung der Küchengelder nichts hören; er jagte mehrere Küchenschreiber, die nothgedrungen Schulden für die königliche Tafel gemacht hatten, davon, und bezahlte am Ende doch, was er mußte. Artischoken liebte, und in starken Portionen aß er gutes und fettes Obst. Er schonte kein Geld, um es durch Treibhäuser früh, und zur ungewöhnlichen Jahrszeit zu bekommen. Morgens trank er einige Gläser Wasser, und dann 2 oder 3 Tassen Kaffee, welcher mit einem Theelöffel voll weißen Senf zur Verhütung des Schlagflusses, nicht zur Stärkung des Gedächtnisses, wie Einige unrichtig erzählen, vermischt

mische wollüst. Dem Tobakrauchen war er so abgeneigt, daß er es auch von andern in seiner Gegenwart nicht duldete; desto mehr hatte er sich Spanischen Schnupftobak, wovon er stets etliche tausend Pfund vorräthig hatte, zum Bedürfniß gemacht. Zwei Oefen voll trug er bei sich, an 6 dergleichen standen auf den Tischen umher, und die Flecken auf seiner Weste zeigten den häufigen Gebrauch davon an.

Friedrich, der seine Größe in Dingen von innerm und bleibendem Werthe suchte, vernachläßigte den eitlen Dunst des äußerlichen Flitterstaates. Nie war ein König, außer Karl XII. einfacher und prunkloser erschienen, als er. Mehrentheils sahe man ihn in der gemeinen Officier-Uniform seiner Garde, die sich nur durch den fürstlichen Stern unterschied. Blos an Gallatagen trug er die reiche Montur dieses Regiments. Seine Röcke waren öfters abgetragen, die Stiefeln äußerst vernützt, die Hüte ganz kahl, Hemden und Taschentücher zerrissen, und die Beinkleider zeigten dem scharfsehenden Auge wohl gar ein Loch. Er hatte keine Nachtmütze, keinen Schlafrok, keine Pantoffeln. Nach seinem Tode fand man kein Hemde, das tauglich gewesen wäre, seinen Leichnam zu bekleiden. Einer seiner Kammerhusaren, der nachbarige Kriegsrath Eichöning, überließ eines seiner noch ungebrauchten Hemden hierzu. Seine Braut hatte es ihm zum Schmukke geschenkt; und der Zufall bestimmte es zu Friedrich's Todtenanzuge, und zum Grabeskleider.

ander. Die ganze Garderobe, worunter auch Betten, Matratzen, Zobel- Wolfs- und Luchspelze, ein Handspiegel, 11 silberne Theelöffel, ein vergoldeter Präsentirteller und dergleichen begriffen waren, wurde an einen Juden für 400 Thaler verkauft. Dies war der Nachlaß des größten aller Könige im 18. Jahrhunderte! Doch darum haßte er eine gewählte und geschmackvolle Kleidung keineswegs. Er sahe es gern, wenn sich seine Begleiter, die nicht zum Soldatenstande gehörten, mit Anstand und Zierlichkeit kleideten, und er tadelte die zu große Spatsamkeit in diesem Stükke an ihnen. Seinem Montmeister, dem Kriegsrath Buchholz, machte er starke Vorwürfe darüber, daß er zu ungeputzt vor ihm erschien, er nahm die Entschuldigung, daß er ein alter Mann sei, nicht an, und schenkte ihm Geld, um sich einen Tressenrok anzuschaffen. In den zehn ersten Jahren seiner Regierung trug er bei Feierlichkeiten häufig bürgerliche, in die Augen fallende, von Gold und Silberstoff verfertigte Kleider, Schuhe und seidne Strümpfe. Im Jahre 1770 zeigte er sich dem Kaiser Joseph II. bei dem bekannten Besuche im Lager zu Neustadt in weißer mit Silber gestikter Kleidung, welche auch die Prinzen und Generale seiner Gesellschaft angelegt hatten. Da er sie aber durch den Gebrauch des Schnupftobaks ziemlich befleckte, sagte er zu dem östreichischen Fürsten Ligne: „ich bin nicht sauber genug für sie: „ich verdiene nicht, ihre Farbe zu tragen".

In

In Ansehung der Reinlichkeit sind er sowohl, als sein Vater weit nach. Nicht einmal des Morgens wusch er sich gehörig, sondern fuhr bloß mit einer nassen Serviette über das Gesicht und die Hände, wodurch natürlicher Weise nicht alle Flecken weggewischt wurden. Bei Tische griff er das Fleisch häufig mit den Fingern an, legte ganze Stücken desselben auf das Tischtuch, um sie abkühlen zu lassen, und warf sie dann den Hunden hin. Suppe, Wein und Wasser verschüttete er auf der Tafel, und Schnupftabak flog herum; dieß alles ließ so viel Schmuz zurük, daß die Stelle, wo er gesessen hatte, jedesmal zu kennen war. In seinen ältern Jahren schnitt er sich öfters den Bart mit einer Taschenscheere ab, und vernachläßigte das ordentliche Barbieren.

Seine Vergnügungen waren, wie bereits erwähnt ist, nicht bloß sinnlich, sie mußten durch Beimischung des geistigen veredelt und erhöhet werden. Die Tonkunst, die Schauspiele und die Italienische Oper schäzte er besonders hoch, und verwandte viel Geld darauf. Das Flötenspiel gehörte bis zum Baierschen Feldzuge 1778 zu seiner täglichen Ergözung; von dieser Zeit an konnte er sie nicht mehr blasen. Am launigsten, witzigsten, und scherzhaftesten zeigte er sich bei der Tafel. Er redete viel selbst, erzählte Geschichten und Anekdoten, satirisirte über Fürsten und Privatpersonen, machte Staats- und Kriegsscherzen, historische und

theolo-

theologische Dinge zu Gegenständen der Unterhaltung. Gab ihm Jemand eine Blöße, so benutzte er sie sogleich, sich über ihn lustig zu machen. Doch schuf er sich keine Lächerlichkeiten, suchte keine mühsam auf, jagte nicht emsig nach Spott; sondern er ergriff nur die Gelegenheit dazu, welche sich ihm von selbst anbot. Männer von wahrem großen Verdienste, deren Einsicht, Biedersinn und edles Betragen Hochachtung einflößte, entgingen den Pfeilen seiner verwundenden Satire; aber seine Gesellschafter, die wirkliche Thorheiten begingen, oder auffallende Schwächen zeigten, und am mehrsten seine Feinde, mochten sie Kaiser oder Minister, Generale oder Gelehrte sein, wurden ohne Schonung von seinem Witze gegeißelt, und dem Gelächter der Anwesenden Preis gegeben; wenn er gleich zu andern Zeiten ihren übrigen guten Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren ließ. Es ist gewiß noch weit verzeihlicher, daß ein Fürst seine Gegner in ein lächerliches Licht stellt, als daß er sie mit ewiger Rachsucht und mit unversöhnlicher Wuth verfolgt. Je länger er bei Tische saß, desto munterer und freimüthiger wurde er; gänzlich kannte er keine Zurückhaltung mehr; er drückte alles, was man sonst zu verschleiern und nur anzudeuten pflegt, derb und natürlich aus; weswegen er auch den Umgang mit Frauenzimmern nicht liebte, weil er sich in seinen Worten nicht gern so einschränken mochte, als es der Wohlstand in Gegenwart des andern Geschlechtes erfordert. Uebrigens wußte er wohl, was er der Zartheit und dem Feingefühle der

Frauen-

Frauenzimmer schuldig war; und er bewies sich mündlich und schriftlich so höflich und würdevoll gegen sie, als es der artigste Hofmann nur immer thun konnte. Durch den langen Aufenthalt im Kriege und unter Soldaten, und durch seinen natürlichen Hang zur Fröhlichkeit hatte er sich indessen ein freies Sprechen und die Bezeichnung jeder Sache mit ihrem wahren Namen angewöhnt, und darum hatte er lieber männliche, als weibliche Gesellschaft um sich. Bei alle dem war er höchst schamhaft, hütete sich vor jeder Entblößung seines Leibes im Beisein Andrer, gestattete keinem Bedienten, ihm in die geheimen Orte der natürlichen Bedürfnisse nachzugehen, und rief seinem Gesellschafter, dem leichtsinnigen La Mettrie, der ihm einst in der Hitze des Erzählens bis an die Thüre seines geheimen Kabinets folgte: „Doktor, sind sie ein Narr? bleiben sie gleich zurück"! Aus diesem Grunde hielt er auch das Aufschneiden und Oeffnen der Leichname für etwas widriges, und sprach stets mit Abscheu davon. Eine ganz unbegreifliche, fast alles Maas übersteigende Neigung und Fürsorge zeigte er gegen Hunde. Beständig waren 3 oder 4 in seinem Zimmer, wovon einer seinen Liebling ausmachte, der am Tage an seiner Seite saß, und des Nachts in seinem Bette schlief. Diesen Hunden erlaubte er alles, für ihre Gesundheit sorgte er ängstlicher, als ein Vater für das Leben seines Kindes, sie lagen auf seidnen Kissen, Kanapee's und Stühlen umher, hatten ihren eignen Bedienten, der sie pflegte, und

spazieren

spazieren führte, trat dieser einem von ungefähr auf den Fuß, so zog er sich den heftigsten Zorn des Königs zu, der doch sonst die größten Beleidigungen gegen seine eigne Person nicht achtete. Als sich Friedrich im Anfange des Jahres 1761 zu Leipzig aufhielt, und mit traurigen Ahnungen über den fernern Gang des Krieges erfüllt war; so ließ er zu Aufheiterung seines Gemüths seine Kammermusiker und den Markis D'Argens zu sich kommen. Lezterer trat eines Abends zu ihm in's Zimmer, und hatte hier einen seltsamen Anblik. Der große Friedrich, der Schrekken eines halben Erdetheiles saß auf dem Fußboden, und fütterte seine Hunde. Sie hatten aus einer Schüssel Bikasse ihr Abendessen. Der König theilte durch ein kleines Stökchen Ordnung unter ihnen, und schob seinem Lieblingshunde die besten Bissen zu. Voll Erstaunen rief der Marquis aus: „Wie wollen sich die 5 großen Beherrscher Europens, die sich zum Kriege wider den Markgrafen von Brandenburg verschworen haben, den Kopf darüber zerbrechen, was Friedrich jezt wider sie vorhabe? Sie werden glauben, er mache einen gefährlichen Plan zum künftigen Feldzuge, er sammle Völker zum Kriegführen, er besorge die nöthigen Magazine, oder er entwerfe seine Unterhandlungen, um seine Feinde zu trennen, und Freunde zu gewinnen. Nichts von alle dem! Er sizt ruhig an der Erde, und füttert seine Hunde". Er nahm sich ihrer aber nicht bloß, so lange sie lebten, an, sondern er ließ die

todten

ruhten auch in Särgen beisetzen, und mit Leichensteinen und Inschriften versehen. Freilich eine Schwachheit, doch die unschädlichste und verzeihlichste, die ein König haben kann.

Musterhaft war die Ordnung, mit welcher er seine Geschäfte verrichtete, seine Pflichten erfüllte, seine Vergnügungen genoß, und die Forderungen der Natur befriedigte; aber noch weit bewundernswürdiger war die Standhaftigkeit, mit welcher er dieser Ordnung lebenslang treu blieb, und von der Regel, die er sich selbst gesetzt hatte, nicht wissentlich abwich. Sobald er Morgens aufgestanden war, und sich setzend am Tische den Haarzopf machen ließ, öffnete er das Paket Briefe und Bittschriften, welches in der Nacht angekommen war. Diejenigen, welche von bekannten Personen herrührten, oder die ihm um irgend einer Ursache willen besonders wichtig schienen, las und beantwortete er selber; die übrigen schickte er seinem geheimen Kabinetsrathe zu, damit er einen Auszug aus ihnen machte. Hierauf forderte er den im Vorzimmer wartenden Adjutanten des ersten Gardebataillons Bericht von der Ankunft und dem Abgang der Fremden und andern Stadtbegebenheiten ab, und ertheilte ihm militairische Befehle. Diese Geschäfte waren gewöhnlich um 8. Uhr abgethan. Nachdem er sodann gefrühstückt, das heißt, ein Glas Wasser und einige Tassen Kaffee getrunken hatte, so empfing er die Ihrige, und spielte mit 2 Stunden lang, aus einem Zimmer in's andre gehend, englisch, zu lernte

ferute Stücken, oder nach eignen Fantasien. Diese Zeit war jedoch nicht einzig dem Vergnügen geweiht, sondern der König dachte dabei zugleich über allerlei Dinge nach, und von den sanften Tönen der Flöte begeistert fand seine Seele oftmals unter dem Spielen die glücklichsten Gedanken, die folgenreichsten Einfälle über Geschäfte und Regierungssachen, die ihm zu andern Zeiten entgangen waren. Ungefähr um 10 Uhr endigte er sein Flötenspiel und verlangte nun den Auszug der Briefschaften von dem expedirenden Kabinetsrathe. Wenn er ihn durchgelesen und dem Kommandanten die Parole gegeben hatte, so ließ er diejenigen Kabinetsräthe, welche den mündlichen Vortrag bei ihm hatten, herein kommen, um ihnen zu sagen, was auf jeden Brief geantwortet werden sollte. Seine Aeußerungen hierüber waren so deutlich, bestimmt und ausführlich, daß die Räthe weiter nichts thun durften, als die königliche Antwort nur in die gehörigen Formalitäten einzukleiden. Waren sie wieder abgetreten, so schrieb Friedrich Briefe an seine Familie, oder las mit lauter Stimme in einem Buche, oder spielte noch einige Konzerte auf der Flöte. Mit dem Schlage 12, zuweilen noch eine viertel Stunde früher ging er mit seiner erlesenen Gesellschaft zur Tafel. Nach der Malzeit unterschrieb er die von den Kabinetsräthen abgefaßten Briefe und trank Kaffee. Jetzt las er wieder eine Stunde für sich, ungefähr bis 5 Uhr. Dann kam derjenige, welchen er zum Vorleser bestimmt hatte, den er aber nicht

dafür besoldete (dies geschahe nur in den 2 lezten Jahren seines Lebens), mehr, um sich mit ihm über wissenschaftliche Dinge zu unterhalten, als sich von ihm vorlesen zu lassen. Um 6 Uhr fing das Konzert seiner Kammermusiker an, wobei er selbst auf der Flöte spielte, oft auch ein Sänger eine Arie sang. Disputiren, Unterredungen mit gelehrten Freunden, oder ein Abendessen, welches nach dem 7 jährigen Kriege ganz aufhörte, beschlossen seine Tageszeit. Im Winter machten die Karnevalslustbarkeiten, und in den übrigen Jahreszeiten die Waffenübungen der Truppen, kleine Ausritte, oder Spaziergänge und große Landesreisen einige Abänderungen in der gemeldeten Lebensweise nothwendig. Mehr um des Hofes, seiner Familie und der Fremden willen, als seiner selbst wegen begab er sich kurz vor Weihnachten nach Berlin, und feierte bis zu seinem Geburtstage, dem 24 Januar, das Karneval mit Opern, Bällen, Gastmalen ꝛc, behielt aber von der erwähnten Geschäfts-Ordnung so viel bei, als sich thun ließ. Von der Mitte des Mai's bis zum 10 Juni hielt er bei Berlin, Magdeburg, Küstrin, Stargard und in Preußen die Besichtigung und Musterung der Truppen; und nach seiner Rükkunft in Potsdam ließ er sich von seinen Finanz-Ministern die genauste Rechenschaft von der Verwaltung des Staatsvermögens vorlegen, sahe ihre Rechnungen vom ganzen Jahre durch, und sezte den Etat für das neue Finanz-Jahr, welches vom Juni anfing, fest. Nach Vollendung dieser wichtigen Musterung seiner Kassenaufsehen

sehr trank er den Egerschen Brunnen, nahm Besuche von seinem Geschwister an oder versammelte eine kleine Gesellschaft von Brunnengästen, die aus wenigen Ministern, Generalen und Vertrauten bestanden, um sich. Den 14 August oder einen Tag später unternahm er die große Schlesische Reise, welche die Revüe der dortigen Truppen, die Besichtigung der Festungen, die Untersuchung der Regierung (denn Schlesien hatte einen eignen, von dem Berlinischen Ministerio ganz unabhängigen Minister) und das Forschen nach der Landeskultur zur Absicht hatte, und gegen Ende des Septembers zurückgelegt war. Angestellte Kriegsübungen mit dem Artillerie-Korps zu Berlin und mit noch einigen andern Regimentern bei Potsdam machten den Beschluß seiner jährlichen in's Große gehenden Geschäfte. Zu seinen Schriftsteller-Arbeiten verwandte er die gewöhnlichen Lese- oder Unterhaltungs-Stunden. So lebte der große Friedrich; und diese Abmessung seiner Zeit, diese Pünktlichkeit in Beobachtung seiner Pflichten, diese weise Vertheilung von Arbeit und Erheiterung stellt ihn zum Gegenstande der Bewunderung, und zum Muster für alle Regenten, für alle Geschäftsmänner, für alle Haushälter der Zeit auf.

Von seinen Geistesfähigkeiten und Kenntnissen ist bereits vieles im vorigen Bande Seite 220 sgg. und Seite 361 sgg. angeführt worden. Gewöhnlich sprach, und schrieb er Französisch; die auswärtigen Staatsgeschäfte, und der

Briefwechsel mit seinen Kabinetsministern und Gesandten, jedoch mit Ausnahme der deutschen Reichssachen, wurden Französisch geführt und abgehandelt. Deutsch verstand er unvollkommen, und redete es schlecht. Da er keine Bücher in dieser Sprache las, keine wissenschaftlichen Unterredungen in ihr anstellte, keinen Umgang mit Gelehrten dieser Nation unterhielt, so ist es nicht zu verwundern, daß er ein wahrer Fremdling in der Sprache seines Landes war, gemeine Ausdrükke gebrauchte, platte Worte wählte, und auf eine Art schrieb, die höchst auffällt. Dennoch sprach er Deutsch, wenn es nöthig war oder die Anwesenden kein Französisch verstanden. Die Berichte aller Minister, die nicht zu dem auswärtigen Departement gehörten, wurden Deutsch abgefaßt, und von Friedrich eben so beantwortet. Seine Randglossen und seine Bescheide auf deutsche Briefe erfolgten alle in dieser Sprache. Aus den Schriften des Peter Bayle, aus der Lektüre der Alten und Neuern, und aus den Gesprächen seiner gelehrten Freunde hatte er sich so mancherlei Kenntnisse gesammelt, die den mehrsten Königen, und selbst manchen Studirten fehlen. Vornämlich schäzte er die Kenntniß der schönen Wissenschaften, der Geschichte, der Beredsamkeit, der Philosophie, der besten Autoren in Prosa und Versen aus den verschiednen Zeitaltern, und Uebersezzungen aus den Klassikern. Seine Begriffe von den Wissenschaften waren jedoch nicht immer richtig, und von Einseitigkeit und Machtsprüchen nicht ganz frei. In

Anse-

Ansehung der Literatur und Geschichte hing er seinen zuerst aufgefaßten Meinungen und Vorstellungen mit unveränderlicher Standhaftigkeit, man könnte sagen, Hartnäckigkeit an; und hier folgte er nicht immer gründlichen, gereinigten und wohlgeprüften Einsichten, sondern ließ sich von bloßer Gewohnheit, vorgefaßten Meinungen und vom Ansehen berühmter Namen leiten. Aber in der Philosophie und Religion ging er gerade umgekehrt zu Werke; er zweifelte, änderte, forschte von neuem und erklärte sich für das, was ihm nach Zeit und Umständen das Richtigere zu sein schien. Dieser Kontrast von festem Glauben und ungewissem Schwanken beiläufig unsichern Gegenständen gehört zu seinen Eigenthümlichkeiten. Seine Handbibliothek war klein, aber ausgesucht, bestand bloß aus Französischen Büchern, dem dritten Theile nach aus Uebersezzungen der Griechen und Römer, und enthielt neben den Werken der Französischen Schöngeister aus der goldnen Periode unter Ludwig XIV. auch die — Predigten von Bourdaloue, Saurin und Flechier. Mit besonderm Fleiße studirte er die Alten, und noch in den lezten Wochen und Tagen seines Lebens beschäftigte er sich ganz besonders mit Lesung der Schriften des Cicero, eine Huldigung, welche dieser weiseste, scharfsinnigste und beredteste aller Römer von dem größten Könige der Neuern verdiente. — Seine Verachtung der Deutschen Sprache rührte aus Unkunde und aus Vorurtheil her. Er glaubte in seinem hohen Alter, daß die Deutsche Litteratur

noch

noch auf der niedern Stufe der Rohheit und Geschmaklosigkeit stünde, auf welcher sie sich zur Zeit seiner Jugend befunden hatte. Er wußte nichts von den Riesenschritten, die sie während seiner Regierung gemacht hatte; kannte die großen Namen fast gar nicht, welche Deutschland seitdem den Ausländern kühn entgegen stellen, und wodurch es in jedem Fache den Wettkampf mit ihnen wagen konnte; und doch bildete er sich ein, über Deutsche Sprache, und Deutsche Gelehrsamkeit urtheilen zu können. Er gab 1780 eine Schrift sur la litterature Allemande in den Druk, worin die seltsamsten Vorschläge über die Verbesserung der Sprache, höchst unbillige und grundlose Kritiken über Deutsche Schriftsteller, und mancherlei irrige Behauptungen, und von den Franzosen eingesogne Vorurtheile enthalten sind, obwohl nicht zu läugnen ist, daß auch viele selbstgedachte Urtheile, beherzigenswerthe Vorschläge und nüzliche Wahrheiten darin vorgetragen werden. Nur in Ansehung der Philosophie räumte er der Deutschen Nation den Ruhm der Tiefsinnigkeit und des Scharfsinns ein; und von den übrigen Zweigen der Gelehrsamkeit gab er bloß das zu, daß sich Deutsche Männer die Vorzüge der Griechen und Römer, der Franzosen, Engländer und Italiener wohl erwerben könnten; behauptete aber, daß sie selbige noch nicht errungen hätten.

In seinen Vorurtheilen gegen die Deutschen wurde er durch den Uebermuth seiner ausländischen Gesellschafter, die alles, was Deutsch hieß, verachteten,

eben, sehr bestärkt. Doch machte der Markis D'Argens eine rühmliche Ausnahme. Dieser schäzte die Verdienste der Deutschen, forschte nach ihren Geistesprodukten, redete mit dem Könige davon, und wollte selbst zulezt kein Franzose mehr heißen, weil er es für eine Ehre hielt, für einen Deutschen angesehen zu werden. Unrichtig ist es zugleich, wenn mehrere Historiker erzählen, daß unter Friedrich's gelehrten Freunden kein Deutscher gewesen sei. Wer waren denn Jordan, Guichard, Herzberg? Gaben sich die beiden leztern nicht alle mögliche Mühe, den König auf richtigere Vorstellungen über die Deutsche Litteratur zu leiten? Guichard, Sohn eines Hofraths zu Magdeburg, der auf mehrern Deutschen Universitäten, zulezt in Leyden studirt, und 1747 aus Verdruß über die Nichterlangung einer Professorstelle, Holländische Kriegsdienste angenommen hatte, wobei er es bis zum Hauptmann brachte, war auf sein Ersuchen zu Anfange 1758 von Friedrich gleichfalls als Hauptmann in sein Gefolge aufgenommen, im folgenden Jahre zum Major und Anführer eines Freibataillons ernannt, und dabei nach einem Streite über einen gewissen Römischen Centurio, welchen der König Quintus Cäcilius, Guichard aber Icilius, und das mit Recht nannte, auf immer mit dem Namen Quintus Icilius belegt worden. Er ward in der Folge Oberster, und gehörte zu den vorzüglichen königlichen Günstlingen. Immer vertrat er die Sache der Deutschen, und war es, welcher

den

den König auf Gellert nicht bloß aufmerksam machte, sondern auch zur Unterredung mit ihm veranlaßte. Dies bewirkte jedoch weiter nichts, als daß Friedrich vortheilhaft von Gellert urtheilte; im übrigen behielt er seine ungünstige Meinungen von den Deutschen bei. Selbst die Bemühungen des Ministers von Herzberg, und dessen Probeübersezzung eines Stükkes vom Tacitus brachten in Friedrich's Denkungsart keine Aenderung hervor. Er lobte die Uebersezzung, und blieb doch der Deutschen Sprache abgeneigt. Freilich war er zu alt, um jezt noch zu lernen. Wie wenig er das Deutsche verstand, beweiset sein Tadel des von Herzberg gebrauchten Wortes: Beispiel; er bildete sich ein, Exempel wäre besser gesagt.

Wenn Friedrich gleich das Deutsche Genie weder durch Achtung noch durch Geld aufmunterte, keinen Deutschen zum Mitgliede der Akademie beförderte, und außer einigen Gehaltszulagen für einige Hallische Professoren nichts zur Aufnahme der gelehrten Anstalten that: so erwies er der bessern Pflege der Wissenschaften dennoch große, unverkennbare Dienste, und dies durch die Grundsäzze der Regierung, welche er standhaft befolgte. Er legte dem menschlichen Geiste keine Fesseln an, er entledigte ihn vielmehr aller derer, wodurch die Barbarei finstrer Jahrhunderte seine Wirksamkeit eingeschränkt hatte. Er erlaubte und begünstigte jede Art von Freimüthigkeit in Aeußerung seiner Gedanken, so lange die öffentliche Ruhe da keine Gefahr kam; und

hiedurch

hiedurch befördert er weit mehr, als es bei einer eingeschränkter Schreibe- und Preßfreiheit die größten Geldunterstützungen hätte thun können, die Kultur der Gelehrsamkeit.

Von der Wichtigkeit guter Volksschulen, und von den großen Gebrechen ihrer damaligen Beschaffenheit, besonders auf dem platten Lande, war er vollkommen überzeugt; er hielt die Verbesserung derselben für eine wirkliche Staatssache, und ließ sich mehrmals bereitwillig, zweckmäßige Vorschläge seiner Minister ins Werk sezzen zu lassen. Im Jahre 1765 erließ er die ernstlichen Verordnungen, daß alle Stadt- und Landschulen untersucht und verbessert werden sollten. Er fuhr in den folgenden Jahren mit ähnlichen Befehlen fort; er wünschte vornämlich, daß die Bauernkinder einen vernünftigen Unterricht in der Religion bekämen, daß ihr Verstand mehr aufgehellet, und ihre Erkenntniß von den Pflichten gehörig berichtiget und befestiget würde. Denn hierin sei ihre Unwissenheit groß, dieser Dummheit müsse nothwendig abgeholfen werden. Vortrefliche Gesinnung! Indessen Friedrich wollte den Zwek wohl: aber er scheute die Mittel. In der Kurmark allein gab es 500 Schulmeister, von denen keiner über 10 Thaler Einkünfte hatte. So lange nicht ein Regent durchgreift, und die Schullehrer wenigstens mit so viel Einkünften als die Zoll- und Kassenbedienten, Visitators und Oberschreiber versorgt: so helfen alle Wünsche, Klagen, Vorschläge und Schuluntersuchungen zu

nichts.

nichts; schlechterdings zu nichts. Aber hieran liegt es eben. Friedrich bezeigte sich 1770 einmal geneigt, etwas zu thun; er fragte bei dem geistlichen Departement an, wie viel Geld erforderlich sein möchte? Das Oberkonsistorium verlangte bloß für die Kurmark jährlich 100,000 Thaler. Der eine Minister billigte dies, der andre fand die Summe zu hoch, der König, meinte er, würde hierüber erschrekken. Als ob nicht das Schulwesen eine Angelegenheit des Staats von der ersten Größe wäre, wenigstens doch wohl eben so wichtig, als die Errichtung eines neuen Regiments oder einer neuen Festung! Kein Mensch hält es für eine Sache zum Erschrekken, wenn zur Errichtung neuer Truppencorps, die vielmals ganz überflüssig sind, Tonnen Goldes angewendet werden: wenn unnüzze Kriege Millionen wegraffen: aber eine Sache, die ganz eigentlich gemeine Statssache ist, eine Besserung im Schulwesen zu befördern, da sieht man eine Tonne Goldes für gleichsam weggeworfen an. Genug, man dachte damals so. Man bestimmte nichts; es wurde die Summe der Großmuth Friedrich's überlassen. Und nun erfolgte — keine Antwort. Doch im Jahre 1772 wurde ein Theil von den Zinsen des Ueberschusses der Städtekassen zu Gehaltszulagen einiger Schulmeister verwendet, so wie in eben dem Jahre ein gleiches in Pommern geschahe, indem von den 2 Procent Zinsen von etwas mehr als 8 Tonnen Goldes Kapital, die er auf ewig dem Pommerschen Adel lieh, verschiedene Summen zu Besoldung guter

Schul-

Schullehrer genommen werden sollten. Während des 7jährigen Krieges hatte er in Sachsen einige Schullehrer kennen lernen, die entweder wirklich tüchtige Leute waren, oder die er aus irgend einer Ursache dafür ansahe. Nun glaubte er, Sachsen sei der Siz einsichtsvoller Schulmeister, und der Sammelplaz von lauter gescheuten Männern dieses Faches. Er schikte daher noch im Kriege 6 dergleichen Subjekte in seine Länder. Aber diese Probe fiel schlecht aus, man war froh, als sie ausstarben, und man fand die traurige Wahrheit bestätiget, daß es in Sachsen nicht besser, als in Brandenburg stünde. Friedrich, der indeß seine vorgefaßten Meinungen nicht leicht fahren ließ, befahl 1772 von neuem, Sächsische Schulmeister ins Land zu ziehen. Nur mit Mühe redete man ihm diese Idee aus. Den unglüklichsten Einfall hatte endlich der geheime Finanzrath von Brenkenhof, welcher 1779 den König zu der Verordnung verleitete, daß Unteroffiziere und gemeine Soldaten, die zum Kriegsdienste nicht mehr taugten, zum Schuldienste angestellt werden sollten. Brenkenhof verfuhr hier im umgekehrten Verhältniß gegen seine sonstigen patriotischen Bemühungen. Er erwarb sich Verdienste dadurch, daß er wüste Gegenden urbar machte; und hier stiftete er Schaden dadurch, daß er die beginnende Kultur des Volks wieder in einen wüsten und verwilderten Zustand zurük versezte.

Friedrich's Religions-System war sehr kurz, ganz dürftig und völlig trostlos. Es enthielt nur

nur die Lehre vom Daſein Gottes, eines mächtigen und weiſen Weltſchöpfers. Er glaubte aber nicht an Gottes fortdauernde Aufſicht über ſeine Geſchöpfe, nicht an ſeine Lenkung unſrer Schickſale, nicht an die Unſterblichkeit unſrer Seelen, nicht an Belohnungen und Beſtrafungen nach dem Tode, folglich nicht an die mächtigſte Schutzwehr der Sittlichkeit und Tugend, welche letztre ihm ſonſt am Herzen lag. Von der Wirklichkeit Gottes hingegen war er feſt überzeugt; er erklärte ſich oft und ernſtlich hierüber, und er ſchrieb eine ausdrückliche Widerlegung des dreiſteſten und frechſten Gottesläugners, des Franzöſiſchen Gelehrten Helvetius, Verfaſſers des Syſteme de la nature, eine kraftvolle und männliche Widerlegung, die ſich im 6. Bande ſeiner hinterlaßnen Werke findet. Da Helvetius das Bekenntniß ablegt, daß ihn nur ſein Unwille über die Religionsverfolgungen zum Atheiſten gemacht habe; ſo erwidert Friedrich: „Sind Bequemlichkeit und Unwillen Gründe, wonach ein „Philoſoph ſeine Meinung beſtimmen ſoll? Wie iſt „es möglich, ihm zu glauben, wenn ſo nichtige „Gründe ſeine Ueberzeugung beſtimmen? — Die „ganze Welt beweiſet das Daſein eines Gottes; „man darf nur ſeine Augen öffnen, um ſich davon „zu überzeugen. — Der Körper des verächtlichſten „Thieres iſt wunderbarer eingerichtet, als das künſtlichſte Laboratorium des geſchickteſten Chemikers. „Wie könnte ſich dieſer wunderbare Bau von einer „blinden Urſache herleiten laſſen, deren Wirkungen

ohne

„ohne Einsicht und Bewußtsein geschehen? So „viel brauchts nicht einmal, um einen Gottesläug„ner zum Stillschweigen zu bringen, und sein Sy„stem zu Grunde zu richten; das Auge einer Milbe, „ein Grashalm sind hinreichend, ihm die Weisheit „des Urhebers des Weltalls zu beweisen". Eben so vertheidigte er den Saz, daß der Mensch als moralisches Geschöpf frei handeln könne, und nicht von einer unwiderruflichen Nothwendigkeit zu gewissen Thaten gezwungen werde. Er bemerkt mit Recht die Ungereimtheit des gedachten Verfassers vom Naturfisteme, welcher gegen die Priester, Regenten und Erzieher in Eifer geräth, und sie doch für Sklaven der Nothwendigkeit ansieht. „Wie kann er ihnen, „sagt Friedrich, Vorwürfe machen, wenn sie nicht „frei sind? Wenn alles durch nothwendige Urs„chen in Bewegung gesezt wird, so sind Warnun„gen, Belehrungen, Gesezze, Strafen, Belohnun„gen eben so überflüssig, als unnüz; eben so gut „könnte man zu einem angeschmiedeten Gefangnen „sagen: zerbrich deine Bande; eben so einer Eiche „predigen, um sie zu überreden, sich in einen Oran„genbaum zu verwandeln. Allein die Erfahrung „lehrt, daß man es so weit bringen kann, den „Menschen zu bessern; hieraus muß man „nothwendig den Schluß machen, daß er der Frei„heit wenigstens zum Theil genießt". Bei dieser Klarheit seiner Begriffe, bei diesem Scharfsinn seines Nachdenkens über Gott ist es eine auffallende Erscheinung, daß sich Friedrich bei andern wichtigen

gen Lehren, besonders bei der von der Unsterblichkeit, nicht von eben diesem richtigen Urtheilen seines gesunden Verstandes leiten ließ. Denn die Ueberzeugung vom Dasein Gottes kann unmöglich mit der Sterblichkeit eines Geistes für den bestehen, welcher über den Zusammenhang beider Lehren gleich anhaltend und scharf nachdenkt. Aber dies lezte scheint bei Friedrich nicht der Fall gewesen zu sein. Er hatte hierüber wirklich nur unzusammenhängende Begriffe, und richtete seine Geisteskraft nicht mit gleicher Stärke auf das Nachdenken aller Lehren. Daher kam er mit seinem eignen System nicht auf's Reine, schwankte in seinen Meinungen hin und her, und urtheilte von der Religion bald günstiger, bald leidenschaftlicher. Doch gegen sein Alter hin wurden seine Urtheile immer gemäßigter und billiger, und er widersezte sich mit Nachdruk dem unüberlegten Eifer seiner Französischen Günstlinge, eines Voltäre's und D'Alembert, die gern das ganze Christenthum umgestürzt hätten. Er nahm zwar die Geschichten und die Unterscheidungslehren des Christenthums nicht als gegründet an; aber die Moral desselben schäzte er als vortreflich und hielt sie für den wahren Geist der Religion. In seinen Gesprächen und schriftlichen Aufsäzzen, in seinen Verfügungen und Befehlen blieb er sich nicht immer gleich; er richtete sich hiebei bloß nach den Umständen, die ihm vorkamen, und nach den Menschen, mit welchen er zu thun hatte; nicht aber nach einer festen Ueberzeugung von dem, was ihm wahr

und

und gut schien. Daher die offenbaren Widersprüche in seinem Verhalten. Bald sprach er von den Anstalten, Lehrern und Wirkungen der christlichen Religion, und von der Religion selber im verächtlichen, wegwerfenden Tone, bald wieder auf eine ehrenvolle und lobpreisende Art. Er rühmt die Sittenlehre des Evangeliums, und die edlen Absichten seines Stifters an einem Orte, und setzt ihn an einem andern herab. Er nimmt das eine Mal den Priesterstand gegen die leeren Deklamationen der Französischen Religionsstürmer, die ihm lauter Laster und Unthaten andichten, in Schuz; und zu einer andern Zeit stimmt er in ihre Uebertreibungen mit ein. Und eben so zweckwidrig und mit sich selbst streitend handelte er auch in diesem Stük als Regent. Izt zeigte er sich bereit, die Aufklärung des Volks als etwas Nüzliches und dem State zuträgliches zu befördern; dann war er wieder ganz gleichgültig dagegen, und ein andermal meinte er gar, die ganze Sache sei schädlich, und rühre bloß von dem Stolze und der Herrschsucht der Geistlichen her, die sich eine unerlaubte Gewalt über das Volk anmaßten. Eins seiner besten Urtheile über das Christenthum steht in der bereits erwähnten kritischen Untersuchung über das System der Natur. „Man kann, sagt Friedrich, „dem Verfasser Dürftigkeit des Verstandes, und Einfalt zur Last legen, weil er in „seinen Lästerungen wider die Religion ihr Mängel „aufbürdet, die sie nicht hat. Wie kann er mit „Wahrheit sagen, daß diese Religion die Ursache

alles

„alles Unglük des menschlichen Geschlechtes sei? „Um sich richtig auszudrükken, hätte er bloß sagen „sollen, daß der Ehrgeiz und Eigennuz der Men„schen diese Religion zum Vorwande mißbrauchten, „um die Welt zu beunruhigen und eigensüchtige „Leidenschaften zu befriedigen. Was kann man, „wenn man aufrichtig ist, an der in den 10 Gebotem „enthaltnen Sittenlehre tadeln? Stände in dem „Evangelio nur der einzige Lehrsaz: Thue Andern „nicht, was du nicht willst, daß sie dir thun; so „würde man zugeben müssen, daß diese wenigen „Worte den Kern aller Moral enthalten. Und pre„digte nicht Christus Verzeihung der Beleidigun„gen. Barmherzigkeit und Menschenliebe in sei„ner vortreflichen Bergrede? Man müs„te also nicht das Gesez mit dem Mißbrauch, das „Geschriebne mit dem, was die Menschen thun, „und die wahre christliche Moral mit der verderbten „Priestermoral verwechseln. Wie kann er also der „christlichen Religion zur Last legen, daß sie die Ur„sache der Verderbniß der Sitten sei"?

Zu allen Zeiten seines Lebens stand bei ihm der Grundsaz fest, daß die Uebung der Religion einem jeden nach seiner Ueberzeugung erlaubt werden müsse; daß der Staat durchaus kein Recht habe, die Gewissensfreiheit einzuschränken, daß es grausam und gewissenlos sei, jemanden um der Religion willen zu verfolgen, daß ein Fürst aber auch Proselitenmacherei, unruhige Bewegungen, und Durchsezung schändlicher Plane unter dem Deknmantel der Reli-

gion

gion verschonen müsse. Schon im ersten Monate seiner Regierung schrieb er an den Staatsminister von Brand: „Die Religionen müssen alle Tolerirt „werden, und Mus der Fiscal muhr das Seine thun „auf haben, das keine der andern abbruch thue, denn hier muß ein jeder nach Seiner Façon „Selich werden“. Diesen Aeußerungen blieb er bis zum Ende seines Wirkens und Lebens getreu. Freilich entstand seine Toleranz mehr aus Verachtung aller positiven Religionen, als aus Liebe zur Menschenliebe, und darum konnte sie seinem ganzen günstigen Einfluß machen. Doch rechnete er gewöhnlich in gemäßigten und anständigen Ausdrücken, wenn er zu dem ganzen Volke in öffentlichen Privatunterhaltungen sprach; und nur im Cirkel seiner Vertrauten ließ er seinem spottenden Witze und seiner beißenden Laune freien Lauf, und es war niemals seine Meinung, daß diese augenblicklichen Ergießungen seiner Satire dem Publiko eröffnet werden sollten. Am härtesten und unbilligsten urtheilte er von dem Stande der Theologen. Er hielt sie für Menschen ohne Vernunft, weil sie aus wenigen kurzen Sätzen ein weitläuftiges System gemacht hätten, wo Wörterkram und Thorheit die Stelle von Kenntnissen und Weisheit vertraten. Aber Friedrich vergaß in seiner Uebereilung, daß es in der Philosophie, die er doch verehrte, gerade eben so, vielleicht noch ärger hergeht; daß die Theologen mehr als alle übrigen Gelehrten die Kunde der Sprachen, der Geschichte und der Alterthümer be-

rechen und verbreiten; daß sie den Wissenschaften überhaupt die dankenswürdigsten Dienste geleistet; daß sie die schätzbarsten Schriften in allen Theilen des menschlichen Wissens geliefert haben; daß unter ihnen Männer gefunden werden, die gewiß die Vergleichung mit keinem andern Statsbürger zu scheuen brauchen; und daß es überhaupt der wahren Weisheit unwürdig sei, über einen ganzen Stand schnöde abzusprechen.

Den Kriegsstand zog er allen übrigen Klassen seiner Unterthanen vor. Durch ihn hatte er sich zu der Höhe erhoben, auf welcher er unter den ersten Mächten Europens stand; durch ihn mußte er sich auf dieser Stufe erhalten; durch ihn nur konnte er seine großen Entwürfe ausführen. Daher schenkte er ihm seine besondre Achtung, auch widmete ihm seine vorzüglichste Sorgfalt. Mit Generalen, von er öffentlich am mehrsten umgeben, zierte er der Regel nach den schwarzen Adlerorden; und für die übrigen Offiziere stiftete er den Orden des Verdienstes. Zu ihrer Rechtschaffenheit und Unparteilichkeit ließ er häufig mehr Vertrauen blicken, als zu seinen Dienern vom Civilstande. Er gebrauchte sie zu Untersuchungen in Kirchen-, Schul- und Rechts-Sachen. Generale, Obersten und andre Stabsofficiere bekamen die ansehnlichsten Gnadenbezeugungen, die einträglichsten Pfründen und Versorgungen, Landshauptmannschaften und Kammerherrn; Protestanten selbst Anweisungen auf katholische Stifter stellen, jedoch mit dem Befehl, sie an Katholiken zu

ver-

verkaufen. Schwer verwundete, oder sonst zum Militärdienst untüchtig gewordne Officiere wurden zu Forstmeistern, Forstrüthen, Postmeistern, Salzinspektoren, Kassenrendanten, Acciseaufsehern u. s. w. befördert. Einige stiegen bei dem Uebergange zum Civilstat bis zu Ministern. Invalide Unterofficiere und Gemeine wurden in allen nur möglichen Unterstellen in geistlichen und bürgerlichen Posten angestellt. Ueberhaupt wurde die Kriegswissenschaft von ihm als Studium betrieben. Er war nicht bloßer Soldat, wozu nur persönlicher Muth und Tapferkeit gehört; sondern er besaß das Genie eines Feldherrn, und zwar eines Meisters und Lehrers andrer Feldherren. Er unterrichtete seine Generale und Officiere selber durch tiefgedachte Instruktionen, durch Rathschläge und Befehle, durch Schlachtordnungen und künstliche Manövers, die er bei den jährlichen Waffenübungen angab und ausführte, und durch besondre Unterredungen mit solchen talentvollen Männern, die in das Innere der Kriegskunst eingeweiht zu werden fähig waren. Er war nicht als Zuschauer bei den Musterungen, wie manche andre Könige und Fürsten, zugegen; sondern er leitete, als die Seele des Ganzen, jede Bewegung dieser großen Menschenmassen mit Einsicht, und zu einem wohl berechneten Zwek. Kein Kriegskollegium theilte mit ihm die Oberaufsicht über das Heer; sein Auge allein sah und wachte über alles, von ihm ging jeder wichtige Befehl aus; ihm mußte von jedem Generale unmittelbar Bericht abgestattet, und

Rechenschaft gegeben werden; seine Gegenwart, seine Aufmerksamkeit, sein Hinblik auf jedes Regiment erhielt alles in Furcht, erfüllte jedermann mit Eifer, seine Pflicht zu thun, und flößte der Armee einen Heldengeist ein, den bloße Belohnungen oder Strafen in andern Herzen nicht zu bewirken vermochten. Friedrich's Karakter als Heerführer, die Ueberlegenheit seines Verstandes, seine Einsicht in alle Theile der Kriegskunst, die hohe Meinung, die seine Soldaten von der Weisheit seiner Entwürfe, und von dem Gelingen derselben hatten, verbunden mit seiner Leutseligkeit und Vertraulichkeit, die er gegen den gemeinen Mann bewies, und mit der Geduld und Abhärtung in Ertragung aller Beschwerden, wovon er das erste Beispiel gab — dies alles erzeugte den pünktlichsten Gehorsam, die unerschütterlichste Treue, und die unvertilgbare Liebe, welche Preußen's Krieger gegen ihren König bewiesen. Das Vertrauen, was sie zu seinen Anordnungen hatten, daß kein Feind deren Vortreflichkeit je erreichen könne, gab ihnen auch bei den bedenklichsten Umständen den hohen Muth, welcher ihre Siege sicherte. Sobald sie den König an der Spizze sahen, zählten sie nie ihre Feinde; die Menge der Gegner verstärkte nur die Begierde, ihnen entgegen zu rükken. Durch die alleinige Leitung des Kriegswesens erhielt Friedrich die Einigkeit unter den Generalen, verhinderte die Feindschaft, erstikte die Eifersucht, wehrte dem einseitigen Interesse, und dem Kadavergehorsame, der so vielen Armeen zum Verderben gereicht,

nicht, und ganze Staaten in's Unglück stürzt, weil neidische Befehlshaber einander zuwider handeln, den Ruhm eines Rivalen zu zerstören suchen, einander nicht gehörig unterstüzzen, oder höchstens nur so viel thun, als sie schlechterdings thun müssen, um nicht öffentlich der Untreue überführt werden zu können.

Friedrich's Verhalten gegen die verschiednen Stände des Staats war im Ganzen gerecht, im Grunde doch ungleich. Den Adel schäzte er in seinen einzelnen Mitgliedern nach der uralten Usurpation; die Bauern begünstigte er nur als ganze Volksmasse, und mehr aus Grundsaz, als aus persönlichem Antriebe; den Bürger ehrte er bloß um seines Vermögens oder um seines Kunst- und Gewerbefleißes willen. Friedrich, der seine Größe nicht durch den erborgten Schimmer des Thrones geliehen, sondern durch eigner Fleiß erworben und durch reelle Verdienste behauptet hatte, war nicht so verblendet, daß er die Menschen nur nach dem zweideutigen Vorzuge der Geburt geachtet, und die Dunkelheit der Familie für einen unvertilgbaren Schandfleck angesehen hätte. Er erklärte sich vielmehr oft mit den stärksten Gründen der Philosophie und mit den bittersten Sarkasmen der Satire gegen den Eigendünkel solcher Edelleute, die ein Stükchen Kalbleder oder Pergament, Adelsbrief genannt, für den Beweis ihrer bessern Natur, für einen wesentlichen Vorzug vor der übrigen Menschheit, für einen Deckmantel gegen Geistesarmuth und Tugendmangel aus-

ausgeben. Er sagte es laut und schrieb öffentlich, daß Niemand vortreflich oder verächtlich geboren werde, daß aller Adelstolz ein Anstoß gegen die gesunde Vernunft, und die Thorheit aller Thorheiten sei, daß die Natur ohne Rükſicht auf Stand und Geburt große, edle, hervorstechende Anlage gebe, die Erziehung sie entwikle, und des Menschen eigne Anstrengung sie ausbilde; er stellt es an mehrern Orten seiner hinterlaßnen Werke als Pflicht des Regenten vor, bei der Austheilung von Aemtern und Statsgeschäften nur auf Verdienst und empfehlungswürdige Eigenschaften, nicht auf den eitlen Dunst des Herkommens aus edlem Blute zu sehen. So urtheilte und handelte Friedrich in seinen hellsten Stunden, wo Nachdenken allein ihn leitete, und Philosophie den Ausspruch that. Aber es gab auch Zeiten bei ihm, wo tiefgewurzelte Vorurtheile, Leidenschaften und Gewohnheiten die Oberhand über sein richtigeres Erkenntniß hatten, und dann kam er mit seinen Grundsäzzen in Widerspruch, er verhielt sich so, als wenn er glaubte, daß die Ehre, die Grundlage aller Tugenden, ein natürliches Eigenthum des Adels wäre, und daß es zu den seltnen Ausnahmen gehörte, wenn man Talente und Verdienste auch in Bürgerfamilien anträfe. Seine Vorliebe gegen den Geburtsadel trieb ihn alsdann so weit, daß er gegen alte, treue, durch ihre Thaten belohnungswerthe, und durch ihr Genie ehrwürdige Diener ungerecht handelte, daß er sich nicht allein der Unbilligkeit, sondern auch der Undankbarkeit schul-

schuldig machte, wenn er die Armee, wie er es nannte, von bürgerlichen Officieren nach dem Frieden reinigte, die doch seine Stüzze im Kriege gewesen waren, und daß er edlen Männern adeliche Junker ohne Erfahrung und ohne Werth vorzog. In drei Fällen gab er dem Adel entschiedne Vorzüge vor dem Bürgerstande. Er wählte aus ihm seine Minister, die Präsidenten in den Civilkollegien, und die Officiere bei den Feldregimentern. Michaelis, Sohn eines Apothekers und Bürgermeisters, ist der einzige, welcher, ohne je geadelt zu sein, vom Regimentsquartiermeister bis zum Statsminister 1770 emporstieg. Bloß bei der Artillerie und bei Garnison-Regimentern wurden bürgerliche Officiere zugelassen, bei den einen aus Noth, und bei den andern aus Geringschäzzung. Es fanden sich unter dem Adel nicht Leute genug, die hinlängliche Fähigkeiten oder den erforderlichen Fleiß gehabt hätten, um alle die Kenntnisse zu erlernen, welche zu einem vollkommnen Artilleristen gehören; daher mußte man gern oder ungern zum Bürgerstande seine Zuflucht nehmen. Der Grund, welchen Friedrich anführte, warum er die Adlichen vorzugsweise zu Befehlshabern der Truppen für fähig hielt, ist ziemlich unbedeutend. Der Adel nur, meint er, habe Ehrgefühl, weil er im Fall der Ausübung ehrloser Handlungen bei seinen Standesgenossen und Verwandten keinen Schuz und keine Aufnahme fände; der Bürgerliche hingegen, welcher sich durch Feigheit oder Ehrlosigkeit beschimpft habe, könne sich in die Dunkelheit seines

Stan-

Standes zurückziehen, und als Krämer oder Handwerker ohne Brandmal unter seines Gleichen fortleben. In diesem Urtheil sind mehrere Irrthümer enthalten. Zuvörderst verwechselt der König die eine, und zwar die geringere Aeußerung der Ehre, in so fern sie kriegerische Tapferkeit ist, mit der wahren Ehre, die allen vernünftigen Menschen eigen ist. Ehre im richtigen Sinne genommen, ist Furcht vor schändlichen, unmoralischen, niederträchtigen Handlungen. Und daß diese Ehre unter den Bürgern, wenn nicht mehr, doch gewiß eben so ernstlich, als unter den Adlichen gesucht und festgehalten wird, liegt am Tage. Daß es hingegen Edelleute von weggeworfener Denkungsart, von unmoralischem Wandel gibt, folglich Menschen, die alles wahre Ehrgefühl erstikt haben, und darum doch von Einigen ihrer Kaste geschützt werden, lehrt leider eine traurige Erfahrung gleichfalls. Was sodann den militärischen Ehrpunkt betrift, jene muthige Aufbrausung der Lebensgeister, jene Unerschrokkenheit in Todesgefahren, jene heiße Begierde nach Ruhm, und jenen Abscheu, ein Feiger zu heißen: so hat noch kein Mensch historisch beweisen, oder physisch demonstriren können, daß in diesem Stükke der Bürger hinter dem Edelmanne stände. Man erwäge die Heldenthaten der alten Völker, die Siege der bürgerlichen Franzosen, die Armeen vieler Deutschen Provinzen, z. B. von Hannover, wo unbekannte Geburt für keinen Aussaz gilt, der einen Officier verunreinige: so wird jenes Argument der angebornen adlichen

ähnlichen Ehre als ein Luftphantom erscheinen, das vor den Strahlen einer erleuchteten Vernunft in Nichts zerfließet. Endlich ist es ganz ungegründet, daß Bürgerliche einen durch feiges und schändliches Verhalten gebrandmarkten Officier ungehöhnt in ihre Mitte wieder aufnähmen, Adliche aber das Gegentheil beobachteten. Unbestreitbare Thatsachen widerlegen dies Vorgeben. Ist je ein Officier, und noch dazu ein Obergeneral von Adel, mit Schande bedeckt worden, so ist dies dem Brittischen Lord Sackville wegen seines unwürdigen Betragens in der Schlacht bei Minden 1759 wiederfahren. Von der ganzen Englischen Nation mit Verwünschungen überhäuft, von einem förmlichen Kriegsgerichte entehrt, unter George II. für unfähig zu allen Kriegsdiensten erklärt, wurde er dennoch von George III. zum Kriegsminister erhoben, und hier zeigte er sich seiner unwürdig, indem er durch seine Entwürfe Veranlassung gab, daß Großbritannien seine Nordamerikanischen Kolonien verlor. Es gibt der Beispiele mehrere, daß Officiere, wenn nicht in ihrem Vaterlande, doch in der Fremde, wo ihre Familie, aber nicht ihre Ehrlosigkeit bekannt, oder wo das Mißfallen ihres vorigen Regenten wohl gar eine Empfehlung ist, ein neues, oft besseres Unterkommen finden. Wie kränkend muß es dagegen sein, wenn ein entehrter Officier bürgerlichen Standes sich durch Beschimpfung unter seine vormalige Würde erniedrigt sieht. Die höhern Stände verstoßen ihn als einen Rasenden, die niedern verhöhnen ihn als einen

Zwit-

Zwitter. Wie kann er im Manns- oder im Greisesalter noch ein Handwerk erlernen, noch ein Gewerbe mit glücklichem Erfolge beginnen, noch die Laufbahn der Wissenschaften betreten? Wie kann er in einer solchen Lage, nachdem er eines glücklichern und ehrenvollern Lebens gewohnt war, zufrieden und froh sein? Der Bürgerliche hat also mit dem Edelmanne gleiche, vielleicht noch stärkere Bewegungsgründe, die ihn zur Bewahrung eines unbefleckten Namens und einer ungekränkten Ehre anspornen. Verschiedenheit der Stände und der Belohnungen muß es geben; aber nicht zufällige Kleinigkeiten, nicht armselige Ungefähre, sondern die Würde der Tugend, die Ehre des gebildeten Verstandes, und die Summe edler Thaten, wirklich geleisteter Dienste, Ansprüche auf den Dank des Vaterlandes sollten sie begründen.

Friedrich, der Selbstregent, mußte eben darum, weil er wirklich herrschte, und nicht bloß als König figurirte, bald zu der Einsicht gelangen, daß das gemeine Volk, besonders der Bauer, die lezte Stüzze aller seiner Macht, und das eigentliche Werkzeug zu allen seinen Unternehmungen sei. Daher lehrte ihn schon Politik, was die Menschlichkeit noch dringender fordert, daß er die drükkende Lage desselben erleichtern, ihn vor Mißhandlungen bewahren, oder dagegen schüzzen, und seine Liebe gewinnen müsse. Friedrich beschäftigte sich daher viel mit dem Landvolke, nahm dessen Bittschriften mit Güte auf, hörte seine Klagen mit Geduld an, und

wurde

wurde nicht verdrießlich, wenn daſſelbe eine mehr-
mals abgeurtheilte Sache immer wieder vor ſeine
Ohren brachte. Gern überließ er den Bauern in
königlichen Patronatkirchen die Wahl ihrer Prediger;
willig gab er ihnen Gehör, ſo oft ſie ſeine Hülfe
aufruften, vornämlich, wenn ganze Gemeinen über
Bedrükkung oder Unfälle klagten. Es iſt wahr, dieſe
königliche Milde wurde von manchen ſtörrigen und
boshaften Gemüthern gemißbraucht, und es ſind
Beiſpiele vorhanden, daß Bauern bei dem augen-
ſcheinlichſten Unrecht von ihrer Seite den König un-
aufhörlich mit Bitten und Vorſtellungen beſtürmten.
Doch blieb Friedrich ſeinem Siſtem getreu, ihnen
den Zugang zu ſeiner Perſon frei zu laſſen. Und
darin handelte er gewiß höchſt edel, und vollkom-
men billig. Mißbrauch iſt die Zugabe, die allen
menſchlichen Einrichtungen anhängt. Die große
Frage kommt hier und überall auf das Mehr und
Weniger an. Wo iſt ein größerer Mißbrauch, ein
betrübterer Schade für das Statswohl zu erwarten,
wenn ein Fürſt dem gemeinen Manne gar kein,
höchſtens ein ſeltnes, ein erſchwertes Gehör gibt?
oder wenn er ihn, wie Friedrich, zu jeder Zeit un-
gehindert vor ſich läßt? So viel iſt doch gewiß,
daß der Reichthum, die Familien-Verbindung, und
ſelbſt der mehr ausgebildete Verſtand der höhern
Stände, der Gutsherren und der Adlichen, die den
Regenten umringen, für ſie die Mittel und Wege
vermehren, ihre wirklichen Rechte zu vertheidigen,
ihre ungerechten Forderungen durchzuſezzen, und

ihre

ihre Anmaßungen zu erweitern. Die obern Gerichtsstellen, an die sich der Bauer wendet, sind größtentheils mit Adlichen besezt, welche Gefälle und harte Dienste von ihm fordern; und die Bürgerlichen, die in solchen Behörden mit sizzen, haben mehr von dem Einflusse und der Gunst des Adels zu hoffen, als von dem unterdrükten Bauer; wenn daher solche Richter nicht eine ganz ungewöhnliche Redlichkeit und einen wahren Justizeifer besizzen, so ist immer eher zu vermuthen, daß sie auf der Seite des Adels, als des Bauers sein werden. So urtheilte Friedrich, und darum glaubte er, daß es nöthig sei, durch Begünstigung der Bauern die Beamten und Gerichtspfleger in einer heilsamen Furcht zu erhalten. Und sollte auch hie und da einer von den Bauern auf diese Art zur Hartnäkkigkeit gegen seine Obern verleitet werden, so müsse man, wie er sagte, manches der Einfalt dieser Leute zu Gute halten, und mit ihrer Schwäche und Unwissenheit Geduld tragen. Wie lobenswerth Friedrich's Verfahren war, sieht man daraus, daß bei aller seiner Aufmerksamkeit und Strenge gegen die Richter dennoch manche Räthe und Amtleute unter der Hand hart gegen die Bauern verfuhren. Was würde erst dann entstanden sein, wenn er die Beschwerden der Niedern gar nicht mehr angenommen hätte?

Die Nachsicht und Fürsorge, welche der König gegen die Bauern, und die Vorliebe, welche er gegen den Adel bewies, zeigte er in der Ausdehnung nicht gegen den Bürgerstand. Er suchte und beförderte zwar

zwar auch dessen Wohl, vergönnte auch ihm den Zutritt zu seinem Throne, aber er bekümmerte sich um ihren Zustand nicht so sehr im Einzelnen, als bei den beiden erstern; und da er das bürgerliche Gewerbe durch die vielen Monopolien, durch drückende Einschränkungen, durch schwere Accisefasten und auf andre Art verminderte, so erlangte er unter den Bürgern im Ganzen genommen nicht den hohen Grad der Liebe, welchen er sonst um seiner anderweitigen großen Regententugenden gewiß erreicht haben würde. Uebrigens gestattete er durchaus keinen Minister- oder Räthe-Despotismus. Jeder Einwohner konnte an ihn frei schreiben, und war sicher, daß jeder Brief, der die Aufschrift: Zu Sr. Majestät eigenhändiger Eröfnung, führte, in des Königs Hände kam. Es konnte Jemand einem Postmeister einen Brief zur Besorgung übergeben, und ihm gerade heraus bekennen, daß er ihn, den Postmeister, in selbigem anklage; doch durfte er nicht besorgen, daß sein Schreiben untergeschlagen werden würde: kein Mensch hätte das unter Friedrich gewagt.

Frühzeitig hatte Friedrich über seinen Beruf nachgedacht, und lebenslang bemühte er sich, die Grundsäzze einer wahren Statskunst in Ausübung zu bringen. Er urtheilte weit richtiger und philosophischer vom Ursprunge der Regenten, als viele niedrige Schmeichler oder kriechende Sklaven, die die Fürsten vergöttern, und ihre Gewalt von einer unmittelbaren Einsezzung Gottes herleiten. Er tadelte

den

den Mißbrauch der obersten Gewalt weit schärfer, als es Privatleute zu thun sich erkühnen; und er drang in alle Theile der Regierungswissenschaft mit einem Scharfsinne und einem Eifer hinein, mit welchem der große Haufe der Menschen auf das, was ihm zu thun obliegt, nicht zu achten pflegt. Beweise hievon findet man in seinen öffentlichen Handlungen, und in seinen schriftlichen Aeußerungen, besonders in einer Abhandlung, die er 1781 als die Frucht seines Alters, und als den Schaz seiner Erfahrungen für seine Hausfreunde drukken ließ, worin er seine Gedanken über die Regierungsform, und über die Pflichten der Regenten vorträgt. Wir wollen einige Stellen daraus anführen, weil Friedrich's eigne Worte seinen Geist, seinen Charakter, seine Art zu denken und zu handeln am besten schildern. Die Macht und Heiligkeit der Fürsten leitet er nicht von einer speciellen Vollmacht Gottes, sondern von dem Auftrage der Gesellschaft her. „Die Bürger, sagt er, haben „einem ihres Gleichen den Vorzug eingeräumt, aber aus keinem andern Grunde, als weil „sie wichtige Dienste von ihm erwarteten; „diese Dienste sind: daß er die Gesezze aufrecht erhalte, die Gerechtigkeit genau handhabe, sich mit „aller Macht dem Sittenverderbniß entgegensezze, „und den Stat gegen seine Feinde vertheidige.“ Um diese Pflichten erfüllen zu können, wird für den Regenten „ein tiefes Studium der Verfassung und „Lage des Landes, und eine genaue Bekanntschaft

„mit

„mit dem Genie der Nation erfordert; denn, wenn „der Regent aus Unwissenheit fehlt, so „macht er sich eben so strafbar, als wenn er es „aus Bosheit thut; jenes ist ein Fehler der „Unart, dieses ist Verderbniß des Herzens, aber „das Uebel, welches für die Gesellschaft daraus „entspringt, bleibt dasselbe. Die Fürsten, die „Könige, sind also gleichs mit der höchsten Gewalt „bekleidet, um sich ungestraft den Ausschweifungen, und jeder Art des Aufwandes erge„ben zu können; sie sind nicht über ihre Mitbürger erhoben, damit ihr Stolz sich auf dem „öffentlichen Schauplatz brüste, und mit Verachtung die Einfalt der Sitten, die Armuth und das „Elenden niedertrete; sie stehen nicht an der Spitze „des Staats, um neben sich einen Haufen von „Müßiggängern zu halten, deren Nichtsthun „und deren Unbrauchbarkeit alle Arten von Lastern erzeugt. Die schlechte Verwaltung der „monarchischen Regierungsform rührt von mehreren „verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle im Charakter des Regenten haben. So wird ein Fürst, „den den Weibern ergeben ist, sich von Maitressen und Günstlingen regieren lassen; diese „werden die Gewalt mißbrauchen, die sie über den „Geist des Fürsten haben, sie werden sich derselben „bedienen, um Ungerechtigkeiten zu begehen, „sittenlose Menschen in Schutz zu nehmen, Aemter und Würden zu verkaufen, und andre Schandthaten dieser

„Art

„Art zu begehen. Wenn der Fürst aus Hang „zum Nichtsthun die Führung des Staats ge„dungenen Händen, ich will sagen, seinen „Ministern, überläßt: so geht der eine zur „Rechten, der andre zur Linken, niemand „arbeitet nach einem allgemeinen Plane, jeder Mi„nister stürzt um, was er schon eingeführt finden, so „gut die Sache auch sein möge, um ein Gebäude „von etwas Neuem zu werden, und um seine Fan„tasien oft zum Nachtheil des allgemeinen Besten „durchzusezzen. — — Weil solche Minister sich „damit beruhigen, daß Niemand ihr Verfahren un„tersucht, so hüten sie sich wohl, ein Beispiel einer „strengen Untersuchung bei ihren Untergebnen zu „zeigen. Die Menschen hängen sich an das, was „ihnen gehört; der Staat gehört diesen Menschen „nicht; daher liegt ihnen sein Bestes nicht mehr „haftig am Herzen; alles wird nachlässig, und mit „einer Art von stoischer Kaltblütigkeit betrachtet, „woher der Verfall der Rechtspflege, der Finanzen „und des Kriegsstandes entspringe. Statt einer „Monarchie artet eine solche Regierung „in eine wahre Aristokratie aus, wo die „Minister und Generale ihre Geschäfte nach ihren „Einfällen bearbeiten; am Ende weiß Niemand „mehr, was ein allgemeines System sei. — Das „Uebel erreicht seinen Gipfel, wenn es verlebten „Gemüthern gelingt, den Regenten zu bereden, daß „sein Interesse von dem Interesse seiner Unterthanen „verschieden sei; dann wird der Souverain der

„Feind

„Feind seines Volks, ohne zu wissen, warum? „er wird aus Mißverstand hart, strenge, „unmenschlich; denn da die Grundsäzze, von „denen er ausgeht, falsch sind, so müssen es nothe „wendig auch die Folgen sein.“

Nachdem er hierauf die Regeln festgestellt hat, welche ein Regent bei Verwaltung der Gerechtigkeit, bei Schließung auswärtiger Bündnisse, bei Verfassung des Heeres, bei Führung der Kriege, bei der Aufsicht über die Finanzen, und Belebung der Gewerbe und Manufakturen zu befolgen hat: so empfiehlt er die Beobachtung einer uneingeschränkten Duldung in Religionssachen. Er spricht dem Fürsten schlechterdings das Recht ab, über die Meinungen der Bürger zu gebieten, und drükt sich hierüber mit dem Pathos einer Feuerrede folgender Gestalt aus: „Müßte man nicht wahnsinnig sein, wenn man sich vorstellen „wollte, daß Menschen zu einem ihres „Gleichen gesagt hätten: wir erheben „dich über uns, weil wir gern Sklaven „sein wollen, und wir geben dir die „Macht, unsre Gedanken nach deiner „Willkühr zu lenken? Sie haben viel „mehr gesagt: wir bedürfen deiner, um „die Gesezze aufrecht zu halten, denen „wir gehorchen wollen, um weise regiert zu werden, und uns zu vertheidigen; übrigens fordern wir von dir „Achtung für unsre Freiheit. Dies ist

„das Verlangen der Völker, wogegen „keine Einwendung Statt finden kann.“

Er beschließt seine Betrachtung über die Herrscherpflichten mit einer Gewissensschärfung, wo er unter andern sagt: „der Regent muß sich stets erinnern, daß er ein Mensch ist, wie der „geringste seiner Unterthanen. Wenn er „der erste Richter, der erste General, der erste „Finanzier, der erste Minister der Gesellschaft ist, „so soll er dies alles nicht bloß vorstellen, „sondern alle damit verbundne Pflichten „erfüllen. Er ist nichts, als der erste „Diener des Staats, und ist verbunden, mit aller „Rechtschaffenheit, Weisheit und Uneigennützigkeit „zu verfahren, als wenn er jeden Augenblik „seinen Mitbürgern über seine Staats„verwaltung Rechenschaft ablegen soll„te. So ist er strafwürdig, wenn er das „Geld seines Volks, welches durch die Auflagen „einkommt, in Aufwand, in Pomp, und zu Aus„schweifungen verschwendet: er, der über die guten „Sitten wachen soll, welche die Aufseherinnen der „Gesetze sind: er, der die Nazional-Erziehung ver„vollkommnern, und sie nicht durch böse Exempel „verderben soll. — Der Fürst muß laut alle „schändliche Thaten mißbilligen, und denen, „die unverbesserlich sind, Vorzüge versagen. — Um „zu verhindern, daß die Nazional-Sitten nicht ver„derbt werden, muß der Fürst unaufhörlich „aufmerksam sein, daß er nur das persön-

„liche

„liche Verdienst auszeichne, und dem „Reichthume ohne Sitten und Tugend „nichts als Verachtung beweise.“ Wie rührend ist endlich die Stelle, wo er den Fürsten als das Haupt der Bürgerfamilien, als den Vater des Volks vorstellt, und von ihm fordert: „er solle „bei jeder Gelegenheit die letzte Zu„flucht der Unglücklichen sein, bei den „Waisen Vaterstelle vertreten, den „Wittwen beistehen, theilnehmendes „Gefühl für den niedrigsten Armen, wie „für den ersten Hofmann haben, und „freigebig gegen diejenigen sein, die „von aller Hülfe entblößt keine Unter„stützung als bei seiner Wohlthätig„keit zu finden wissen.“ So sprach, und so handelte der König, den unkundige Ausländer, oder absichtliche Verläumder hart, gefühllos, geizig und despotisch nennen. Friedrich war dies wahrlich nicht, sondern die Lehren der Weisheit und Pflicht, der Milde und Rechtschaffenheit, die er andern Herrschern predigte, waren die Kopie seines eignen Verhaltens. Glücklich wäre gewiß nicht nur jedes Land, sondern auch jeder Regent, wo Friedrichs Stimme gehört, und seine Vorschrift befolgt würde; da würde sich kein Revolutionsgeist regen, da kein Thron wanken, nicht das leiseste Flüstern von Empörung vernommen werden. Aber warum findet sich das schöne Ideal, was Friedrich von der einzigen Art, wodurch die monarchische Regierungsform gut und

wohlthätig wird, entworfen hat, nicht überall realisirt? Auch diese Frage beantwortet er noch: „Wenn sich viele Fürsten anders verhalten, als sie „sollten, so muß man es daraus erklären, daß sie „über ihre Einsezzung, und über die „Pflichten, die daraus fließen, wenig nachgedacht haben. Sie haben eine Last auf sich genommen, deren Gewicht und Werth sie verkennen, „sie haben sich aus Mangel an Einsicht vom rechten „Wege verirret. — Ich wünschte, daß dieser mein „schwacher Versuch Mark-Aurele bilden möchte; „dies wäre die schönste Belohnung, die ich mir versprechen könnte, und die zugleich das Glük der „Menschheit befördern würde. Ich muß indessen „hinzusezzen, daß ein Fürst — nicht die gänzliche „Vollkommenheit erreichen wird, weil er, bei allem „nur möglichen guten Willen, sich in der Wahl seiner Minister und Räthe irren kann; weil man ihm „oft die Sachen in einem falschen Lichte vorstellt, „seine Befehle nicht pünktlich vollzieht, die verübten „Ungerechtigkeiten verschleiert; weil harte, eigensinnige Statsbedienten allzustrenge und stolz verfahren; kurz, weil der Fürst in einem etwas ausgedehnten Lande nicht überall sein kann. So „ist unser Schikſal hienieden, und so wird es ferner „sein. Nie wird man den Grad von Vollkommenheit erreichen, den das Glük der Völker „fordert; und man wird sich in der Regierung, „wie in allen übrigen Dingen, mit dem begnügen „müſſen, was die wenigſten Mängel hat."

Nie-

Niemand wird diese Auszüge aus einer Schrift, von welcher ein kompetenter Richter, der Graf Herzberg, urtheilt, daß sie das Handbuch aller Regenten zu sein verdiene, und einst unausbleiblich auch sein werde, für überflüssig oder für bloße Lükkenbüßer ansehen; sie scheinen mir vielmehr hier, wo Friedrich's Charakter geschildert werden soll, am rechten Orte zu stehen; sie dekken uns das Innere von seinem Gemüthe auf, und geben uns mehr Aufschlüsse über seine Denkungsart, als alle bloß im Allgemeinen hingeworfene Bemerkungen.

Friedrich's Regierungs-Weise unterschied sich wesentlich von dem, was alle übrigen Monarchen seiner Zeit thaten. Er regierte den ganzen Stat aus seinem einsamen Kabinette, wo er von keinem Minister, keinem Kollegium, keinem Kriegsrath umringt war, sondern wo er bloß einige Schreiber, Kabinetsräthe genannt, bei sich hatte, die seine Befehle abschrieben, seine Entscheidungen in die gehörige Form brachten, und den Hauptinhalt der eingelaufnen Sachen in gedrängten, doch vollständigen Auszügen darstellten. Sie waren also bloß seine Handlanger, denen er auch nie die Ehre und den Dank zugestand, welche er seinen Ministern weihte. In einer Entfernung von 4 Meilen befanden sich die obersten Statskollegien, Minister und Räthe, die er niemals um sich in Gemeinschaft versammelte, mit denen er keine Geschäfte in Person abmachte, von denen er sich selbst nicht mündlich etwas berichten ließ. Sie fragten über alles schriftlich bei ihm

an,

an, und erhielten eben so die Entscheidung. Kam ihnen diese unbillig, einseitig oder irrig vor, so konnten sie Gegenvorstellungen thun. Doch wenn Friedrich wiederholt auf der Vollziehung seiner Anordnungen bestand, so fand keine weitere Widerrede Statt, und Gehorchen war das Einzige, was ihnen oblag. Oft verlangte er ihr Gutachten, und ihre Vorschläge, die er dann prüfte, und darauf annahm oder verwarf. Einzelne Beispiele, wo er einen oder mehrere Minister zur Berathschlagung zu sich rief, oder gelegentliche Unterredungen über Geschäftssachen mit erfahrnen Räthen hielt, gehören zu den Ausnahmen, und nicht zu dem gewöhnlichen Gange seiner Regierungsart. Friedrich wollte durch dieses Verfahren die Mißbräuche vermeiden, welche aus der beständigen Gegenwart, und aus den mündlichen Konferenzen der Minister leicht entstehen können. In einer ganzen Kabinetsversammlung wird zuweilen der weisere Rath durch die Mehrheit aus Neid, Eifersucht oder Unkunde verworfen; der bescheidne und bedächtige Minister redet aus Rücksicht auf seine anders gesinnte Kollegen nicht freimüthig genug; es sprechen hier Männer, die ganz andre Fächer haben, über Dinge mit, die sie nicht verstehen; es werden so viele fremdartige Gegenstände mit in's Spiel gezogen, welche die Hauptsache entstellen, und in einem falschen Lichte darstellen; Männer, welche die Gabe des Witzes, der Ueberredung, des gefälligen Vortrags, der äußerlichen Einschmeichelei besitzen, können schädliche Projekte annehmlich, heilsame

Ent-

Antwortbriefe verfertigen, weil im fortlaufenden Gespräche nicht der, welcher die triftigsten Gründe, sondern der, welcher die blendendsten Sophismen vorträgt, die Oberhand zu behalten pflegt. Dies alles fällt weg, wenn jeder Minister einzeln in seinem Departement durch schriftliche Darlegung seiner Meinung an den Regenten berichtet; hier gewinnt die Freimüthigkeit, hier hilft kein Bonmot, hier kann sich keine Unwissenheit hinter hochtrabenden Worten verstekken, hier gilt es wirkliche Gründe, und die Sache selbst. Eine solche Methode kann freilich auch nur in einem solchen State von entschiedenem Nuzzen sein, wo der Regent die richtige Urtheilskraft, den schnellen Ueberblik, die genaue Landeskenntniß, und die rastlose Thätigkeit eines Friedrich's in sich vereinigt, welcher keine Antwort um einen Tag aufschob, sondern die Entscheidung pünktlich ausfertigte, die Vollziehung beschleunigte, und alle Mitwirker in Feuer sezte.

Wenn Friedrich neue Statsminister, Generale, Präsidenten oder andre hohe Räthe ernannt hatte, so ließ er sie nicht vor sich kommen, um den Handkuß oder andre steife Hofceremonien zu verrichten, sondern um sie von ihren Pflichten zu belehren, und zur Beobachtung ihrer Schuldigkeit zu ermahnen. Er diktirte ihnen gewöhnlich in ihre Schreibetafel, was sie zu ihrer Richtschnur zu befolgen hätten, und warnte sie vor den Mißbräuchen, die ihm bekannt geworden waren.

Auf

Auf die Anfragen seiner Minister und Generale antwortete er entweder mit einigen Worten, die er an die Seite des Berichts oder Briefes schrieb, welches man Randglossen nennt, oder durch besondre Verfügungen, die von den Kabinetsräthen nach seiner Angabe aufgesezt, von ihm zuweilen mit eigenhändigen Zusäzzen, und allemal von seiner Unterschrift begleitet wurden. Seine Randglossen waren oft bitter, heftig, satirisch und spöttisch, besonders an solche Personen, die ihm Ursache oder doch den Schein zum Mißtrauen gegeben hatten. Manche Vorstellung von hohen Leuten, auf die er nicht viel hielt, fertigte er ganz kurz mit dem Spruch: dummes Zeug, auf immer ab. An den Rand eines Vorschlages zu einer neuen Verordnung schrieb er einst: „schon wieder eine Verordnung, man schreibt „sich bald die Finger ab, mehr Exekution und „weniger Verordnung.“ Einem Staatsminister, der eine Beschwerde wider einen Kriegsrath einreichte, und einen andern, vielleicht einen Günstling an seine Stelle empfahl, antwortete Friedrich: „ich approbire nicht so oben hin, sondern ich muß „die Umstände zuvor wissen. Warum wollen „sie den Wek (weg) haben? Was hat er gemacht? „Ist er krank, was fehlt ihm? Was für Krankheit „hat er? Und was ist das für ein junger Bursche, den sie wieder in seine Stelle nehmen „wollen? schikt er sich dazu? Hat er was gelernt? „und versteht er was? Ueberdem ist dorten bei „dem Cameral-Wesen nicht viel zu thun, und kann

„der

„der alte so gut da bleiben, als ein solcher junger „Mensch; welches ich auch hierdurch zu erkennen „geben wollen.“ Der soldatische, rauhe Stil Friedrichs schmerzte zwar Anfangs manchen angehenden Minister und Geschäftsmann, doch in der Folge wurde es jeder gewohnt; und da hieraus weiter keine königliche Ungnade folgte, sondern Friedrich sich nur damit begnügte, seine Herzensmeinung ohne Schminke und ohne Verschleierung derb und offen gesagt zu haben, so machten seine harten Randglossen weiter keinen Eindruk mehr; lächelnd zeigte oft ein Minister dem andern die empfangne derbe oder spöttische Abfertigung; sie trösteten sich zusammen, legten die königliche Antwort zu den Akten, befolgten den Inhalt, und vergaßen die Einkleidung. So viele Briefe, Anfragen, Berichte, Suppliken und dergleichen er auch zu beantworten haben mochte, so schob er nichts auf den folgenden Tag auf; und verhinderte ihn die Handgicht am Schreiben, so ließ er statt seiner Unterschrift ein besondres Kabinetssiegel darunter drükken, wobei ein Rath bezeugte, daß dies auf Befehl des Königs geschehen sei. Seine Minister und Präsidenten wählte er gewöhnlich selbst. Er irrte sich hiebei zuweilen, indem er einige Leute zu den höchsten Stellen erhob, die dieses Vorzugs nicht würdig waren, oder indem er sich manchmal bei seiner Wahl durch unbedeutende Gründe, durch einseitige Ansichten leiten ließ. Aber doch verdient Friedrich's Verfahren auch in diesem Stükke Bewunderung und Billigung, wenn man es

genau-

genauer zergliedert. Ein König hat zwei gleich mißliche Fälle vor sich, er muß entweder selbst solche Personen wählen, die er zum Theil nicht gehörig, zum Theil gar nicht kennt, oder er muß blindlings den Empfehlungen Andrer trauen, die, so rechtschaffen sie auch übrigens sein mögen, dennoch zu viel Rüksicht auf Verwandtschaft, Konnexionen, Privatabsichten u. s. w. nehmen, und leicht in Versuchung kommen, unfähige Leute vorzuschlagen, und verdienstvollere zurükzusezzen. Unter diesen beiden Uebeln glaubte Friedrich das kleinste zu fassen, unter diesen beiden Abwegen hielt er sich für sicher, am erstern auf der rechten Bahn zu bleiben, wenn er seinen eignen Augen traute, und seinem eignen Urtheile folgte. Er übte sich im Errathen, das heißt, in der Kunst, aus kleinen augenbliklichen Handlungen auf die ganze Beschaffenheit des Kopfes und Herzens der Menschen zu schließen, sich aus einzelnen Zügen, oft aus einem Strich das völlige Bild einer Person zusammenzusezzen. Und hat es Jemand in dieser Vermuthungswissenschaft weit gebracht, so war er es; er besaß die feinste Menschenkenntniß, er urtheilte nicht nach jenen trügerischen und willkührlichen Bestimmungen der äußern Physiognomik, sondern er besaß ein richtiges Gefühl, um in den Reden und Handlungen Andrer den karakteristischen Punkt zu treffen, und die gleichgültigen Nebensachen abzusondern, die über die Talente und Gesinnungen nichts entscheiden. Hierzu kam, daß arbeitsscheue und prunkliebende Günstlinge sich eben nicht zu der

Ehre,

Ehre, unter Friedrich Minister zu werden, herum drängten. Denn er hielt seine Geheimräthe bloß zur Schau, und nur, um den Namen zu führen, sondern sie mußten ihrem Berufe Gnüge thun; er überhäufte sie mit so vielen Aufträgen und Geschäften, sie mußten so viel berichten und untersuchen, daß sie ihrer hohen Würde eben nicht sehr froh wurden, sich vielmehr öfters im eigentlichen Sinne krank arbeiteten.

Von seinem Staate hatte Friedrich eine genaue und ausgebreitete Kenntniß. Alle die Sachen, welche zum Kriegswesen gehörten, die Bevölkerung und die Finanzen betrafen, leitete er selber; über die andern führte er die Aufsicht. Die Vermehrung der Volksmenge schien in den ersten Jahren seiner Regierung, wo freilich die Kriege mit dem Hause Oestreich seine ganze Aufmerksamkeit erforderten, nicht besonders seine Sorgfalt auf sich zu ziehen. Sein Vater hatte 1734 die Verfertigung der Geburts- und Sterbelisten eingehen lassen. Friedrich fand daher kein Tabellenwerk mehr im Gange. Zuerst 1747 wendete er seinen Blik hierauf; die Sache kam aber von 1758 nicht in Ordnung, wurde durch den 7jährigen Krieg unterbrochen, und erst nachher aufs lebhafteste betrieben. Von dem Hubertsburger Frieden an wurden doppelte Verzeichnisse verfertiget, eins von dem geistlichen Departement, und ein andres vom General-Direktorium, welches zu dem Ende alle Jahre besondre Volkszählungen durch die bürgerlichen Behörden veranstalten ließ. Dieser Gegenstand

stand lag dem Könige jezt so sehr am Herzen, daß er die Tabellen kaum erwarten konnte. Der Ueberschuß der Gebornen erwekte ihm die innigste Freude; fehlte er aber bei einer Provinz, oder war nicht groß genug, so forschte er ernstlich nach den Ursachen, und suchte sie zu heben. Von 1783 an wurde er überhaupt ein Freund des Tabellenwesens, weil es allgemeine und schnelle Ueberblikke gewährte. Er ließ sich jährlich von den Provinzen, Kreisen und einzelnen Städten Tabellen über den Zustand des Gewerbes, der Fabriken, des Viehes, der Privat- und öffentlichen Gebäude einreichen; andre Tabellen mußten ihm über die Abgaben, Domänen, Regälien und deren gesammte Anwendung vorgelegt werden. Dadurch wurde er mit seinem Lande bekannt, konnte selbst große Entwürfe machen, und die von Andern gemachten gehörig beurtheilen. — Seine Liebe und seine Sorge für eine unparteiische Gerechtigkeitspflege sind bekannt, und seine Aussprüche, die er 1779 wegen der Müller Arnoldischen Sache selbst in die Zeitungen sezzen ließ, eines Königs würdig. „Der geringste Bauer, ja, was „noch mehr ist, der Bettler ist eben so „wohl ein Mensch, wie seine Majestät, „und es muß ihm alle Justiz wiederfahren. Vor der Justiz ist der Prinz dem „Bauer gleich.“ Die Todesstrafen schränkte er sehr ein, ob er sie wohl nicht ganz aufhob, und darum vermehrten sich grobe Verbrechen nicht, wie unphilosophische Kriminalisten, die alles mit Rad und

Galgen

Galgen bestraft wissen wollten, befürchteten, sondern sie nahmen sichtbarlich ab. Gegen zweierlei Vergehungen, die ehemals vorzüglich gebrandmarkt waren, bewies sich Friedrich höchst gelinde, und setzte sich dadurch einer verschiednen Beurtheilung aus; diese waren Selbstmord und alle Ausbrüche der Unkeuschheit. Den Selbstmord hielt er für kein Verbrechen, das die Strafe der Obrigkeit verdiene, weil es ein Unrecht sei, welches der Mensch sich selbst anthue, eine Folge eines zerrütteten Verstandes, eines mit Verbrechen beladenen Gewissens, irreligiöser Grundsätze oder großer Unglücksfälle; sodann weil der Schimpf nicht den Thäter, sondern eine unschuldige Familie treffe; und weil kein Gegenstand der Gerichtsbarkeit mehr vorhanden wäre, außer ein gefühlloser Leichnam, gegen welchen zu wüten nur Thorheit und Unvernunft verrathe. Es sei auch nicht zu besorgen, daß Gelindigkeit hierin andre zur Begehung des Selbstmordes reizen werde; denn die Liebe zum Leben, und die Furcht vor dem Tode wären stärkere Schutzmauern gegen diese Ausschweifungen, als alle Strafen. Bis hieher verdient Friedrich's Verfahren durchgängiges Lob, und sein Urtheil völligen Beifall; aber nicht so seine Meinung, die er zuweilen gegen seine Gesellschafter, oder in trüben Stunden schriftlich äußerte. Er schien dann den Selbstmord für erlaubt, ja sogar für ein Zeichen von Muth und Seelenstärke zu halten. Es ist jezt auch völlig als historische Thatsache bestätiget, daß er während des 7jährigen Krieges

Gift,

Gift, als das letzte Hülfsmittel gegen das äußerste Unglück, bei sich getragen hat. Noch nach seinem Tode hat man es eingepakt gefunden. Dem wahren Philosophen wird der Selbstmord immer als Verzweiflung, als Frucht der Schwäche, als Wirkung eines verdüsterten Verstandes und eines feigen Herzens vorkommen. Tragen und Ausdauern ist Stärke; Fliehen und Entlaufen aber Muthlosigkeit. Man kann einen Selbstmörder bedauern, und unter gewissen Umständen entschuldigen, ihn jedoch nie als einen Weisen und Helden rühmen, mag er auch ein Brutus oder Kato sein. Es ist daher ein größeres Ruhm für Friedrich, daß er sich bei den gehäuftesten Unglücksfällen mit standhafter Seele über seine Widerwärtigkeiten erhob und dem Pflichtgebote der besonnenen Vernunft gehorchte, als wenn er aus feiger Verzagtheit den augenblicklichen Aufwallungen einer erschrekten und betäubten Einbildungskraft nachgegeben hätte. — In einem andern Stükke zeigte der König eine gleich große Nachsicht, wo der Moralist und der Freund der bürgerlichen Ordnung schwerlich mit ihm zusammenstimmen möchte; er ahndete die Ausschweifungen der Wollust für keine Sache, welche Schande, Ahndung und Einschränkung durch öffentliche Staatsvorkehrung verdienten; er sahe es nicht einmal gern, wenn Offiziere und Diener, die ihm nahe standen, sich verehlichten, weil er glaubte, daß die Verheirathung den Eifer für den Dienst erkalten lasse, und er verachtete Menschen von feinen Sitten in Absicht des Geschlechtstriebes

Uebel eben nicht, wenn sie sonst Verdienste hätten, in ein fährte zuweilen Reden, die für leichtsinnige Gemüther verderblich wurden, indem die Worte eines Königs sich weit verbreiten, und immer einigen Eindruk machen. Friedrich hatte die lobenswerthe Absicht, den Kindermord zu verhüten; aber theils erreichte er seinen Zweck doch nicht auf eine beträchtliche Art, theils ging er auf der andern Seite zu weit, und veranlaßte durch eine zu große Gleichgültigkeit, daß die Schranken der Mäßigung der Leidenschaften durchbrochen, und der Zügellosigkeit Thür und Thore geöfnet wurden. Es kann nicht geläugnet werden, daß die Achtung für reine Sitten, und der Abscheu vor frecher Befriedigung des Geschlechtstriebes unter Friedrich's Regierung sehr gesunken ist, und daß sich bis zu den niedern Ständen herab, bis zum Landvolke Schamlosigkeit und Abstumpfung des Gefühls für Schande mehr verbreitet hat. Die Vermehrung einer frevelhaften Denkungsart in der Unzucht führt zur Trunkenheit, zu Diebstählen, zur Untreue im Dienste, zur Vernachlässigung der Amts- und Hauspflichten, und hat ein Heer von neuen Lastern zum Gefolge, welches dem Staate auf mannigfaltige Weise zum Nachtheile gereicht. Die obrigkeitliche Sorge für die Reinigkeit der Sitten ist daher nöthiger und wichtiger, als Friedrich glaubte. Ein Regent mag immerhin gelinde gegen die Uebertreter der Keuschheit verfahren; er muß aber, wenn ihm das allgemeine Wohl am Herzen liegt, Sittsamkeit durch

gesez-

gesetzliche Anstalten ehren, Zucht und Ehrbarkeit durch sein eignes Beispiel, durch seine Reden, durch seine Behandlung derer, welche ihn umgeben, in hoher Achtung erhalten, und ein ungezügeltes, sittenloses Leben auch an dem fähigsten und talentvollsten Statsmanne mit Mißbilligung, mit Verachtung, mit Abscheu laut brandmarken.

Bei seiner Wohlthätigkeit verfuhr Friedrich, einige Sonderbarkeiten ausgenommen, höchst weise. Er war karg im Kleinen, und freigebig im Großen. Eigentlichen Bettlern, sie mochten ihr mündlich ausschreien, oder schriftlich behelligen, gab er wenig oder nichts; ein halber, oder ganzer Gulden, aufs mehrste einige Thaler waren alles, was er ausspendete. Hingegen den nothleidenden Provinzen, abgebrannten Städten, überschwemmten Dorfschaften, und dem verschuldeten Adel kam er durch Tonnen Goldes, durch Millionen, durch eine unerschöpfliche Mildthätigkeit zu Hülfe. Dem Armenwesen in den Städten schenkte er ebenfalls ansehnliche Summen. Alle Neujahr ließ er in Berlin durch die Prediger 4000 Thaler austheilen, wobei er befahl, daß man nicht die Faulheit des Straßengesindels unterstützen, sondern daß man verschämte Hausarme, betagte Wittwen und Wittwer, unerzogne Waisen, Betrogne, die durch Hinterlist oder Unterdrükkung um ihr Vermögen gekommen wären, ja reich bedenken sollte. Dem Armendirektorium schenkte er von 1775 an 79000 Thaler, und den Französischen Kolonien übersandte er ebenfalls von Zeit zu

Zeit

Zeit Summen von 6000, 10,000 u. s. w. Thalern. Für Zueignungen von Büchern der Gelehrten gab er nichts; bloß der Professor Garve, und der Breslauische Rektor Arletius haben einige hundert Thaler Geschenke erhalten; die übrigen mußten sich mit höflichen königlichen Handbriefen begnügen. Hierin ist im Ganzen genommen gewiß nichts zu tadeln. Die Zahl der Dürftigen, oder der Zudringlichen ist endlos: ein König könnte die vollgefülltesten Schatzkammern erschöpfen, und doch nicht den hundertsten Theil befriedigen. Gütigkeit gegen Einige ist Ungerechtigkeit gegen Alle. Der Fürst ist nicht berufen, Bettler zu beschenken, sondern sich durch allgemeine Anstalten, durch königliche Milde gegen ganze Gemeinheiten, und durch Belohnung derer, die sich um den Stat im Großen verdient machten, den Namen eines Wohlthäters zu erwerben. Dies alles that Friedrich mehr als irgend ein Monarch vor ihm; und ihm gebührt daher der Vorzug vor allen gütig gepriesenen Fürsten, die Tausende an Hofschranzen und Günstlinge verschwenden, welche von ganzen Provinzen erpreßt sind. Friedrich stellte außerdem Beweise von Dankbarkeit auf, die man in Republiken zuweilen, in Monarchien noch gar nicht gesehen hatte; er ließ dem Großkanzler von Kocceji in der Lindenstraße, und den vier großen und ruhmwürdigen Feldherren, dem Feldmarschall Schwerin, dem Generallieutenant Winterfeld, dem General von der Kavallerie Seidlitz, und dem Feldmarschall Keith auf dem Wilhelmsplatze marmorne

Bildsäulen errichten. Die Geschichte seiner Feldzüge, die er selber beschrieben hat, enthält rührende Gefühle der Erkenntlichkeit, und er gibt es als Zwek seiner historischen Schriften an, daß er die tapfern und lobenswürdigen Thaten habe verewigen wollen, wodurch sich seine Officiere die Unsterblichkeit errungen hätten. Indessen so wie auch der weiseste Mensch nicht frei von Irrthümern ist, so war auch Friedrich nicht frei von Eigensinn und vom Paradoxen. Er schien zuweilen etwas darin zu suchen, daß er die Erwartungen einzelner verdienter Männer und des ganzen Publikums täuschte. Er stellte sich manchmal, als hätte er den würdigsten Mann, der auf baldige Auszeichnung die gerechtesten Ansprüche hatte, ganz vergessen; und lange hinterher, wo es Niemand mehr glaubte, erhob er ihn erst. Manchen, der es nicht nöthig hatte, und der nicht viel darnach fragte, wurde mit Geschenken überschüttet; der Edle hingegen, der dessen bedurfte, ging leer aus. Viele, die freilich nicht zu den Verdienstlosen gehörten, sahen sich mit Ordensbändern geschmükt; aber Andre, die in jeder Absicht weit vor ihnen hervorragten, erhielten diese Ehrenzeichen nicht. Oft sahe er dieß selbst ein, und da ließ er sich merken, als wenn er es einer gewissen Vorherbestimmung oder dem Spiele des Glüks zuschriebe. Oft mochte er vielleicht die wohlgemeinte Absicht dabei haben, die Menschen nicht habsüchtig zu machen, sie mehr aus Liebe zur Pflicht, als aus Gewinnsucht bei ihren Handlungen zu leiten. Bald wollte er durch das Unerwartete über-

überraschen, und größere Eindrükke hinterlassen. Bald aber war es bloße Grille, wirkliche Herrscherlaune.

Friedrich hatte, wie viele seiner Vorfahren, eine feurige, hizzige Natur, und war des schnellsten und aufbrausendsten Zornes fähig. Dies ist nicht zu verwundern. Alle Menschen von Muth und Kraft, von muntrer Thätigkeit, von lebhaftem Gemüthe sind mit Anlagen zum Zorne ausgerüstet, und ohne die Heftigkeit, mit welcher sie leicht in Unwillen ausbrechen, würden sie auch das Gute nicht unternehmen, wozu eine besondre Geistesstärke erfordert wird. Es gereicht dem Könige Friedrich zur Ehre, daß er seinen Zorn zu beherrschen wußte, daß er nie seine Vernunft von ihm verdunkeln ließ, daß er von Rachsucht entfernt blieb, und daß er sich zu keiner Zeit bis zu dem Grade vergaß, wie sein Vater, welcher gegen seine eigne Familie wüthete, welcher einst bei Tische auf seine älteste Tochter das Messer zukte, um es ihr in den Leib zu stoßen, und welcher gegen Andre vollends keine Schonung bewies. Empörende Auftritte der Art beflekken Friedrich's Andenken nicht; und wenn er einmal in der Hizze Jemanden zu nahe trat, so machte er es in der Folge wieder gut. Oft stellte er sich auch bloß zornig, ohne es zu sein, weil er es für nöthig hielt, die Pflichtvergeßnen durch Furcht zu schrekken. Sein Aufbrausen war nicht immer für die, welche es traf, nachtheilig; er behielt Diener, über welche er seine bitterste Galle ausgegossen hatte, oft gerade am

längsten um sich, und gab ihnen Beweise der Traulichkeit. In vielen Fällen übte er dagegen eine seltne Geduld und Sanftmuth, so stark die Veranlassungen zum Zorne sonst waren. Eine liebenswürdige Eigenschaft war es übrigens an ihm, daß er sich bei seinem Zorne doch von jener fortdauernden Uebellaunigkeit, von jenem mürrischen, verdrießlichen Wesen frei erhielt, wodurch Unschuldige oft noch so lange hinterher die Folgen des Zorns tragen müssen, und wodurch man sich selber auf eine lange Zeit zu allen Geschäften unbrauchbar macht. Hatte er seine Heftigkeit ausgeschüttet, so war es vorbei; er kehrte mit Fassung und Freundlichkeit zu seiner übrigen Gesellschaft zurük, oder sezte seine Arbeiten mit besonnenem und ungestörtem Geiste fort. Lebhafte Gemüther pflegen sich nicht zu verstellen, nicht mit ausstudirter Hinterlist zu Werke zu gehen. So fand es sich bei Friedrich. Er war offenherzig und freimüthig, redlich und ehrlich; er sagte seine Meinung von Personen und Sachen ohne Rükhalt heraus; und legte selbst seinen Feinden seine Forderungen und Absichten offen und männlich dar. Freilich schadete er sich zuweilen dadurch; denn da er, zugleich ein feiner Spötter, keine Thorheiten schonte, sie mochten von Kaiserinnen oder Königen, von Mätressen oder Lieblingen begangen sein, da er sich in seinen Reden und Schriften keinen Zwang anthat, so legte man manches zu seinem Nachtheil aus, was er eben nicht so böse gemeint hatte. Es ist bekannt, daß Elisabeth von Rußland bloß darum seine unversöhnliche

Fein-

Feindin wurde, und den 7jährigen Krieg mit weiblicher Rachsucht führte, weil er einige freimüthige Bemerkungen über ihre Liebschaften gemacht hatte. Sein gegebnes Wort hielt er pünktlich; und seine Zusagen erfüllte er treulich. Hatte er etwas vergessen, so nahm er Erinnerungen daran wohl auf. Als Kronprinz hatte er 1738 von dem Bürgermeister Lizmann zu Ruppin 1000 Thaler geliehen, nach einigen Monaten 472 Thaler 6½ Gr. zurükgezahlt, das übrige aber stehen lassen. Der Gläubiger, welcher 1752 starb, schwieg beständig. Seine Erben verhielten sich ebenfalls eine lange Zeit ruhig. Erst 1782, also 44 Jahre nachher, brachten sie die Schuldforderung von 527 Thlr. 17½ Gr. in Anregung. Friedrich erkannte die Richtigkeit der Sache, ließ das Kapital nebst den aufgelaufenen Zinsen mit 1682 Thalern 17½ Gr. auszahlen, und bemerkte, daß es allein die Schuld der Erben sei, daß die Bezahlung nicht früher erfolgt wäre. Eben so hat er alle kronprinzlichen Schulden erstattet; und es ist eine Verleumdung, wenn das Gegentheil behauptet wird.

So sehr Friedrich verlangte, daß man seinen Worten glaube, so wenig traute er den Gesinnungen Andrer, sie mochten Könige oder Privatleute sein. Stets war er gegen fremde Staten mit Argwohn erfüllt, stets hatte er den Verdacht, daß selbst ungefähre Zufälle künstlich angelegte Plane gegen ihn wären. In diesem Mißtrauen ging er in der That zu weit, eben so, als in der schlechten Meinung, die

er

er von der Ehrlichkeit seiner eignen Beamten und Diener hatte. Schon in seinen frühern Jahren war er wider Baumeister, Ingenieurs, Kanal- und Straßenaufseher, Kriegskommissäre u. s. w. eingenommen, und hielt wenige unter ihnen für ehrliche Leute. Oft waren die Menschen daran Schuld, weil sie wirklich große Betrügereien begingen; oft aber die Vorurtheile des Königs, weil er die Bauten übereilte, zu wohlfeile Anschläge verlangte, dumme Leute für die gewissenhaftesten ansahe, und eben dadurch den Unwissenden, den Boshaften, den Betrügern in die Hände fiel. Sein Mißtrauen nahm mit den Jahren zu, da er immer traurigere Erfahrungen von der Untedlichkeit eigennüzziger Beamten machte. Fast verstimmt wurde er, als 1781 einer seiner ersten Statsminister, der Vicepräsident des Generaldirektoriums von Görne, als der gröbste aller Betrüger erschien. Es befremdete In- und Ausländer, wie bei dem scharfen Blikke Friedrich's ein Minister solche Ränke hatte ausführen können, und dies zu einer Zeit, wo der königliche Eifer gegen den Großkanzler und die Neumärkische Regierung noch im frischen Andenken war. Wenn solchen Männern nicht mehr getraut werden konnte, wem sollte denn Friedrich sein Zutrauen schenken? Sein Unglaube an menschliche Tugend und Redlichkeit wurde von nun an immer merklicher. Er achtete die Zeugnisse der Statsminister nicht mehr, wenn er nicht selbst die Wahrheit erforscht hatte. Im Jahre 1782 antwortete er einem angesehnen Minister: „das muß

„ich

„ich glauben, ohngeachtet ich keine voll„kommne Ueberzeugung davon habe, „als des Herrn Staats Ministers Sein „atteſt.“ Und in eben dem Jahre: „das muß „ich vor guht annehmen, weilen ich das „Folk nicht kenne.“ In Kriegszeiten ſchien er ſogar aus den Unterſchleifen der Lieferanten nicht viel zu machen, wenn ſie nur mit Eifer und Schnelligkeit in Beſorgung der Magazine ſeine Operationen unterſtützen; es entfuhren ihm zuweilen ſelbſt Aeußerungen, als wenn er diejenigen für einfältige Tröpfe hielte, welche die Gelegenheit, ſich per fas et nefas zu bereichern, nicht benuzten, und als ob klug ausgedachte Streiche das Schändliche der Sache entſchuldigten. Er meinte, daß nur der Eigennuz die Triebfeder zur Thätigkeit ſei: aber dadurch zeigte er, daß er von der menſchlichen Natur eine verächtliche und ſchlechte Meinung hege. Er legte zwar der Ehrlichkeit einen hohen Werth bei, nur glaubte er ſie kaum mit des Diogenes Laterne finden zu können.

Eine vorzügliche Tugend Friedrich's war die Verſöhnlichkeit. Er vergaß die heftigſten Beleidigungen, die ſeine Perſon betrafen; niemals opferte er das öffentliche Wohl den Leidenſchaften ſeines Privathaſſes und ſeines Zornes auf; niemals führte die Rachſucht bei ſeinen Berathſchlagungen den Vorſiz, wie doch ſo häufig in den Kabinetten der Großen geſchieht; gegen die bitterſten Satiren, gegen die beißendſten Schmähſchriften zeigte er eine

Gleichgültigkeit, die man bis dahin bei den Kronenträgern noch gar nicht, selbst bei Philosophen nur selten gefunden hatte. Friedrich ließ jeden von seiner Regierung denken, was er wollte, und sprechen oder schreiben, was ihm einfiel; wenn er sonst seine Pflicht als Bürger und Unterthan erfüllte, so wurde auf seine Meinungen nicht geachtet; nur gesezwidrige Thaten hatten die Ahndung der Gerichte zu fürchten, Worte und Räsonnements waren frei. Friedrich verbot nicht einmal den Verkauf tadelsüchtiger und schmähender Schriften; er ließ es sich keinen Groschen kosten, die Urheber derselben in seine Gewalt zu bekommen, und er bestrafte sie nicht, wenn sie ihm auch bekannt waren. Hierdurch sorgte er für seinen Ruhm weit edler, und weit sicherer, als alle jene stolzen Regenten oder ihre herrschsüchtigen Stellvertreter, deren gekränkte Eitelkeit das leiseste Murren gegen ihre Anordnungen oder Machtstreiche mit grimmiger Wuth als Majestätsverbrechen bestraft, oft Preise von vielen tausend Thalern oder Goldstükken ausseзt, um vorlaute Tadler, zuweilen selbst achtbare Wahrheitsfreunde auszuforschen, und das unwürdige Vergnügen einer kleinlichen Rache zu genießen. Diese Strenge verfehlt dennoch des Zweks. Es wird nun erst ein allgemeines Aufsehen erregt; unbedeutende Schriften, von denen nur wenig Menschen Kenntniß bekommen hätten, erhalten eine gewisse Wichtigkeit; und der Regent, welcher derb oder satirisch gesagte Wahrheiten mit Ketten und Banden bestraft, scheint die Richtigkeit des Tadels selber einzu-

einzugestehen; denn, wer da zuschlägt, wo er widerlegen sollte, der erklärt vor aller Welt, daß seine Sache ungerecht sei, und durch vernünftige Gründe nicht vertheidigt werden könne. Friedrich's Gelindigkeit hingegen brachte ganz andre Wirkungen hervor. Die ärgsten Pasquille machten keinen Eindruk; in wenig Tagen oder Wochen waren sie vergessen, der vernünftige Theil des Publikums würdigte sie keiner Aufmerksamkeit, und selbst der Pöbel sprach nicht weiter davon. Die Zahl solcher Schriften verminderte sich, weil es sich nicht der Mühe verlohnte, und nicht die Kosten einbrachte, sie gedrukt zu haben: kamen aber einige Bücher, die das Ansehn von Gründlichkeit hatten, wider den König zum Vorschein, so waren alsbald nicht gedungne Söldner, sondern edle Vaterlandsfreunde bereit, die Gegner durch Prüfung und Beleuchtung ihrer Meinungen zurechtzuweisen. Und so hat Friedrich's Ehre auf die glorreichste Art über allen Tadel der Unwissenden oder Uebeldenkenden gesiegt; und er hat allen Regierungen ein hohes Muster zur Nachahmung aufgestellt: freilich aber gehört dazu auch das Bemühen, nur nach weisen Gesezzen herrschen zu wollen; wo ein Fürst das Selbstbewußtsein von der Güte seiner Regierung hat, da werden alle Pfeile des Wizzes und des Mißvergnügens zurükprallen. Es ist gewiß allemal ein schlimmes Zeichen, wenn der Gewalthaber seine Ehre nicht anders mehr retten kann, als daß er seine Rache an Flugschriften und deren Verfassern austoben läßt.

Friedrich liebte überhaupt das Wahre, das Reelle, das Gegründete, mochte nichts scheinen, durch nichts Ehrfurcht erzwingen, als durch persönliche Verdienste. Daher haßte er alle Schmeicheleien, alle Ehrenbezeugungen, die von kriechenden Schmarozzern veranstaltet werden wollten, nahm so wenig Gratulationskarmina, als Kniebeugungen an, ließ leztere vielmehr, die in einigen Schlesischen Gegenden von dem an Sklaverei ehemals gewöhnten Landvolke gegen ihn beobachtet wurden, von der Kanzel verbieten, redete bald *) ernsthaft, bald spottend von der Thorheit und dem Unsinn derer, welche die Könige Ebenbilder Gottes nennen, unterbrach die gewöhnlich nichts sagenden komplimentvollen Anreden neuer Gesandten durch die Frage nach dem Befinden ihrer Herren, und floh überhaupt das Geräusch der Hauptstädte und der Hofgesellschaften, weil er nichts von der Eitelkeit und der Leerheit kleiner Fürstengeister besaß, die sich zur Ausfüllung

*) In einer Unterredung, die er 1777 mit dem bekannten Philosophen Sulzer über verschiedne philosophische Gegenstände hielt, sagte er auf eine rührende Art hierüber: „Wenn es mir glükte, alle meine Unterthanen in einen vollkommnen Wohlstand zu versezen, so würde ich doch nur auf einen sehr kleinen Theil dieser Erdkugel, welche wiederum nur ein unendlich kleiner Theil des ganzen Weltalls ist, gewirkt haben. Wie könnte ich so verwegen sein, mich mit jenem Wesen zu vergleichen, welches dieses unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält!“

füllung der Langenweile in die Betäubungen der ermüdenden, steifen und herztödtenden Galla's, Kouren und andrer Armseligkeiten, Festivitäten genannt, hineinstürzen. Friedrich unterwarf sich diesem äußern Pomp zuweilen auch, aber nicht aus Neigung, sondern nur aus Pflicht, weil die Würde eines Monarchen dies erforderte. Dagegen zog er sich in die Stille der Einsamkeit, in sein friedliches Sanssouci zurük, wo er wie ein Privatmann auf dem Lande lebte; denn die Anmuth der freien Natur und des ländlichen Lebens hatte für ihn die größten Reize, und dies ist ein deutliches Kennzeichen seines für sanfte Empfindungen empfänglichen Herzens, seines für edlere Vergnügungen eingenommenen Geschmaks, und des für ernstere Beschäftigungen gestimmten Geistes. Hier führte er keineswegs das beschauliche Leben eines müßigen Einsiedlers, sondern das thätige eines Philosophen und eines Geschäftmannes. Er las, schrieb, dichtete, philosophirte; doch immer in Bezug auf seine Regentenpflichten. Er berührte nur die Blumen solcher Wissenschaften, die ihn zu Erfüllung seines hohen Berufs stärken, erwekken, oder die ihm eine angenehme Erheiterung gewähren konnten; er drang nicht so tief in sie ein, als der Gelehrte, der weiter keine Bestimmung kennt, als diese; denn er war fest überzeugt, daß jeder die Rolle, welche ihm die Natur oder das Geschik aufgetragen habe, so gut als möglich spielen müsse. Daher gab er sich mit solchen Gegenständen gar nicht ab, die nur auf bloßem Wissen beruhen, mit den Regentgeschäften

schäften gar nichts gemein haben, und leicht den Geist ganz in die Tiefen der Spekulation hineinführen; solche, wie die Sternkunde, Mathematik und Naturlehre sind. Er erwählte den ländlichen Aufenthalt, und das Studium der Philosophie, der Geschichte, der Poesie, der Literatur, um seinem Geiste mehr Nahrung und Energie, seinen Neigungen mehr Richtung aufs Große und Erhabne, und sich überhaupt mehr Vollkommenheit zu Führung seiner Geschäfte zu geben. Nichts war also für das ganze Land nüzlicher und wohlthätiger, als diese ländliche Einsamkeit, wo Friedrich von keinen Kabalen der Höflinge, von keinem Sturme aufgeregter Leidenschaften, von keinen Zerstreuungen der Hauptstadt verhindert wurde, sich immer mehr auszubilden, über den Umfang seines Berufs nachzudenken, und sich die nöthige Heiterkeit zu erhalten, um zu regieren, wie noch wenig Könige regiert haben. Nirgends zeigte er sich zugleich liebenswürdiger, angenehmer und wohlwollender, als in dem Cirkel seiner literarischen Freunde in Sanssouci, wo er nach geendigten Geschäften ganz den König vergaß, und sich nur dem Erguße lehrreicher oder ergözzender Gespräche, und den Empfindungen der Freundschaft überließ.

Das Bewundernswürdigste an Friedrich ist noch dieses, daß er seinen Karakter bis zum höchsten Alter durchgeführt, seine einfache, geschäftsvolle, seltne Lebensweise bis zum Tode fortgesezt, und bis zum lezten Ueberrest seiner Besinnung weder aus

Ermat-

Ermattung der Kräfte, noch aus Ueberdruß an Arbeiten, weder aus Schwachheit der Natur bei zunehmenden Jahren, noch aus Gefühl des Schmerzes bei einer 11 monatlichen Krankheit die geringste Aenderung in seinen Neigungen, Gewohnheiten, Beschäftigungen vorgenommen hat. Er blieb sich selber bis zum Ende gleich. Ungeachtet er von der Wassersucht ergriffen, und von der Geschwulst an den Füßen belästiget war, ungeachtet er die lezten fünf Wochen kein Bette vertragen konnte, sondern Tag und Nacht in einem Lehnstuhle zubringen mußte, so beklagte er sich doch niemals über seine außerordentlichen Leiden, unterließ so wenig seine Regierungsgeschäfte, als seine Lieblingsstudien und Unterhaltungen, war heiter und ruhig in seinem Gemüthe, und sprach angenehm, verständig und freimüthig, wie sonst, über die Zeithegebenheiten, über alte und neue Geschichte, über alle Zweige der Literatur, über den Landbau und die Gartenpflege. Bis zum Abende des 15. Augusts 1786 wurde seine Thätigkeit auch von den stärksten Anfällen der Krankheit nicht unterbrochen; er diktirte am Morgen noch so richtig durchdachte Depeschen, daß sie dem erfahrensten Statsmanne Ehre gemacht haben würden; und noch am Abende unterschrieb er alle von den Kabinetsräthen ausgefertigten Briefe und Befehle. Nur am 16. August unterlag er der Gewalt der Nothwendigkeit; nicht er verließ seinen Beruf, sondern die Natur verließ ihn; er verlor das Bewußtsein, erkannte die Umstehenden nicht mehr, konnte sich auf keine

Regie-

Regierungs-Sachen besinnen, die ihm seit 46 Jahren täglich am Herzen gelegen hatten; es kamen noch einige helle Augenblikke zurük; aber es waren im eigentlichsten Verstande nur Augenblikke; Unbewußtsein, Schlummer, Phantasien, abgebrochne, fast unverständliche Worte, wechselten mit einander ab; mir ist wohl, der Berg ist überstiegen, ich will mich ordentlich niederlegen, dies waren seine lezten Ausrufungen; das Röcheln verrieth noch einige Funken der verlöschenden Lebenskraft; 20 Minuten nach 2 Uhr des Morgens am 17. August endete er, ihm selber unvermuthet, und ganz unbewußt in Gegenwart des Leibarztes Selle, und des eben so unvergeßlichen Ministers von Herzberg seine große Laufbahn; er hörte auf, für die Erde zu athmen, um ewig in der Geschichte zu leben. Seine Fehler werden seinem Ruhme nicht schaden, können seiner Thaten Glanz nicht verdunkeln; sie sind die Schatten, welche die Lichtpartien des Gemäldes heben. Die Nachwelt würde die Erzählung seiner vollbrachten Unternehmungen für Fabel, die Schilderung seiner liebenswürdigen Eigenschaften für ein Ideal, und die Aufstellung seines Beispiels für einen schönen Roman, für eine zweite Cyropädie, bloß zum Unterrichte der Regenten erdichtet, halten, wenn nicht die ofne Darlegung seiner Vorurtheile, Irrthümer und Fehler seine Geschichte glaubhaft und gewiß machte. Nur dann ist die Zuverlässigkeit der Nachrichten von sterblichen Menschen dem Zweifel unterworfen, wenn

man

man nichts als Tugenden und Vollkommenheiten erzählt; und nur dann ist das Andenken eines Fürsten der Verachtung und dem Abscheu geweiht, wenn man nichts als Fehler und Laster von ihnen anführen kann. So nothwendig aber Disharmonien zur Hervorbringung eines das Ohr entzükkenden Wohlklanges sind, so unzertrennlich bleiben Fehlgriffe und Verirrungen mit den Aeusserungen der Thätigkeit endlicher Wesen verbunden. Niemals werden sich daher verständige Menschen durch Fehler abhalten lassen, dem Gedächtnisse Friedrich's und aller, die in ihrer Art Friedriche sind, mit Lob und Ehrfurcht zu huldigen, sobald große Eigenschaften ihre beigemischten Unvollkommenheiten bedekken.

15. Friedrich Wilhelm II.

1786 — 1797.

Eine vollständige, ganz aufrichtige, unparteiische und rüksichtslose Geschichte dieses in seiner Art nicht unmerkwürdigen Königs kann vor Ablauf eines halben Jahrhunderts eben so wenig erwartet, als geschrieben werden. Von den mehrsten Begebenheiten seiner Regierung sind nur erst die Außenseiten, die öffentlichen Wirkungen bekannt; aber die innern Triebräder, die geheimen Veranlassungen, die Plane, die Machinationen, die Absichten gewisser vielgeltenden Personen, die sein Vertrauen hatten, und die Statsmaschine in Bewegung sezten, liegen noch im Verborgnen; und ehe der Schleier, welcher diese Geheimnisse dekt, nicht weggehoben ist, eher kann Niemand eine über alle Zweifel erhabne, durch lauter sichre Data gegründete Geschichte von Friedrich Wilhelm II. dem ganzen Umfange nach liefern. Vergingen doch 48 Jahre nach Friedrich Wilhelm's I. Tode, ehe der einzige Umstand, wie groß sein hinterlaßner Schaz gewesen sei, aufgeklärt wurde: bis dahin hatten alle Schriftsteller, die auch noch so gut von den Preußischen Statssachen unterrichtet waren, nichts als Muthmaßungen, und zum Theil sehr abenteuerliche statt der Wahr-

Wahrheit ausgebreitet; so schwer hält es, und so viel Zeit ist oft nöthig, um unverdächtige, reine Thatsachen für die Geschichte zu gewinnen. Nicht zu gedenken, daß die Freimüthigkeit bei Erzählung solcher Vorfälle, wovon die Zeitgenossen noch leben, immer einigem Zwange unterworfen bleibt. Fast jeder Leser ist schon im voraus für oder wider eine Sache, die sich vor seinen Augen zugetragen hat, eingenommen; er bildet sich ein, daß nur seine Ansicht die einzig richtige sei, und bricht ohne Schonung den Stab der Verurtheilung über den Historiker, welcher ihm etwa die Kehrseite des Gemäldes vorhält. Der eine sieht alles im rosenfarbnen Gewande, und entrüstet sich über den leisesten Tadel, den entweder seine Denkungsart, oder seine Standesverbindung, oder die Gleichförmigkeit seiner Sitten und seiner Aufführung nicht vertragen mag; ein solcher thäte freilich besser, nur Leichenpredigten zu lesen. Ein andrer betrachtet alles mit griesgrämischem Gesicht; er hält auch das gerechteste Lob für Schmeichelei; diesem könnte man rathen, bloß gewisse Recensionen zu seiner Lektüre zu machen. Endlich gibt es bei aller Duldung, deren sich unsre Zeiten erfreuen, noch immer machthabende Menschen genug, die aus mancherlei Ursachen, die sie am besten wissen mögen, die Finsterniß mehr lieben, als das Licht, die es durchaus ungern sehen, und möglichst verhindern, daß diese oder jene Sache vor's Publikum gebracht, von allen Seiten beleuchtet, und nach Gründen der Vernunft beurtheilt werde. Taci-

tus ist es nicht allein, welcher sich bewogen fühlte, in seinen Geschichtbüchern I. 1. auszurufen: rara temporum felicitas, ubi sentire, quae velis, et quae sentias, dicere licet; o seltnes Glük der Zeiten, wo man denken darf, was man will, und sagen, was man denkt! Für jezt ist also weiter nichts möglich und räthsam, als die Ereignisse während der Regierung Friedrich Wilhelm's II. so weit sie weltkundig sind, zu beschreiben, und ihre besondern Veranlassungen, so wie eine genaue Karakteristik dieses Monarchen dem Fleiße und der Einsicht späterer Zeiten zu überlassen.

Friedrich Wilhelm II. war der Enkel des Königs Friedrich Wilhelm's I. und der älteste Sohn des Kronprinzen August Wilhelm's *). Er

*) Dieser Prinz, zweiter Sohn Friedrich Wilhelm's I. besaß eine sanfte, nachgiebige, liebenswürdige Gemüthsart, wußte sich in die Launen und Eigenheiten seines Vaters mehr zu schikken, als sein Bruder Friedrich II. und ward daher vom Vater zärtlicher geliebt. Gern hätte ihm Friedrich Wilhelm I. die Krone mit Ausschließung des großen Friedrich's zugewendet; gern hätte er ihn wenigstens zum Herzoge von Kurland erhoben; aber beide Plane scheiterten. Auf eine gesezmäßige Weise wurde ihm in der Folge der Weg zum Throne gebahnt, indem ihn Friedrich den 30. Juni 1744 zum Kronprinzen ernannte. August Wilhelm hatte nicht die Entschlossenheit, nicht den festen Geist, nicht das große Genie Friedrich's; um desto mehr zeichnete er sich durch die Eigenschaften eines milden, friedlichen, humanen Herzens aus. Er

liebte

Er ward den 25. September 1744 geboren. Die Natur hatte ihn mit einem ansehnlichen Körper, und

 wenn

liebte die schönen Künste vorzüglich, besuchte häufig die Werkstätte der Künstler, und ließ sie in seiner Gegenwart arbeiten. Um seines edlen Karakters willen erwies ihm Friedrich nie die geringste Kränkung wegen des Vorzugs, den ihm der Vater gegeben hatte. Friedrich achtete und liebte ihn vielmehr, vermählte ihn 1742 mit seiner Schwägerin Louise Amalie, Prinzessin von Braunschweig, so daß beide Brüder zwei Schwestern zu Gemahlinnen hatten, und machte ihm 1745 mit dem Lustschlosse Oranienburg ein Geschenk. Nur ein einziges Mal brach ein kurzes Mißverständniß zwischen ihnen aus. Nach der unglüklichen Schlacht bei Kollin den 18. Juni 1757 sollte August Wilhelm mit einem Theile der geschlagnen Armee die Eingänge zur Lausiz an der Böhmischen Grenze dekken. Es wurden aber in Märschen und Stellungen solche Fehler begangen, wodurch der wichtige Paß von Gabel verloren ging, und ein weiterer Rükzug in die Lausiz nothwendig wurde. Der König Friedrich vereinigte sich bei Bauzen mit ihm, und bezeigte allen Generalen, seinen Liebling Winterfeld ausgenommen, die höchste Unzufriedenheit mit dem Vorgefallnen, wobei er sogar in die Aeußerung ausbrach, daß sie den Tod verdient hätten. Seinem Bruder machte er ein finstres Gesicht, und schrieb ihm unterm 16. Juli einen harten Brief. August Wilhelm verließ sogleich das Heer, ging anfänglich nach Dresden, sodann nach Oranienburg, und vertheidigte sich schriftlich bei Friedrich. Aus dieser 1769 gedrukten Korrespondenz erhellet, daß er nichts ohne sorgfältige Ueberlegung, nichts ohne gemeinschaftliche

Berath-

wenn gleich nicht mit seltnen, doch mit guten Anlagen des Geistes ausgestattet. An hohem Wuchse, an einer schön ins Auge fallenden Leibeslänge übertraf er den großen Friedrich bei weitem, wogegen er ihm an Seelenkräften sehr nachstand. Darum aber fehlte es ihm nicht an Genie. Daß man ihm eine sorgfältige Erziehung gegeben haben werde, läßt sich von selbst vermuthen. Der Hauptführer seiner Jugend war der Oberste, Graf von Borke, ein gebildeter Officier, und ein einsichtsvoller

Berathschlagung mit den Generalen unternommen hatte, daß aber der König durch den General Winterfeld vornämlich zum Unwillen gereizt worden war. Unparteiische Kriegskenner wollen jedoch dem Prinzen Unentschlossenheit zur Last legen. Seit dem lebte er eingezogen, und von allen Staatsgeschäften abgesondert zu Oranienburg, wo er an den Folgen eines ehemaligen Pferdesturzes bei der Belagerung von Prag 1744, vielleicht auch zum Theil mit aus Bekümmerniß über die letztern Kriegsvorfälle schon den 12. Juni 1758 im 36sten Lebensjahre starb. Friedrich, der sich bald wieder mit ihm versöhnt hatte, weinte ihm Thränen der wehmüthigsten Bruderliebe nach. Bald nach seinem Tode wurde ihm noch ein Sohn geboren, der aber nur einige Monate lebte. Ein andrer älterer Sohn, Friedrich Heinrich Karl, starb 1767, im 20sten Jahre an den Blattern. Es blieben von da an bloß zwei Kinder übrig; der König Friedrich Wilhelm II. und die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine, seit dem 4. Oktober 1767 Gemahlin des Prinzen Wilhelm's V. von Oranien.

voller Patriot. Unter ihm ließ sich der Professor des Joachimsthaler Gimnasiums Beguelin, als erwählter Lehrer des Prinzen, dessen geistige und sittliche Bildung sehr angelegen sein. Er machte ihn früh mit den Werken der Alten, mit den schönen Künsten und Wissenschaften, mit dem Studium der Kriegskenntniß bekannt, und suchte bei jeder Gelegenheit sein Gefühl für Edelsinn und menschliches Wohlwollen zu wekken und zu erhöhen. Im 14ten Jahre konnte er schon Virgil's Heldengedicht, die Aeneide, in der lateinischen Originalsprache mit ihm lesen. Wie zwekmäßig Beguelin diese Lektüre für seines königlichen Zögling's Lage einzurichten wußte, mag folgende Probe beweisen. Im Jahre 1758 ließ sich der bekannte Frankfurter Arzt, D. Krünitz dem Prinzen vorstellen, und überreichte ihm sein Stammbuch. Während einer lebhaften Unterhaltung mit anwesenden Französischen Kriegsgefangnen schrieb der junge Friedrich Wilhelm diese treffenden Worte Virgil's zum Andenken in's Stammbuch:

Animo repetentem exempla meorum,
Et pater Aeneas et avunculus excitat Hector.

„Denk' ich zurük an das Muster der Helden meines Geschlechtes,
„so entflammt mich mein Vater Aeneas, und Hektor, mein Onkel."

Allerdings hatte der Lehrer des Prinzen Aufmerksamkeit zuerst hierauf geleitet; aber es machte dem leztern

leztern Ehre, daß er die Stelle so genau behalten, und so passend angebracht hatte.

Die Tonkunst gewann Friedrich Wilhelm besonders lieb, er spielte die Gambe gut, und das Violonschell fertig. So wie Friedrich seine Flöte, so nahm er das Violonschell überall, selbst auf den Feldzügen zur Erheiterung mit sich. Er machte in Sprachen und in einigen Wissenschaften gute Fortschritte, und genoß in der Religion einen vernünftigen Unterricht; aber er besaß nicht den philosophischen Scharfsinn, nicht den festen Ueberblik Friedrich's; und da er in seinen Jünglingsjahren überhaupt mehr Geschmak am Schönen und Sanften, als am gründlichen Forschen fand, so ließ er sich hernach leicht durch Blendwerke von Günstlingen, die das Talent der Ueberredungskunst besaßen, täuschen, und zum Scheine statt der Wahrheit leiten. Güte und Wohlwollen machten die Grundlage seines Karakters aus, und Redlichkeit und deutscher Biedersinn stüzten sich auf selbige. Es muß jeden Gutdenkenden für ihn einnehmen, wenn er 1771 hierüber in einem Briefe an Voltaire, an welchen er als Prinz zuweilen schrieb, folgende Erklärung thut: „Um über die Zukunft ruhig zu werden, muß man „ein rechtschafner Mann sein. Das werde „ich immer sein; ich werde dadurch mein ganzes „Leben Ihren weisen Aufmunterungen Ehre machen, „und geduldig erwarten, bis sich der Vorhang hebt, „um in die Ewigkeit zu blikken." Von seiner Menschenfreundlichkeit und Humanität hat die Welt in

der

der That so unläugbare Beweise gesehen, daß ihm Niemand den guten Willen, Jedermann zu erfreuen und zu beglükken, absprechen kann. Aber eben so deutlich geht aus seiner Regierung, so weit sie bis jezt bekannt ist, die unbezweifelte Wahrheit hervor, daß es ihm an der Kraft, und an der Geistesstärke fehlte, seinen edlen Vorsaz immer in's Werk zu sezzen. Ein wirklicher Tadel, den kein parteiischer Lob- und Leichen-Redner je von ihm wird abwälzen können, ist der, daß er auf solche Personen, denen er ein gutes Herz zutraute, zu viel Vertrauen sezte; daß er ihre Absichten, ihre Vorschläge, ihre Vorspiegelungen nicht scharf genug prüfte; daß er dem, an welchem er eine edle Seite entdekt zu haben glaubte, unwandelbar anhing, und sich durch keine Vorstellungen in dieser Anhänglichkeit wankend machen ließ; daß er seine Gunstbezeugungen an Frauenzimmer und Lieblinge und deren Anhänger zu reichlich verschenkte, und da nichts Arges ahnete, wo er doch irre geführt und von der Wahrheit entfernt wurde. Freilich war die Quelle dieser Schwachheiten nicht unlauter, sie flossen aus seinem für Güte und Liebe gestimmten Herzen; aber die Wirkungen davon konnten natürlich nicht heilsam sein.

Schon sein Großvater, und nach selbigem sein Onkel hatten einen Geist der Ordnung, der Simplicität im Aeußern, der Prunklosigkeit, und der militärischen Pünktlichkeit angenommen, welcher sich auf alle Prinzen des königlichen Hauses fortpflanzte.

Dar-

Darum behielt auch Friedrich Wilhelm II, der sich sonst in mehrern Stükken von der Sparsamkeit der beiden lezten Vorfahren entfernte, vieles von ihrer edlen Einförmigkeit mit bei. Er trug gewöhnlich die Uniform des Garde-Regiments, oder einen schlichten blauen Rok mit metallnen Knöpfen. Er stand täglich Morgens um 6 Uhr auf, und kleidete sich gleich völlig an, welche Ordnung er bis den Tag vor seinem Tode beobachtete. Ohne alles Gefolge ging er häufig gegen Mittag zu Fuße in den Thiergarten spazieren, bloß in weiter Entfernung von einem Jäger begleitet; hier redete er gern im freundlichern Tone mit Kindern über Dinge, die sie interessirten, über ihre Aeltern, Spiele, Lehrstunden u. s. w. Seine Reisen geschahen gleichfalls ohne den Schwarm von Hofleuten, welche ehemals reisende Monarchen umgaben; er fuhr in einem halb offnen Wagen in Gesellschaft des Herzogs von Braunschweig oder irgend eines Generals; und nur wenige Wagen folgten oder gingen ihm voraus. Das einzige, was den König auszeichnete, war die außerordentliche Geschwindigkeit, womit er ohne Rükksicht auf Wege, Jahreszeiten, oder Wetter mehr flog, als reisete. Einst fuhr er Morgens 4 Uhr aus Breslau, und traf den andern Morgen um 9 Uhr in Berlin ein; das heißt, er hatte einen Weg von 40 deutschen Meilen oder 80 Stunden in 29 Stunden zurükgelegt, wobei er Tag und Nacht nicht aus dem Wagen gestiegen war. Man kann leicht denken, daß diese Art zu reisen den Landleuten, welche die Pferde dazu

dazu hergeben, und oft mehrere Tage auf den Vorspannplätzen warten mußten, höchst lästig fiel. Wurde ein Pferd auf immer unbrauchbar; so erhielt der Eigenthümer doch keinen Ersaz; nur in dem Falle, wenn es gleich todt niederstürzte, wurde ihm ein Almosen von 10 Thalern dafür ausgeworfen.

Friedrich Wilhelm richtete sich auch darin nach dem Beispiele seines Vorgängers, daß er den jährlichen Musterungen der Truppen selbst beiwohnte, und zu den bestimmten Zeiten in dieser Absicht seine Provinzen durchreisete. Eben so zog er an der Spizze seines Heeres in eigner Person mit in's Feld, und sezte sich allen Gefahren des Krieges, und allen Beschwerden des Wetters gleich dem gemeinsten Soldaten aus. Hatte er nicht die Feldherrntalente seines Onkels, so zeigte er doch einen persönlichen unerschrokenen Muth, der seine Armee ermunterte und zur Nachahmung reizte. Bei der kurzen Belagerung von Verdun im Anfange des Sept. 1792 stellte er sich bei einer Kanone so nahe an die Festung, daß eine feindliche Kugel kaum zehn Schritte von ihm niederschlug; dennoch ritt er auf die andre Seite, wo ihm das Nämliche wieder begegnete. Man kann aus dem Französischen Kriege mehrere Beispiele hievon anführen. Das gültigste Zeugniß von seiner kriegerischen Tapferkeit ist das, welches Friedrich der Große von ihm ablegte. Bei dem Rükzuge der Preußen im Herbste 1778 aus Böhmen führte er eine besondre Kolonne, welche von den leichten Truppen der Oestreicher,

und

und selbst von dem gefürchteten Grafen Wunnser in den Hohlwegen und engen Bergpässen unaufhörlich beunruhigt wurde. Friedrich Wilhelm aber griff die Feinde muthig an, schlug sie jedesmal in die Flucht, und entging allen Gefahren durch seine Herzhaftigkeit. Als er so seine Schaar wohlbehalten zur Hauptarmee heranbrachte, erwarb er sich den Beifall und die Zufriedenheit seines Onkels in einem solchen Grade, daß ihn dieser umarmte und ausrief: „Sie sind nicht mehr mein Neffe, sondern mein Sohn.“

Einige Monate nach seines Vaters Tode, und bald nach zurükgelegtem 14ten Jahre, wurde er von Friedrich zum Prinz von Preußen, das heißt zum Thronerben erklärt. Er hielt sich sodann mehrentheils in Berlin, zuweilen auch in Potsdam auf, begleitete seinen Onkel bei den gewöhnlichen Musterungsreisen, erregte durch seine Popularität und Menschenhuld große Hofnungen, gab viele öffentliche Concerte, wo er den gebildeten Bewohnern der Residenzen den Zutritt gestattete, bewirkte 1784 zum Besten dürftiger Wittwen von Tonkünstlern die Aufführung des Hendelschen Messias, und zeigte in allen Handlungen eine solche Herzensgüte, daß man die Liebeshabentener, deren einige bereits bemerkt wurden, entschuldigend übersah, und entweder glaubte, daß sie im ernsten Mannsalter aufhören, oder doch keinen nachtheiligen Einfluß in die Regierung haben würden. Uebrigens wurde er von Friedrich ziemlich eingeschränkt gehalten, aber an

seiner

seiner Bestimmung allmählig vorbereitet, nicht bloß zu den Waffenübungen an seiner Seite mitgenommen, sondern auch mit Männern umgeben, die ihn mit den Grundsätzen einer weisen Staatsverwaltung bekannt machen mußten, unter denen sich seit 1769 der Geheime Finanzrath Roden befand. In eben diesem Jahre folgte er dem Könige zu der berühmten Zusammenkunft mit dem Kaiser Joseph II. bei Neiße; und 10 Jahr später, 1779, reisete er in Gesellschaft des Grafen Görtz nach Petersburg. Von seiner Einsicht in Staatssachen, die er, wenn er nicht durch Scheingründe Andrer irre geleitet wurde, sondern selber nachdachte, richtig zu beurtheilen verstand, liefert die Bemerkung einen Beweis, daß er bei den gewaltsamen Eingriffen, welche Joseph II. in die Gerechtsame der deutschen Fürsten versuchte, auf den Gedanken einer Verbindung der Reichsstände zur Bewahrung ihrer Hoheitsrechte nach dem Beispiele des Schmalkaldischen Bundes gerieth, und daß er auch unter der Hand einige Fürsten für diesen Entwurf zu gewinnen suchte. Indessen dies ist nicht so zu verstehen, als wenn er den König Friedrich zur Schließung des Fürstenbundes zuerst bewogen, und ihn allein auf eine solche Idee gebracht hätte. Nein! Er äußerte diesen Wunsch nur für sich, und sprach gelegentlich mit dem Minister von Herzberg davon. Ohne von seinen Gedanken etwas zu wissen war Friedrich von selbst gleichfalls zu der Meinung gekommen, daß ein Fürstenbund das zweckmäßigste Mittel sei, den kaiserlichen Anmaßungen

gen

gen Einhalt zu thun. Auf diese Art lassen sich die Nachrichten über die Einleitung zur Deutschen Assoziazion, die sonst widersprechend sein würden, vereinigen. An einem Orte schreibt der Graf Herzberg die Idee dazu dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, an einem andern wieder dem Könige Friedrich zu. In seiner am 26. Jan. 1785 vorgelesenen Akademischen Abhandlung heißt es ausdrücklich: „Die Vollendung des Fürstenbundes, der am „23. Juli 1785 zu Stande kam, wird Friedrichs „Andenken noch mehr, als seine zahlreichen Siege „unsterblich, wird seinen Namen der Nachwelt „theuer machen, und ihm die unvergänglichste Bürgerkrone erwerben. Dieser Ruhm muß um so „größer erscheinen, wenn man bedenkt, daß der „König die Idee dieses großen Werks „selbst gefaßt, es zur Vollendung gebracht, „und in dem 74 Jahre seines Alters, und bei einer „durch seine lange und thätige Regierung geschwächten Gesundheit die gefährliche Rolle, die ihm dieses „Systems auflegt, übernommen hat.“

In den letzten Jahren der Regierung Friedrich's II. hatte sich, wiewohl höchst irrig und unbillig, die Meinung unter einem großen Theile der Einwohner verbreitet, als ob er zwar bewundrungswürdig in Ansehung des Verstandes, aber nicht liebenswerth, nicht menschlich genug in Hinsicht des Herzens sei, und als ob ihm an der Gründung seines Ruhms mehr, als an der Beglückung seiner Unterthanen gelegen wäre. Mit Sehnsucht richteten daher

daher viele ihre Augen auf den Thronfolger, von welchem sie lauter goldne Zeiten hofften; der gemeine Mann erwartete nichts geringers, als Besiegung von den Französischen Magisters, und was er damit in Verbindung sezte, eine auffallende Erleichterung der Abgaben; der deutsche Gelehrte, der spärlich versorgte Staatsdiener, der unbeschäftigte Hofmann sahen jeder nach seiner Art einer bessern Zukunft entgegen, die ihm ein reichlicheres Auskommen, eine höhere Achtung, mehr Wohlleben und Ueberfluß bringen würde. Der Tag erschien endlich, der von allen Gutdenkenden gefürchtete, von allen Vaterlandsfreunden betrauerte Tag, welcher den Königen ihr Muster, und den Preußen ihren Vater entriß; der Morgen des 17. Augusts endigte das Leben Friedrich's, an welchem sein Volk einen Beherrscher gehabt hatte, wie noch keinen. Sein Nachfolger Friedrich Wilhelm II. hatte sich, von dessen nahe bevorstehendem Ende unterrichtet, seit der lezten Zeit auf seinem Weinberge bei Potsdam aufgehalten, woselbst er unverzüglich die große Nachricht, die bald ganz Europa mit Theilnehmung vernahm, durch eine schriftliche Anzeige des Ministers von Herzberg erfuhr. Voll wehmüthiger Rührung begab er sich sogleich nach Sanssouci, wo er gegen 3 Uhr ankam, und beim Anblik des Leichnams, in welchem ein so erhabner Geist gewohnt hatte, in Thränen ausbrach. Lange stand er in stiller Betrachtung am Fuß des Ruhebettes, beschaute die entseelte Hülle, und überließ sich den Empfindungen, die ein sol-

solcher Gegenstand, und ein solcher Tod jedem, der ein fühlendes Herz hat, nothwendig einflößen mußte. Sodann wandte er sich zu dem Kammerhusar Schöning, ließ sich von ihm das Ende Friedrich's beschreiben, und befahl ihm, die Abformung des Kopfs in Gips zu besorgen, ehe noch die zerstörenden Folgen des Todes das Ausdrucksvolle der Gesichtszüge verwischt und unkenntlich gemacht hätten; eine Achtung für das Andenken Friedrich's, die dem Herzen des neuen Regenten Ehre bringt, und wofür ihm die Nachwelt gewiß immer danken wird. Gewiß er konnte den Antritt seiner Regierung nicht edler beginnen, als daß sein erster Befehl Huldigung seines großen Vorgängers war. Eben so rühmlich war die zweite Handlung, die er verrichtete, und wodurch er die Verdienste des geschicktesten und eifrigsten Statsmannes unter Friedrich erkannte und ehrte. Er ließ sich ein Band des schwarzen Adlerordens bringen, mit welchem man, und das mit Recht, wenn es anders eine Auszeichnung sein soll, immer sehr sparsam gewesen war, hing es dem anwesenden Minister Herzberg selbst um, und sagte: „ich „thue hiermit weiter nichts, als was mein ver„storbner Oheim schon längst hätte thun sollen.“ Einige Wochen nachher legte er einen neuen Beweis seiner Werthschäzzung dieses Ministers dadurch ab, daß er ihn bei der Huldigungsfeier in den Grafenstand erhob. Allgemeine Billigung erhielt eine andre Aeußerung, die er in der ersten Stunde seiner Herrschaft gegen den Kommandeur des ersten Garde-

Batail-

Bataillons that: „es soll alles beim Alten bleiben; „nur will ich mir die Erziehung der Soldatenkinder „mehr angelegen sein lassen.“ Ueberhaupt athmeten die Verordnungen, Erklärungen und Thaten des Königs in der ersten Zeit nichts als Wohlwollen und Menschenfreundlichkeit, und erweckten ihm großes Zutrauen. Er ertheilte vielen bekannten und unbekannten Männern das Adelsdiplom; er war mit der Versezzung in den Adelsstand so freigebig, daß manche der alten Familien darüber eifersüchtig wurden, und ihre Scherlsuchs durch Spöttereien offenbarten, indem sie die Neugeadelten schlechtweg die Sechsundachtzigste nannten. Die deutschen Gelehrten, die sich besondrer Gunstbezeugungen unter Friedrich II. eben nicht rühmen konnten, wurden jezt mehr geachtet; die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, sonst lauter Müssiggänger, wurden aus ihrer Mitte erwählt, welchen Vorzug sie gewiß schon lange verdient hatten. Einige Schulanstalten erhielten ansehnliche, und wahrhaft königliche Geschenke, und allen ging durch Errichtung des Oberschulkollegiums die Morgenröthe eines schönern Tages auf. Die Akademie der Künste und mechanischen Wissenschaften, die Friedrich I. gestiftet, keiner der folgenden Regenten aber unterstüzt hatte, wurde unter der Leitung des Ministers von Heinitz wieder hergestellt. Viele Staatsdiener bekamen beträchtliche Zulagen, und sahen sich von Nahrungssorgen befreit. Eine gerechte und wohlverdiente Belohnung war diejenige,

welche

welche erfahrene ehemaligen Lehrer Beguelin mit theilte. Er gab ihm die Adelswürde, und schenkte ihm ein Landgut von 25000 Thalern, welche Milde er durch folgendes Schreiben erhöhte: „Ich möchte „ihnen gern so ganz zeigen, wie werth sie mir sind, „und ihnen Beweise von dem geben, was ich ihnen „als Schüler versprach. Leider! erfüllen Leute sehr „selten ihre Versprechungen, die sie den Lehrern „thun. Aber dies sollte nicht sein; denn das Amt „eines rechtschaffnen Lehrers ist voller Verdruß und „Mühe. Ich habe für sie das Gut Lichterfelde ge„kauft. Sie haben dadurch einen Zufluchtsort, wenn „ihnen das Stadtleben nicht mehr behagt." Beguelin genoß dieser Wohlthat nicht lange. Denn schon im Februar 1789 starb er. Doch noch in den letzten Tagen seines Lebens erfuhr er eine Dankbarkeit von seinem königlichen Zöglinge, als nur seinen zu geschehen pflegt. Friedrich Wilhelm besuchte ihn in seiner Krankheit, dankte ihm für den empfangnen Unterricht, und versprach sich seiner Familie anzunehmen. Dies erfüllte er auch. Der Wittwe setzte er eine gute Pension aus, und stellte einen der Söhne bei einem Landeskollegium an, nachdem er bereits vorher einem andern eine einträgliche Stiftspfründe ertheilt hatte.

Wenn gedachte Huldeweisungen mehr einzelnen Personen und Familien zu Gute kamen, so dachte der König auch daran, die Liebe des ganzen Volks durch verbesserte Anstalten zu gewinnen. Aber freilich die Bedürfnisse des Staats, die Erfordernisse

eines

eines starken Heeres, das Streben, den Preußischen Einfluß in die großen Welthändel zu erhalten, erlaubten es nicht, solche Neuerungen vorzunehmen, die eine merkliche Erleichterung der Volksklassen zur Folge hätten: alles, was unter diesen Umständen von Billigdenkenden zu erwarten war, ist, Abhelfung solcher Klagen, die aus der Art der Einhebung der Abgaben entstanden, und eine möglichst billige Vertheilung derselben. In dieser Absicht hob Friedrich Wilhelm II. die verhaßte Französische Regie auf, welche vielerlei nicht zur Sache gehörige Plakkereien verursacht hatte. Statt ihrer verordnete er eine besondre Accise- Zoll- und Kommerz-Administration. Der Chef der Regie, der Herr von Launay, wurde arretirt, worüber ein Theil des Publikums zwar große Freude äußerte, weil es alles, was Französisch war, verabscheute, wobei aber ganz Unparteiische doch einige Unregelmäßigkeiten bemerken wollten. Man kündigte einem Manne Gefangenschaft an, gegen welchen keine Beschuldigung bekannt, nicht einmal ein Verdacht vorhanden war, der alles auf Friedrich's Befehl gethan, und für seine Person stets Edelmuth und Rechtschaffenheit bewiesen hatte. Man entdekte auch hinterher nicht das Mindeste, was ihm zur Last gelegt werden konnte; alle seine Rechnungen waren richtig, alle seine Anordnungen gesezmäßig, sein ganzes Verhalten vorwurfsfrei. Man sah sich daher genöthiget, ihn frei zu sprechen; denn die etwanige Härte, welche das Land unter der Regie

erduldet hatte, rührte nicht von ihm, sondern von der Beschaffenheit der Regie her. Man bot ihm einen Jahrgehalt von 2000 Thalern. Aber Launay zeigte eine von Friedrich eigenhändig geschriebne, und vom Minister Herzberg mit unterzeichnete Versicherung vor, daß ihm im Falle des genommenen oder gegebnen Abschiedes eine lebenslängliche Pension von 6000 Thalern, und zum Besten seiner Familie auf einmal eine Summe von 30000 Thalern ausgezahlt werden sollte. Oeffentliche Nachrichten melden jedoch, daß die Feinde des Herrn von Launay Mittel gefunden hätten, diese Versicherung Friedrich's unkräftig zu machen; man soll die königliche Schrift zurükbehalten, und dem Herrn von Launay den ehrlichen Abschied und die freie Abreise in sein Vaterland nur unter der Bedingung bewilliget haben, daß er eine schriftliche Erklärung ausstellte, an den König, an das königliche Haus, und an die Kommission, die seine Sachen untersuchte, niemals eine Forderung zu thun.

Am 1. Juni 1787 wurde die den Kaufleuten so widerlich gewesene Tobaks-Administration und Kaffebrennerei abgeschaft, und der Handel mit diesen Produkten, den bisher der König geführt hatte, einem jeden freigegeben. Diese Bewilligung erwekte anfänglich nichts als Frohlokken; aber bald fühlte das Publikum große Nachwehen davon. Die Verwaltung hatte ansehnliche Vortheile eingebracht, diese wollte der König nicht missen; eine Menge Officianten verloren ihr Brot, man konnte

konnte sie nicht darben lassen. Es wurden daher neue Auflagen, und in der That nicht die erfreulichsten gemacht. Man führte eine Mehl- und Tobaks-Accise ein, erhöhte die Weizensteuer, den Salzimpost, die Zukker-Accise, die Stempelgebühren, und forderte Accise von der Accise, das heißt, wer 1 Thaler versteuerte, mußte 1 Groschen, und in der Folge 1 Gr. 4 Pfen. Nachschuß, gleichsam Zinse von der Zinse geben. So war man um nichts gebessert, ja um vieles mehr belästiget. Denn vom freien Tobakshandel hatten bloß die Kaufleute Gewinn; das Publikum aber nicht einmal Wohlfeilheit der Preise, weil jeder Handelsmann nun den Preis, der vorher gewisse Bestimmungen hatte, willkührlich ansezte. Ohnedem litt unter dem Tobakszwange nur der kleinste Theil des Volks, weil der Regel nach das weibliche Geschlecht, die Kinder, und selbst viele Männer nicht rauchen, ein Hausvater seinen Gesellen oder andern Arbeitern keinen Tobak zu geben braucht; aber diejenigen Sachen, welche nun so sehr mit Abgaben beschwert wurden, Mehl, Salz, Zukker u. s. w. gehören zum allgemeinen Bedürfniß; die Last, die vorher nur einige gedrükt hatte, beugte jezt alle darnieder. Die Urheber des ganzen Plans legten einen neuen Beweis von der alten Wahrheit ab, daß es leichter sei, etwas abzuschaffen, als etwas besser zu machen. Zugleich erschien eine Schrift, in welcher die Nachtheile der Veränderung gründlich und bescheiden aus einander gesezt, und die Vorzüge der Tobaks-Administration gezeigt wurden. Der Ver-

fasser trug solche Argumente vor, die dem unbefangnen Leser einleuchteten, und schwer zu widerlegen waren. Dies verdroß die Rathgeber des Königs; und da sie nicht wußten, wie sie der Schrift mit Gegengründen begegnen könnten, so verfielen sie auf ein Mittel, das freilich höchst bequem, wenn gleich vor dem Richterstuhle der Weisheit höchst verdammlich ist, sie wollten den Widersprecher durch das Schrekken der Gewalt zum Schweigen bringen. Man beredete daher den gutmüthigen, nichts arges ahnenden König, daß ein verwegner Unruhstifter gefährliche Meinungen ausgestreut, und ganz unstatthafte, respekt- und gesezwidrige, verabscheuungswerthe Dinge in einem Libelle vorzutragen die Kühnheit gehabt habe. Der König erschrak hierüber, ließ in den Berliner Zeitungen seinen Unwillen über ein solches strafbares Unternehmen laut werden, und forderte jedermann unter Versprechung eines Lohns von 100 Thalern zur Entdekkung des Verfertigers auf. Wie erstaunte die Welt, als sich der Verfasser einer so gehässig bezeichneten, so greulich verschrienen Schrift in eben diesen Zeitungen selber meldete; als man fand, der als Majestäts-Verbrecher angeklagte Schriftsteller sei kein andrer, als der ehemalige Erzieher des Königs, der edle, patriotische, allgemein verehrte Graf von Borke, welcher vor dem Angesichte eines ganzen Publikums männlich und rührend die Reinheit seiner Absichten dokumentirte, und dem Könige geradezu erklärte, daß er seine Schrift unmöglich gelesen haben könne, sonst würde

er

er gewiß anders davon geurtheilt haben. Natürlich war nun von Konfiskation und Bestrafung keine Rede weiter; man schwieg, und schämte sich des Fehlgriffs, der in der That ein wenig auffallend war. Dieser Vorgang gab indessen zu vielen Betrachtungen Gelegenheit, man sahe das Vorspiel einer Machination, die gegen die Denk- und Schreibefreiheit gerichtet war; Friedrich's Geist fing an zu weichen, die neuen Lieblinge wollten keinen Widerspruch erlauben, damit der wahrhaft gutgesinnte König nicht die Wahrheit erfahren, und folglich nicht hinter ihre Geheimnisse kommen möchte.

Vortheilhafter für's Allgemeine war die Aufhebung des Zuckermonopols, welches bis dahin das Splitgerberſche Handelshaus in Berlin besessen hatte. Friedrich Wilhelm II. erlaubte allen Unternehmern, welche dazu geneigt waren, die Anlegung von Zucker-Raffinerien, und vertheilte dadurch den Gewinn, welchen bisher eine einzige Familie gezogen hatte, unter mehrere. Er erklärte dabei, daß er ferner keinen Alleinhandel, der zum Schaden Andrer einen Einzelnen bereichere, gestatten wolle. So billig und edelmüthig eine solche Versicherung war, eben so gerecht und menschlich bewies sich der König gegen die Güterbesitzer und Starosten Westpreußen's, welche 1772 bei der Besitznehmung dieses Landes ihr Eigenthum verloren hatten. Diejenigen, welche die Preußische Herrschaft gutwillig anerkannten, hatten zwar das Ihrige behalten, oder für die Einziehung der Starosteien schon

von

von Friedrich II. eine Entschädigung bekommen. Viele aber, welche mehr Anhänglichkeit an ihr Vaterland und die alte Verfassung bezeigten, waren um ihr Vermögen gekommen. Diesen gab Friedrich Wilhelm II. ihre Güter zurük oder doch einen hinlänglichen Ersaz.

Die ersten öffentlichen Schritte dieses Königs in Absicht der auswärtigen Politik wurden gleichfalls von der strengsten Rechtschaffenheit und Humanität geleitet. Preußen's Neider verbreiteten Gerüchte von Vergrößerungs-Absichten, und Märchen von eigner Art. So hieß es z. E. daß der zweite königliche Sohn die katholische Religion annehmen und den Kurfürst von Mainz an sich reißen würde. Friedrich Wilhelm erklärte solche Ausstreuungen für abgeschmakt, bezeigte seinen Widerwillen gegen alle eigennüzzige und ungerechte Eroberungen, und versicherte, daß er nicht bloß selber davon abstehen, sondern auch nach seinem Vermögen Andre daran verhindern werde. Es boten sich bald einige Gelegenheiten dar, wo er die Redlichkeit seiner Gesinnungen im schönsten Lichte zeigen konnte. Eine solche war die gewaltsame Besezzung der Grafschaft Schaumburg-Lippe durch Hessische Truppen. Den 13. Febr. 1787 starb der regierende Graf Philipp Ernst zu Bükeburg. Da sein Land ein Hessisches Lehn ist, so gab dies Veranlassung, daß der Landgraf von Hessenkassel, jezziger Kurfürst Wilhelm I, dasselbe schon am 17. Hornar durch militärische Gewalt in Besiz nahm. Es waren zwar

noch

noch männliche Erben, ein Bruder des verstorbnen Grafen, und ein Sohn, etwas über zwei Jahr alt, vorhanden. Hessischer Seits wollte man aber ihre Erbfähigkeit nicht anerkennen, weil die Großmutter des Erbgrafen, eine geborne von Friesenhausen, Tochter des kurpfälzischen Oberstallmeisters, zwar von einem alten stiftsmäßigen Geschlechte, aber von niederm Adel herstamme, und folglich keine successionsfähige Nachkommen haben könne. Jedoch nicht zu gedenken, daß die genannte Edle von Friesenhausen vom Kaiser Franz I. 1751 in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, so hatte der Reichshofrath zu Wien 1753, und wiederholentlich 1754 entschieden, daß die reichsgräfliche Geburt der Söhne der gedachten Friesenhausen von Hessen nicht angefochten, und ihr Erbfolge-Recht nicht bestritten werden sollte. Alle Einwendungen des Hessen-Kasselschen Ministeriums wurden zugleich von den Reichsgerichten für ungültig und ungegründet erklärt. In dieser Lage der Sachen blieb alles bis zum Jahre 1787. Selbst der Graf Philipp Ernst, der älteste Sohn der Friesenhausen, welcher eigentlich nach Hessischen Grundsäzzen nicht erbfähig hätte sein sollen, hatte 1777 ohne jemandes Widerspruch die Regierung angetreten, und bis an seinen Tod ruhig behauptet. Ja Hessenkassel hatte sogar 1780 den zwischen ihm und seiner zweiten Gemahlin, der Landgräfin Juliane von Hessen-Philipsthal, geschloßnen Ehevertrag bestätigt, und den Punkt, daß die Fürstin Juliane, im Fall ihr Gemahl vor

der

der Majorennität der männlichen Nachkommenschaft, die Vormundschaft über das Bückeburgische Land führen sollte, vollkommen gebilliget. Aller dieser Umstände ungeachtet behauptete Hessen dennoch, daß das Schaumburgische Lehn nunmehr erdfnet und ihm zugefallen wäre. Das ganze Land, welches aus 2 Städten, 2 Flekken, 78 Dörfern, und der, kleinen im Steinhuder See gelegnen Festung, Wilhelmstein besteht, und an Getreide, Torf, Steinkohlen und Bruchsteinen sehr ergiebig ist, wurde von Hessischen Truppen ohne Mühe besezt; nur der Wilhelmstein konnte weder durch Gewalt, noch durch Unterhandlungen von ihnen erobert werden; denn der Hauptmann Rottmann, besonders aber der Fähnrich Windt, sezten allen Bemühungen der Hessen einen Muth und eine Klugheit entgegen, die um so mehr zu bewundern waren, da sie nur 30 Mann zu Gebote, und keine Verhaltungsbefehle, zur Vorschrift hatten, sondern sich selber nach ihrer eignen Einsicht rathen, und nach ihren Kräften helfen mußten. Diese gewaltsame Wegnahme eines wehrlosen Landes, diese kriegerische Unternehmung mitten im tiefsten Frieden sezte ganz Deutschland in Verwunderung, und erregte die Neugierde selbst derer, denen Schaumburg-Lippe bisher kaum dem Namen nach bekannt war. Ueber die Unrechtmäßigkeit der Hessischen Besizergreifung ertönte nur Eine Stimme. Aber viele vermutheten, daß Hessen seinen Plan mit den großen deutschen Mächten verabredet, und mit deren Einwilligung die Ausführung

davon

dungen gezwungen hatte. Allein die Billigkeit und die Gerechtigkeitsliebe des Kaisers Joseph II. und des gesammten Reichs erklärte sich bald aufs nachdrücklichste gegen das Hessische System. Am ersten und lautesten sprachen die Höfe von Berlin und von Hannover dagegen. Der König von Preußen nahm sich der verwittweten Fürstin von Schaumburg-Lippe und ihres unmündigen Sohnes, des Erbgrafen Georg Wilhelm's, der in seinen Landen zu Minden einen Zufluchtsort fand, ganz besonders an. Auf den Bericht des Landgrafen, welcher auf die Beistimmung des Fürstenbundes gebaut zu haben schien, ließ er durch seine Minister unterm 27. Februar die Rechtmäßigkeit des Hessischen Verfahrens bezweifeln, und die Zurükgabe des Rükebuger Landes an den vorhandnen Erben anrathen. Schon einen Tag früher, den 26. Februar, hatte er eigenhändig an den Landgrafen geschrieben, und ihm die Folgen seines Benehmens mit Ernste vorgestellt, zugleich auch die Vermeidung aller verdrießlichen Händel, so lange es noch Zeit sei, freundschaftlich anempfohlen. Der Herr von Dohm, Preußischer Gesandter im Westphälischen Kreise, erhielt den Auftrag, eine gütliche Vermittlung zu stiften, deren erste Bedingung aber der Abzug des Hessischen Kriegsvolks sein sollte. Diese Aeußerungen des Preußischen Hofes machten eben so wenig Eindruk auf den Landgrafen, als die standhafte Weigerung der edlen Fürstin Juliane, die Rechte ihres Sohnes aufzugeben. Friedrich Wilhelm II. blieb aber fest ent-

entschlossen, sich dem Hessischen eigenmächtigen und ungesetzmäßigen Verfahren zu widersezzen. Er verwarf daher den Antrag, welchen der Landgraf am 11. März that, die Grafschaft zwar nicht auf immer, doch bis zur Volljährigkeit des Erbgrafen zu behalten; und um seinen Ernst zu beweisen, trat der König, selbst ehe er noch vom kaiserlichen Gerichte dazu aufgefordert wurde, in Verbindung mit Pfalz und Köln (Münster), als Mitdirektoren des Westphälischen Kreises, alle Anstalten, die Hessen mit Gewalt aus dem Rückeburgschen zu vertreiben. Die Direktorial-Gesandten erließen dem zu Folge zu Ende März ein Abmahnungsschreiben an Hessen, worin sie die unverzügliche Räumung der besezten Grafschaft verlangten. Dies bewirkte indessen weiter nichts, als daß einige Hessische Truppen am 4. April abzogen. Den Besiz des Landes hingegen fahren zu lassen, war der Landgraf durchaus nicht geneigt; er antwortete den Kreisgesandten, daß sein Beginnen kein Landfriedensbruch sei, daß seine mehrsten Truppen mit Ruhe und Ordnung zurükmarschirt wären, und daß es keiner weitern Direktorial-Verfügungen bedürfe. Doch fünf Tage nachher ließ er die abgezognen Jäger und Husaren wieder anrükken, und Stadthagen und Hagenburg von neuem mit etlichen Kompagnien Infanterie besezzen. Unterdessen bekam die Sache zum Erstaunen der Hessen plözlich eine andre Wendung. Am 19. und 22. März langten zwei Klageschriften der Vormünderin und Regentin Namens des Erbgrafen beim Reichshofrathe an, worauf

worauf bereits am 26. März mehrere kaiserliche Verordnungen theils an den Landgrafen, theils an den König von Preußen und dessen Mitdirectoren, theils an den Reichsfiskal und an die Bückeburger Unterthanen ergingen, deren Hauptinhalt darin bestand, daß die Grafschaft wieder in den Zustand, worin sie sich am 17. Februar befunden hatte, versetzt werden, und alle Huldigungen und Eidesverpflichtungen an den Landgrafen aufgehoben sein sollten. Die Directoren zeigten eine große Thätigkeit, um dem Ausspruche des hohen Reichsgerichtes Ehrfurcht zu verschaffen. Sie bestimmten ein Heer von 14000 Mann, um die Hessen zu vertreiben, und setzten dem Landgrafen nur eine Frist von 14 Tagen, um sich diese Unannehmlichkeit zu ersparen. Die Frist lief am 13. April ab; ohne daß man von Hessischer Seite Lust zur Nachgiebigkeit blicken ließ. Nunmehr erhielten 14 Bataillons Preußen nebst einem Reuterregimente Befehl sich marschfertig zu halten. Zu ihnen sollten 2000 Pfälzer und eben so viele Kölner stoßen. Dem Preußischen Generallieutenant von Gaudi wurde der Oberbefehl über sämmtliche Kreis- und Exekutionstruppen aufgetragen. Jetzt konnte der Landgraf an dem unwiderruflichen Vorsatze des Königs von Preußen, seinen Eroberungsplan zu vernichten, nicht mehr zweifeln. Er gebot deswegen seinen Truppen am 16. April, das Schaumburg-Lippische ohne Zögerung zu räumen; und schon am 17. April meldete der Hessische Minister von Maiz der verwittweten Fürstin und Vormün-

während Liliane, daß sie sich wieder in dem Besitze der Regierung befände. Es waren also gerade zwei Monate verflossen, seit dem die Hessen ihr die Vormundschaft, und dem Erbgrafen sein Recht vorenthalten hatten. So ward ein deutscher Successionsstreit nicht nach dem Rechte über vielmehr Unrechten des Stärkern, sondern nach den Grundsätzen der Reichsverfassung entschieden, so siegte die Sache des Schwächern über die Eingriffe des Mächtigern, weil noch keine fremde Gewaltthätigkeit Deutschlands Selbstständigkeit angetastet, und ihm noch keine willkührlichen Gesetze dictirt hatte. Friedrich Wilhelm begnügte sich noch nicht mit dem Ruhme, das Unrecht abgewehrt zu haben; er suchte auch dem Beleidigten Genugthuung zu verschaffen. Die gräfliche Vormundschaft forderte, vermöge einer Reichshofrathis-Sentenz, von dem Landgrafen einen angemessenen Ersaz für die entzogenen Einkünfte, für den verursachten Schaden, und für die erwekten Kosten sowohl für sich als für die Unterthanen. Hierauf wollte sich Hessen ganz und gar nicht einlassen. Der König von Preussen drang aber auch hier durch. Er veranstaltete gemeinschaftlich mit den kreisausschreibenden Fürsten unter dem Vorsiz des Generals Gaudi eine Kommission zu Minden, welche die Rechnungen des Bückeburger Landes untersuchte, und alles, obwohl nach manchen Zögerungen und mit vieler Mühe, zum gewünschten Ende brachte.

Noch

Noch in eben diesem Jahre ereignete sich ein andrer Vorfall, bei welchem die Preußische Tapferkeit ihren unter der vorigen Regierung erworbnen Ruhm behauptete, und wo Friedrich Wilhelm II. seine Macht und seine Mäßigung vor Europa beurkundete. Dies war der kurze Feldzug nach Holland im September 1787, der nur einige Wochen dauerte, und doch Folgen hervorbrachte, die ehemals kaum durch Jahre lange Kriegs-Operationen bewirkt worden waren. Die Veranlassung hiezu gab die Kränkung, welche des Königs Schwager, der Erbstatthalter Wilhelm V. seit mehrern Jahren von einer demokratisch gesinnten Partei erfahren hatte. Die Verfassung der vormaligen sieben vereinigten Niederlande war eben so sonderbar, als zur Unterhaltung beständiger Unruhen geschikt. Jede Provinz regierte sich durch Abgeordnete, die aus der Ritterschaft und den Städten gewählt wurden, und die man Staaten nannte, selber; keine war der andern untergeordnet, jede konnte in innern Angelegenheiten eigne Gesezze machen, die von den Gebräuchen der übrigen oft höchst verschieden waren. Das Ganze der Republik wurde durch Deputirte von allen sieben Provinzen, welche Generalstaaten hießen, vorgestellt. Sie hielten ihre Versammlungen zu Haag, und berathschlagten über Dinge von allgemeinem Interesse. Jede Provinz konnte so viele Gesezgeber, als sie wollte, hiezu schikken; doch alle diese, die zu einer Provinz gehörten, hatten nur Eine Stimme, mochten ihrer, wie

es sich bei Geldern oft traf, auch 19 sein. Zur Entscheidung über Krieg und Frieden war die Uebereinstimmung aller Provinzen nöthig; bei andern Sachen gab die Mehrheit den Ausschlag, doch ihre Beschlüsse wurden in denen Provinzen, die dagegen Widerspruch erhoben, nicht befolgt. Die vollziehende Gewalt beruhte auf dem Erbstatthalter, Prinzen von Oranien. Dessen Macht war groß, aber nicht souverän. Er konnte den Sitzungen der Generalstaaten beiwohnen, und seine Meinung sagen, hatte jedoch keine Stimme; er brachte die Beschlüsse zur Ausübung. Als Generalkapitän ernannte er alle Officiere vom Junker an bis zum Obersten; als Admiral bestellte er die Schiffskapitäns, und als Oberaufseher der Justiz und Polizei die Richter in den hohen Gerichtshöfen, wobei er zugleich das Begnadigungsrecht, Hochverrath und Mordthaten ausgenommen, besaß. Sein Einfluß in die Besezzung der Regenten und Obrigkeiten der Städte war in den einzelnen Provinzen verschieden, in allen aber doch sehr stark. In Kriegszeiten wurde ihm eine besondre Deputation der Generalstaaten zur Seite gesezt, die er bei wichtigen Unternehmungen zu Rathe ziehen mußte. Die ganze Kriegsmacht mußte ihm als dem Oberbefehlshaber den Eid der Treue schwören, indessen ihm nicht allein, sondern auch den Generalstaaten, und den einzelnen Provinzen, welche den Sold bezahlten. Dieser Umstand brachte zuweilen die seltsamsten Unordnungen hervor; denn nicht selten geschahe es, daß die Staaten

andre

andre Befehle ertheilten, als die General-Versammlung, und daß der Erbstatthalter mit keinem von ihnen übereinstimmte. Wem sollte nun ein Regiment gehorchen, da es allen geschworen hatte? Diese und mehrere Vorrechte, die wir der Kürze wegen übergehen müssen, haben die Prinzen von Oranien nicht immer ausgeübt. Es gab Zeiten, wo die Statthalterschaft ganz aufgehoben war; andre, wo sie nur in einigen Provinzen galt. Und erblich war sie ehemals vollends nicht gewesen, wenigstens nicht von allen Staaten dafür anerkannt worden. Erst im Jahre 1747 glükte es dem Hause Oranien, durch das Zusammentreffen günstiger Umstände einen allgemeinen Schluß der Generalstaaten zu bewirken, vermöge dessen es sowohl für die männliche als weibliche Linie die Statthalterschaft in allen sieben Provinzen erblich besizzen sollte. Aber ein Grundartikel der Republik war dies darum noch nicht; und es fanden sich viele Demokraten, welche hierüber ihre Unzufriedenheit bezeigten, und nur auf eine Gelegenheit warteten, um alles wieder umzustoßen. Holland hatte in dem Amerikanischen Kriege, in welchen es seit dem December 1780 von England gewaltsam hineingerissen worden war, einen ungeheuern Verlust *) erlitten. Die Feinde des Erbstatthalters

*) Z. B. der ausgezeichnete Seeheld Rodney eroberte den 3. Febr. 1781 die Holländ. Insel St. Eustach, wo er 189 Kauffahrer, und einen unermeßlichen Waaren-Vorrath, die Hauptmagazine der Holländer

zur

halters benützten diesen Unfall dazu, um ihn verhaßt zu machen, und ihn seiner Rechte zu berauben; indem sie Schriften ausstreuten, worin sie den Prinzen der Unfähigkeit, der Vernachlässigung seiner Pflichten und der Verrätherei an England beschuldigten. Selbst die Kanzel wurde zu politischen Lästerungen auf ihn gemißbraucht. Der Hauptsiz der Unruhen war in der Provinz Holland. Die Regenten verschiedner Städte, namentlich die Pensionäre van Bleiswyk, Gyzelaar, Berkel und andre, machten eine geheime Verbindung unter einander, um durch List und Gewalt den Statthalter zu verdrängen, und alle Macht an sich selber zu reißen. Sie errichteten überall, wo sie Einfluß hatten, bürgerliche Freikorps, die von entschiednen Prinzen-Feinden angeführt wurden; ließen durch diese Bittschriften um Absezzung aller Oranischgesinnten Obrigkeiten einreichen, und brachten es wirklich so weit, daß dem Erbstatthalter ein Vorrecht nach dem andern entzogen wurde. Er durfte nicht ferner in den Städten die Magistrate, bei dem Militär die Stabsofficiere ernennen, sie nicht einmal bestätigen; sie hoben den Kriegsrath auf, und unterwarfen die Soldaten den Bürgergerichten; sie nahmen dem

zur Beute machte; er entehrte aber seinen Ruhm dadurch, daß er das Privateigenthum raubte, und die ganze Englische Nation nahm an der Schande dieser That Antheil, weil sie sie billigte, und jede Genugthuung dafür verweigerte.

dem Prinzen das Kommando in Haag, tilgten sein Wappen von den Fahnen, suspendirten ihn von der Würde eines Generalkapitäns, und verboten sogar einem jeden das Tragen der Orangefarbe; schon das Stehen einer orangefarbnen Blume vor dem Fenster, oder ein Band dieser Farbe an der Uhr, wurde für ein Statsverbrechen gehalten. Die Hofnung auf Französische Hülfe, die ihnen der Gesandte dieser Nation zugesagt hatte, machte sie so kühn. Der Erbstatthalter sahe sich unter diesen Umständen genöthigt, die Provinz Holland zu verlassen, und seinen Siz zu Nimwegen in Geldern aufzuschlagen. Die Mehrheit der Generalstaaten war für ihn, und der gröste Theil der Armee blieb auf seiner Seite. Die Staaten von Holland geboten hierauf den Officieren, keine Befehle des Prinzen mehr zu achten, und erklärten die für abgesezt, welche ihm gehorchen würden; die Generalstaaten hingegen befahlen den abgesezten Officieren, sich nicht absezzen zu lassen. Die Verwirrung nahm so zu, und die Erbitterung stieg bei beiden Parteien zu dem Grade, daß ein Bürgerkrieg unvermeidlich schien. Bei dieser Gährung entschloß sich die Gemahlin des Prinzen, die Schwester des Königs von Preußen, nach Haag zu reisen, und eine Aussöhnung zu versuchen. Sie traf am 28. Juni 1787 ohne militärische Bedekkung, nur von wenig Personen begleitet, auf dem Gebiete der Provinz Holland an, wurde aber bei Schonhoven von einem Trupp sogenannter Patrioten angehalten und in ihrem Zimmer strenge bewacht.

Ein Officier mit gezognem Degen hielt in ihrer Wohnung, 2 Mann vor der Thüre, und eben so viele vor dem Hause die Wache. Die Staaten von Holland billigten das Verfahren des Freikorps, untersagten schlechterdings die Fortsezzung der Reise, und veranlaßten die Prinzessin, am 30. Juni nach Nimwegen zurükzukehren. Die Beschimpfung, welche sie erduldet hatte, erregte den stärksten Unwillen ihres Bruders, des Königs Friedrich Wilhelm's II, und reizte ihn, sich nun mit gewafneter Hand in die Holländischen Streitigkeiten zu mischen, da er bis dahin nur freundschaftliche, obgleich ernste Ermahnungen zur Beilegung der Unruhen gethan hatte. Die vereitelte Reise der Statthalterin, wovon noch manche Umstände im Dunkeln liegen, brachte größere Folgen hervor, als sie vielleicht gehabt hätte, wenn sie vollbracht worden wäre. Der König ließ unverzüglich durch seinen Gesandten, den Minister von Thulemeyer, auf eine schnelle und öffentliche Genugthuung für seine Schwester bei den Staaten antragen, bekam aber unter'm 14. Juli die Antwort, daß an der Prinzessin kein Attentat begangen sei; sie hätte den Staaten keine Nachricht von ihrer vorhabenden Reise gegeben, das gemeine Volk aber hätte um die Sache gewußt, wäre schon haufenweise zu ihrem Lustschlosse unweit Haag geströmt, und man hätte einen gefährlichen Aufstand befürchten müssen; die Vorsicht hätte es also erfordert, eine solche bedenkliche Reise zu verhindern; man hoffe, der König werde mit dieser Erklärung zufrieden sein,

und

und ihnen die Achtung erweisen, die sich Souveräns einander schuldig wären. Eine solche Sprache war eben nicht geeignet, den König zu besänftigen. Er zog daher im August ein Heer von 21 Bataillonen, 25 Schwadronen, 400 Fußjägern, und zwei Kompagnien Artilleristen, welches einige zu 20,000 Mann, andre, als der General von Pfau in einer von ihm beschriebnen Geschichte dieses Feldzuges, zu 26,000 Mann angeben, in Westphalen zusammen.

Unterdessen übergab der Preußische Gesandte eine zweite Note, worin er mit Hinweisung auf den Truppenmarsch von neuem auf Gutmachung der begangnen Kränkungen drang. Die Staaten von Holland verließen sich aber auf den Schuz des Königs von Frankreich, welcher ihnen und auch den Preußen erklärt hatte, daß er bei einem feindlichen Anfalle auf Holland nicht gleichgültig bleiben würde. Gestüzt auf diese Verheißungen sezten sie alle Achtung so sehr bei Seite, daß sie erst am 8. September, vier Wochen nach Uebergabe der Preußischen Note, mit einer nichtssagenden Weitschweifigkeit die vorige Antwort wiederholten, und nun den König zufrieden gestellt zu haben glaubten. Jedoch schon am folgenden Tage begab sich der Preußische Gesandte zum Großpensionär oder ersten Minister von Holland, und verlangte binnen vier Tagen eine entscheidende Antwort über folgende Punkte: die Staaten sollten in einem Schreiben an die Prinzessin ihren Fehltritt bekennen, sich entschuldigen, daß sie ihr bei ihrer Reise schlechte Absichten zugetraut hätten, die

Vertheidiger ihrer Person bestrafen, und sie einladen, zur Vermittlung eines Vergleichs nach Haag zu kommen; übrigens müßte alles im jezzigen Zustande bleiben, und dürfte keine weitere Einschränkung der Rechte des Statthalters vorgenommen werden. Würden diese Bedingungen ungesäumt erfüllt, so wollte Preußen von allen andern Forderungen abstehen. Am 12. September erwiderten die Regenten von Holland, daß sie sich auf diese Note nicht einlassen könnten, daß sie aber eine Gesandtschaft nach Berlin senden wollten, um dem Könige, welcher von dem ganzen Vorfall nicht gehörig unterrichtet zu sein schiene, gehörige Erläuterungen darüber zu geben. Der Herzog von Braunschweig, welcher den Oberbefehl über die Preußischen Truppen führte, erhielt am Abende des 13. Sept. durch einen Kourier zu Kleve von der Weigerung der Holländer, die Preußischen Forderungen zu erfüllen, Nachricht; darum ließ er die Armee in drei Kolonnen sogleich aufbrechen, und am folgenden Tage in die Provinz Holland einrükken. Weil ganze Provinzen auf der Seite des Erbstatthalters waren, so fanden die Preußen vor den Grenzen von Holland keinen, und in Holland selber, wo sich noch viele Oranischgesinnte befanden, nur schwachen Widerstand. Sie wurden zugleich von der Witterung begünstigt. Es war Neumond, wo die Fluth in den Holländischen Gewässern unbedeutend ist. Der trokne Augustmonat hatte das Wasser sehr verringert, und ein anhaltender Ostwind verminderte

es

es noch ständlich. Darum gingen die Holländischen Ueberschwemmungen, womit die Patrioten gedroht hatten, nicht von Statten. Ein panischer Schrekken bemächtigte sich nun ihrer, daß sie auch die Gegenwehr nicht leisteten, welche sie wohl hätten thun können. Utrecht hätte sich, nach dem Urtheile der Preußen, 14 Tage halten, und leztre sehr in Vertheidigenheit sezzen können; aber es wartete den Angriff gar nicht ab. Der Graf von Salm-Grumbach, Kommandant dieser Festung, vorher ein großer Prahler seiner Heldenthaten, die er thun wollte, machte sich vor jedem Krieger jezt, da es nicht mehr auf Worte, sondern auf Beweise ankam, verächtlich; ohne den Anblik eines Preußen abzuwarten, verließ er in der Nacht zum 16. September eine gut versorgte Festung, und gab sie dem Ungefähr Preis. Etwas mehr Festung zeigte die 1200 Mann starke Besazzung von Gorkum; sie floh doch nicht gleich vor dem bloßen Namen der Preußen, sie schnupfte ihnen wenigstens in's Angesicht, ließ sich auffordern, und mit einigen Brandkugeln beschießen. Aber freilich war auch ihr Muth nicht weit her; kaum hatte sie den Donner des Preußischen Geschüzzes vernommen, so seufzte sie nach einer Kapitulation, und beleidigte alle Kriegsgebräuche so sehr, daß sie sich während der Unterhandlung aus der Stadt heraus-stahl. Nieuwport, Schonhoven, Vianen und mehrere kleine Orte fielen ohne großen Kampf in die Gewalt der Preußen, wurden oft sogar von wenigen Husaren und Dragonern weggenommen. Bei Vianen bemäch-

bemächtigten sich die Ebenschen Husaren einer Fregatte von 10 Kanonen, die bei dem seichten Wasser auf einer Sandbank fest saß. Der Graf Kalkreuth eroberte die Festung Nieuwersluis, und machte hier 730 Mann zu Gefangnen; in kurzem wurde auch Dordrecht besezt und ganz Südholland bezwungen. Dies war das Geschäft von einigen Tagen; die Preußen durften sich nur zeigen, so flohen die Patrioten, die sich durch ihre Feigheit eben so zum Gespötte machten, als sie vorher durch ihre Parteiwuth Unwillen erregten. Dies unerwartet schnelle Vordringen der Preußen betäubte die Staaten von Holland so mächtig, daß sie bereits am 18. September mit großer Stimmenmehrheit die geforderte Genugthuung für die Prinzessin von Oranien zu geben beschlossen, alle seit 1780 zum Nachtheil des Erbstatthalters erlaßne Resolutionen widerriefen, und den Oranischen Hof zur Rükkehr nach Haag einluden. Doch hiemit waren die Unruhen noch nicht gedämpft. Denn die Stadt Amsterdam trozte der Macht der Preußen, und widersprach den Beschlüssen der Staaten; sie ging selbst so weit, daß sie die gegenwärtige Versammlung derselben für ungesezmäßig, und alle ihre Verordnungen für nichtig erklärte. Die Widersezlichkeit dieser einzigen Stadt war in der That nicht zu verachten. Sie hatte noch große Hülfsmittel in ihrer Gewalt; alle Zugänge zu ihr waren durch Kanäle, veranstaltete Ueberschwemmungen und künstlich angelegte Schanzen fast undurchdringlich gemacht; in ihr gab es nur wenige

Prin-

Prinzenfreunde; der Widerstand der Patrioten erschien da, wo sie entschloßne Anführer hatten, nicht in dem lächerlichen Lichte, als bei den ersten Auftritten, wo sie überall von musikern Leuten umringt waren; der Patrioten-Oberste Matha z. B. bewies eine Tapferkeit, die einer bessern Sache würdig war, er vertheidigte die Stadt Muyden mehrere Wochen gegen alle Versuche der Preußen, und übergab sie endlich am 9. Oktober mehr auf Befehl seiner Obern, als aus Noth. Es hatte zugleich das Ansehen, als wollte Frankreich ernstlich Theil nehmen; Preußen kam in Gefahr, sich einen bedenklichen Krieg zuzuziehen; doch England rüstete sich zu seiner Hülfe, und drohte den Franzosen; Leztre, deren Finanzwesen völlig zerrüttet war, und schon den Abgrund der Revolution zu öfnen anfing, sahen sich daher genöthigt, Holland seinem Schikfal zu überlassen, und sich darauf einzuschränken, einzelne Officiere und Ingenieure den Patrioten zur Unterstüzzung zu senden. Alles, was der Herzog von Braunschweig bisher gethan hatte, war aber so gut als unnüz, wenn es ihm nicht gelang, die Hartnäkkigkeit Amsterdam's, von welcher einst der Beherrscher seiner Nachbarn, der stolze König Ludwig XIV. beschämt zurükweichen mußte, durch seine Waffengewalt zu beugen. Er rükte daher am 24. September mit allen seinen Truppen nach Amsterdam zu, und lagerte sich in einiger Entfernung vor dem Dorfe Amstelveen, einige Stunden vor der Hauptstadt, wo Natur und Kunst einen glüklichen Erfolg von

feind-

feindlichen Angriffen fast unmöglich gemacht zu haben schien. Das Land wurde durch die heftigsten Ueberschwemmungen einer offnen Seite, aus welcher nur einige schmale Dämme, die mit Geschüz bestrichen werden konnten, hervorragten. Am 1. Oktober früh wurde dennoch der Preußische Angriff auf die Verschanzungen bei Amstelveen gewagt, und wider Erwartung mit Glükke gekrönt. Dies Gefecht war das hizzigste und ernsthafteste im ganzen Feldzuge, und lief nicht ohne Verlust für die Preußen ab. Von 11 Attaken schlugen ihnen 7 fehl; nur 4 glükten, und die im Rükken der Feinde gaben den Ausschlag. Am mehrsten verloren sie von vorne auf einem Damme, der nur 10 Schritte breit war und von drei Kanonen lebhaft beschossen wurde. Sie besiegten endlich alle Hindernisse, und erstiegen die Verschanzungen, auf welche Amsterdam so große Hofnungen gebaut hatte. Sie selber geben ihren Verlust zu 35 Todten und 185 Verwundeten an. Jezt beugte der Hauptsiz der Patrioten, Amsterdam, seinen Stolz, bequemte sich zum Beitritt der Stimmenmehrheit der Staaten, und bat um einen Waffenstillstand, der ihm ohne Anstand bewilliget wurde. Aber noch war diese Unterwerfung nicht aufrichtig, noch machten die Patrioten neue Vertheidigungsanstalten, und verbreiteten neue Gerüchte von Französischer Hülfe, die ihnen über die Süderse zugeführt werden würde. Dies bewog den Herzog, den Waffenstillstand aufzukündigen, und Amsterdam selbst zu belagern. Geschrekt von den Folgen, die

ein

als solches Unternehmen für die grossen Bollwerke vor Lagen der Bank, und die Waarenvorräthe einer der ersten Handelsstädte Europens haben könnte, ließen sich die Häupter derselben in einen Vergleich ein; es wurde verabredet, daß die Neustadt Voerendaal mit zwei Preußischen Bataillons, und das Leidner Thor mit 150 Mann besetzt, die Stadt hingegen von fremden Truppen verschont, und durch 2000 Holländer, die dem Erbstatthalter ergeben wären, beschützt werden sollte. Am 10. Oktober nahmen die Preußen die bestimmten Posten ein, und endigten hiemit ihre siegreichen Operationen und die ganze Revolution. Die ehemalige Ordnung der Dinge wurde wieder eingeführt, der Prinz von Oranien in alle seine Rechte hergestellt, und die Würde eines Erbstatthalters für einen wesentlichen Theil der Union erklärt. Von den Häuptern der Unruhen verlor zwar keiner das Leben, aber mancher sein Vermögen, und alle verließen das Vaterland. Am grausamsten rächte man sich an dem Franzosen Dissonval, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Paris, und General-Adjutanten der Holländischen Patrioten. Man warf ihn in einen düstern Kerker zu Utrecht, wo er 7 Jahre und 5 Monate schmachtete, keine andre Gesellschaft als die Spinnen, und keine andre Beschäftigung als das Studium dieser Insekten hatte *). Alle Patrioten wur-

*) Dieser Mann stellte in seinem Gefängnisse merkwürdige Beobachtungen über die Natur der Spinnen an, und

wurden hiedurch entwaffnet, und 4000 Preußen blieben so lange zurük, bis fremde deutsche Truppen zur Stüzze des Erbstatthalters in Sold genommen seie würden. Die übrigen Preußen verließen Holland schon am 26. Oktober. Der König, erfreut, seiner Schwester Genugthuung, seinem Schwager Wiederherstellung seiner Rechte, und der Union Ruhe verschaft zu haben, rechnete der Republik keine Kosten oder Vergütigung an; nur für seine Truppen forderte er eine halbe Million Gulden Winter-Douceurs Gelder. Manche Soldaten kehrten mit reicher Beute beladen zurük, indem sie mit den Patrioten nicht sehr säuberlich verfuhren. Daß aber die Offiziere, und selbst der Herzog Erpressungen begünstigt haben sollten, läßt sich von dem sonstigen edlen Karakter

der

und entdekte, daß gewisse Arten derselben im Winter fleißig zu weben anfangen, wenn 12 oder 14 Tage darauf eine große Kälte eintritt. Durch einen patriotisch gesinnten Gefangenwärter fand er Gelegenheit mit den Franzosen, die im December 1794 Holland zu erobern heran drangen, eine geheime Verbindung zu unterhalten. Er ließ dem General Pichegrü zu einer Zeit, wo er kapitulirn wollte, sagen, daß in 14 Tagen ein schrecklicher Frost eintreten und ihm den Weg über alle Kanäle bahnen würde. Die Kapitulation unterblieb, Holland wurde erobert, und der Spinnen-Prophet befreit. Er hat seine Bemerkungen in einer besondern Schrift bekannt gemacht, welche unter dem Titel: De l'aranéologie — par Quatremere Disjonval zu Paris 1797. 264 pages. 8. erschienen ist.

der Preußischen Befehlshaber schwerlich glauben, und scheint nur eine erdichtete Beschuldigung des parteiischen Verfassers der Französischen Schrift: „die Preußen vor Europens Richterstuhl" betitelt, zu sein. Um die Verfassung in Holland, besonders um die Statthalterschaft aufrecht zu erhalten, schloß Preußen mit England im April und Mai 1788 zwei Schutzbündnisse, die aber von kurzer Gültigkeit waren. Denn nach sieben Jahren wurde die für einen Grundartikel der Union erklärte Statthalterwürde völlig umgestürzt, und die ganze Republik in eine neue Form gegossen.

Die billige und menschliche Denkungsart des Königs von Preußen zeigte sich auch bei den Lüttischer Unruhen, welche den 17. und 18. August 1789 ausgebrochen waren. Das Volk entsetzte die Magistratsglieder, über welche es sich beklagte, und drang dem Fürstbischofe mehrere Freiheiten ab. Dieser willigte anfänglich in alles; aber bald gab er den Empfindungen der Rache mehr, als den Gefühlen der Güte und den Eingebungen der Weisheit Gehör; er entfernte sich heimlich aus seinem Lande, und verklagte seine Unterthanen beim Reichskammergerichte als Rebellen. Eben hatte in Frankreich jene folgenreiche, die ganze kultivirte Welt erschütternde Staatsumwälzung begonnen, von welcher die Fürsten und Machthaber keine sonderlichen Freunde waren. Das Reichsgericht zu Wetzlar glaubte vermuthlich, einer ähnlichen Veränderung in Deutschland durch Schrekken am besten vorbeugen zu können. Es entschied

daher

daher ganz nach den Wünschen des racheschnaubenden Priesters, nannte die Lütticher Neuerung ein verabscheuungswürdiges Unternehmen, und trug den Kreisdirektoren von Westphalen, dem Könige von Preußen, dem Kurfürsten von Pfalzbaiern, und dem Kurfürsten von Kölln, als Bischofe von Münster, unterm 27. August auf, den Lütticher Bischof in alle seine wirklichen und vermeintlichen Rechte mit allen ihren hergebrachten Mißbräuchen durch militärische Macht wieder einzusezzen. Zu einem so gewaltsamen Verfahren wollte aber Preußen nicht so geradezu die Hände bieten. Das gerecht und milde denkende Berliner Kabinet sahe ein, daß die Lütticher wirklich Ursache zu vielen Beschwerden hatten, und daß eine tirannische Behandlung zwar die Unzufriednen auf eine Zeit lang niederdrükken, aber die Ruhe auf immer nicht befestigen würde. Es schlug daher einen Mittelweg ein, es wollte das kammergerichtliche harte Urtheil nicht ganz vollziehen, sondern einen billigen Vergleich zwischen dem Fürsten und den Ständen errichten. Hierüber vergingen mehrere Monate ohne Erfolg. Die Exekution selber konnte den Reichsgesezzen gemäß nicht völlig abgewandt werden. Es brachen daher am 25. November 4000 Preußen unter Anführung des Generallieutenants von Schlieffen nebst 1000 Pfälzern und 1000 Köllnern in's Lütticher Gebiet, und besezten ohne Widerstand am 30. Nov. die Citadelle und die äußern Barrieren von Lüttich. Der edle und einsichtsvolle Geheimerath von Dohm erhielt Befehl, in

Ver-

Verbindung mit dem Kölnischen und Pfälzischen Deputirten eine wahre, das heißt, eine durch Abhelfung der Beschwerden erwekte Versöhnung zu stiften. Aber die leztern wollten in diese billige Maßregel durchaus nicht einstimmen. Sie, und noch mehr der ergrimmte Bischof, bestanden auf Durchsezzung der strengsten despotischen Verordnungen, und widersezten sich den mildern Preußischen Absichten. Die Uneinigkeit wurde so groß, daß Preußen seine gemäßigten Vergleichs-Vorschläge nicht ausführen konnte; weil es jedoch auch kein Werkzeug der Sättigung eines Priesterzornes sein wollte, so zog es seine Truppen am 16. April 1790 aus Lüttich zurük, und überließ den beiden andern Direktoren allein die Ehre, ein murrendes Volk durch schonungslose Härte zur Verzweiflung zu bringen. Friedrich Wilhelm II. war großmüthig genug, den Lüttichern alle Marschkosten, Douceurgelder und Exekutionsgebühren zu schenken. Der Erfolg rechtfertigte die Preußische Vorsicht. Denn fast das ganze Land, sieben Achttheile der Einwohner stunden nun auf, und nöthigten die übrigen Exekutionstruppen, sich zu entfernen. Alle Sentenzen des Kammergerichts, die in nichts gemildert waren, blieben lange fruchtlos, es kam selbst zu Gefechten, worin die Lütticher die Oberhand behielten. Erst, nachdem die östreichischen Niederlande, wo ebenfalls heftige Unruhen geherrscht hatten, bezwungen waren, hatte der Bischof das Vergnügen, seinen unbiegsamen Starrsinn durchzusezzen. Das Kammergericht willfahrte

seinem

seinem Gesuche, die in der Nähe liegenden Oestreicher aus Brabant in's Lüttichsche zu beordern. Es rükten 6000 derselben am 12. Januar 1791 in's Hochstift ein, und stellten alles auf den alten Fuß her. Aber der Bischof erfuhr bald, daß eine Herrschaft auf Furcht und Despotie gegründet, nicht dauerhaft sei. Er genoß wenig ruhige Augenblikke, und wurde nach einigen Jahren bei Gelegenheit des Französischen Krieges von neuem aus seinem Lande verjagt, wohin er nun nie wiederkehren wird, weil Lüttich nicht allein eine Französische Provinz geworden, sondern auch das Zwittergeschöpf, die weltliche Macht der Geistlichen in Deutschland, auf immer vernichtet ist.

Im Jahre 1790 wäre Preußen beinahe mit Oestreich in einen weitaussehenden Krieg verwikkelt worden, zu welchem die Sorge für seine Selbsterhaltung ihm die gerechteste Ursache gab. Seit dem August 1787 war Rußland, und seit dem 9. Februar 1788 auch Oestreich mit den Türken in Krieg gerathen. Das Ende der Osmannischen Herrschaft für Europa schien nahe zu sein. Denn die Russen und Oestreicher hatten die glänzendsten Siege erfochten, die stärksten Festungen mit Sturm erobert, und drangen von mehrern Seiten immer tiefer in das Herz des Türkischen Reichs. Der Muth der Türken sank nach so blutigen Niederlagen immer mehr; und man konnte kaum mehr daran zweifeln, daß ihr Kaiser aus der Reihe der Europäischen Regenten ganz herausgedrängt werden würde. Wenn ein solches Ereigniß für den Freund der Menschheit vielleicht wünschens-

schenswerth sein würde, so hatte doch Preußen alle Ursach, für seine Selbstständigkeit besorgt zu sein. Der Zuwachs von weitläuftigen, von Natur so gesegneten, und für pflegende Hände so ergiebigen Provinzen mußte dem Oestreichischen Erzhause eine solche Uebermacht über Preußen geben, daß lezteres schlechterdings ihm das Gleichgewicht nicht mehr halten konnte, sondern in der Folge der Zeit von ihm Gesezze anzunehmen hatte. Preußen mußte nöthigen Falles seine lezte Kraft aufbieten, um eine solche Demüthigung abzuwenden. Und hiezu zeigte es sich bereit. Der König schloß im März 1790 mit den Polen, und dann mit den Türken ein Schuzbündniß, und redete mit den Siegern eine Sprache, die ihren verwöhnten Ohren zwar fremd vorkam, die er aber in seiner Lage führen konnte und mußte. Da indessen seine Vorstellungen, mit den Türken einen billigen Frieden zu schließen, keinen Eingang fanden, so sezte er sein allezeit gerüstetes Heer in Marsch. Eine Armee zog sich in Preußen gegen die Polnische und Russische Greuze hin; eine andre weit stärkere von 80,000 Mann rükte in Schlesien bis an die Eingänge Böhmens, und stand völlig in Bereitschaft, in dies Königreich auf den ersten Wink einzubrechen. Preussen hatte alle Aussicht vor sich, einen glüklichen Feldzug zu beginnen, und höchst wahrscheinlich die Oestreichische Monarchie zu zerstükkeln. Denn einen bessern Zeitpunkt, dem stolzen Habsburger Hause den empfindlichsten Streich, vielleicht den Todesstoß zu versezzen, hätte es nicht wählen können. Die gut-

gemein-

gemeinten, aber mit Uebereilung und Gewaltthätigkeiten unternommenen Reformen des größten aller Habsburger Fürsten, des Kaisers Joseph II. hatten alle seine Provinzen bis zur Empörung erbittert. Die Niederländer hatten sich schon ganz von ihrem Beherrscher losgerissen; die Ungarn machten öffentliche Anstalten, ein gleiches zu thun; die Böhmen erhoben ihre Klagen ganz laut; die Gallizier waren einem Aufstande nahe; selbst die Oestreicher, Steiermärker und Tiroler waren mißvergnügt, und auf dem Punkte, den Gehorsam aufzukündigen; und die Lombarder blieben mit ihren Beschwerden nicht zurük. Aus den Niederlanden und aus Ungarn befanden sich schon geheime Unterhändler in Berlin; und da der Brabantische Insurgenten-General Schönfeld nach verunglükter Revolution in Preußischen Diensten eine schnelle und ehrenvolle Beförderung fand, so ist es nicht zu läugnen, daß man mit den Unzufriednen von Preußischer Seite aus in einiger Verbindung gestanden haben muß. Der neue, seit einigen Monaten erst zur Regierung gelangte Oestreichische Monarch Leopold II. sahe die Gefahr, die von allen Gegenden her auf ihn zu stürzte, klar vor Augen, und er suchte sie durch Darbringung großer Opfer abzuwenden. Ohnedem wünschte er zum Kaiser erwählt zu werden, wobei ihm Preußen große Hindernisse in den Weg legen konnte. Er schrieb eigenhändig an den König Friedrich Wilhelm II. und gab ihm die aufrichtigsten Versicherungen seiner Friedensliebe. Es kam daher zu Unterhandlungen,

welche

welche sich den 27. Juni zu Reichenbach in Schlesien mit einer friedlichen Konvention endigten. Leopold versprach in derselben, den Türken alle Eroberungen in dem Zustande wie vor Anfang des Krieges zurükzugeben, und Friedrich Wilhelm machte sich verbindlich, die Unruhen in den Niederlanden durch Vermittlung der Seemächte beizulegen. Der Friede mit den Türken wurde im folgenden Jahre zu Szistowa in Bulgarien auf diese Grundlage geschlossen, und im Januar 1792 versöhnte sich auch Rußland mit der Pforte.

Vom 25. bis 27. August 1791 hielt der König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kaiser Leopold II. eine Zusammenkunft zu Pillnitz, einem Lustschlosse des Kurfürsten von Sachsen. Außer ihren beiden Thronerben fanden sich auch der flüchtig gewordne Graf von Artois, Bruder des lezten Königs von Frankreichs, der bekannte Ex-Minister Calonne, und der General Bouille daselbst ein. Diesen drei leztern und den Bemühungen des schlauen Fürsten von Kaunitz, kaiserlichen Statsministers, gelang es, das gutmüthige Herz des Königs von Preußen zu überlisten, und zu einem Entschlusse zu verleiten, welcher für ganz Europa die traurigsten Folgen hervorbrachte. Es wurde hier den 27. August ein Bund zwischen Oestreich und Preußen geschlossen, über welchen die Politik murrete und die Menschheit seufzete. Man verabredete, die alte Verfassung in Frankreich mit allen Gebrechen und Auswüchsen wieder herzustellen, und die Sache

aller Könige, wie man es nannte, auf eine Art zu rächen, die in Zukunft ähnliche Vorgänge, als in Frankreich geschehen waren, verhindern sollten. Dieser Schritt war von Seiten Preußens durchaus nicht nach dem Maßstabe einer erleuchteten Statskunst abgemessen; Oestreichs Interesse konnte nie das Preußische sein; die Französische Nation hatte dem Berliner Hofe nicht die geringste Ursache zu Beschwerden gegeben, und konnte der Lage der Sachen nach keine feindseligen Absichten gegen Preußen hegen. Die enge Verbindung zwischen Oestreich und Preußen war daher eben so unnatürlich in ihrem Ursprunge, als unselig in ihrem Fortgange. Der Fürst von Kaunitz hat die Ehre, zwei der sonderbarsten und verderblichsten Allianzen des 18ten Säkulums gestiftet zu haben; die eine im Jahre 1756 zwischen Frankreich und Oestreich, und die andre die eben erwähnte zu Pillnitz; beide zogen Kriege nach sich, welche an Erbitterung, an Blutgier, an Völkerelend, an Ausdehnung alle seit vielen Jahrhunderten geführten übertrafen. Der erste große Nachtheil, der für Preußen's Glük aus dem Pillnitzer Vertrage entstand, war die Entfernung des Grafen von Herzberg aus dem Kabinetsministerium, ein Werk der Oestreichischen Partei. Der kaiserliche Minister von Kaunitz hatte freilich noch nicht viel für seine geheimen Plane gewonnen, so lange dieser durch Talente ausgezeichnete, durch Erfahrung geübte, und durch Vaterlandssinn für Preußen enthusiastisch eingenommene Geschäftsmann das

Ruder

Ruder des Stats mit fester Hand lenkte. Die feinen Intriguen, welche zu Bewirkung seiner Verabschiedung, leider! nur zu glüklich angewandt wurden, sind zwar noch nicht völlig bekannt; aber daß er nicht freiwillig um seine Entlassung anhielt, erhellt ganz klar aus seinen eignen Worten. In einer Abhandlung, welche er am 6. Oktober 1791 in der Akademie der Wissenschaften vorlas, drükt er sich hierüber also aus: „Es ist nicht Mangel an Eifer, „wenn mir nicht alle meine Entwürfe „ganz und bis zum Ende geglükt sind; „und ich durch Umstände genöthigt worden „bin, meine 46jährige diplomatische Laufbahn zu „verlassen, um mich gänzlich andern Beschäftigungen, dem Landleben u. s. w. zu widmen.“ Von diesem Zeitpunkte an bemerkte man eine auffallende Veränderung in den Statsmaximen des Königs. Er schloß sich immer näher an Oestreich, und lösete seine Verbindungen mit Polen, und seine Gemeinschaft mit Frankreich immer mehr und sichtbarer auf, bis es mit beiden zum endlichen Bruche kam. Das Deutsche Reich schien über das Einverständniß zweier Monarchen, deren gegenseitige Eifersucht bisher die Sicherheit der kleinern deutschen Staten begründet hatte, in Sorgen zu gerathen. Die beiden Höfe suchten es deswegen zu beruhigen, indem ihre Gesandten am 9. December 1791 der Reichsversammlung erklärten, daß man nichts anders, als die Beschüzzung der beiderseitigen Staten, die Erhaltung der allgemeinen Ruhe in Europa, und die

Vertheidigung aller reichsständischen, insbesondre auch (sezte Preußen ofner, als Oestreich hinzu,) der von Frankreich angegriffnen Gerechtsame zur Absicht habe. Bald nachher am 7. Febr. 1792 wurde ein noch bestimmterer Allianz-Traktat zwischen Oestreich und Preußen zu Berlin abgeschlossen, und hiedurch der Grund zur Preußischen Theilnahme an einem Kriege gelegt, der ihm immer hätte fremd bleiben sollen.

Das kaiserliche Ministerium hatte offenbar die Absicht, die Französische Nation mit Kriege zu überziehen; es reizte sie daher auf alle mögliche Art. Es antwortete auf ihre Beschwerden wegen der Verbindung der mehrsten Regenten Europen's auf eine ungebührliche Weise, es bezeigte der Französischen Regierung die wegwerfendste Verachtung, es verspottete ihre neue Verfassung, und behandelte das ganze Volk als eine Horde von Räubern, als ein Gesindel von Nichtswürdigen. Die bewafneten Zusammenrottirungen von 40000 Emigranten erhielten öffentliche Unterstüzzungen; alle Anerbietungen der Franzosen, den Deutschen Fürsten, deren Hoheitsrechte in Elsaß und Lothringen eingeschränkt worden waren, Entschädigung zu geben, wurden mit einem höhnenden Stolze abgewiesen, der die Sache nicht einmal der Ueberlegung werth hielt. Oestreich schmeichelte sich, diese beiden von Deutschland ehemals abgerißnen Provinzen mit leichter Mühe erobern, die Franzosen wegen ihrer Bemühung, ein unerträgliches Joch abzuschütteln, nachdrüklich züchtigen, und dem

Könige

Könige Ludwig XVI. seine alte Herrschergewalt wiedergeben zu können. Weil aber der Oestreichische Stat durch den Türkenkrieg geschwächt, mit Schulden überhäuft, und zur alleinigen Unternehmung des Feldzuges gegen Frankreich bei aller eingebildeten Leichtigkeit der Sache doch zu ohnmächtig war, so stellte Leopold die Ausschweifungen, welche einzelne Ränkemacher verübt hatten, als Verbrechen der ganzen Nation, und die Bestrafung derselben als Pflicht aller Könige vor; er beredete dadurch nicht bloß Preußen, sondern auch Rußland, Schweden, Spanien, Sardinien, Neapel und andre Mächte zu einer Vereinigung gegen Frankreich, und verstärkte seine Truppen in den Niederlanden. Die Französische Regierung verlangte wiederholentlich, und zulezt im April nach Leopold's Tode von seinem Nachfolger Franz II. eine offne Erklärung, ob Oestreich den feindseligen Verbindungen mit den Europäischen Fürsten gegen Frankreich entsagen und seine Kriegsmacht in den Niederlanden vermindern wolle oder nicht? Der Fürst von Kaunitz antwortete auf dies Verlangen zweideutig, verächtlich und stolz, und forderte bald nachher von seiner Seite, daß die Franzosen das alte, mit ihrer Verfassung ganz unvereinbare Lehnssistem in Elsaß und Lothringen herstellen, dem Könige seine vorige willkührliche Gewalt wieder einräumen, und dem Papste Avignon zurükgehen sollten. Diese mit beleidigenden Ausdrükken abgefaßte Note wurde den 19. April in der National-Versammlung zu Paris vorgelesen, und erbitterte

alle

alle Gemüther so heftig, daß am folgenden Tage den 20. April 1792 der Krieg, welcher früh oder spät doch nicht zu vermeiden war, an Oestreich erklärt wurde. Die Französische Deklaration war mit Würde und Anstand abgefaßt; so nicht die Gegenerklärungen. Man führte eine Sprache gegen das Französische Volk, die die Sitten des achtzehnten Jahrhundertes tief in den Schatten stellte, und in den Ohren nachdenkender Menschen widerlich ertönte. Man warf den Franzosen vor, daß eine gottlose Sekte von Neuerungssüchtigen, von sogenannten Philosophen dem leichtgläubigen Volke eine schwärmerische Freiheit als ein Resultat ihrer unsinnigen Plane vorstelle, daß sie nicht nur gegen die Fürsten der Erde, sondern auch gegen Gott, gegen das Glük der ganzen menschlichen Gesellschaft Krieg führen wollten; man redete von Wahnsinn, von ungereimten, grausamen Systemen; man nannte Paris insonderheit eine infame Stadt, deren Namen die Nachwelt nur mit Abscheu nennen, deren gerechte und schreckliche Bestrafung allen empörerischen und ruchlosen Städten, die je die strafwürdige Tollheit haben sollten, sie nachzuahmen, und sich an der Freiheit ihres Souverains vergreifen zu wollen, zum Beispiel dienen würde. Die ganze Französische Revolution wurde dabei als ungerecht in ihrem Anfange, schrecklich in ihren Mitteln, und unselig in ihren Folgen ver-

verschrien. Durch diese Schimpfreden bekam der ausgebrochne Krieg eine eigne Gestalt; er betraf nichts, als — Meinungen, und jeder Theil wollte seine Meinung nicht durch vernünftige Gründe, sondern durch blutige Rache geltend machen.

Der König Friedrich Wilhelm II. nahm mit großem Eifer an diesem Kriege Theil, welcher nicht für das Wohl seines Vaterlandes, nicht für die Sicherheit seiner Staten, die Niemand antastete, nicht für irgend einen politischen Zwek geführt wurde; den bloß gehässige Leidenschaften entzündeten, und unpatriotische Rathgeber unterstützten. Er zog 47 Bataillone und 70 Schwadronen, gewiß über 50000 Mann bei Koblenz, dem Waffenplazze der Emigrirten, im Monat Juli zusammen; einige tausend Hessen, mehrere Abtheilungen Oestreicher, und 15000 ausgewanderte Franzosen vereinigten sich mit ihnen. Obgleich der König mit seinen beiden ältesten Prinzen persönlich mit in's Feld rükte, so übernahm er das Oberkommando doch nicht selber, sondern stellte den Herzog von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, an die Spizze des verbundenen Heeres. Vorher hielt er noch mit dem Kaiser und den Französischen Prinzen eine Zusammenkunft zu Mainz, wo man Bestimmungen über das künftige Schikſal Frankreich's entwarf, und nicht ahnete, daß man bald selbst gebieterischen Befehlen von ihm würde gehorchen müssen. An 50 fürstliche Personen machten Mainz damals sehr glänzend, und veranlaßten die Welt zu großen Hofmun-

nungen, die schon nach wenig Monaten in eben dieser Stadt ein ganz andres Schauspiel erblikte. Der ganze Plan, welcher hier verabredet wurde, stüzte sich aber auf lauter irrige Voraussezzungen, ungeprüfte Meinungen und schlecht berechnete Chimären. Man hatte nichts geringers im Sinne, als geradezu auf Paris zu marschiren, und gleichsam wie mit einem Federzuge die Revolution zu durchstreichen. Die Emigranten nannten den Heeresmarsch nach Paris nur eine Spazierfahrt, und die Einführung der alten Mißbräuche eine Kleinigkeit; sie prahlten mit Einverständnissen, die sie mit den Befehlshabern der feindlichen Armeen und Festungen unterhielten, sie beredeten die kriegführenden Monarchen, daß bloß einige Ruhestörer das Volk verführt hätten; daß der größte Haufe der Nation aber das heißeste Verlangen nach der vorigen Verfassung hätte; und daß man die Deutschen Truppen als Retter und Wohlthäter überall mit offnen Armen empfangen würde. Die alliirten Fürsten waren treuherzig genug, alle diese Versicherungen als ausgemachte Wahrheiten zu glauben, da eine ernstliche Prüfung ihnen diese Vorspiegelungen leicht als leere Phantome darstellen konnte. Hiezu kam bei den Preußen die tiefe Verachtung, welche sie seit der Roßbacher Schlacht gegen die Französischen Kriegsthaten bezeigten, und die Leichtigkeit, mit welcher die Holländischen Unruhen erstikt worden waren. Beides flößte ihnen ein solch Selbstvertrauen ein, daß sie meinten, durch ihre bloße Erscheinung die ganze Französische Nation,

wenn

wenn selbige aufzutreten kühn genug wäre, wie einen Schwarm Schmetterlinge aus einander sprengen zu können. Nach diesen schmeichelhaften Einbildungen waren die Manifeste geformt, welche unter'm 25. und 27. Juli 1792 aus dem Preußischen Hauptquartiere zu Koblenz erlassen wurden. Die Franzosen wurden, darin aufgefordert, die Waffen niederzulegen, sich freiwillig zu unterwerfen, und die vorige Verfassung in allen Punkten herzustellen; geschähe dies nicht augenblicklich, so sollten sie als Rebellen ohne Schonung bestraft, und ihre Häuser niedergerissen und verbrannt werden. Der Stadt Paris und ihren Einwohnern ohne Unterschied erklärten der Kaiser und der König von Preußen auf ihr kaiserliches und königliches Ehrenwort, daß bei der geringsten Beleidigung gegen ihren König und dessen Familie die Stadt einer militärischen Exekution Preis gegeben, gänzlich in einen Schutthaufen verwandelt, und mit einer unerhörten, auf ewig im schrecklichen Andenken bleibenden Rache heimgesucht werden sollte. In einem Nachtrage wurde die den Parisern gedrohte Züchtigung auf alle Städte ausgedehnt, durch welche die königliche Familie gefangen geführt werden möchte, wenn man sich einem solchen Beginnen nicht widersezte; ja der ganze Weg, welchen die Entführer etwa nehmen möchten, sollte mit einer ununterbrochenen Reihe von entsezlichen Strafexempeln bezeichnet werden. Bei allen diesen in der Kulturgeschichte der neuern Zeiten beispiellosen Drohungen

gen fügte man auf eine unbegreifliche Art die Versicherung hinzu, daß man sich in die innern Angelegenheiten Frankreichs gar nicht mischen wolle; ein Widerspruch, den ein zweiter Oedipus lösen mag; er klingt gerade so, als wenn zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges der Kaiser zu den Sachsen und Hessen gesagt hätte: ich will mich in eure Religionsangelegenheiten ganz und gar nicht mischen, aber dem Papste müßt ihr euch in allen Stükken ohne Widerrede unterwerfen. Mit Bedauren bemerkt der Menschenfreund, daß unter solchen Manifesten, die wahrscheinlich von einem Emigranten abgefaßt sind, der Name eines der humanisten, gerechtesten und preiswürdigsten Fürsten, des Herzogs von Braunschweig, steht. Der Verfertiger dieses unwürdigen Machwerks mag es bei der Ehre des Kaisers und Königs von Preußen verantworten, daß er sie so leichtsinnig bei der Nachwelt aufs Spiel sezte; die Worte befinden sich einmal in dem Manifeste §. VIII: Leurs Majestés declarent sur leur foi et parole d'Empereur et de Roi etc. Die Königsfeinde haben sich erdreistet, gleich nach bekannt gemachter Drohung den König Ludwig XVI. am 10. August gefangen zu sezzen; und bald darauf haben sie sogar die Grausamkeit begangen, ihn hinzurichten; und doch ist das so feierlich gegebne kaiserliche und königliche Ehrenwort, Paris in einen Aschenhaufen zu verwandeln, nicht erfüllt worden, für welche Nichterfüllung ihnen freilich die Menschheit Dank wissen wird.

Es

Es gehört nicht in den Plan dieser Geschichte, alle Vorfälle des Französischen, die Gestalt der Europäischen Staaten umänderuden Krieges zu erzählen. Nur die Thaten der Preußischen Armee können hier einen Platz finden. Unmittelbar nach Verbreitung der zornigen Manifeste, welche in Frankreich die Gemüther nicht beugten, wie man sich irrig eingebildet hatte, sondern bis zum kühnsten Heldenmuth erhoben, brach das Preußische Heer von Koblenz auf, marschirte durch Trier in's Herzogthum Luxemburg, und betrat den 19 August das Französische Gebiet. Die ersten Lothringschen Dörfer mußten für das, was man Französische Freiheit nannte, grausam büßen. Nach dem Bekenntnisse eines angesehnen Augenzeugen von Preußischer Seite wurden *) sie rein ausgeplündert, und völlig verheert; doch steuerte das menschliche Herz des Herzogs von Braunschweig diesem Unwesen bald. Das kleine Fort Sierk wurde im ersten Anrennen eingenommen. Wie wenig die Franzosen in den Preußen ihre Retter, wofür sich die letztern ausgaben, sehen wollten, zeigte sich schon hier an der Grenze, indem man aus den Fenstern auf die Sieger schoß, und dadurch 2 Husaren tödtete. Die Urheber wurden durch den Henker hingerichtet, und die Häuser, die

frei-

*) Philosophische Geschichte der Franz. Revolution von Desodoards. Mit Berichtigungen eines Augenzeugen. Zürichau bei Frommann. 1797. Erster Thl. S. 292 flg.

freilich die Strafe nicht fühlten, niedergerissen. Am 20 August standen die Preußen vor der Festung Longwy. So unbedeutend dieser Ort auch war, so hatte die Besazzung doch keine Lust, die Thore gutwillig zu öfnen. Die Preußen beschossen daher die Stadt mit einem heftigen Bomben-Feuer. Aber ungeachtet man von 11 Uhr des Abends bis 3 Uhr des Morgens unaufhörlich bombardirt hatte, so merkte man dennoch nicht die geringste Wirkung, und dies aus der ganz natürlichen Ursache, weil wegen der zu starken Ladung alle Kugeln über die Stadt wegflogen. Man verbesserte daher nach Anbruch des Tages seinen Fehlgriff; von 5 bis 6 Uhr Morgens wurden wieder 300 Bomben, und diesmal mit einem solchen Erfolge geworfen, daß Longwy an mehrern Orten in Brand gerieth, und kein Fenster unbeschädigt blieb. Die erschrokkenen Bürger nöthigten hierauf den Kommandanten, sich zu ergeben, welches am 22 August wirklich geschahe. Der General Tempelhof, dieser so gelehrte und durch seine Werke in ganz Europa berühmte Artillerist, welcher das Bombardement geleitet hatte, gerieth, obwol erst später hin, wegen der anfänglichen Unwirksamkeit des Feuers mit dem Herzoge von Braunschweig in solche Uneinigkeit, daß er sich von der Armee entfernen und nach Berlin zurükgehen mußte.

Die Preußen blieben fast 8 Tage in und bei Longwy stehen, um das Korps des Fürsten von Hohenlohe und die Verstärkung des Landgrafen von

Hessen

Hessen zu erwarten. Die Preußische Hauptarmee, welche mit ihren Bundestruppen gewiß über 70000 Mann betrug, marschirte am 28 August weiter, und traf am 30. vor Verdun ein. Auch diese Festung wurde eine Nacht hindurch beschossen. Aber weil ihre Werke ganz verfallen, und überhaupt mehr zur Erhaltung der Bürger in der Französischen Unterwürfigkeit, als zum Schuzze gegen auswärtige Feinde bestimmt waren, so konnte sich der Ort nicht halten; die Besazzung kapitulirte, und erhielt freien Abzug. Bis hieher schien das Glük die Entwürfe der Deutschen und der Emigranten zu begünstigen. Die Sieger stellten diese leichten, und in der That ganz unbedeutenden Eroberungen als wichtige Triumphe vor, und glaubten nächstens ihre Schildwachen vor den Thuillerien in Paris stehen zu sehen. Aber bald entdekte man die unangenehme Wahrheit, daß man den Krieg aus Irrthum übernommen hatte, und ihn nicht nach Wunsch würde endigen können. Man bemerkte, was jeder Unparteiische längst gewust und deutlich genug gesagt hatte, daß nicht ein kleiner Haufe, sondern das ganze Volk, mit Ausnahme weniger Gegenden, für die Sache der Freiheit entglühet sei; die großen Festungen Lille, Thionville, Metz und andre leisteten einen Widerstand, über welchen die Alliirten bestürzt wurden; kein Französischer Soldat ging zu ihnen über, kein National-Gardist verließ seinen Posten, nirgends bewillkommte man die Preußen als Freunde, ein allgemeiner Enthusiasmus verbreitete sich von einem

Ende

Ende des Französischen Reichs, dessen Größe die Alliirten nicht ernstlich erwogen zu haben schienen, bis zum andern, lieber unter den Trümmern des Vaterlandes zu sterben, als sich unter das alte Joch zurückzwängen zu lassen. Die Beschaffenheit der Wege, und die Witterung der damaligen Jahreszeit kam den bedrängten, aber nie verzagten Franzosen zu Hülfe. Die Preußen hatten, durch die Eingebungen der Emigrirten verleitet, gerade die unfruchtbarsten, rauhesten und unwegsamsten Landschaften erwählt, um nach Paris zu kommen: man zog sie andern darum vor, weil der Marsch hindurch der geraden Linie nach der kürzeste war, ohne zu bedenken, daß es hundert Hindernisse gibt, die den physisch kürzesten Weg schon für einzelne Reisende, und um so mehr für ganze Armeen zum längsten machen können. Die Preußen zogen durch den Argonner Wald, der mit unzähligen Hohlwegen, engen Päßen und Defileen angefüllt war. Ein anhaltendes Regenwetter hatte zugleich alle Straßen so verdorben, daß Pferde und Wagen in dem thonichten Bogen alle Augenblikke stekken blieben und das schwere Geschüz fast nicht fortgebracht werden konnte. Die Lagerplätze gewährten den abgematteten Soldaten keine Erholung. Das Wasser strömte in die Zelte; die Krieger mußten im Schlamme liegen; und oft konnten sie ihren Hunger nicht stillen; die Brodtwagen blieben aus; zuweilen hatte man in 2 Tagen kein Brodt für die Menschen, und kein Futter für die Pferde; der König selber litt Mangel; zu allen

diesen Mühseligkeiten gesellten sich ansteckende Krankheiten; die Ruhr riß tausende dahin, und arbeitete dem Tode ämsiger in die Hand, als das feindliche Schwert; Murren und Unzufriedenheit regte sich allgemein; der gemeinste Soldat, der sonst blindlings zu folgen pflegt, wohin der Oberste ihn führt, fing an, über die Natur dieses Krieges nachzudenken; man fragte sich einander, für welchen Zwek man kämpfe? warum sie sich verstümmeln und erwürgen lassen sollten? was sie überhaupt die Revolution angehe? es kamen nun gerade erst solche Ueberlegungen zum Vorschein, welche die Monarchen durch den Krieg erstikken wollten; Leute, die nie eine Idee von Freiheit gehabt hatten, wurden wie aus dem Schlummer geweckt, und sagten jezt was ihnen sonst nie eingefallen war, daß die Franzosen doch wohl nicht so in allen Stükken Unrecht haben möchten. Nur die menschenfreundliche Fürsorge des Herzogs von Braunschweig, und die Gegenwart des Königs, welcher jedes Ungemach gleich den geringsten Soldaten ertrug, hielt den Ausbruch des durchgängigen Misvergnügens zurük. Der erstere wollte auch, sichern Nachrichten zu Folge, durchaus nicht über die Maas gehen, durchaus nicht aufs Gerathewohl tiefer in's Land dringen, und Festungen der ersten Größe hinter sich lassen, sondern stimmte für eine regelmäßige Führung des Krieges, daß man sich zuvor eines bedeutenden Grenzortes bemächtigte, dann in Lothringen die Winterquartiere bezöge, und das Uebrige vom künftigen

tigen Feldzuge erwartete; er sagte die wahrscheinlichen Unfälle vorher, und willigte nur in dem einen Falle in den Marsch nach Paris, wenn die Französischen Armeen übergingen. Nach einer langen Berathschlagung, wobei die Emigranten das Wort führten, wurde der Herzog überstimmt, und der Zug nach Paris durch Champagne allen unübersteiglichen Schwierigkeiten zum Troz beschlossen.

Die Preußen verließen endlich das Lager vor Verdun, wo sie lange müßig gestanden hatten, und drangen nun 14 Deutsche Meilen weit in den unfreundlichsten Theil von Champagne, den man darum pouilleuse *) nennt, ein. Am 20 September standen sie auf den Anhöhen von Valmy an der Straße nach Chalons. Hier erblickten sie gegen über eine feindliche Armee, gleichfalls auf Bergen gelagert. Denn durch die rachedrohenden Manifeste erbittert eilten die Französischen Jünglinge von allen Enden herbei, um ihr Vaterland zu vertheidigen, und es sammelten sich unter Dumouriez, Kellermann, Valence, Beurnonville, und andern ansehnliche Heere, die bald zu 70000 Streitern anwuchsen, und den Deutschen gewiß an Muth, wenn gleich nicht an Kriegskenntnissen gewachsen waren. Sie wählten geschickte Lagerplätze, und bemühten sich vornämlich, die Lebensmittel aufzufangen, womit es ihnen zum empfindlichsten Schaden der Deutschen sehr gelang. Der König beschloß,

den

*) Laufe-Champagne.

den Feind in seinem wohl verschanzten Lager anzugreifen. Seine Armee mußte vorrükken. Mit der meisterhaften Taktik, welche der große Friedrich gelehrt und eingeführt hatte, marschirte die Infanterie von Valmy in's Thal herab, und sollte den Feind von den gegenüber liegenden Anhöhen vertreiben. Aber hier kam es zu einer fürchterlichen Kanonade, welche 3 Stunden dauerte, und manchen Preußen ohne Gegenwehr tödtete. Die Soldaten, welche sich stehend in ihren Gliedern ruhig verhalten mußten, baten ihre Officiere wiederholt, sie lieber gegen den Feind zu führen, als sie unnüz aufzuopfern. Doch statt dessen kam der Befehl zum Rükmarsch. Unbesiegt, und mit der ruhigsten Gelassenheit gingen sie die Anhöhen wieder herauf, und nahmen ihre vorigen Posten von neuem ein. Man sagt, daß der König einigen Grund gehabt habe, auf den Uebergang der Armee des Dumouriez zu der seinigen zu hoffen, und daß er deswegen ins Thal gerükt sei; daß er hernach, als diese Erwartung ihn täuschte, den Feind wirklich habe angreifen wollen, daß er aber durch den Herzog von diesem Vorsazze abgebracht worden wäre, indem er ihm zu erkennen gegeben habe, daß der Sieg, an dem er nicht zweifle, leicht 6000 bis 8000 Preußen kosten könne, und ihre Sache nicht verbessern würde. Hiermit stimmt die Nachricht völlig überein, welche die Berliner Zeitungen von dieser Kanonade gaben. „Wir „hätten, heißt es, den herrlichsten Sieg erfochten, „wenn nicht überwiegende Gründe den König abge-

„halten hätten, eine Schlacht zu liefern". Als das Gefecht ganz geendigt war, langte der östreichische General Clairfait, der sich verspätet hatte, bei der Hauptarmee an. Die Deutschen besetzten sodann in einem Halbzirkel noch einige andre Anhöhen, schnitten dadurch einen Theil der Franzosen von der Verbindung mit Chalons ab, und ließen sich 8 Tage lang in Unterhandlungen mit Dumouriez ein.

Es gehört zu den Sonderbarkeiten dieses Krieges, daß man durch die Deutschen Zeitungen die völlige Einschließung der Französischen Heere, und das Verlangen des Dumouriez zu einer Kapitulation und Unterwerfung verbreiten ließ, während dessen die Preußische Armee selber in der größten Gefahr schwebte, und die Reihe, auf Rettung zu denken, eigentlich an ihr war. Denn man konnte mit mehr Recht behaupten, daß die Deutschen eingeschlossen waren; es konnten keine Transportwagen mit Sicherheit zu ihnen gelangen, kaum einzelne Marketender waren im Stande, sich durchzuschleichen, weil alles von den im Argonner Walde, folglich rückwärts stehenden Feinden aufgefangen wurde. Es fehlte daher an allen Bedürfnissen bei den Preußen; Tobak und Branntwein, dieses so kostbare Labsal für den gemeinen Krieger, war um kein Geld zu bekommen; und der Holzmangel, der ihnen bei den immer noch anhaltenden Stürmen und Regengüssen beschwerlich fiel, vermehrte ihr Ungemach. Der bereits angeführte Augenzeuge erzählt, daß die

Preußen

Preußen nicht bloß die schönen Pappelalleen an der Straße von Chalons niedergehauen, sondern auch die Thüren, Fenster, Tische, Kommoden und andre kostbare Meubeln von dem feinsten Nußbaumholze, und von der zierlichsten Arbeit, in großer Menge zerschlagen und zu Grunde gerichtet haben, um sich Brennmaterialien zu verschaffen. Die Krankheiten griffen, durch die Verkältungen verstärkt, immer weiter um sich, das Hospital zu Grandpré, welches bloß für 600 Kranke angelegt war, enthielt beständig mehrere Tausende, und allein an diesem Orte sind 3000 Preußen begraben worden. In und außer dem Lager gewährten die Folgen der Ruhr bei jedem Schritte den ekelhaftesten Anblick *). Hätte die Deutsche Armee auch siegreich das Ziel ihres Marsches, die Stadt Paris erreicht, so wäre sie, aller Vermuthung nach, ganz verloren gewesen; kein einziger hätte sein Vaterland wieder gesehen. Der Herzog von Braunschweig übersahe die schreckliche Lage des ihm anvertrauten Heeres in seinem ganzen Umfange, und dachte auf Mittel, es mit Ehren aus selbiger heraus zu ziehen. Er knüpfte eine Unterhandlung mit Dumouriez an, wozu die Auswechslung einiger Preußischen Räthe, Feldjäger, Sekretäre und Kommissarien, die sich verirrt hatten und gefangen worden waren, die Gelegenheit gab. Man schloß einen Waffenstillstand, und un-

*) Desodoards Philosoph. Geschichte der Franz. Revolution. 1 Thl. S. 212. 213.

terredete sich durch Adjutanten, die in beide Lager ab- und zugingen. Die Deutschen wollten indeß in nichts von ihren harten Forderungen abstehen, und sie trieben ihren Stolz so weit, daß sie am 28 September, offenbar auf Anrathen der Emigrirten, ein neues bittres und heftiges Manifest an Dumouriez sandten, worin sie der Französischen Nation die lebhaftesten Vorwürfe machten, und im Namen des Kaisers und Königs von Preußen die unverzügliche Wiederherstellung des Königs Ludwigs in seine vorige Würde verlangten. Dumouriez kündigte nun sogleich den Waffenstillstand auf, und brach alle Unterhandlungen ab, welche die Deutschen noch fortsezzen wollten. Dies Manifest kam jedem Unbefangnen als übel angebracht vor, da man keine Macht hatte, es durchzusezzen, sondern sich von der dringendsten Noth gezwungen sahe, den Rükmarsch anzutreten. Zwei Tage nachher, am 30 September, brach die vereinigte Armee auf, und fing an, auf eben dem Wege, auf welchem sie gekommen war, zurück zugehen; ein Beginnen, welches mit dem letztern Manifeste einen seltsamen Kontrast machte.

Die Wiederentfernung der Preußen vom Französischen Boden war mit den augenscheinlichsten Gefahren verbunden, und nach dem Urtheile sachkundiger Männer hätte ihre Armee gefangen oder vernichtet werden können, wenn die Französischen Generale Dumouriez und Kellermann ihre Schuldigkeit gethan hätten. Aber sie verhielten sich unthätig

tig und ließen die Deutschen ruhig abziehen. Dumouriez, der sich sein ganzes Leben hindurch als ein Mann ohne bestimmten Karakter gezeigt hat, und so oft es sein übel berechneter Eigennuz forderte, von einer Partei zur andern überging, betrog auch diesmal beide Theile, die Preußen so wohl als seine Mitbürger; er schwankte zwischen beiden hin und her, handelte treulos gegen alle, und stürzte sich endlich durch seine falsche Politik selber in's Verderben. Er glaubte, den König von Preußen von dem Bunde gegen Frankreich abtreten zu sehen, er schmeichelte ihm durch Hofnungen, daß er zu Gunsten des unglüklichen Ludwig's etwas Bedeutendes thun wolle; den National-Konvent ergözte er durch Großsprecherei und Rednerblümchen; und meinte es mit keinem ehrlich. Er hätte die Preußen bei Grandpré angreifen, und Kellermann ihnen den Rükweg nach Longwy abschneiden können; beide unterließen es, begingen Fehler auf Fehler, und belasteten sich mit Vorwürfen, die sie gegen ihr Vaterland auf immer schuldig machen. Ihr Verfahren kam indessen den Alliirten sehr zu Statten; denn so groß die Klugheit und die militärischen Talente der Deutschen Anführer unläugbar waren, so häuften sich doch die phisischen Hindernisse so furchtbar, daß sie ihnen und einem entschlossen angreifenden Feinde zugleich nicht zu widerstehen vermochten. Die 3 Wochen, welche sie auf diesem Rükmarsche zubrachten, gehören zu den traurigsten in den Annalen der Preußischen Kriegsgeschichte. Sie mußten gegen

die

die Elemente des Himmels, gegen die Schrekken des Hungers, gegen die Verwüstungen der Krankheit kämpfen: Koth, Regen, Blöße, Mangel waren ihre ärgsten Feinde; ganze Kompagnien marschirten ohne Schuhe und Strümpfe, und hatten bloß alte Lumpen um die Füße gewikelt; die hungernden Pferde fielen zu Tausenden vor Mattigkeit um, und ihre todten Aase bezeichneten den Weg, welchen die Armee genommen hatte; täglich mußte man Gepäkke wegwerfen, Wagen stehen lassen, Sättel und Pferdezeug Preis geben; ein großer Theil der Reuter sahe sich genöthigt, zu Fuße zu gehen, und oft traf der Blick auf Menschen, die sterbend oder todt im Sumpfe staken, und ein Schauspiel des Grausens darstellten. In den bodenlosen Morästen von Grandpré wadeten die Preußen 24 Stunden lang in einem Zuge, ehe sie einen Weg von 2 Stunden zurüklegen konnten. Gegen die Grenze zu stieg der Verlust der Sachen, und das Elend der Menschen immer höher; die, welche dem Tode entgingen, und zu Anfange des Novembers das Luxemburgische oder Trierische erreichten, waren ausgehungert und kraftlos, geschwollen am Leibe, und schwarzbleich im Gesichte. Dieser unglükliche Feldzug nach Champagne raubte den Preußen an 12000 Mann, welches die Ergänzungen im folgenden Winter beweisen, indem viele Regimenter den 4ten, alle wenigstens den 5ten Theil an Rekruten erhielten, um wieder vollzählig zu werden. Am 14 Oktober wurde Verdün, und am 22 Longwy genommen. Am letztern

Orte

Orte zeigte sich die Wandelbarkeit des Glüks recht auffallend. Die Preußen wollten die Festung der bessern Fortschaffung ihres Gepäks wegen noch einige Tage behalten; aber die von ihnen so verachteten Franzosen sezten den 22 Oktober mit gebietrischem Tone als den Räumungstag an; und die Preußen, welche Paris zertrümmern und einer ganzen Nation willkürliche Gesezze vorschreiben wollten, mußten jezt gern oder ungern augenblicklichen Gehorsam leisten.

Die Ruhe der Preußen, welche sie so nöthig hatten, war nur von kurzen Dauer. Nachdem sie sich von ihren Mühseligkeiten kaum etwas erholt, und durch frische Truppen verstärkt hatten, rief sie eine neue Gefahr, welche das westliche Deutschland am Rheine überfiel, wieder auf den Kriegsschauplaz. Zwar hatte das Deutsche Reich noch keinen Krieg gegen Frankreich erklärt; aber zu läugnen ist es nicht, daß sich dasselbe in vieler Absicht feindselig bewiesen hatte. Besonders die geistlichen Fürsten waren aufs äußerste geschäftig, den Franzosen überall Widersacher zu erwekken. Diese ohnmächtigen Zwitterregenten führten eine Sprache, die den unversöhnlichsten Haß, den unbändigsten Stolz, und die gröbsten Beleidigungen gegen Frankreich enthielt. Einige andre, als der Landgraf von Hessen, waren in wirklicher Feindseligkeit begriffen. Und der König von Preußen hatte in einer besondern Deklaration die bedenklichen Worte mit einfließen lassen, daß er nicht bloß als König, sondern auch

als

als mächtiges Mitglied des Deutschen Reichs die Waffen ergriffen habe. Dies kann nach allen Regeln der Auslegungskunst nichts anders bedeuten, als daß der König im Namen Deutschlands Krieg führen wolle. Ja am 1 Sept. wurde der Französische Gesandte auf eine schimpfliche Art von Regensburg verwiesen; und am 7 Sept. trug der Kaiser auf eine förmliche Kriegserklärung auf dem Reichstage an. Ohnedem konnte es den Franzosen nicht verborgen bleiben, daß es bei einem glücklichen Ausgange des Feldzuges für die Alliirten auf die Wiedereroberung von Lothringen und vom Elsaß angesehen sei. Unter diesen Umständen war es wohl ein ganz natürlicher Gedanke, daß die Franzosen dem Schlage, der ihnen von Deutschland aus drohte, zuvorkamen, und selbst angriffen, ehe sie angegriffen wurden. Unterdessen daß die Preußen noch in Champagne standen, und noch von ihrem Einzuge in Paris träumten, hatte sich schon eine Französische Armee von 36000 Mann im Elsaß gebildet, deren Hauptquartier zu Straßburg war, und deren Absicht auf Eroberung der Rheingegenden deutlich erhellte. Ihr gegen über hatte der östreichische General Graf Erbach nur 10000 Mann zum Schuzze der Deutschen Provinzen bereit; und selbst dies kleine Korps wurde zu Ende des Septembers zur Belagerung von Thionville abgerufen, so groß war die Sorglosigkeit und die Sicherheit der Deutschen; sie hatten von der Kraft und von dem Muth der Franzosen

die

die aller geringschäzzigsten Ideen, die man irgend von dem feigherzigsten Sklaven haben kann. Dies mag auch folgender Umstand beweisen. Bei Speier, folglich ganz in der Nähe der Franzosen, befand sich ein großes kaiserliches Magazin; die Oestreicher ließen bloß 1000 Mann zur Bedekkung desselben zurük; und als in der Folge noch ein einziges Regiment Mainzer von 2200 Mann dazu stieß, so glaubten sie im vollen Ernste, diese 3200 Soldaten, diese Handvoll Leute wären mit leichter Mühe im Stande, über 30000 Franzosen zurük zu schlagen. Der Französische General Custine brach endlich mit einer Abtheilung von 22000 Mann gegen die Deutschen auf; der Mainzische Oberste Winkelmann erkannte die Größe der Gefahr, er suchte bei dem Gouverneur von Mainz eiligst um Verstärkung, besonders an Kavallerie nach, und schilderte seine Hülflosigkeit mit lebhaften Farben. Er erhielt Unterstüzzung, — 50 Husaren und den ausdrüklichen Befehl, den hartnäkkigsten Widerstand zu leisten. Man bildete sich ein, daß 3200 Deutsche Infanteristen über 19000 Französische Fußvölker den Sieg erringen, und daß 50 Husaren 3000 feindliche Reuter in die Flucht jagen würden. Der Probetag, der 30 September erschien, und zeigte, daß die Franzosen keine entnervten Perser, und die Deutschen keine Leonidasse waren. Küstine überflügelte das Deutsche Detaschement, schnitt es vom Rheine ab, sprengte einen Theil in den Sumpf, und trieb den andern in die Stadt Speier. Die

Mainzer streckten hierauf alle das Gewehr, die Darmstädter thaten in den Straßen und aus den Häusern noch einen unbesonnenen Widerstand, wofür sie größtentheils niedergehauen und die übrigen gefangen genommen wurden. So wurde dieser Tag ein doppelter Schreckenstag für Deutschland; denn an diesem traten die Preußen den Rükmarsch aus Champagne an, und an eben demselben begann die Reihe der schrecklichen Unfälle, welche das Deutsche Reich Schlag auf Schlag 9 Jahre durch erduldete, und deren traurige Folgen noch nach Menschenaltern fühlbar sein werden. Die nächste Wirkung der Niederlage des Winkelmannschen Haufens war die Besezzung von Worms am 3. Oktober, und die Eroberung der wichtigen Grenzfestung Mainz am 21 Oktober durch die Franzosen. Sie gingen am folgenden Tage über den Rhein, nahmen Frankfurt und die Bergfeste Königstein ein, drangen in's Nassauische, breiteten sich bis ins Hessische hin, zerstörten die Salzwerke von Nauheim, erpreßten überall unerschwingliche Brandschazzungen, versezten die dortigen Fürsten in Schrekken, und hätten noch größere Vortheile erringen, hätten Koblenz, den Siz der Emigrirten, wo der erste Funken, der ganz Europa entzündete, entglommen war, erobern können, wenn Küstine die allgemeine Bestürzung der Deutschen, und seine Uebermacht besser zu benuzzen gesucht hätte.

Das Glük Küstine's auf der rechten Rheinseite währte aber nicht lange. Der König von Preußen, der

r sich als mächtiges Reichsglied für den Beschüz
r Deutschlands erklärt hatte, eilte herbei, um
essen Retter zu werden, begleitet von den tapfern
Hessen, die alles für ihr eigen Land zu fürchten hat-
en. Am 2 December erstürmten die Preußen in
Verbindung mit den Hessischen Grenadieren die
Thore von Frankfurt, und da der Pöbel und die
Handwerksburschen innerhalb einen Aufstand erreg-
ten, die Französische Thorwache verjagten und die
Zugbrükken niederließen, so kamen jene ungehindert
in die Stadt und nahmen 1200 Franzosen gefan-
gen. Nicht lange nachher entrissen sie ihnen auch
den Posten Hochheim, wo sie indeß die Grausam-
keit begingen, einige Feinde, die sich auf den Kirch-
thurm gerettet und bereits ergeben hatten, in die
Tiefe herabzustürzen. Zur Rechtfertigung dieser
Unmenschlichkeit diente das Vorgeben, als ob sie
auf den König geschossen hätten. Der Parteigeist,
und die blinde Wuth derer, die über die Französ-
sischen Grundsäzze ergrimmt waren, ging so weit,
daß selbst verständige und auf Kultur Anspruch
machende Menschen über die erwähnte Grausamkeit
ihre Freude bezeigten. Aber nie wird der Genius
der Menschheit eine unwürdige That gut heißen.
Küstine mußte nun schnell das rechte Rheinufer ver-
lassen, und sich in kurzem, da die Alliirten selbst
den Rhein überschritten, bis nach Landau zurük-
ziehen. Nur der Flekken Kastell, welcher mit
Mainz durch eine Brükke verbunden ist, aber noch
diesseits des Flusses liegt, und der Ort Kostheim
waren

wurden die einzigen Punkte an der rechten Rheinseite, die sie für jezt behaupteten.

Die Französische Nation hatte sich mit der Hofnung geschmeichelt, daß Preußen nach dem unglüklichen Champagnerzuge vom Bunde der Freiheitsfeinde abgehen, vielleicht sich gar mit ihr vereinigen würde. Aber neuere, unerwartete Vorfälle erbitterten den König, und veranlaßten ihn, im Jahre 1793 mit mehr Eifer, als je, am Kriege Theil zu nehmen. Dumouriez gewann die Schlacht bei Gemappe; eroberte die östreichischen Niederlande, drang bis über Aachen und Lüttich vor, und bedrohte Holland und Preußens Besizzungen in Westfalen. Ein Schluß des Pariser Konvents vom 15 Dechs. 1792 befahl, in allen eroberten Ländern die Franz. Verfassung einzuführen, und die Fürstengewalt abzuschaffen. Am 21 Januar 1793 wurde der schwache, bemitleidenswerthe König Ludwig XVI, für seine Person unschuldig, für die Sünden seiner Vorfahren, und die Verbrechen ehemaliger Minister als Schlachtopfer durch das Henkersbeil der Guillotine hingerichtet; um seiner Gutmüthigkeit willen verdiente er ein besseres Schikfal, und es wäre ihm geworden, hätte er an einem andern, ihm mehr angemessenen Plazze gestanden. Diese Frevel, nur von einer geringen Zahl wüthender Parteigänger verübt, wurden dem ganzen Volk zur Last gelegt, und entflammten fast alle Könige und Staaten Europens zum Zorne, und zum Ausrottungskriege. Oestreich stellte eine furchtbare Armee

am

am Ober- und Niederrhein in's Feld; das Deutsche Reich erklärte den Krieg und beschloß das dreifache Kontingent, 120,000 Mann aufzubringen; der König von Preußen schikte eiligst 11000 Mann unter Anführung des Prinzen Friedrich von Braunschweig, Bruders des regierenden Herzoges, nach Westfalen, um sein eigenes Land zu schüzzen; und das Heer am Oberrheine verstärkte er mit seiner Fußgarde, mit 2 andern Infanterie-Regimentern und 5 Schwadronen Husaren, so daß es sich auf 60000 Mann belief.

Das Jahr 1793 eröfnete sich mit einer Reihe der glänzendsten Siege für die Alliirten; es war im Laufe des ganzen Krieges das glüklichste: aber schon am Ende desselben verloren sie einen Theil ihrer erkämpften Vortheile, und mit ihnen die Aussicht, ihren Plan gegen Frankreich durchzusezzen. Der Prinz von Kobnrg, Befehlshaber der großen kaiserlichen Armee am Niederrheine begann im Februar seine siegreichen Angriffe gegen Dumouriez. Und im Anfang des März legte das kleine Preußische Korps des Prinzen Friedrich von Braunschweig bewunderungswürdige Beweise des Muths und der Kühnheit ab, die schnell entworfen und noch schneller vollzogen wurden. Die Franzosen belagerten die Holländische Festung Willemstadt, und suchten Mento zu überrumpeln; sie fürchteten nichts von den Preußen, weil sie wußten, daß diese noch 6 bis 7 Wochen Zeit brauchten, um alle Bedürfnisse zum Feldzuge auf dem ordentlichen Wege zu erhalten.

Der

Der Prinz Friedrich, durch die wiederholten Bitten der Erbstathalterin aufgefordert, machte durch eigene Kosten mit unglaublicher Schnelligkeit Anstalten, sein Korps mit dem Nöthigen zu versehen, und nun überfiel er plözlich die Franzosen bei Märemonde, verjagte sie von hier und aus ganz Geldern, drang über die Maas nach Holland, und befreite Willemstade. Dieser Streifzug brachte die Feinde in ein solches Gedränge, daß sie von dieser Seite völlig zerstreut wurden, und mehrere Tausende an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren. Am 18 März sammelte Dumouriez seine sämtlichen Truppen in der Ebne bei Neerwinden, und lieferte dem Prinzen von Koburg eine Schlacht, die aber höchst unglüklich für ihn endete. Die Preußen trugen sehr viel zum östreichischen Siege bei. Das schrekliche Feuer der Franz. Artillerie verursachte unter dem linken Flügel der Oestreicher eine solche Verwüstung, daß er zu wanken und zurükzuweichen anfing; ohne die Geschiklichkeit des Preußischen Feldherrn, und ohne den Muth seiner Truppen wäre die Niederlage entschieden gewesen; aber der Prinz Friedrich nahm schnell eine schiefe Stellung gegen die Franzosen, wodurch er dem kaiserlichen linken Flügel Luft machte, ihre Reuterei dekte, und die Bahn zum Siege ebnete. Das Betragen des Prinzen erwekte die Huldigung aller Kenner der Kriegskunst, und den Dank des geretteten Hollandes; nur das Oberkriegskollegium zu Berlin betrachtete seine Unternehmung aus einem

andern Gesichtspunkte; weil er, ohne bei selbigem angefragt zu haben, (welches wegen Kürze der Zeit nicht möglich war) den Feldzug so rasch begonnen hatte, so bezeigte es ihm seine Unzufriedenheit und Mißbilligung; der Prinz konnte seine Verwunderung und seinen Unwillen hierüber nicht bergen; er fühlte sich in dem Grade gekränkt, daß er das Kommando niederlegte, die Armee verließ, und sich in das ihm kürzlich durch Erbschaft zugefallne Schlesische Fürstenthum Oels begab. Nach seinem Abgange erhielt der General von Knobelsdorf den Oberbefehl. Dieser blieb noch bis in den Sommer zur Unterstützung des Prinzen von Koburg in den Niederlanden, zog sich aber dann zur königlichen Armee an den Oberrhein.

Die Hauptmacht der Preußen bei Mainz, bei welcher sich der König nebst den zwei ältesten Prinzen aufhielt, bestand aus 60000 Mann, hatte jedoch außerdem 45000 Oestreicher, 10000 Emigranten, und 20000 Sachsen, Hessen, Darmstädter und andre Reichstruppen zu Mitwirkern, machte folglich weit über 130000 Streiter aus, von denen sich außerordentliche Dinge erwarten ließen, da die Franzosen auf dieser Seite im Anfange sehr schwach und zum Angriffe nicht gehörig vorbereitet waren. Indessen die Belagerung von Mainz, welches zu erobern zuvörderst das Hauptziel war, zog sich unerwartet in die Länge, und gab den Franzosen Zeit ihre Kräfte zu sammeln. Es scheint, daß die Deutschen aufs neue den Vorspiegelungen der Emigrirten von einer

allge-

allgemeinen Geneigtheit der Franzosen zur Unterwerfung Glauben beimaßen, auf eine baldige Gegen-Revolution hofften, und darüber die kostbaren Augenblikke zu einer lebhaften Offensive versäumten. Die Preußen gingen vom 27. März an bei Rheinfels und Bacharach über den Rhein, vertrieben die Französische Armee vom Hundsrükken, und drängten sie über Lautern und Zweibrükken bis in den Elsaß hinein zurük. Hätte die kaiserliche Armee unter dem Grafen Wurmser zu gleicher Zeit bei Mannheim über den Rhein gesezt, so wäre der Französische Rükzug erschwert, vielleicht verhindert, die wichtige Stellung bei Hornbach hinter Zweibrükken, wo sich die Franzosen festsezten, von den Deutschen eingenommen und ein weit größerer Erfolg bewirkt worden. Wurmser versuchte den Rhein-Uebergang aber erst am 1. April, und zog in ein Lager bei Speier. Die Festung Mainz wurde nun von etwa 37000 Mann an beiden Rheinufern eng eingeschlossen; die übrigen Truppen standen weiter vorwärts, um die etwa frisch heranrükkenden Französischen Armeen vom Entsazze abzuhalten. Der erste Schrekken, wodurch die Franzosen aus einander gesprengt wurden, hätte nach dem Urtheile sachkundiger Männer besser benuzt, und Landau, das wegen Abführung des groben Geschüzzes und andrer Bedürfnisse nach Mainz fast entblößt war, durch Ueberrumpelung erobert werden können. Aber man hofte, daß die glänzenden Siege des Prinzen von Koburg in den Niederlanden, und die Verrätherei des wankelmüthigen

thigen

thigen Dumouriez den Franzosen Furcht einjagen, und die Absichten der Alliirten ohne fernern Schwertschlag befördern würden. Der König von Preußen gab von dieser Lage der Sachen dem Kommandanten in Mainz Nachricht, lud ihn zur freiwilligen Mitwirkung seines Plans ein, und schlug eine friedliche Zusammenkunft in Oppenheim vor. Diese fand zwar Statt, fiel aber fruchtlos aus, weil die Preußen unbedingte Unterwerfung, die Franzosen einen allgemeinen Frieden und Anerkennung ihrer Republik verlangten. Hierüber ging für die Deutschen mehr verloren, als sie ahneten. Die Franzosen erholten sich, sezten Landau in einen furchtbaren Vertheidigungsstand, und ließen neue Armeen herbei eilen. Mainz hatte eine starke Besazzung von 23000 Mann, und war durch einen Aufwand von 21 Millionen Livres außerordentlich befestigt. Die Franzosen thaten unaufhörliche Ausfälle, und schlugen die Deutschen oft nachdrüklich, wiewohl sie zulezt von der Anstrengung der Verbündeten fast immer mit Verlust wieder in die Festung zurükgetrieben wurden.

Die Preußen hatten sich die Eroberung von Mainz viel leichter, und den Widerstand der Feinde viel geringer vorgestellt, als sie beides nun fanden. Sie hatten daher den Winter über gar nicht an Herbeischaffung von Belagerungsgeschüzze gedacht; erst jezt fingen sie an selbiges aus Magdeburg, Würzburg, Anspach und Holland zusammen zu holen. Dies dauerte bis in die Mitte des Juni. Die Lauf-

graben wurden den 19. eröfnet, und vom 20. an ein wüthendes Bombardement begonnen. Der prachtvolle Dom, seit Jahrhunderten die Zierde der Stadt, viele andre herrschaftliche Gebäude und ein Strohmagazin geriethen in der ersten Nacht in Brand, und noch mehrere öffentliche und bürgerliche Häuser wurden in der Folge in Aschenhaufen verwandelt. Dennoch gewannen die Deutschen in der Hauptsache nicht viel. Ein Sturm, den die Preußen Nachts am 6. Juli auf die Zahlbacher Schanze wagten, mißglükte und zog ihnen einen großen Verlust an Todten und Verwundeten zu. Die Eroberung von Mainz wurde endlich ganz zweifelhaft, da zwei starke Französische Heere unter Anführung von Houchard und Beauharnois zum Entsazze heranrükten. Ein Glük für die Deutschen war es, daß Mangel an Lebensmitteln die Franzosen lange unthätig erhielt. Die Garnison in Mainz fing daher an, mißmüthig zu werden, an der bis jezt mit Gewißheit erwarteten Hülfe zu zweifeln; die beständigen Ausfälle schwächten ihre Anzahl, die Lazarethe, wo es an Arzneien fehlte, wurden mit Verwundeten und Kranken vollgefüllt. Unter diesen Umständen sehnten sie sich nach dem Ende ihrer Einsperrung. Die Deutschen benuzten diese Stimmung, sie boten ihnen eine ehrenvolle Kapitulation an, und, um den entschloßnen Befehlshaber D'Oyre wankend zu machen, beredeten sie ihn, daß die zu seiner Rettung herbei eilenden Französischen Heere eine völlige Nie-

der-

derlage erlitten hätten; ja es wird versichert *), daß man Deutscher Seits dieses falsche Gerücht durch ein feierliches Ehrenwort bekräftigt habe. Nun glaubte D'Oyre nachgeben zu müssen; er kapitulirte am 22. Juli, erhielt freien Abzug für sich und die Besazzung, und machte sich bloß anheischig, ein Jahr hindurch gegen die Alliirten nicht zu fechten. Es zogen noch über 17000 Franzosen aus der Festung; woraus erhellet, daß sie etwa 5000 Mann verloren hatten. Die Deutschen hatten an 4000 Mann eingebüßt, und Preußen berechnete den Kostenaufwand zur Wiedereinnahme auf 2,083,961 Thaler 11 Gr. 2 Pfen. den es aus der Reichs-Operationskasse, obwohl vergebens, wieder erstattet verlangte. So ward Mainz, welches die Franzosen 9 Monate behauptet, und die Deutschen 4 Monate eingeschlossen hatten, befreit. Schon der Umstand, daß die Preußen 17000 Mann, eine ganze Armee, ungehindert nach Frankreich rükkehren ließen, führt zu der Vermuthung, daß die Hofnung zur gewaltsamen Eroberung verschwunden sein mußte. Und die Geschichte bestätigt diese Meinung. Denn gerade an dem Tage, wo die Kapitulation zu Stande kam, hatten die Französischen Rhein- und Mosel-Armeen die Linien der Deutschen auf der ganzen Gebirgskette vom Elsaß und Lothringen her mit dem glüklichsten

 Erfolge

*) Siehe Geschichte der vereinigten Sachsen und Preußen während des Feldzuges 1793. Dresden und Leipzig. 1795.

Erfolge angegriffen; sowohl die Preußen, als auch die Oestreicher, welche die Belagerung von Mainz dekten, waren bei Kusel, Frankweiler, Burrweiler, Weiher und andern Orten von den Bergposten mit Verlust zurükgetrieben worden. Hätten die Französischen Generale Houchard und Beauharnois ihre siegreichen Operationen nur um 6 Tage früher unternommen, oder wäre D'Oyre von der Beschaffenheit beider Heere gehörig unterrichtet gewesen: so wäre der Eroberungsplan der Deutschen auf Mainz wahrscheinlich ganz verunglükt.

Die Verbündeten, welche nach der Besiznahme von Mainz einen freiern Spielraum hatten, und noch 120000 Mann brauchbare Truppen besaßen, entwarfen den Plan, in den Elsaß einzudringen, und sich daselbst bequeme Winterquartiere zu bereiten. Zwei Haupthinderniße mußten zur Erreichung dieses Zweks vorher besiegt werden; man mußte Landau, eine der stärksten Festungen Europens, und die berühmten Weißenburger Linien erobern. Leztere bewahrten den Eingang in den Elsaß, und erstrekten sich zwischen den Städten Weißenburg und Lauterburg in einer Länge von zwei Meilen. Zuerst versperrten künstlich gemachte Verhaue den Zugang; hinter ihnen ergoß sich der stark angeschwollne und mit Fußangeln angefüllte Lauterfluß; jenseit desselben erblikte man einen 4 Klafter breiten und 3 Klafter tiefen doppelt verpallisadirten Graben; alle 800 Schritte von einander waren zweifache Bastionen aufgeführt, und das Ganze mit 170 Kano-

nen

nen beſezt. Die Preußen übernahmen es, Landau zu unterwerfen, und die Oeſtreicher behielten ſich die Ehre vor, die Weißenburger Linien zu überwältigen. Man handelte jedoch nicht mehr mit der Einigkeit, als zu dem gemeinſchaftlichen Zwek nöthig geweſen wäre; jeder Theil war auf ſein beſondres Intereſſe bedacht, und unter den Feldherren von einerlei Nation herrſchte ſogar nicht ſtets das gehörige Einverſtändniß. Zur Verwunderung der Welt, welche nach der Einnahme von Mainz ſchnelle und reißende Fortſchritte von einer ſo zahlreichen und muthigen Armee erwartete, ſchränkte man ſich faſt zwei Monate nachher mehr auf Vertheidigung ein, als daß man im Großen einen Hauptſchlag auszuführen geſucht hätte. Der Herzog von Braunſchweig, welcher durch das Knobelsdorfiſche Korps aus den Niederlanden verſtärkt war, hatte ſich im Saarbrükkiſchen und Zweibrükkiſchen poſtirt, und der Graf Wurmſer war bis hinter Landau gegen die Weißenburger Linien zu gerükt; ein Korps Preußen unter Anführung des Kronprinzen ſchloß Landau ein. Es ſcheint, daß Wurmſer nach dem Ruhme ſtrebte, die Weißenburger Linien ohne Mitwirkung der übrigen Deutſchen zu erſtürmen. Wenigſtens machte er am 27. Auguſt und im Anfange des Septembers einige Verſuche dazu. Sie liefen aber ſo unglüklich ab, daß er dieſen Entwurf ganz aufgeben, und in Verbindung mit den Preußen andere Maßregeln erwählen mußte.

Unter-

Unterdessen bemerkten die Franzosen, daß die Stellung der Preußen bei Pirmasens für die Sicherheit der Weißenburger Linien höchst gefährlich war; sie beschlossen daher, am 14. September einen Angrif zu thun, um sie von da zu vertreiben. Moreau, welcher einen Theil der Moselarmee befehligte, entwarf einen feinen Plan, den Preußen in den Rükken zu kommen; und fast wäre er geglükt, wenn nicht die Lebhaftigkeit der Franzosen, die zu früh mit ihrem Kanonenfeuer donnerten, ihre Ankunft verrathen, und die Preußen von der Gefahr benachrichtiget hätte. Der Herzog erfuhr die feindliche Absicht noch gerade zur rechten Zeit, er ließ 8 Bataillone und zwei schwere Batterien eiligst herbeirufen. Zugleich mußten 2 Reuterregimenter die Höhen bei Pirmasens besezzen, um die schon weit vorgerükten Franzosen vom weitern Vordringen abzuhalten. Aber die feindliche Kavallerie warf die Preußen bis an die Mauern von Pirmasens zurük, und es gehörte die stärkste Anstrengung dazu, daß sich die Preußen hier behaupten, und die Franzosen an der Einnahme der Stadt hindern konnten. Endlich drang der Prinz von Baden mit seiner Brigade in die linke Flanke der Franzosen, und brachte sie in solche Unordnung, daß sie weichen mußten. Die Preußen erbeuteten einige Kanonen und machten 1500 gefangen. Die Franzosen hatten 800 Todte und Verwundete, und die Sieger gewiß eben so viel. Dieser Sieg machte der Einsicht des Herzogs von Braunschweig und der Tapferkeit der Preußen alle Ehre, war aber weder

in seinem Umfange, noch seinen Folgen so erheblich, als die in allen Preußischen Staten mit Pomp gefeierten Triumpfsfeste verkündigten. An eben dem Tage wurden der Erbprinz von Hohenlohe bei Limbach, und der Graf Kalkreut bei Neunkirchen im Saarbrükschen, einige Meilen von Pirmasens, angegriffen, um dem Herzoge von Braunschweig nicht zur Hülfe kommen zu können. Aber auch hier richteten die Franzosen nichts aus. Die Sachsen hatten dabei Gelegenheit sich hervorzuthun. Ein Preußisches Bataillon von Krousaz, das sich zu weit gewagt hatte, war von der Französischen Kavallerie ganz eingeschlossen und seinem völligen Untergange nahe. In der höchsten Noth erhielten sie durch Sächsische Reuter Luft, denn diese sprengten herbei, und hieben in die Franzosen ein, kamen aber nun selbst in's Gedränge, aus welchem sie sich jedoch durch Tapferkeit und fernere Unterstüzzung retteten. Der Verlust der Franzosen war an Todten und Verwundeten nicht größer als 300 Mann; aber ihre Bestürzung übertraf das Verhältniß ihrer Niederlage, sie räumten einige feste Punkte; und hätten vielleicht ihr Hauptlager bei Hornbach, eine von den vornehmsten Schuzwehren der Weißenburger Linien, verlassen, wenn die Preußen den Sieg hizziger verfolgt hätten. Nun vergingen wieder mehrere Wochen, ohne daß die Deutschen weiter vordrangen.

Es waren nur noch wenig Monate zu den Unternehmungen dieses Feldzuges übrig; die feindlichen Heere schwollen täglich mehr an, und wurden immer

geübter

geübter und muthiger; es war daher hohe Zeit, daß sich die Vereinigten von einem gemeinschaftlichen Plane leiten ließen, um die Weißenburger Linien zu erobern, und sich dadurch den Weg zur Einnahme von Landau zu bahnen. Der Oestreichische General Ferraris begab sich aus dieser Absicht in's Preußische Lager, wo erst zu Ende Septembers eine ernstliche und übereinstimmende Verabredung Statt fand. Es wurde nun bestimmt, daß die Preußen und Sachsen die seitwärts der Weißenburger Linie angelegten Vertheidigungswerke erschüttern, und durch das Vogesische Gebirge in Lothringen und Elsaß so weit eindringen sollten, daß sie jenen Linien in den Rükken kämen. Wäre dies bewerkstelligt, dann sollte der Prinz Waldek unweit Rastadt über den Rhein gehen, und die Linien bei Lauterburg von der rechten Seite her angreifen, während sie Wurmser von vorn bestürmte. Dieser Plan wurde muthig ausgeführt und mit dem gehofften Glükke gekrönt. Der Herzog von Braunschweig hatte hierbei nicht, wie es scheinen sollte, das leichteste Geschäft übernommen; ihm lag vielmehr eine höchst gefährliche Unternehmung ob. Seine Bestimmung ging durch lauter unwegsame Thäler und Gebirge, wo jede Anhöhe von den Franzosen in eine Schuzwehr verwandelt war, wo sich Lager an Lager, Verschanzung an Verschanzung anschloß, wo jeder Weg durch tiefe Graben, durch dikke Verhaue, durch ungeheure Holzmassen verschlossen und verrammelt war, wo man ohnedem meistens des Nachts manöviren mußte, keine

keine Ueberschauung der Gegend am Tage vornehmen konnte, und keinen andern Wegweiser als die Kassinische Landkarte hatte. Zuvörderst wußte der Herzog durch künstliche Märsche und kleine Gefechte die Franzosen zu Verlassung ihres festen Lagers bei Hornbach zu bewegen. Um diese Zeit verließ der König, von Polens Angelegenheiten abgerufen, die Rhein-Armee. Mit Anfange des Oktobers begann der Herzog den beschwerlichen Zug durch das Vogesische Gebirge, welchen er in 12 Tagen glüklich vollendete. Thäler und Holzwege mußten zuvor aufgeräumt werden. Oft marschirten die Preußen durch Verhaue, bis an den Hals in Gesträuche verwikkelt, öfneten den Wagen und Kanonen die Durchfahrt, und verrichteten alles in einer solchen nächtlichen Stille, daß die Franzosen von ihrer Annäherung nichts eher erfuhren, als bis ihre Lager im Rükken bedrohet oder schon angegriffen wurden. Wo sie hinsahen, zeigten sich Preußen und Sachsen; jede Verschanzung wurde ohne viel Blutvergießen durch kühne Manöver, geschikte Schwenkungen und erstaunenswerthe Märsche erobert. Dieser merkwürdige Zug sezte die militärischen Talente des Herzogs mehr als eine gewonnene Schlacht, bei welcher oft ein bloßer Zufall entscheidet, ins hellste Licht, und verdient eine größere Auszeichnung, als so mancher zu hoch gepriesne Sieg. Jezt war die Eroberung der Weißenburger Linien vorbereitet. Am 13. Oktober kam es zur Entscheidung. Der Prinz Waldek sezte mit 20000 Oestreichern über den Rhein und

griff

griff Lauterburg an. Wurmser stürmte mit seiner ganzen Armee auf die vordern Redouten, und wurde von einem Korps Preußen unter dem Erbprinzen Hohenlohe bei Limbach unterstützt. Die Oestreicher büßten an einigen Stellen viel Leute ein. So wurde der Oberste Suel mit 600 Grenadieren in wenig Augenblikken von dem Kartätschenfeuer der Franzosen niedergeschmettert. Auch fielen bei dem Waldekschen Korps einige Mißverständnisse vor; sonst wäre der Erfolg, so glänzend er war, noch siegreicher geworden. Die Franzosen im Rükken, an den Flanken und an der Fronte gedrängt, leisteten keinen langen Widerstand, sondern suchten nur ihr zahlreiches Geschüz zu retten, welches ihnen auch glükte. Sie zogen sich mit Ordnung und Geschiklichkeit zurük, und überließen den Siegern zwar die Linien, aber wenig Gefangne, und nicht mehr als 31 Kanonen, 12 Fahnen und einiges Gepäkke. Die Alliirten, welche nun das große Ziel errungen hatten, verloren 1200 Mann.

Die Oestreicher benuzten ihren Sieg mit rascher Thätigkeit. Unter beständigen glüklichen Gefechten drangen sie bis über Hagenau, jenen ehemaligen Hauptort der 10 vereinigten Reichsstädte im Elsaß, vor, eroberten das stark verschanzte große Dorf Wanzenau ganz nahe an Straßburg, und bemächtigten sich am 14. November nach einem viertägigen Bombardement der im Rheine gelegnen Festung Fort Louis. Hier war aber auch das Ziel ihrer Siege, und bald nach der Einnahme dieser berühm-

berühmten Rheinfeste, wo sie auf dem höchsten Gipfel des Glüks standen, fing die Reihe der Unfälle an, wodurch ihnen alle mühsam erkämpfte Vortheile entrissen, und ihre Krieger in den traurigsten Stand der Zerrüttung geschleudert wurden. Ein Theil der Schuld lag an ihnen selbst. Sie versäumten es, sich die Liebe und das Zutrauen der sanftmüthigen Elsasser zu erwerben. Mit rauhem Ton warfen sie ihnen die Greuel einiger Pariser Demokraten als Nationalverbrechen vor, mit hohem Selbstlobe priesen sie die Weisheit und Güte der Deutschen ordnungsmäßigen Regierungen, legten aber von leztern eben keine empfehlenden Beweise ab, indem sie mit eben der Wuth, Härte und Grausamkeit gegen die ruhigen Patrioten verfuhren, welche sie an dem Verfahren des Pariser Konvents tadelten. Vornämlich verbreiteten die Seressaner, oder kaiserlichen Rothmäntel, rohe Truppen, die in dem Türkenkriege vollends alles menschliche Gefühl abgestumpft hatten, Entsezzen und Grausen; sie marschirten stets voran, und bezeichneten ihre Bahn mit Neronischen Thaten. Sie schnitten Kindern und Weibern aus grausamen Hohn die Köpfe ab, verstümmelten Männer und Greise, die in stiller Abgezogenheit keinen Theil an der Revolution genommen hatten, und endigten mit Plünderung und Brand. Der Französische Obergeneral wurde durch die täglichen Frevel dieser schrecklichen Menschen endlich zu einer Rache angetrieben, welche die deutschen Zeitungen mit den grellsten Farben schilderten, wobei sie aber nur vergaßen,

paßen, die Veranlassung davon, die Oestreichischen Gewaltthaten, zu melden. Einer der gefangnen Seressaner wurde an einem Baume lebendig gekreuzigt, und er hing so lange, bis ihn Oestreichische Kanonenschüsse erreichten und tödteten. Diese Repressalien bewirkten, was keine eigne Mäßigung bewirken konnte; Wurmser ließ den Seressanern bei Todesstrafe die Erneuerung ihrer Wuth verbieten und eine mildere Behandlung der Elsasser befehlen. Aber es war zu spät. Die Franzosen betrachteten die Deutschen als Tirannen, und eilten, Anfangs aus Noth, um den Seressanern zu entfliehn, und jezt aus Vaterlandsliebe gedrungen, schaarenweise zu den Armeen, welche die Feinde bekämpften.

Die Oestreicher dehnten sich in einer langen Linie vom Rheine an durch Wanzenau bis zu dem Schlosse und Flekken Neuviller in Lothringen hinaus; hier schlossen sich die Preußen und Sachsen an, deren Hauptmacht jedoch das rechte Saarufer von Bokkenheim oder Bouquenon an bis fast gegen Saarlouis besezt hielt. Die Französischen Heere dekten Straßburg, Zabern oder Saverne, Pfalzburg und Lützelstein; eine andre Armee stand hinter dem linken Saarufer; täglich erhielten sie neue Verstärkungen von Linientruppen und Nationalgarden; an ihrer Spizze befanden sich die muthigen und talentvollen Anführer Hoche und Pichegru; und zwei Auswege, der eine bei Zabern, der andre bei Neustadt und Lautern waren für sie offen, um theils den Oestreichern in den Rükken fallen,

theils

theils nach der belagerten Festung Landau durchbrechen zu können. Die Deutschen hatten keinen festen Punkt, an welchen sie sich anlehnen konnten, den Preußen war es bei aller Anstrengung nicht möglich, die Feinde von der linken Seite der Saar zu vertreiben; es gebrach an Lebensmitteln in den öden Gebirgen und Thälern, die Magazine waren entfernt; ansteckende Krankheiten griffen um sich; die Schrekken des vorigen Jahres in Champagne konnten erneuert werden; der Herzog von Braunschweig beschloß daher, die Saar zu verlassen, und seine Truppen rükwärts in's Zweibrükkische und Pfälzische in ruhige Kantonirungen zu führen.

Ehe er aber diesen Rükmarsch antrat, machte er, von den Emigrirten ermuntert, den kühnen Versuch, die Bergfestung Bitsch, den Schlüssel des Vogesischen Gebirges, durch einen nächtlichen Ueberfall zu überrumpeln. Die größte Hofnung, daß dies Wagestük glükken würde, hatte man auf Einverständnisse mit wichtigen Personen in der Festung gebaut. Die Preußischen Stürmer mußten daher ein weißes Tuch, als verabredetes Zeichen, um den Arm tragen. Ein Französischer Officier, der von Bitsch zu den Preußen überging, bestimmte sie vollends zu dem Unternehmen. Es wurden von der ganzen Armee 1600 Freiwillige hiezu ausgewählt, die mit Aexten und Brecheisen ausgerüstet, von dem Obersten Grafen Wartensleben, und dem herzoglichen Adjutanten Oberstlieutenant Hirschfeld angeführt, in der Nacht vom 16. zum 17. November

und

und in zehn Haufen vertheilt in der tiefsten Stille gegen Bitsch anrükten. Die unten gelegne Stadt wurde ohne Mühe eingenommen. Nun kletterten sie den Berg hinan, überstiegen die Pallisaden, und erbrachen glüklich das erste Thor; sie kamen weiter, nur noch das lezte, aber auch das Hauptthor von Eisen war übrig. Dies vermochten sie nicht aufzusprengen. Ueber dem Gelärme, den die Versuche zum Thorbrechen erregten, gerieth die Besazzung in Bewegung; der Führer der Preußischen Kolonne wurde niedergestoßen, die Verschwornen erhielten deswegen das verabredete Signal nicht; nun stürzten Balken, Steine, Kugeln, gehaktes Eisen, Lavetten über die Preußen, ein heftiges Kartätschenfeuer schmetterte unter sie, sie mußten sich mit Anbruch des Tages zurükziehn, nachdem sie 24 Officiere, 21 Unterofficiere und 518 Gemeine, folglich den dritten Theil der Mannschaft verloren hatten.

Nach dieser fehlgeschlagnen Unternehmung traten die Preußen unverweilt den Rükzug an. Die Generäle Knobelsdorf und Kalkreut marschirten auf Bisingen und Blieskastell, die Hauptmacht ging mehr rechts nach Pirmasens und Zweibrükken zu. Die über den Versuch auf Bitsch erbitterten Franzosen folgten den Preußen auf dem Fuße nach, und wollten ihnen den Rükweg abschneiden. Sie griffen am 17. November mit 20000 Mann das Kalkreutische Korps bei Blieskastell an; aber ungeachtet selbiges nur halb so stark war, so warf es die muthigsten Anfälle der Feinde mit solchem Erfolge zurük,

daß

daß sie 800 Mann nebst 1 General verloren, wogegen es seinen Verlust auf 200 angab. Aber die Preußen wagten es doch nicht, einen zweiten Angriff abzuwarten, sondern sezten ihren weitern Rükmarsch fort. Die Franzosen ließen sich durch nichts von ihrem Vorhaben, Landau zu befreien, abschrekken. Sie drängten mit verdoppelter Hizze wieder vor, und machten sich bereit, die Preußen durch eine Schlacht zum völligen Abmarsche aus den jenseitigen Rheinländern zu zwingen. Der Herzog von Braunschweig, welcher an den Absichten der Franzosen keinen Zweifel hatte, zog deswegen das ganze Heer in die feste Stellung bei Kaiserslautern, und unterließ nichts, um die Feinde tapfer zurükzuwerfen, wenn sie ihn beunruhigten. Der General Hoche hatte vom Pariser Konvent den Befehl, Landau, es koste auch was es wolle, zu entsezzen. Er bemühte sich, zu diesem Zwek die Preußische Linie zu durchbrechen, und bot ihnen mit 50000 Mann und 400 Kanonen eine Schlacht an. Der Herzog von Braunschweig konnte ihnen nicht mehr als 32000 Mann und 202 Kanonen entgegen stellen, er hatte aber seine Maßregeln so gut genommen, daß er den Ausgang nicht fürchten durfte. Es kam also bei Kaiserslautern zu einem der blutigsten Gefechte, welches zwei Tage dauerte, und die vereinigten Sachsen und Preußen mit Ruhm bedekte. Der Hauptangriff der Franzosen am 29. November geschahe bei Moorlautern gegen eine Preußische Redoute, die auf einer Anhöhe postirt das Schikſal

der

der Schlacht entscheiden mußte. Obgleich das Kartätschenfeuer und ein unaufhörlicher Kugelregen der Preußischen Musketiere ganze Haufen der Franzosen niederstürzten, so wiederholten lezire ihre Angriffe immer wieder von neuem; sie stürmten endlich mit solchem Enthusiasmus, daß die Preußen, welche die Redoute dekten und leiteten, die Fassung verloren und zu weichen anfingen. In diesem entscheidenden Augenblikke kam der Sächsische General von Gersdorf mit dem Dragoner-Regimente Kurland, und mit den Karabiniers an, hieb wüthend in die Franzosen ein, und nöthigte sie zum Rükzuge. Aber 4000 Französische Reuter eilten ihren bedrängten Mitbrüdern zu Hülfe, und schlossen die Sachsen völlig ein. Dies heldenmüthige Korps wäre der Vernichtung geweiht gewesen, wenn nicht zwei Preußische Infanterie-Regimenter, vom Grafen Kalkreut gesandt, noch zur rechten Zeit mit ihren Bajonetten eingedrungen, und, von der Redoute unterstüzt, seine Retter geworden wären. Auf dieser Seite war die Sache ganz zum Vortheil der Deutschen entschieden. Nun versuchten die Feinde, ob sie den rechten Flügel der Preußen auf dem Buchberge werfen könnten; aber auch hier wären alle ihre Anstrengungen vergeblich. Am 30. November erneuerten sie ihre Angriffe mit einer Tapferkeit, die an Wuth gränzte, und die nur von dem tapfern Widerstande der Preußen übertroffen wurde. Sie griffen wieder bei Moorlautern am heftigsten an; sie wollten sich der waldichten Anhöhen bei Erlebach bemächtigen und den Preußischen

rechten

rechten Flügel umgehen. Aber hier waren es wieder die Sachsen, die ihre Absicht vereitelten. Drei Bataillone derselben fochten wie die Löwen, und verwehrten den Franzosen das Durchdringen; doch bedeckten viele von ihnen das Feld mit ihren Leichnamen. Der Herzog von Braunschweig ließ nun die Preußen mit dem Bajonnet eindringen; nach zwei Stunden war der linke Flügel der Feinde völlig geworfen. Der Herzog von Weimar und der Graf Kalkreut schlugen am Galgenberge eine andre feindliche Kolonne. Die Flucht der Franzosen wurde Nachmittags allgemein; doch rettete sie größtentheils ihr schweres Geschüz. Hätte die Preußische Reuterei in ihre zerstreuten Haufen eingehauen, so wäre die Niederlage der Feinde noch schrecklicher gewesen. Aber die Preußen und Sachsen hatten schon vier Nächte hinter einander unter den Waffen schlaflos zugebracht, durch beständige Märsche, durch zweitägige Gefechte ihre Kräfte erschöpft, und durch wenig Stärkungsmittel erquikt so viel gelitten, daß sie an Ruhe und Erholung denken, und sich mit den erlangten Vortheilen begnügen mußten. Die Franzosen hatten 8000 an Todten und Verwundeten verloren; die Deutschen gaben ihren Verlust, vielleicht zu gering, auf 1200 Mann an. Der Herzog ritt während des Gefechtes von einem Ort zum andern, bekam eine Kontusion am linken Fuße, verließ darum aber den Kampfplaz keinen Augenblik; auch der Graf Kalkreut ward hart, doch nicht gefährlich, an der Schulter verwundet. Die Franzosen zogen sich

einige Meilen weit bis hinter die Blies zurük. Die Preußen hingegen, die nun der baldigen Uebergabe von Landau entgegen sahen, blieben in ihrer Stellung bei Lautern, befestigten sich noch mehr, und hofften hier ruhige Winterquartiere zu halten. Allein diese Hofnung schlug fehl, weil die Oestreicher im Elsaß endlich überwältigt wurden.

Nach dem Rükzuge der Preußen vom Saarufer wurde Wurmser's Lage bedenklich; er wich daher gleichfalls etwas zurük, um seine lange Linie mehr abzukürzen, und besser zu beschäzzen. Er verließ Wanzenau bei Straßburg und besezte den Sorfluß. Doch auch hier konnte er sich nicht behaupten. Denn er wurde von dem 19 November an, täglich in die wüthigsten und lebhaftesten Gefechte mit den Franzosen verwikkelt. Landau oder Tod, dies war das Losungszeichen der Feinde, die bei ihrer großen Menschenzahl keinen Verlust achteten, keine Witterung scheuten, keiner Mühe überdrüßig wurden, die durch täglich wiederholte Versuche offenbar so viel gewinnen mußten, daß sie die Oestreicher schwächten, ermüdeten, vereinzelten, und sie am Ende mit einem Hauptschlage erdrükken konnten. Dies war ihr Plan, und er konnte nicht fehl schlagen, da sie ihren Abgang bald ersezzen, immer wieder frische Mannschaft an sich ziehen, und ihre Heere vollzählig erhalten konnten, welches bei den Oestreichern eine Unmöglichkeit war. Auf eine solche Art war noch nie ein Krieg geführt worden, solche ununterbrochne Gefechte, solche außerordentliche

rische Beweise von Unerschrokkenheit und Vaterlandsliebe hatten sich noch nie so schnell an einander gereihet. Wurmser mußte daher an einen fernern Rükzug denken. Er hatte seit einigen Wochen an einer festen Verschanzung an der Motter arbeiten und alle Zugänge und Wege durch 32 fürchterliche Redouten verwahren lassen. Diese Stellung bezog er am 9 December; seine Linie erstrekte sich von Drusenheim am Rheine über Hagenau bis an die ehemalige Reichsstadt Reichshofen. Er glaubte, hier jedem feindlichen Angriffe Troz bieten, den Fall von Landau abwarten, und dann den Elsaß behaupten zu können. Doch die Folge belehrte ihn und die Welt eines andern. Ein ernstliches Nachdenken über seine Lage hätte ihm früher die Augen öfnen und den Rath derer, die ein tiefes Eindringen in fremdes Land bei einer so späten Jahreszeit für zwekwidrig erklärten, als richtig und befolgenswerth darstellen können. Er hatte den dritten Theil seines Heeres eingebüßt; kaum blieben ihm mit Einschluß der Reichskontingente 40000 entkräftete und für ein fremdes Interesse kämpfende Streiter übrig. Ihm gegenüber standen aber 90000 junge, rüstige, mit Lebensmitteln reichlich versehene und von heißer Freiheitsliebe entglühte Franzosen. Der Ausgang konnte wohl nicht zweifelhaft sein. Nach mehrern unentschiedenen Gefechten griffen die Franzosen mit der vereinigten Stärke der Rhein- und Moselarmee die östreichische Linie an der Motter den 22 December an; und der Sieg

wendete sich nun flügelweis auf ihre Gebiet; sie erstiegen die Redouten bei Reichshofen und Wörth, welche Wurmser für unbezwinglich gehalten hatte, erstürmten den Posten vom Liebfrauenberge, und durchbrachen mit 18000 Mann die Linie bei Freschweiler. Zwar rükten einige Preußische Regimenter bei Lembach den Kaiserlichen zu Hülfe, welche auch diesen Posten behaupteten, und den Liebfrauenberg wieder eroberten; aber dies waren nur Schein-Attaken der Franzosen: die Oestreicher erlitten eine völlige Niederlage, wurden am folgenden Tage wieder geworfen, und konnten sich durchaus nicht halten. Wurmser flüchtete nun bis in die Weißenburger Linien, die ihm jedoch nur einen kurzen Aufenthalt gewährten. Auch die Preußen mußten ihre Posten verlassen, und den Siegern den Wahlplaz übergeben. Wurmser, der durch diesen empfindlichen Verlust geschrekt, mit allen Arten von Elend kämpfte, mißmüthige, zerlumpte, von Feindes Schwert, Hunger und Seuchen geschwächte Truppen um sich sahe, kam jezt auf den Entschluß, ohne Aufschub das linke Rheinufer zu räumen, damit er einem allgemeinen Verderben entgehen möchte. Er schikte den General Funk an den Herzog von Braunschweig, um ihm seinen Vorsaz bekannt zu machen. Aber dieser widersezte sich der Ausführung, und gab die nicht erwartete Antwort: „unter den jezzigen Umständen dürfe an keinen Rükzug gedacht, sondern der „Feind müsse selber angegriffen werden; er, der

Hen-

„Herzog würde die ganze Schande geschändiget, die „beide Armeen vor den Augen der Welt mit Schan„de bedekken müsse; ein Rükzug könne so lange gar „nicht entschuldiget werden, als man noch keinen „Versuch gegen den Feind gemacht habe; die unglüklichsten Folgen einer Schlacht würden nicht „verderblicher und nicht ehrloser sein können, als „dieser Rükzug". Wurmser's sinkender Muth wurde durch diese Erinnerungen des Herzogs wieder gehoben, es fanden fernere gemeinschaftliche Berathschlagungen Statt; eine den Feinden anzubietende Schlacht sollte die Ehre der Deutschen retten; der zweite Weihnachtstag wurde hiezu bestimmt; Oestreicher und Preußen mußten einen raschen Angriff thun. Aber auch Provence hatte eben diesen Tag zur Entscheidung des ganzen Feldzugs, und zur Befreiung Landau's angesezt; und sein thätiger Eifer kam dem Muthe der Verbündeten zuvor. Als die Oestreicher in 3, und die Preußen in 2 Kolonnen am Morgen des 26 Decembers aufmarschirten und etwa eine halbe Stunde vorgerükt waren, um den Feind zur Schlacht zu zwingen, kam die Schreckensbotschaft von Wurmser, eiligst umzukehren, weil die Franzosen bereits mit unaufhaltbarer Gewalt alle Verschanzungen der Oestreicher von Lauterburg bis Weißenburg und im Gebirge auf dem Geisberge bestürmten. Nichts konnte dem Andringen der Franzosen widerstehen. Der General Desaix erstieg die Höhen bei Lauterburg, und warf den linken Flügel der Oestreicher nieder. Die Eroberung

oberung des Geißberges vollendete die Verwirrung, die Zersprengung, und die gänzliche Ueberwältigung des kaiserlichen Heeres. Der Französische General Donadieu zerstreute mit seiner Reuterei das Emigrantenkorps und alle bei Weißenburg mit dem Geschüz befindlichen Truppen. In wilder Unordnung liefen nun Soldaten, Offiziere, Marketender, Stallknechte, unter einander, es war an keinen Gehorsam, an kein Fechten, an kein Halten mehr zu denken; jeder suchte nur sein Leben in der eiligsten Flucht zu retten. Das Schwert der Franzosen wüthete schrecklich, und gab den Deutschen alle empfangne Schläge mit doppeltem Wucher zurük. Die Oestreicher wären völlig aufgerieben worden, wenn nicht der Herzog ihren Rükzug nach Möglichkeit gedekt hätte. Er that dem Grafen Wurmser selbst den Vorschlag, sich bei Germersheim zu sezzen, und die zerstreuten Truppen zu sammeln, wo sie bei der wahrscheinlich nahen Eroberung Landau's wieder zu Kräften gelangen würden. Aber es war wohl nicht gut möglich, diesen Rath zu befolgen. Die muthigen, durch ihre Siege angefeuerten Heere der Franzosen hätten gewiß und plözlich wieder angegriffen, und was konnte der Erfolg anders, als Tod und Untergang sein. Denn die Oestreicher waren so entsezlich zersprengt, daß kein Bataillon, keine Schwadron mehr beisammen hielt; zuweilen fand man bloß einzelne Kompagnien, am mehresten getheilte Rotten, welche im bunten Gemische von allerlei Regimentern Waffen und Gepäkke

bwarfen und den Niederelsaß, nebst einem Theile er Pfalz auf eine empörende Art plünderten. Be- nders thaten sich die Freikorps bei diesem greuel- aften Muthwillen hervor, sie verwandelten sich in ahre Horden, und veranlaßten durch ihre Aus- hweifungen die Franzosen, die gemißhandelten El- sser an den Deutschen in furchtbaren Repressalien rächen. Diese Unthaten, von denen kein Deut- hes Zeitungsblatt, kein gedungener Journalist ein ort erwähnte, sind leider nur zu wahr, und kön- en dadurch nicht entschuldigt werden, daß es die ranzosen eben so gemacht hätten. Man gab ja ies als den Zwek des Krieges an, daß man dem eberhandnehmen der Französischen Unordnungen inhalt thun, daß man die Wohlthaten einer gesez- äßigen Verfassung überall erhalten, und in Frank- ich wieder herstellen wolle. Konnte der friedlie- ende, nach Ordnung und Schuz seufzende Bürger nd Landmann von der Milde und den Segnungen, elche die Deutschen ausschütten wollten, überzeugt erden, wenn man eben das, was man an den ranzosen verdammte, theils gebot, theils zuließ, nd niemals ernstlich bestrafte? Die Oestreicher ürzten am Tage nach ihrer blutigen, schrecklichen iederlage nach Germersheim, am 28 December ach Speier und flohen in den lezten Tagen des ahres bei Philippsburg und Mannheim über den hein, worauf sich die Trümmer ihres Heeres in er kläglichsten Zerrüttung bei Schwezingen und

Hei-

Heidelberg sammelten, und endlich wieder zu Odem kamen.

Eine nothwendige Folge der eben erzählten Auftritte war die Aufhebung der Belagerung von Landau und die Retirade der Preußischen Armee. Der Herzog führte die Preußen und Sachsen mit aller Behutsamkeit über Bürweiler und Neustadt, wo sich das Kalksteinische Korps von Lautern her mit ihm vereinigte, nach Worms, Alzei und Kreuznach, und nahm dann eine feste Stellung in dem kleinen Winkel jenseit des Rheins, von Oppenheim bis Bingen, er selbst verlegte sein Hauptquartier nach Mainz, und ließ die schwere Kavallerie, einen großen Theil der Infanterie und die ganze Artillerie nebst dem Fuhrwesen über den Rhein zurükgehen und am rechten Ufer die Winterquartiere beziehen. Die Magazine mußte er den Franzosen überlassen, das Geschüz und Gepäk wurde gerettet. Es fielen auch einige kleine Gefechte mit verschiedenem Glükke vor. Bei Frankenthal wurde der General Küchel und bei Kreuznach der Oberste Szekuli mit einigem Verlust von den Franzosen am 5 Januar zurükgedrängt. Weil hierdurch aber die Preußische Stellung bei Bingen in Gefahr gerieth, so befahl der Herzog dem Sächsischen General Lindt, und dem Preußischen General Küchel, dem Feinde die Anhöhen von Kreuznach wieder zu entreißen, welches diese Feldherren am 8 Januar nach Wunsche ausführten.

Die

und Franzöſiſchen Bevollmächtigten hielten einen beſtändigen Triumphzug in Landau, und ihre Armeen beſezten das ganze Land von Hagenau bis Worms. Sie legten an der Queich bis nach Speier hin große Verſchanzungen an, und ließen Fort Louis mit vielen Truppen einſchließen, um den Oeſtreichern den einzigen Flek, den ſie noch im Elſaß beſaßen, baldigſt wieder abzuſtreiten. Je doch als ſie eben zu einer förmlichen Belagerung derſelben Anſtalt machten, räumten es die Oeſtreicher freiwillig, weil die Behauptung davon ihre Kräfte überſtieg. Leztere verließen den Ort in der Nacht zum 18 Februar, und ſprengten eine halbe Viertelſtunde nach dem Abzuge die Brükke und alle Feſtungswerke durch Pulver in die Luft. So endigte ſich dieſer Feldzug, der mit den ſchmeichelhafteſten Hofnungen für die Deutſchen und mit der höhnendſten Verachtung der Franzöſiſchen Nation angefangen hatte, auf eine Art, welche in den Jahrbüchern der Deutſchen Kriegskunſt mit blutigen Zügen eingegraben bleiben wird. Die Franzoſen hatten den Kampf zwiſchen Freiheit und Despotismus zu einer Zeit, wo alle ihre Kraft gelähmt zu ſein ſchien, mit Nachdruk und zulezt mit Glük geführt; das reiche Land zwiſchen dem Rhein und der Moſel bot ihnen große Hülfsmittel zur Fortſezzung des Krieges dar; unermeßliche Magazine, welche die verjagten Deutſchen mit ungeheuern Koſten angelegt hatten und ihnen überlaſſen mußten, vermehrten ihre Macht; und das Deutſche Reich,

wel-

welches seinem Nachbar Gesetze vorschreiben wollte, sahe sich jezt mit eigner Unterjochung bedroht.

Der Herzog von Braunschweig hatte nun zweimal das Vorhaben, Eroberungen in Frankreich zu machen, gerade im kritischen Augenblikke scheitern sehen. Es schien, als ob ihm solche Erfahrungen das Kriegführen, wo so wenig Gewinn für einen Helden und noch weniger für die Menschheit zu ernten war, verleidet hatten; er hielt es seiner Ehre und seiner Gemüthsruhe für zuträglicher, den Oberbefehl nieder zu legen; er verließ in der Mitte des Februars das Heer, und kehrte in seine Residenz zurük, in welcher er von seinen, ihn aufrichtig verehrenden Unterthanen mit Herzlichkeit und Freude empfangen wurde. Der General Wurmser folgte seinem Beispiel, und zog sich gleichfalls von dem Kampfplazze, wo die Deutschen Siegslorbeeren zu welken anfingen, zurük. Der König von Preußen schikte hierauf den Feldmarschall von Möllendorf, der bis dahin zum Französischen Kriege noch nicht gebraucht worden war, als Oberbefehlshaber zur Armee an den Rhein. Der Kaiser übergab das Kommando dem General Browne.

Die Fortsezzung dieses verderblichen Krieges wurde aller Unfälle ungeachtet doch beschlossen. Die mehrsten kriegführenden Höfe folgten hiebei mehr

den

den Umgebungen der Rache und das Hasses gegen die Freundschaftlichen Grundsätze, als einer bedachtsamen Politik. Aber das Preußische Ministerium, welches das wahre Staatsinteresse nie aus den Augen verlor, hat nachgerade den Kampf halb aus einem andern Gesichtspunkte. Ein Krieg in solcher Entfernung von Preußens Grenzen gelührt, erschöpfte den Schatz, ohne die Geldausflüsse in ihn zurückzuleiten, schwächte das Kriegsheer, ohne dem Vaterlande von wesentlichem Nutzen zu sein, und zerriß die Bande der Freundschaft mit einem Volke, dessen Meinungen und Gesetze den festgegründeten Preußischen Staat nicht erschütterten, dessen Verbindung ihm aber wohl in Absicht auf Handel und bei künftigen Gefahren vom Nachbarn die größten Vortheile bringen konnte. Und wozu sollte sich Preußen aufopfern? für wen sich in einen Stand der Schwächung versetzen? Zwar konnte der König, welcher, ehe noch Deutschland an Krieg dachte, als mächtiges Glied des Reichs, wie er im ersten Manifeste gegen Frankreich erklärte, offenbar das Reich in die Fehde mit hineingezogen hatte, dasselbe seinem traurigen Schicksale nicht hülflos überlassen; aber die Kräfte des Staats, und die Sorge für seine Selbsterhaltung erlaubten ihm auch nicht, für eine fremde Sache Millionen hinzugeben, das Blut seiner Unterthanen zu vergießen, und bei einem Kriege auszudauern, dessen anfänglicher Zweck nimmermehr zu erreichen war. Das Preußische Kabinet ließ daher schon zu Ende des Jahres 1793 durch den Kurfürsten von

Mainz

Mainz die sechs vordern Kreise, nämlich den Ober- und Niederrheinischen, Westphälischen, Schwäbischen, Fränkischen und Baierischen, zu einer Versammlung zu Frankfurt einladen, deren Absicht dahin gehen sollte, daß diese Kreise die Verpflegung der Preußischen Armee auf so lange übernähmen, bis der Reichstag zu Regensburg einen allgemeinen Schluß darüber gefaßt haben würde. Der Werth des Heues wurde zu 4 1/2 Groschen Portionen und 32000 Rationen auf jeden Tag angegeben. In dem Falle, daß die Stände dies Anmuthungen abwiesen, drohte der König, den größten Theil seiner Truppen vom Rhein zurückzuziehen. Der kaiserliche Hof unterstützte den Preußischen Antrag sowohl zu Regensburg, als nachher den Kurhöfen, und setzte hinzu, daß er sich vorbehielte, Erläuterungen zu machen. Dieser unerwartete Zusatz erregte großes Nachdenken, und verstärkte die Abneigung, welche die Stände schon Anfangs gegen das Preußische Begehren äußerten. Es schien, als wollten die nächtigen Höfe die Last eines Krieges, den sie zuerst unternommen hatten, auf das deutsche Reich gesammtheils wälzen. Manche kleinere Stände glaubten eben nicht Ursache zu haben, den Preußen und Oestreichern ein ausgezeichneteres Kriegsglück zu wünschen, noch weniger zur Vermehrung ihrer Macht beizutragen, weil sie befürchten mußten, früher oder später von diesen Kolossen verschlungen zu werden. Andere sahen die Gefahr noch nicht für so gewiß an, als man sie schilderte, weil sie vom

Kriegs-

Kriegsschauplatze weit entfernt waren. Manche befanden sich durch die Verwüstungen, die ihnen Feinde und Freunde verursacht hatten, ganz außer Stande, neue Lasten zu tragen, da sie vielmehr selbst der Beihülfe ihrer Mitstände bedürftig waren. Die Preußischen Zumuthungen wurden deswegen überall kaltsinnig aufgenommen, und von den mehrsten geradezu verworfen; statt deren schlug man eine allgemeine Volksbewaffnung nach dem Beispiele der Französischen Aufgebote vor. Der Preußische Hof bezeigte die höchste Empfindlichkeit hierüber; beklagte sich in einer besondern Denkschrift, daß man die verlangte Zusammenberufung der sechs Kreise für eine Unregelmäßigkeit ausgegeben habe, da sie doch dem Herkommen gemäß und in den Reichsgesetzen gegründet sei; er erklärte den vorgeschlagnen Landsturm für unwirksam, gefahrvoll und zweckwidrig; für unwirksam gegen einen Feind, der in der Kriegskunst versucht, und mit zahlreicher Artillerie versehen wäre; für gefährlich, weil die gesitteten Völker einen Gebrauch von ihren Waffen machen könnten, wie ihn die Regierungen nicht wünschten; für zweckwidrig endlich, weil durch die Entziehung so vieler dem Akerbau und dem Gewerbe unentbehrlicher Hände den Armeen der Unterhalt erschwert, und weil durch unregelmäßige Volkshaufen die Ausführung der Kriegsplane gehindert werden würde; er schloß mit der Bekanntmachung, daß er seinen Schutz dem Reiche nicht aufdringen, sondern sein Kriegsheer, mit Ausnahme des vertragsmäßigen Oestreichischen

chischen Hülfscorps von 20000 Mann, in seine Länder zurükziehen werde. Des königlichen Reichscontingents geschahe gar keine Erwähnung. Den Beschuldigungen, daß Preußen bei dem Kriegführen nichts als eigennüzzige Absichten habe, widersprach eine anderweitige königliche Erklärung mit dem Beifügen, daß der König fest entschlossen sei, die Deutsche Verfassung aufrecht zu erhalten, in so fern ihn die Stände patriotisch unterstüzzen würden. Die lezten Worte waren eben nicht geeignet, den Argwohn zu vertilgen; sie dienten vielmehr gerade dazu, das Mißtrauen zu vermehren. Der König ließ nach den gemachten Eröfnungen in der That einen Theil seines Heeres bei Mainz im April 1794 aufbrechen und nach Westphalen in seine Staten hin marschiren. Schon waren sie bis Köllu gekommen, als ein Eilbote Gegenbefehle brachte. Der brennende Eifer, mit welchem England die Kriegsflamme in allen Welttheilen verbreitete, hatte diese schnelle Aenderung in den Gesinnungen des Königs von Preußen bewirkt. Holland, damals noch genau mit England verbunden, und von der Nähe der Gefahr geschrekt, trat den Absichten des Berlinischen Kabinets bei. Beide Seemächte erhielten Preußen durch Anerbietung beträchtlicher Hülfsgelder in dem gegen Frankreich errichteten Kriegsbunde. Es war hierüber ein besondrer Subsidientraktat am 19. April zu Haag abgeschlossen worden. Preußen nahm nach selbigem die Verpflichtung auf sich, bis zu Ende des Jahres 1794 ein Heer von

62400

62400 Mann stets vollzählig zu erhalten, und solches entweder unter einem Preußischen Anführer allein, oder auch in Verbindung mit einem Korps der Seemächte gegen den gemeinschaftlichen Feind zu gebrauchen. Alle Eroberungen, welche die Subsidientruppen machen würden, sollten im Namen Englands und Hollands geschehen, und bis zum Friedensschlusse unter deren Verwaltung bleiben. Für diese Dienste versprachen die Seemächte monatlich 50000 Pfund Sterling an Preußen zu zahlen, welche Zahlung für den ganzen April mit geleistet, und folglich bis zum December auf 10 Monate entrichtet werden sollte. Außerdem übernahmen sie die Lieferung von Brot und Fourage, welche sie gleichfalls in Gelde, für jeden Mann 1 Pfund Sterling und 12 Schilling, also monatlich mit 99,840 Pfund Sterling vergütigten. Zur Bestreitung der Ausrüstung sezten sie noch eine Summe von 400,000 Pfund fest, von welcher 300,000 Pfund sogleich, die übrigen aber beim Rükmarsch des Heeres bezahlt werden sollten. Rechnet man alle diese Summen zusammen, so betragen sie für die bedungne Zeit 1,898,400 Pfund Sterlinge, oder 11 Millionen 390,400 Thaler.

Die Aufmerksamkeit des Publikums wurde von neuem gespannt, als man den geschloßnen Subsidientraktat erfuhr. Man erwartete große Kriegsbegebenheiten, eine völlige Umwendung des Glüks, welches den Verbündeten bisher im Ganzen genommen nicht eben günstig gewesen war; und die fruchtbaren, mit

allem

allein Möllendorf aufgestellten Heere beschäftigten sie hohen Hoffnungen. Aber sie schlugen mißmuthig fehl. Am Rheine bildete sich auf den lebhaftesten Betrieb des Kaiserhofes eine abgesonderte Reichsarmee, über welche der Herzog von Sachsen-Teschen den Oberbefehl erhielt, die aber im Grunde nicht viel zu bedeuten hatte, wie dies von je her mit dem unnützen Gemisch von zusammengetriebenen Kriegern, Reichstruppen genennt, der Fall war. Oestreich und Preußen stellten keine eignen Kontingente, sondern übernahmen doch die Lieferung für manche Stände, von denen sie Geldersatz erhielten; viele bezeigten sich saumselig, und entzogen sich unter allerlei Entschuldigungen ihrer Verbindlichkeit, andre hatten ihre Mannschaft zu den Armeen in den Niederlanden stoßen lassen. Die Reichsarmee am Rheine betrug, wenn man die Sachsen, die bei dem Preußischen Heere standen, mit einschließt, kaum 30,000 Mann, anstatt daß nach den Beschlüssen des Reichstages das fünffache Kontingent, das heißt, eine Schaar von 200,000 Reichstruppen ins Feld ziehen sollte. Was hingegen an der Stärke dieses Heeres fehlte, das ersetzten die großen Mächte. Preußen und Oestreich stellten am Rheine 123,000 geübte Streiter auf; diese, welche mit der Reichsarmee 153,000 ausmachten, hatten anfänglich nicht mehr als 80,000 Franzosen gegen sich, indem derselben Rheinarmee unter Michaud höchstens 50,000, und die Moselarmee unter Moreau nur 30,000 Mann betrug. Die Franzosen hatten ihre Hauptmacht in den Niederlanden

landen zusammengezogen, und vom Rheine her ihre beste Kavallerie dahin geschikt; Pichegru befehligte die Nordarmee von 150,000 Mann, und Jourdan das Ardennenheer von 40,000 Kriegern. Dagegen belief sich die Zahl aller vereinigten Kriegstruppen von England, Holland und Deutschland in den Niederlanden auch auf 170,000 Mann. Es ist also eine ganz falsche Vorspiegelung, welche damals in den Zeitungen geflissentlich ausgestreut und ziemlich allgemein geglaubt wurde, daß die Französische Heeresmacht den Alliirten an Menschenzahl doppelt und vierfach überlegen gewesen sei. Im Anfange des Feldzuges 1794 war vielmehr das Uebergewicht auf Seiten der verbundnen Höfe. Ihre Armeen am Rheine und in den Niederlanden enthielten die erstaunenswürdige Menge von 323,000 Streitern, da hingegen die Feinde 270,000 Mann auf den Kampfplaz führten. Nicht Mangel an Menschen, sondern Mangel an Einigkeit, das getheilte, sich oft zuwiderlaufende Interesse der Verbundnen, die weite Entfernung vom Vaterlande, die Unmöglichkeit, die geschwächten Truppen bald wieder zu ergänzen, und ähnliche Umstände verursachten die Niederlagen der Alliirten.

Die Preußischen Heere und die ihre Operationen unterstüzzenden Oestreicher eröfneten den Feldzug am Rheine nicht eher als am 22. Mai. Bis dahin hatten die Franzosen einzelne, oft kühne Streifereien in den Rheingegenden unternommen. Ihnen wurde auf einmal ein Ende gemacht, als der Feldmarschall

Möllendorf mit dem Entschluß vorrükte, mit einer entscheidenden Schlacht seine Laufbahn zu beginnen, und den Feind so möglich aus Deutschlands Grenzen zu verdrängen. Es sollte daher ein allgemeiner Angriff vom Rheine an über Mutterstadt, Deidesheim bis Kaiserslautern hin am 23. Mai nicht allein von den Preußen, sondern auch von den Kaiserlichen und Reichstruppen geschehen. Der Fürst von Hohenlohe-Kirchberg ging mit einem Theile Oestreicher und Reichsvölker den 22. Mai bei Mannheim über den Rhein, und dehnte sich von der Rheinschanze bis Rüchheim aus, wo sich der Erbprinz von Hohenlohe mit einem Korps Preußen an ihn anschloß. Die Franzosen standen in und hinter furchtbaren Verschanzungen, aus denen sie vertrieben werden mußten. Der Feldmarschall Möllendorf führte den Theil des Plans, den er auf sich genommen hatte, mit Ehre und Glük aus. Er erstürmte die Französischen Verschanzungen, machte zwei Obersten, 65 andre Officiere und 2033 Unterofficiere und Gemeine zu Gefangnen, und erfocht einen so vollkommnen Sieg, daß das ganze feindliche Korps, welches zugleich 2000 Todte und Verwundete hatte, gänzlich aus einander gesprengt und bis an die Französische Grenze hin getrieben wurde. Der Preußische Verlust war unbeträchtlich, er soll kaum 400 Mann betragen haben. So hatten die Preußen Kaiserslautern zum zweiten Mal durch einen glänzenden Sieg in den Jahrbüchern der Geschichte ausgezeichnet.

Der

Der übrige Theil des Möllendorfischen Plans wurde nicht so glüklich ins Werk gesezt. An der Rehbach war die Stellung der Franzosen viel befestigter, und ihr Anführer Dessaix viel standhafter. Sie hatten die Rehbach durch künstliche Leitungen hoch angeschwellt; rings herum waren Sümpfe und Untiefen; überall errichteten sie Batterien, und unterließen nichts, die Wege unzugänglich zu machen. Als daher die Oestreicher und Reichstruppen von vorn angriffen und bis Mutterstadt vorrükten, so wurden sie durch das mörderische Kanonenfeuer der Franzosen so weit zurükgeworfen, daß sie eine völlige Niederlage erlitten. Der Preußische Erbprinz von Hohenlohe eroberte zwar einige Posten, konnte aber bei Deidesheim nicht durchdringen, und mußte sich zurükziehen, weil die Oestreicher geschlagen waren. Ob nun gleich die Franzosen an dieser Seite gesiegt hatten, so konnten sie sich doch nicht behaupten; da ihr linker Flügel bei Kaiserslautern einen so nachdrüklichen und schrekklichen Verlust erlitten hatte, so mußte auch ihr siegreicher rechter Flügel weichen, und alle Vortheile aufgeben, weil er sonst von hinten umringt und ganz aufgehoben werden konnte. Die Franzosen verließen demnach Deidesheim und die Rehbach, und zogen sich bis hinter Germersheim und Landau in die angelegten Linien an der Queich. Der Erbprinz von Hohenlohe besezte nun Neustadt, der Fürst Hohenlohe rükte nach Speier, Möllendorf nahm sein Hauptquartier zu Otterberg, und der Graf Kalkreut befreite

Zweibrükken und Hornbach und streifte bis an die Saar. So hatte Möllendorf durch seine klugen Maßregeln, und durch die Preußische Tapferkeit die jenseitigen deutschen Rheinländer in wenig Tagen mit Ausnahme einiger kleinen Distrikte von dem Drukke der Französischen Kriegsheere und von den Plünderungen ihrer Ausleerungskommissionen errettet.

Jedermann erwartete fernere Siegesthaten der Rheinarmeen, Unterstüzzung der bedrängten Heere in den Niederlanden, und Benuzzung des Schreklens, der die Franzosen ergriffen hatte. Aber von alle dem geschahe — nichts. Der ganze Monat Junius verging in Unthätigkeit; man schränkte sich auf bloße Vertheidigung ein; Märsche und kleine Postengefechte machten die einzige Neuigkeit des Tages aus. Desto thätiger waren die Franzosen; sie verstärkten sich mit 15000 Mann frischen Truppen, besezten die starken Stellungen von Hornbach und Bliskastell wieder, und schritten von neuem muthig auf der Siegesbahn vor. Vom 2. Juli an beunruhigten sie die ganze Preußische Linie bei Zweibrükken, Lautern und Trippstadt. Zehn Tage hindurch richteten sie jedoch nichts weiter aus, als daß sie den Feind ermüdeten. Endlich am 13. Juli erzwangen sie durch Standhaftigkeit und Ausdauerung den Sieg. Moreau überwältigte die Preußische Stellung bei Edesheim, welche der Erbprinz von Hohenlohe vertheidigte. Die Preußen boten zwar alles auf, was Einsicht, Muth und die Lage der

Natur

Natur vermochte; sie trieben die stürmenden Franzosen achtmal zurük, ihr Kartätschenfeuer raffte ganze Haufen hin; aber die Gewandtheit und Tapferkeit der Franzosen behielt die Oberhand, und lokte den Preußen Bewunderung und Staunen ab. Sie kletterten, dem wüthigsten Kugelregen zum Troz, den höchst steilen Berg bei Schänzel auf dem Bauche kriechend heran, schossen in dieser Positur die Preußischen Artilleristen nieder, brachten dadurch den Kanonendonner zum Schweigen, und erregten eine völlige Verwirrung unter den Preußen. Das bei Trippstadt stehende Regiment Meist litt ganz besonders, und der verwundete General Thadden rettete seine umringten vier Bataillone nur durch die empfindlichsten Opfer, da er sich im Quarré durchschlug. Die Niederlage der Preußen war groß und allgemein; sie wurden völlig zerstreut, und bloß die nahende Nacht gab dem Erbprinzen von Hohenlohe die Mittel an die Hand, seine geschlagnen Truppen zu sammeln und nach Mosbach zurükzuführen. Aber auch hier konnten sie nicht lange Stand halten; sie wurden schon am folgenden Tage von der Französischen Lebhaftigkeit genöthigt sich weiter durch Türkheim bis hinter Worms zu flüchten. Die unter dem Befehl des Herzogs von Sachsen-Teschen vereinigten Oestreicher und Reichsvölker mußten, nach mehrern ernstlichen Gefechten, gleichfalls auf ihre Sicherheit bedacht sein; sie wurden so sehr gedrängt, daß sie sich nicht einmal mehr auf der linken Rheinseite

halten

halten konnten; sie gingen bei Mannheim wieder auf das diesseitige Ufer.

Durch diese ungünstigen Vorfälle sahe sich der Feldmarschall Möllendorf bewogen, mit der Hauptarmee die Schanzen bei Lautern zu verlassen, und sich rükgehend dem Rheine wieder zu nähern. Er ging bis Nieder-Flörsheim, und der Graf Kalkreut bis Kreuznach zurük. Die Franzosen nahmen alle Posten vom Elsaß bis Worms, die ihnen seit sieben Wochen entrissen waren, wieder ein; sie erbeuteten die Preußischen Magazine zu Frankenthal und Lautern, machten eine große Zahl gefangen, und eroberten eine Batterie von 18 Kanonen. Die Deutschen befanden sich in eben der Lage, wie vor dem Feldzuge, mit dem Unterschiede dazu, daß sie einige tausend Soldaten eingebüßt hatten.

Aus der ganzen Geschichte dieses Schreckenskrieges geht die für die Deutschen eben nicht erfreuliche Bemerkung hervor, daß sie oft siegten, und fast nie wesentliche Vortheile von ihren Siegen zogen; daß hingegen die Franzosen durch jeden erheblichen Triumpf noch erheblichere Gewinne erniteten. Zuweilen erfuhr man kaum von ihren Siegen etwas; denn die bedeutendsten Niederlagen der Alliirten wurden durch die bloße Nachricht, daß man eine rükgängige Bewegung gemacht habe, verdekt und verschwiegen; nur aus der plözlichen Veränderung des Kriegsschauplazzes, und aus den Riesenfortschritten der Französischen Heere konnte der mit der

Land-

Landkarte bekannte Leser urtheilen, wer Sieger oder Besiegter gewesen sei. So wußte auch jezt Moreau den Sieg der Rhein- und Moselarmee zur Eroberung von Trier zu benuzzen. An der Erhaltung dieses Ortes war für die Deutschen und ihre Verbündeten mehr gelegen, als es auf den ersten Blik scheinen sollte. Durch Trier standen die Deutschen Rheinarmeen mit Luxemburg, Lüttich und Holland in Verbindung; von hier aus konnten sie den Alliirten, welche vor dem mächtigen Andrange der Franzosen aus den Niederlanden weichen mußten, zur Hülfe kommen, und dem Unglükke, das auf sie losstürzte, vielleicht noch Grenzen sezzen. Trier, im Mittelpunkte gelegen, mußte durchaus von den Deutschen behauptet werden, wenn ihnen Hofnung zu bessern Erfolgen übrig bleiben sollte. Die Deutschen Heerführer erkannten die Wichtigkeit dieses Postens in der Wagschale des Glüks. Möllendorf hielt daher am 26. Juli eine Zusammenkunft mit den kaiserlichen Generalen am Rheine, um sich über die Vertheidigung Triers zu berathschlagen. Er versprach, das Land zwischen der Nahe und Mosel zu dekken, Koblenz zu beschüzzen, und angriffsweise zu verfahren, um die Oestreichischen Generale Melas und Blankenstein, denen die Rettung Triers oblag, zu unterstüzzen. Aber hiebei machte er es zur ausdrüklichen Bedingung, daß die Oestreichische Armee in den Niederlanden das linke Rheinufer um keinen Preis verließe; denn sonst würde er alle Verbindung mit

den

den Deutschen Rheinarmeen aufheben, und sich nach Westfalen zur Beschüzzung der Preußischen Länder wenden. Der Preußische Feldherr machte sogleich Anstalt, seine Versprechungen zu erfüllen. Er brach mit dem Hauptkorps gegen Lautern hin auf; der Erbprinz von Hohenlohe rükte von Oppenheim nach dem Hundsrükken, der Graf Kalkreut zog näher an die Mosel, und der Herzog von Teschen schikte 10000 Mann Reichstruppen zur Mitwirkung der Preußen. Aber ehe noch alle diese Truppen an den bestimmten Orten eintrafen, waren ihnen die Franzosen bereits zuvorgekommen, und hatten den Hauptschlag ausgeführt. Moreau überwältigte am 6. August mit rascher Schnelligkeit den kaiserlichen Posten bei Remich an der Mosel, rükte am 7ten bis Grävenmachern, und nöthigte die Oestreicher, alle Gegenden zwischen der Mosel und Saar zu räumen. Am 8. August stürzte er die lezte Vormauer Triers, die Pellinger Schanzen, wo Blankenstein eine solche Niederlage erfuhr, daß er Trier verlassen mußte, welches nun am 9ten den Franzosen die Thore öfnete. So ging diese für die Fortsezzung des ganzen Feldzuges höchst wichtige Stadt verloren, und die Preußen, die zur Hülfe zu spät kamen, zogen ihre Detaschements zurük.

Bis zum 19. Sept. verhielten sich die Deutschen, wenn man unbedeutende Postengefechte ausnimmt, ganz ruhig, sie ließen den Franzosen Zeit, ihre neuen Stellungen fest zu machen, und sie dachten kaum daran, das Verlorne wieder zu erobern. Endlich

aber

aber erwachte ihr kriegerischer Muth; die Folgen von der Einbuße Triers wurden täglich nachtheiliger für sie; sie beschlossen nun, alles aufzubieten, um sich des gedachten Ortes wieder zu bemeistern. In dieser Absicht sollte der Erbprinz von Hohenlohe mit einem Korps Preußen und Reichstruppen den Feind von Kaiserslautern vertreiben, seine Magazine zerstören, seine Kriegsbedürfnisse wegnehmen, und so den Weg zur Eroberung von Trier bahnen. Am 18. September rükte er mit 20000 Preußen und einigen Bataillonen Pfälzer und Darmstädter vor. Zu gleicher Zeit hatte der Herzog von Teschen 10000 Oestreicher von Mannheim aus über den Rhein zu seiner Unterstüzzung geschikt. Am 19 September überraschte der Erbprinz von Hohenlohe die Franzosen auf dem Schorlenberge bei Lautern, und entriß ihnen diesen stark verschanzten Posten durch seine Geistesgegenwart und rasche Thätigkeit. Die Franzosen fühlten die Wichtigkeit dieses Verlustes; sie bereiteten sich daher ernstlich vor, den Schorlenberg von neuem in Besiz zu bekommen. Der Erbprinz erfuhr ihre Absichten, er verweilte nicht lange; und obgleich seine Truppen eines Ruhetages bedurften, so bot er dem Feinde doch ungesäumt ein Treffen an. Er zog am 20. September in die Gegend von Kaiserslautern, um diesen Schauplaz der Preußischen Tapferkeit, wo schon zwei Siege erfochten waren, durch einen dritten Triumpf zu verherrlichen. Er fand die Franzosen, die einen ähnlichen Plan hatten, schon im vollen

Anmar-

Anmarsche gegen sich; er ließ die Kavallerie sogleich einhauen. Sie that dies mit dem glücklichsten Erfolge. Sie drang in das Französische Fußvolk von allen Seiten ein, und warf alles vor sich nieder. Der Französische Oberste Jordy bildete, um die Preußen aufzuhalten, ein Quarre, und feuerte aufs lebhafteste unter sie; er schoß bei der ersten Salve auch wirklich 40 Dragoner vom Regimente Katt darnieder. Aber dies rettete ihn nicht. Die Preußen drangen in das Quarre ein, und wütheten mit ihrem Säbel so mörderisch, daß nicht ein einziger Franzose ohne Wunden blieb. Der Obergeneral Meusnier konnte sein zerstreutes Heer nicht mehr zum Stehen bringen, er sahe alle seine Truppen zersprengt, und nur darin bewies er seine Geschiklichkeit, daß er die Artillerie den Siegern zu entziehen wußte. Der Erbprinz von Hohenlohe trug den vollständigsten Sieg davon, er machte 100 Officiere und 3000 Gemeine zu Gefangnen, erbeutete aber nur 4 Kanonen. Die Preußen gaben ihren eignen Verlust, ob ganz richtig, ist schwer zu bestimmen, auf nicht mehr als 112 Todte und 289 Verwundete an. Das kaiserliche Hülfskorps, welches die Gegend vom Rheine bis an das Gebirge dekte, blieb an diesem glorreichen Tage unthätig, vermuthlich, weil es die Niederlage der Franzosen nicht ahnete, sonst hätte es den Sieg sehr vergrößern können.

Doch alle das Blut, womit die Felder bei Kaiserslautern nun schon dreimal getränkt worden waren, half zu nichts; es war unnüz vergossen;

der

der Hauptzwek wurde nicht erreicht. Als Möllendorf mit der Hauptarmee vorrükte, um die Früchte des Hohenlohischen Sieges zu ernten und Trier zu erobern, da brachte ihm ein Eilbote die Schrekensnachricht, daß die große kaiserliche Armee unter Klairfait aus den Niederlanden bis hinter die Roer zurükgeschleudert worden sei. Hätte vielleicht Trier durch einen kühnen Angriff genommen werden können, so war es bei dieser Lage der Sache eine völlige Unmöglichkeit, es zu behaupten. Die beste Jahreszeit war ohnedem verstrichen; die Preußen hatten sich bloß ohne Trier zu Vertheidigung des Rechten Moselufers anheischig gemacht, jezt konnte keine neue Verabredung Statt finden. Die Französischen Rhein- und Moseltruppen erhielten große Verstärkungen und hätten mit Macht auf die Preußen losstürzen können. Aus diesen Gründen hielt es Möllendorf für räthsam, zurükzugehen. Er selbst ging in seine alte Stellung bei Kreuznach und Bingen; der Erbprinz von Hohenlohe verließ alle errungnen Vortheile, begab sich nach Worms und bald näher nach Mainz hin; und die Reichstruppen eilten wieder auf das rechte Rheinufer nach Mannheim und Heidelberg.

Doch hierbei blieb es nicht einmal. In der Mitte des Oktobers erhielt der Feldmarschall Möllendorf den unerwarteten Befehl vom Könige, daß er ohne Zögerung ganz über den Rhein zurükgehen, und da die Oestreicher alle Angriffe auf-

ge-

gegeben hätten, sein Heer durch Behauptung des jenseitigen Ufers nicht in Gefahr bringen sollte. Diese Botschaft sezte die Alliirten in Erstaunen und die überrheinischen Deutschen in Verzweiflung. Selbst den Franzosen kam der Preußische Rükzug unbegreiflich und unerklärlich vor. Die Oestreichischen Generale baten den Feldmarschall Möllendorf wenigstens um Aufschub, bis Rheinfels und Mainz durch Mannschaft verstärkt und durch gehörige Vorräthe gesichert wären. Die Berliner Befehle waren jedoch zu bestimmt, als daß sie überschritten werden durften. Am 23 und 24 Oktober sezte Möllendorf bei Eltvill, und der Erbprinz von Hohenlohe bei Oppenheim über den Rhein. Nach wenig Tagen verursachte ein neuer Befehl noch mehr Verwunderung. Das Hohenlohische Korps von 20000 Mann sollte den Kriegsschauplaz völlig verlassen und in die Preußischen Staten zurükgehen. Dem zu Folge trat es am 10 November den Marsch zu seiner Bestimmung an. Es befanden sich also nur noch 40000 Preußen am diesseitigen Rheinufer unter der Anführung Möllendorf's, der sein Quartier zu Hochheim nahm.

Die Franzosen hielten den Preußischen Rükzug anfänglich für eine Kriegslist; daher wagten sie es in den ersten Tagen nicht, die geräumte Gegend zu besezzen. Erst am vierten Tage rükten sie vor, und bald gab ihnen der Fortgang ihrer Waffen zu grossen Entwürfen Hofnung und Muth. Sie wollten das ganze linke Rheinufer in ihre Gewalt bringen, wel-

welches noch durch vier feste Punkte, durch Ko-
blenz, Rheinfels, Mainz und die Mann-
heimer Schanzen den Deutschen gesichert zu
ein schien. Koblenz konnte sich nur einen Tag
halten. Von Französischen Grenaden geängstigt
und von der Menschlichkeit erweicht, zog Melas am
13 Oktober aus, und verließ einen Ort, den er mit
aller Anstrengung in die Länge nicht behaupten
konnte. Die Hessische Bergfestung Rheinfels
wurde vom General Reffius nach gehaltnem Kriegs-
rath zu Anfang des Novembers, doch wider Willen
des Landgrafen, übergeben. Man fand das Ver-
fahren der Hessischen Offiziere von Seiten der Mili-
tärgerichte so tadelhaft, daß man die härtesten Stra-
fen über die Theilnehmer verhing. Der General
Reffius wurde zum Schwerte, der Oberste Lanz zur
Degen, und jeder andre Officier zur Kassation ver-
urtheilt, ersterer jedoch vom Landgrafen zum ewigen
Gefängniß, und zweiter zum 15jährigen Festungs-
arrest verurtheilt. Später, erst am 25 Decem-
ber, fiel die Mannheimer Rheinschanze nach
der heftigsten Gegenwehr durch Kapitulation in
Französische Hände. Auf drei Punkten war es
den Franzosen noch vor Ende des Jahres 1794 ge-
glückt. Aber bei dem 4ten, dem wichtigsten unter
allen, mußten sie ihr Vorhaben aufgeben, welches
der Preußischen Tapferkeit ganz besonders zuzu-
schreiben war. Nach dem Falle von Rheinfels
wendeten die Franzosen ihre ganze Macht gegen
Mainz. Die Deutschen versäumten jedoch nichts,

diese

diese Schutzwehr Germanien's in einen furchtbaren Stand der Vertheidigung zu sezzen. Die Preussen übergaben das bis jezt geführte Kommando der Festung den Oestreichern, welche 20000 Mann Besazzung hinein legten, 600 Kanonen auf den Wällen aufpflanzten, 500 Klubbisten, Anhänger der Franzosen, heraus trieben, und sich zu einer nachdrüklichen Abweisung der Feinde auf jede Art anschikten. Dabei hatten sie das Versprechen, von den Preussen in Nothfällen gehörig unterstüzt zu werden. Die Franzosen machten im November mehrere Versuche gegen Mainz, die durch die Oestreicher vereitelt wurden. Zu Ende des Monats langte Kleber bei der Französischen Armee an, ein erfahrner General, der sich durch die Eroberung von Maestricht einen Namen gemacht hatte. Dieser unternahm am 1. December einen fürchterlichen Sturm gegen die Zahlbacher Schanze, die er 2 mal erstieg und 2 mal wieder verlor. Beim dritten Anrennen würde er die Oestreicher überwunden haben, wenn nicht gerade im entscheidenden Augenblikke eine Abtheilung Preussen, besonders das Leibhusaren-Regiment von Eben, wider ihn angesprengt wäre. Kleber hielt es nicht für rathsam, seine ermüdeten Truppen mit den ausgeruhten Preussen kämpfen zu lassen. Er führte daher seine Mannschaft hinter die Französischen Linien zurük, nachdem er viele Leute eingebüßt, jedoch 5 Kanonen als Zeugen seines Muthes erwungen genommen hatte. Die Franzosen gaben nun das Vorhaben einer gewaltsamen Erstürmung von Mainz

ganz

ganz auf; aber nicht den Plan, es bei einem der rauhesten Winter des vorigen ganzen Jahrhunderttes hinzuschließen. Sie vergruben sich in Erdhütten, erduldeten alle Arten von Ungemach, und erregten durch ihre Standhaftigkeit, die man einem für so weichlich gehaltnen Volke nicht zugetraut hatte, die Bewunderung Europen's.

Bald nach diesen kriegerischen Vorfällen, den ezten von Preußischer Seite in dem Revolutionskampfe, kamen die oben erwähnten 20000 Preußen unter dem Erbprinzen von Hohenlohe von ihrem Rükzuge wieder in die Gegend von Mainz, besezten das befestigte Städtchen Kassel, welches durch eine Rheinbrükke mit Mainz zusammenhängt, und bereiteten sich, ihren übrigen Deutschen Streitbrüdern beizustehen. Aber bald erhielt die Preußische Armee eine andre Bestimmung. Holland und England, die mit dem Preußischen Beginnen schon sehr unzufrieden waren, erhoben jezt neue Klagen und behaupteten, daß die Preußen den Bedingungen des Subsidientraktates keine Gnüge geleistet hätten; sie forderten es als ein Recht, daß die Preußische Armee in die Niederlande marschirte, retten sollte, was noch zu retten wäre, und wenigstens Holland dekken möchte. Der Feldmarschall Möllendorf konnte ohne Befehle seines Hofes die Rheinstellung nicht verlassen und der König glaubte zu keiner willkürlichen Disposition der Seemächte verpflichtet zu sein. Ohnedem war in

den

den Niederländen nichts mehr zu verbessern; die Traktat ging mit dem Ablauf des Jahres zu Ende und die Winterzeit schien zu großen Entwürfen nicht geschikt. In Absicht des leztern Punktes urtheilten die Franzosen anders. Sie sahen den ungewöhnlich strengen Winterfrost, welcher ihnen über Hollands Kanäle und Sumpfboden Brükken baute, für das geschikteste Mittel an, ihre Herrschaft über Holland und den Niederrhein auszubreiten. Alles glükte ihnen über Erwarten. Die Alliirten konnten den reißenden Strom ihrer Eroberungen nicht aufhalten. Die Engländer, Hannoveraner und Hessen zogen die Ueberreste ihrer Heere in den traurigsten Umständen nach Westfalen zurük und fanden hinter der Lippe und Ems keine Sicherheit. Der ganze Landerraum jenseit des Rheins und folglich das Preußische Eigenthum von Mörs, Geldern und dem überrheinischen Kleve fiel in die Französische Waffengewalt; die Festung Wesel wurde bedroht, ganz Westfalen kam in Gefahr und Hannover zitterte, eine Beute seiner gereizten Feinde zu werden. Es war schleunige Hülfe nöthig, wenn nicht Norddeutschland den Schlägen der immer mächtiger andringenden Franzosen unterliegen sollte. Der Feldmarschall von Möllendorf wurde daher im Anfange des Februars 1795 befehligt, die ganze Armee — mit Ausnahme von 10000 Mann, welche unter dem Prinzen von Hohenlohe bei Mainz zurükbleiben sollten, — nach Westfalen zu führen und an die Hannöverisch-Englischen Truppen unter

dem

dem Kommando des Grafen von Wallmoden-Gimborn anzuschließen.

Alle aufrichtige Vaterlandsfreunde seufzten jezt nach dem Ende eines Krieges, dessen ursprünglicher Zwek nun ganz verrükt war und dessen Folgen für Deutschland immer gefährlicher wurden. Viele edle Fürsten nahmen das Wohl ihrer Länder ernstlich zu Herzen, ließen alle von der Parteisucht eingegebnen Rathschläge der Rache fahren und ihre persönliche Empfindlichkeit über die Vorgänge in Frankreich schweigen. Der Kurfürst von Mainz überraschte den Reichstag am 20 Okt. 1794 mit einem förmlichen Friedensantrage, welcher zwar von manchen Höfen, als von Hannover und Trier, heftig gemißbilligt, von der Stimmenmehrheit am 22 Dec. aber angenommen wurde. Doch die kaiserliche Partei vereitelte die Wünsche der Patrioten, läugnete die Nothwendigkeit des Friedens, und drang im Februar 1795 mit mehr Hizze als jemals auf die Fortsezzung des unseligsten, unnöthigsten und verderblichsten aller Kriege.

Der König von Preußen war ein Hauptbeförderer des Friedensgeschäftes gewesen; und da es durch Oestreich's Widersezlichkeit nicht in Gang kommen konnte, so glaubte er ein Recht zu haben, für die Ruhe seiner Staten auf einem andern Wege zu sorgen. Er beschloß, sich von dem Pillnitzer Bunde loszusagen und mit der Französischen Regierung, die damals aus 5 Direktoren bestand, zu versöhnen. Der Graf von Golz, vorheriger Preußischer Mini-

ster zu Paris, hatte in dieser Absicht bereits seit Anfange des Jahres 1795 mit dem Französischen Gesandten Barthelemi zu Basel eine Einleitung zum Frieden eröfnen müssen. Der Graf starb am 6. Februar daselbst, ehe er sein heilsames Werk vollendet hatte. Woran ihn der Tod verhinderte, das bewerkstelligte sein Nachfolger, der Baron von Hardenberg, mit glüklichem Erfolge und in kurzer Zeit. Er langte am 18 März zu Basel an und schon in wenig Wochen am 5 April 1795 wurde jener merkwürdige, nur den Leidenschaften verblendeter Parteigänger verhaßte; aber von allen verständigen Menschenfreunden gesegnete Friedensschluß zwischen der Krone Preußen und der Republik Frankreich unterzeichnet. Allein Preußen dachte hierbei nicht einzig nur an seinen Statsvortheil, sondern bemühte sich, die Segnungen des Friedens allen Deutschen Höfen, die über ihr wahres Interesse aufgeklärt genug wären, zuzuwenden, wie einige der Bedingungen dieses Traktats deutlich bewiesen. Das Ganze enthielt 12 Artikel, deren vornehmste folgende waren:

„Der König von Preußen vergleicht sich mit Frankreich nicht allein als Monarch, sondern auch als Kurfürst; trennt sich ganz von den kriegführenden Mächten und stellt folglich auch kein Reichskontingent mehr.

„Die Französischen Truppen bleiben im Besiz der Preußischen Provinzen, die jenseit des Rheins liegen so lange, bis

bei

bei einem allgemeinen Reichsfrieden über das Schikſal dieſer Länder entſchieden wird.

„Die Gefangnen werden ohne Löſegeld ausgewechſelt, wozu auch diejenigen Mainzer, Pfälzer, Sachſen und Heſſen gehören, die bei der Preußiſchen Armee geſtanden haben.

„Alle Handelsverhältniſſe werden auf dem vorherigen Fuße wie vor dem Kriege hergeſtellt, bis ein beſondrer Handelstraktat geſchloſſen ſein wird.

„Da dieſe Beſtimmung nur dann ihre volle Wirkung haben kann, wenn das nördliche Deutſchland im Ruheſtande iſt, ſo werden beide Mächte Masregeln ergreifen, den Kriegsſchauplaz vom Norden Deutſchlandes zu entfernen.

„Die Franz. Republik erklärt ſich bereitwillig, die Preuß. Verwendung für die Fürſten und Stände des Reichs anzunehmen, die mit ihr in Unterhandlung treten wollen und die Vermittlung des Königs ſchon verlangt haben oder noch verlangen werden. In dieſer Abſicht verſpricht Frankreich, die Länder der Reichsfürſten am rechten Rheinufer 3 Monate hindurch, vom Tage der Ratifikation dieſes Friedensſchluſſes angerechnet, nicht feindſelig zu behandeln.“ —

Den öffentlich bekanntgemachten Bedingungen waren, wie man gleich Anfangs vermuthet und wie es

die Folgezeit allmälig enthüllte, noch einige geheime Artikel beigefügt worden. Sie betrafen Verabredungen über die wahrscheinliche Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, über die Entschädigungen, über das Schikſal Hollands und des Erbſtathalters und ähnliche Gegenſtände.

Bald nachher wurde eine nachtragliche Konvention geſchloſſen, vermöge welcher man eine beſondre Grenzlinie für das nördliche Deutſchland verzeichnete, welche die kriegführenden Mächte nicht überſchreiten ſollten. Dieſe Demarkationslinie, wie man ſie nannte, umſchloß das diesſeitige Weſtfalen, Nieder- und Oberſachſen, den Fränkiſchen und einen Theil des Oberrheiniſchen Kreiſes. Frankreich verſprach, alle hinter dieſer Linie befindlichen Länder als parteilos zu betrachten, wenn ſie ihre Kontingente zurükzögen und keine neuen Verbindungen eingingen. Preußen hingegen machte ſich verbindlich, dieſer Linie Ehrfurcht zu verſchaffen und ſie gegen die Angriffe jedes Bewafneten durch ein Obſervationskorps zu beſchüzzen. Hierdurch wurde alſo die Hälfte des Deutſchen Reichs von den Drangſalen des Krieges errettet.

Dieſer Zurüktritt des Königs vom Kriegsſchauplazze erregte großes Aufſehen, hie und da bittere Klagen und mancherlei ſcharfe und ſchneidende Urtheile. Der Berliner Hof verharrte aber mit feſtem Sinne bei ſeiner weiſen und wohlthätigen Politik und ſezte den unbilligen Kritiken übelgeſinnter Statsmänner unter'm 1 Mai eine öffentliche Erklä-

klärung an seine Mitstände entgegen, wor-
n das Preußische Verfahren gerechtfertiget und die
Nachahmung desselben empfohlen wurde. Der König
gestand, daß es ihm nach 3jährigen unermeßlichen
Geldausflüssen aus seinem Lande, nach 3jähriger,
ehr sichtbarer Schwächung und Minderung seiner
Truppen, nach dem Verluste der jenseitigen Rhein-
provinzen und nach dem schädlichsten Einflusse aller
dieser Uebel in die Bevölkerung, in den Nahrungs-
stand, in das gesamte Wohlergehen seiner Unter-
thanen so gut als physisch unmöglich sei, einen Krieg
fortzusezzen, dessen glüklicher Ausgang gar nicht zu
erwarten stehe. Das Deutsche Reich hätte zwar in
einem Gutachten auf einen Waffenstillstand und
Friedensschluß angetragen; aber zu keinem von bei-
den habe man einen Versuch gemacht, oder eine
Einleitung getroffen. Man habe vielmehr alles an-
gewendet, die sämtlichen Reichsstände zu einer
neuen Bewafnung, so schwach und Hoff-
nungslos sie auch sei, zu verleiten, und es sei
daher der Anschein vorhanden, als wenn das Reich
seiner so feierlich erklärten Friedensliebe zuwider noch
ferner in den unglüklichen Krieg verflochten bleiben
solle. Der König habe die Gelegenheit, einen be-
sondern Frieden zu schließen, nicht unbenuzt gelas-
sen, und er versichere allen, die sich mit ihren Wün-
schen an Frankreich wenden wollten, seine kräftigste
Unterstüzzung angedeihen zu lassen. Diese und noch
einige andre Vorstellungen von Preußischer Seite
konnten jedoch dem kaiserlichen Hofe keine friedliche

Ge-

Gesinnungen einflößten und keine günstige Meinung über den Basler Traktat beibringen. Oestreich beklagte sich vielmehr über Preußen bei der Reichsversammlung, stellte seine Aussöhnung mit Frankreich als ein verfassungswidriges Unternehmen vor und glaubte hierin große Gefahren für Deutschland zu erblikken. Es glükte der kaiserlichen Partei, welche nichts als Krieg im Munde führte, die mehrsten Stände bei ihrer Verblendung zu erhalten, wobei sich die geistlichen Fürsten am geschäftigsten bewiesen, den Funken der glimmenden Friedensliebe wieder auszulöschen, ohne zu ahnen, daß sie endlich das Schlachtopfer ihres eignen Starrsinns werden, und ihre weltliche Macht ganz verlieren würden. Nur Hessen-Kassel, Baden und Wirtemberg folgten dem Preußischen Beispiel und trennten sich von der Koalition, die durch ihre kriegerischen Maasregeln namenloses Elend für Deutschland und den Umsturz vieler bisherigen Verhältnisse herbeiführte.

Unterdessen daß man im Westen Europen's einen König, der nicht mehr vorhanden war, wieder herstellen wollte, sezte man in Osten einen andern, welcher noch lebte, ab. Die Franzosen bezeigten der Königswürde zu wenig Ehrfurcht, dies erbitterte die Fürsten; die Polen bewiesen ihr die vollste Huldigung, dies verdroß die Kronenträger noch mehr. Man vergoß Bürgerblut in Strömen, um Frankreich für seine Eingriffe in die Majestätsrechte zu züchtigen; und man suchte Polen mit den

Schrek-

Schrekken des Krieges heim, weil es die Gewalt es Königs ausdehnte. So widersprechend in ihren Aeußerungen, aber so einstimmig in ihren Absichten ist die Politik; ihr ist es überall nicht um Grundsäzze, sondern um Eroberungen und um Einfluß zu thun. Ihre Mittel sind verschieden, der Zwek bleibt derselbe. Gegen Frankreich führte man eine andre Sprache, als gegen Polen; hätte man dort wie hier gesiegt, so würde ebenfalls Zerstükkelung der innern Macht das lezte Ziel gewesen sein.

Die Rolle, welche Preußen in dem großen Trauerspiele, das sich mit dem gänzlichen Untergange der Republik Polen endigte, vom Anfange bis zur Lösung des Knotens spielte, war bedeutend und abwechselnd und wird noch den spätern Zeiten Veranlassung zu mancherlei Bemerkungen geben. Im Jahre 1788 bei'm Ausbruche des Türkenkrieges war Polen im Begriff mit Rußland in ein enges Bündniß zu treten, und da leztere Macht zu ihrem Feldzuge gegen die Pforte der Polnischen Unterstüzzung bedurfte, so konnte Polen unter diesen Umständen guter Allianz-Verbindungen gewärtig sein. Aber die Preußische Staatsklugheit sahe ein solch Vorhaben mit ungünstigen Augen an, weil es die Schwächung, vielleicht die Zertrümmerung des Türkischen Reichs, mit dessen Erhaltung das Preußische Interesse genau verbunden war, zur Folge gehabt haben würde. Der Preußische Gesandte zu Warschau erhielt daher den Auftrag, die Vereinigung Polen's mit Rußland auf alle mögliche Art zu verhin-

hinderte. Man hatte gerade den rechten Mann, einen feinen Italiener, den Markis Lucchesini zu diesem Geschäfte erkoren, welcher es auch nach Wunsch zu Stande brachte. Er gebrauchte bald Drohungen, bald Versprechungen, um die Polen gegen Rußland abgeneigt zu machen; er gab mit den stärksten Ausdrükken im Namen des Königs von Preußen die Versicherung, daß sich der Berliner Hof nicht in die innern Angelegenheiten Polen's mischen und eben so wenig gestatten würde, daß sich irgend eine fremde Macht darum bekümmerte. Die Folge von allen diesen und ähnlichen Unterhandlungen war endlich ein feierlicher Allianz-Traktat zwischen Preußen und Polen, welcher am 9 März 1790 geschlossen wurde. Ein Artikel dieses Bundes enthielt die ausdrükliche Zusage, daß der König von Preußen der Rep. Polen mit seiner ganzen Macht beistehen wolle, wenn sie von Jemanden darum angegriffen würde, weil sie ihre innere Staatsverfassung zu verbessern gedächte. Seit langer Zeit fühlte man die Nothwendigkeit, eine Konstitution, die lauter Unglük verursacht hatte, zu verändern, aufs lebhafteste. Der Preußische Gesandte hatte im Namen seines Herrn auf die Entwerfung einer neuen Regierungsform gedrungen und vor Abschluß des Freundschaftsbundes verlangt, daß vorläufig die Grundlage, auf welche das neue Statsgebäude aufgeführt werden sollte, bestimmt

und

und festgesezt würde. Es geschahe; der Reichstag vereinigte sich über die Hauptpunkte der künftigen Landesverfassung, der Preußische Gesandte theilte sie amtlich seinem Hofe mit und meldete nachher den Polnischen Ständen, daß Preußen damit wohl zufrieden sei. Die Erblichkeit der Königswürde, und die Uebertragung derselben an den Kurfürsten von Sachsen machten das Wesentliche der verabredeten Bedingungen aus. Nach diesen Bestimmungen wurde die neue Konstitution wirklich ausgearbeitet, am 3 Mai 1791 fast einstimmig vom Reichstage beschlossen und sodann von allen Landtagen gebilliget. Der König von Preußen bezeugte sein Wohlgefallen hierüber auf mehr als eine Art. Er ließ durch den Markis Lucchesini dem Departement der auswärtigen Verhältnisse zu Warschau ein Schreiben überreichen, worin es unter andern heißt: „bei dem lebhaften Antheile, „welchen ich stets an dem Glükke der Republik und „an der Befestigung der neuen Konstitution genommen habe; — einem Antheile, wovon „ich bei allen Gelegenheiten, wo es von mir abhing, „die überzeugendsten Beweise gab; — kann ich „nicht umhin, den entscheidenden Schritt „vollkommen zu billigen, welchen die „Nation eben gethan hat und welchen ich „für sehr geschikt halte, ihre Wohlfahrt zu befesti„gen". Gleiche Gesinnungen athmet ein andrer Brief, welchen er unter'm 23 Mai 1791 an den König von Polen schrieb. „Ich preise mich glük-

„glüklich, sagt er darin, daß ich etwas „zur Aufrechterhaltung der Freiheit „und Unabhängigkeit der Polnischen „Nation beitragen konnte; und eine „meiner angenehmsten Sorgen wird im„mer die seiu, die Bande, welche uns „vereinigen, zu erhalten und noch en„ger zu knüpfen". Eben so günstig drükte sich Preußen's grosser Statsmann, der Minister Herzberg, hierüber aus. In der Abhandlung, welche er am 6. Oktober 1791 zur königl. Geburtsfeier in der Akademie der Wissenschaften ablas, sagt er: „Die Polnische Nation hat uns „ein Beispiel von einer Revolution ge„geben, welche mit Ordnung und Mä„ßigung ausgeführt wurde. Weiß diese „Nation selbige mit eben der Klugheit „und Mäßigung im Innern und Aeu„ßern zu benuzzen, durch welche sie aus„gefangen und ausgeführt worden, so „kann sie so glüklich werden, als es „ihre Lage verstattet".

Diese authentischen Thatsachen beweisen offenbar, daß diejenigen neuern Schriftsteller gänzlich irren, welche behaupten, daß die ohne Vorwissen des Königs von Preußen am 3. Mai 1791 bekannt gemachte neue Konstitution die Ursache der Veränderung des Preußischen Sistems in Absicht Polens gewesen sei. Der Berliner Hof muß andre Gründe gehabt haben, die ihn so schnell zu Befolgung eines ent-

entgegengesezten Betragens antrieben. Kaum war ein Jahr vergangen, so verwandelte sich Preußens Freundschaft gegen Polen in eine entschiedne Abneigung. Schon frühzeitig entwarf man den Plan zu einer neuen Zerstükkelung dieses großen Reichs, das in sich noch keine Festigkeit zu seiner Selbstvertheidigung, und außer sich keinen mächtigen Beschüzzer fand. Bereits am Ende des Sommers 1792, wo man noch nicht die mindeste Vorbereitung zu einem Polnischen Feldzuge in den Preußischen Provinzen bemerkte, oder nur ahnete, wurde der talentvolle und im Finanzwesen erfahrne Kriegsrath Albrecht von Glogau nach Berlin berufen. Dieser Mann arbeitete unter den Augen des Statsministers Struensee den Entwurf zur neuen Finanz-Einrichtung derjenigen Provinzen aus, welche Preußen von Polen abzureißen Willens war. Damals blieb alles ein tiefes Geheimniß; aber im folgenden Jahre enthüllte es sich, indem Preußische Truppen einen großen Theil der Republik besezten, und Albrecht unter dem Titel eines Geheimenrathes die oberste Leitung der Zoll- und Accisegeschäfte in den eroberten Ländern erhielt. Der wahre Grund der veränderten Preußischen Gesinnungen ist bis jezt dem Publikum nicht mitgetheilt worden; daß aber ein anderes System angenommen wäre, zeigte sich vornämlich nach des Grafen von Herzberg Entfernung aus dem Kabinetsministerio.

Einen Vorwand, sich in Polens Angelegenheiten zu mischen, fanden die benachbarten Mächte, Anfangs

fangs Rußland allein, nachher auch Preußen und Oestreich, in dem Mißvergnügen einiger wenigen vornehmen Polen. Eine unbedeutende Zahl Polnischer Magnaten, an deren Spizze der Kronfeldzeugmeister Graf Potocki stand, weigerte sich die neue Konstitution anzuerkennen, sezte eine förmliche Protestation dagegen auf, und flehte den Russischen Schuz wider die augenscheinliche Mehrheit, die man eine allgemeine Uebereinstimmung nennen konnte, an. Die Russische Kaiserin, welche es nicht verschmerzen konnte, daß Polen, freilich nur auf fremden Antrieb, es gewagt hatte, ihrer Herrschsucht einige Grenzen zu sezzen, ergriff diesen Widerspruch der ausgewanderten Polen mit Begierde, um das unglükliche verlaßne Land ihren Zorn fühlen zu lassen. Eine zahlreiche Armee rükte im Mai 1792 in die Republik ein, um, wie es hieß, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Die Polen hatten Muth, aber nicht Kräfte genug, einem solchen Angriffe auf ihre Freiheit zu widerstehen. Sie mußten der Gewalt und einem ungünstigen Geschikke weichen. Weil Katharine II. das Ansehen von Großmuth, als ob sie nur den entflohnen Patrioten beistehen und für sich nichts suchen wolle, zu Verdekkung ihrer Absichten noch nöthig zu haben meinte, so gab sie es zu, daß unter Anführung des Grafen von Potocki eine Konföderation zu Targowicz errichtet wurde, welche die Form der einzigen rechtmäßigen Gewalt von Polen annahm, und vermöge

möge derselben die alte Grundverfassung von neuem einführte.

Preußen nahm nach geheimen Verabredungen mit dem Russischen und Oestreichischen Hofe bald thätigen Antheil an Polens Schiksal. Es besezte im Januar 1793 unter der Leitung des Feldmarschalls von Möllendorf mit Truppen, die aus Schlesien, der Neumark und aus Westpreußen gezogen waren, und wozu mehrere Depot-Bataillons gehörten, das Gebiet von Großpolen, und die Städte Danzig und Thorn, welche leztern Orte bei der ersten Theilung durch Englands und Rußlands ernsten Willen von dem Preußischen Loose wider Friedrich's II. Absichten ausgeschlossen blieben, jezt aber mit Russischer Begünstigung ihrem Geschik nicht entgehen konnten. Ungeachtet die Preußen ihren Einmarsch für nichts anders, als nachbarliche Freundschaft ausgaben, so behandelte man doch die Polnischen in geringer Anzahl, und in einzelnen Zerstreuungen liegenden Besazzungen als kriegsgefangne Feinde. Eine vom 6. Januar datirte Deklaration hatte zur Absicht, das Preußische Verfahren vor dem Urtheile der Welt zu rechtfertigen. Es enthielt in der Hauptsache folgendes: „Die Polnische Nation hätte von je her dem „Könige von Preußen mancherlei Ursache zum Miß„vergnügen gegeben. Eine patriotische Partei sezze „den Russischen Truppen einen hartnäkkigen Wider„stand entgegen, und veranstalte geheime Anzette„lungen, um die öffentliche Ordnung und Ruhe um-

„zu-

„zustürzen. Der Französische Demokratism, „besonders die abscheuliche Rotte der Jako„biner, fände in Polen, und namentlich in Groß„polen, Eingang. Es bildeten sich daselbst Revo„lutions-Gesellschaften, welche jene verdammlichen „Grundsäzze ungescheut bekenneten. Darum müsse „der König von Preußen zur Sicherheit sei„ner eignen Staten zwekmäßige Maßregeln „dawider nehmen. Er wolle den zweiten Feld„zug gegen Frankreich eröfnen, und könne aus „kluger Politik den Parteimachern in Polen „keine freien Hände lassen, damit er keinen Feind „im Rükken hätte. Dies zu verhindern habe er be„schlossen, Großpolen mit einem Truppenkorps zu „besezzen, wobei er weiter nichts suche, als die „Preußische Grenze zu dekken, die Aufwiegler zu unterdrükken, die Ruhe her„zustellen, und den wohlgesinnten Ein„wohnern einen kräftigen Schuz zu ver„leihen.“ Diese Erklärung enthielt zwar nichts von neuen Theilungsentwürfen; aber alle übrigen Verfügungen ließen über die wahre Absicht und über den längst gefaßten Entschluß keinen Zweifel übrig. Die angegebnen Gründe konnten ohnedem nicht allgemeine Ueberzeugung bewirken. Die Polnischen Stände, und selbst die unter Russischem Ansehen handelnden Konföderirten von Targowicz läugneten geradezu die Richtigkeit der angeführten Thatsachen; sie bezeugten, daß sie nichts von Jakobinerklubbisten, nichts von Revolutionsgesellschaften, nichts

von

)n Ruheſtörern wüßten, ſie forderten einzelne
)eweiſe von dieſen im Allgemeinen hinge-
orfenen Anklagen, und verſprachen, alles nur Er-
nnliche zu Abhelfung jeder gegründeten Be-
bwerde zu thun. Doch man war nicht geneigt,
ch in eine juriſtiſche Erörterung von Fragen einzu-
ſſen, die nur mit Kanonen beantwortet werden
lten. Man geſtand in kurzer Zeit den eigentlichen
ewegungsgrund des ganzen Unternehmens. Eine
ne Deklaration vom 25 März 1793 meldete den
'ſezten Polniſchen Provinzen den unwiderruflichen
)orſaz des Berliner Hofes, ſie auf immer mit dem
reußiſchen Statskörper zu vereinigen. Die Gründe
eſer Beſizergreifung ſind auf keine ſolche Anſprüche
'ſtüzt, deren Preußen bei der erſten Theilung aus
rkunden anzugeben wußte; jezt begnügte man ſich,
) bei der bloßen Konvenienz bewenden zu laſſen:
e Sicherheit der Preußiſchen Staten,
eß es im Berliner Manifeſte, erfordere es,
er Republik Polen ſolche Schranken zu
:zzen, welche ihrer Lage mehr ange-
:eſſen wären, und ihr die Mittel zu er-
:ichtern, ſich eine wohlgeordnete, feſte
nd thätige Regierungsform zu ver-
haffen, und dadurch den Unordnungen
orzubeugen, welche ſo oft ihre eigne
:uhe erſchüttert, und die Sicherheit ih-
:r Nachbarn in Gefahr geſezt hätten.
m dieſen Endzwek zu erreichen, und die
epublik Polen von ihrem gänzlichen Un-

ter-

tergange zu retten, gäbe es kein andres Mittel, als ihre angränzenden Provinzen den Preußischen Staten einzuverleiben, sie sogleich in Besiz zu nehmen, und dadurch allen üblen Folgen, welche aus der Fortdauer der gegenwärtigen Unruhen entstehen könnten, bei Zeiten vorzubeugen.

Auf diese Willenserklärung erfolgte der Befehl an Südpreußens Einwohner — so nannte man das genommene Land — dem neuen Beherrscher zu huldigen. An 2200 Abgeordnete fanden sich aus den verschiednen Bezirken zu Posen ein, und leisteten die geforderte Huldigung daselbst am 7 Mai an den Feldmarschall Möllendorf und den Minister Dankelmann. Nicht so willfährig bewies sich der Reichstag zu Grodno. Die Häupter der Konföderation von Targowicz, welche bald nach Grodno verlegt wurde, sahen jezt mit Schrekken ein, welchen üblen Dienst sie dem Vaterlande durch Anrufung des Russischen Schuzzes erwiesen hatten; sie protestirten nun gegen die Schritte des Petersburger und Berliner Kabinettes, bewirkten aber dadurch weiter nichts, als daß man ihre Güter einzog, ihnen mit Kriminalprozessen drohete, sie zur Flucht zwang, und jedem, der ihrem Beispiele folgen würde, ein ähnliches Schikſal ankündigte. Die ganze Konföderation wurde endlich aufgelöſet, ein neues Conseil permanent, ein bei den Polen eben nicht beliebter Vollziehungsrath eingesezt, und die Zusammenberufung

fung eines Reichstags nach Grodno befohlen. Alle diese Gebote erpreßte man mit Gewalt. Der Russische General legte auf alle in der Weichsel befindlichen Getreideschiffe einen Beschlag, er hielt einige 100 Fahrzeuge, die mit Korn beladen waren, in der Nähe von Warschau an und versezte die Hauptstadt in Hungersgefahr. Durch solche Mittel gelang es den fremden Herrschern, die gedrängten Polen zur Nachgiebigkeit zu bringen. Die Eröfnung der Wahlversammlungen, um die Landboten zum Reichstage zu ernennen, ging am 27. Mai vor sich. Um die Wahlen ganz nach den Absichten der verbundnen Höfe zu leiten, schrieb man vor, daß sie an einem Tage vollzogen sein müßten; und damit dies Geschäfte in dieser kurzen Frist bewerkstelligt werden könnte, so überreichte der Russische Gesandte eine Liste derer, die gewählt werden müßten; Russische Officiere wohnten den Landtagen mit bei, um, wie sie sagten, die Ordnung zu erhalten, und in der Nähe standen zahlreiche Truppenkorps bereit, um den Wahlherren die Ueberlegung, wer ihrer Zustimmung am würdigsten sei, zu erleichtern. Kein Wunder, daß die Wahlen zur Zufriedenheit der Russen ausfielen. Aber darum war noch lange nicht alles vollendet, was die beiden Mächte wünschten. Bei aller Ergebenheit für Rußland konnten die erwählten, und seit der Mitte des Juni zu Grodno versammelten Landboten die Empfindungen der Vaterlandsliebe nicht bis zu dem Grade verläugnen, daß sie in die gebietrischen Forderungen ohne Bedenken willigen

sollten. Als am 24. Juni eine Russische und Preußische Note von dem Reichstage verlangte, daß er einen besondern Ausschuß mit unumschränkter Vollmacht ernennen, und demselben aufgeben möchte, die Abtretungsakte zu unterschreiben: so widersezte sich die Mehrheit, an deren Spizze der König stand, diesem Ansinnen geradezu, und schlug vor, eine Gesandtschaft an alle wohlwollende Höfe abzufertigen, welche ihre Vermittelung aufrufen sollte. Nach vielen stürmischen Sizzungen brachte es endlich der ganz Russisch gesinnte Reichstagsmarschall doch dahin, daß der begehrte Ausschuß niedergesezt wurde; aber der König bewirkte durch 107 Stimmen gegen 24 den Zusaz, daß nur mit Rußland, und durchaus nicht mit beiden Höfen zugleich unterhandelt würde.

Es waren neue gewaltsame Schritte, und in den Jahrbüchern der Geschichte denkwürdige Behandlungen eines freien Volkes erforderlich, um die Zustimmung des Reichstages zur Unterschrift des Preußischen Traktates zu erzwingen. Seit dem 27. August entstanden die heftigsten Bewegungen unter den Landboten gegen die Abtretung von Südpreußen. Man wollte sich von der Richtigkeit der Preußischen Gründe nicht überzeugen; man erneuerte das Andenken an die mit Preußen vor einigen Jahren geschloßne Allianz; man überließ sich dem gerechtesten Schmerze über das Verfahren des Berliner Hofes. Am gedachten Tage wurden in der Reichsversammlung mehrere Aktenstükke verlesen, welche die übl-

lige

ige Billigung der jezt so verschrienen
konstitution des 3. Mai 1791 von Sei-
en des Königs von Preußen bewiesen.
Diese Vorlesung entriß den mehrsten Landboten die
itterstten Vorwürfe gegen den Berliner Hof;
lnd als bald darauf der Preußische Abtretungs-
Entwurf zur Sprache kam, so wurde derjenige Land-
ote, welcher diesen Traktat abgelesen, und die Ge-
ehmigung davon angerathen hatte, aus dem Saale
eggejagt, und für einen Menschen erklärt, welcher
er Ehre, ein Abgeordneter einer freien und edlen
lation zu sein, unwürdig wäre, weil er seinen feier-
chen Eid, die Unabhängigkeit Polens zu behaupten,
ebrochen hätte. Das Papier, welches die Preußi-
hen Forderungen enthielt, wurde aus den Händen
es Sekretärs gerissen und auf die Erde geworfen;
lan verbot eine abermalige Lesung desselben, und
ßte einen förmlichen Schluß, daß alle die für
Zerräther des Vaterlandes angesehen
nd als solche bestraft werden sollten,
elche sich erdreisten würden, von einer
länder-Abtretung an Preußen zu spre-
en, oder auch nur auf eine Ablesung
ahin gehörender Papiere zu stimmen.

Einen solchen kraftvollen Widerspruch hatten die
erbundnen Höfe nicht erwartet. Der Russische Ge-
ndte verdoppelte daher seine Drohungen. Er gebot
em Reichstage mit dürren Worten, die Preußische
lbtretungs-Urkunde ohne weitre Einwendungen auf
en 2. Sept. zu unterzeichnen; er ließ 2 Bataillone

Russische Grenadiere mit 4 Kanonen das Schloß zu Grodno und den Reichstagssaal umringen; er erklärte, daß kein Landbote aus dem Schlosse eher herausgelassen werden würde, als bis die Unterschrift erfolgt wäre. Die Polnischen Reichstags-Deputirten entsagten ihrer Würde und der Achtung, die sie sich selber schuldig waren, keinesweges; sie weigerten sich, irgend eine Berathschlagung vorzunehmen, so lange Russische Officiere ihren Saal, und Russische Truppen die Vorzimmer füllten. Der Russische Gesandte gab hierauf zu, daß die Officiere seiner Nation sich entfernten; aber die Truppen wollte er schlechterdings nicht zurükziehen. Zugleich stellte er ein neues Schrekbild auf. Er redete davon, den König, den Marschall, die rechtschaffnen (das heißt Russisch gesinnten) Senatoren und Landboten in Sicherheit zu bringen, um sie vor einer Verschwörung gegen ihr Leben zu bewahren. Wirklich ließ er die Polnischen Garden durchsuchen, um die, bei denen man Pulver und Blei finden würde, in Verhaft zu nehmen. Man fand aber nichts. Der König von Polen bemühte sich, die Gemüther zu beruhigen, und durch die Schilderung größerer Verheerungen, die schon vorbereitet würden, Nachgiebigkeit als ein kleineres, aber nothwendig gewordnes Uebel zu empfehlen. Er meldete, daß ihm ein Eilbote die bestimmte Nachricht gebracht habe, daß die Preußische Armee tiefer in's Herz der Republik zu dringen, Tausende von Rekruten auszuheben, den Rest von Polen zu verwüsten,

wüsten, und eine noch gröſsere Menge Provinzen loszureiſsen angewiesen sei. Der Marschall schlug die Bewilligung des Preuſsischen Begehrens vor; allein von allen Seiten rief man ihm: Meineidiger! Verräther! Vaterlandsfeind! entgegen. Der König nahm wieder das Wort, und sprach männlich und stark von der Nothwendigkeit, der Gewalt zu weichen. Werden wir, sagte er unter andern, unserm Schikſal entgehen können? Die Gewalt, welche uns unterdrükt, wird neue, obgleich höchſt ungerechte Ausstreuungen ersinnen, wird uns Ruhestörer, Rotten Jakobiner, Umneuschen nennen; und wird die Zerstükkelung Polens darum unterbleiben? Der Reichstag blieb dennoch standhaft. Des Königs Ahnung traf ein. Der Russische Gesandte übergab am 2. Sept. eine neue Note, worin er das Betragen des Reichstages einen augenscheinlichen Keim des Jakobinism nannte, dessen verderbliches Dasein er mit der Wurzel ausrotten wolle; er fordere, daſs die Sizzung nicht eher aufgehoben würde, als bis die Unterzeichnung des Traktats beschlossen wäre. Ein Russischer General begab sich in den Saal und gebot, daſs sich kein Landbote von der Stelle rükken solle, bis alles vollbracht sei. Von bewafneten Truppen in ein Zimmer eingeschlossen, von geladenen Kanonen umringt, und von einem unerbittlichen Gebieter im Innern gedrängt, bewilligte der Reichstag endlich, was, ohne ein unabsehbares Unglük zu veranlassen, nicht

nicht mehr abgewendet werden konnte. Er ernannte einen Ausschuß, um den Preußischen Traktat zu unterschreiben, aber diese Ernennung geschahe auf eine Art, die eines hohen und edlen Volkssenates würdig war, und welche die ganze Sache, woran den beiden Höfen so viel gelegen zu sein schien, in eine bloße Förmlichkeit verwandelte. „Weit entfernt, „sagten die Landboten im Eingange zu der verlangten „Urkunde, daß wir die vorgespiegelte Rechtmäßig„keit derer Gründe, wodurch der Berliner Hof seine „gewaltthätigen Angriffe beschönigen will, anerken„nen sollten; so protestiren wir vielmehr vor ganz „Europa, welches wir zum Schiedsrichter erwählen, „dagegen; wir berufen uns auf die Heiligkeit der „Traktaten, die wir stets redlich erfüllt haben; wir „stützen uns auf die Treue des Bündnisses vom „Jahre 1790, welches wir auf das heißeste Ver„langen des Königs von Preußen mit ihm geschlossen „haben, und nach welchem uns der Berliner Hof „auf die deutlichste und feierlichste Weise die Unab„hängigkeit und Unzertheilbarkeit der Polnischen „Länder zugesagt hat. Wir geben hiermit unserm „Ausschusse zwar die Macht, den Abtretungstraktat „mit Preußen zu unterschreiben; aber keines„weges mit unserer freiwilligen Zustim„mung, sondern bloß durch Gewalt erpreßt, durch „Beleidigungen erzwungen, und durch Drohungen, „die Preußischen Truppen weiter vorrükken und „das Land völlig verwüsten zu lassen, abgenöthigt; „wir geben diese Einwilligung, nachdem unser

„Reichs-

Reichstagssaal am Tage der Stimmensammlung von bewafneten Schaaren fremder Truppen umringt war.“ Die Warschauer Zeitung beschloß die Erzählung hievon mit folgenden Worten: Diese denkwürdige Sizzung, wovon man schwerlich ein Beispiel in der Geschichte finden wird, wo man den Stellvertretern einer freien Nation durch eine bewafnete Macht von Fremdlingen im Schooße ihres eignen Vaterlandes, und in dem Heiligthume ihrer Berathschlagungen das Zwangsgesez vorschrieb, in die Abtretung mehrerer Millionen ihrer Mitbürger zu willigen — diese trauererregende Sizzung dauerte den ganzen 2ten September bis um 3 Uhr des andern Morgens.“

Man bemerkt, daß der Russische Gesandte die Einwilligung des Reichstags durch einige Begünstigungen erleichtert habe, indem er das Theilungsgebiet des Königs von Preußen um 50 Meilen Landes verringerte.

Gewiß ist es, daß der Reichstag selber zu der Vollmacht des Ausschusses einige Bedingungen hinzufügte. Die wirkliche Unterzeichnung des Cessionsakts sollte gleich am folgenden Tage, den 3. September, nach der Meinung des Russischen Gesandten vor sich gehen. Aber der Preußische Minister, Herr von Buchholz, verlangte noch einigen Aufschub, bis er neue Verhaltungsbefehle von Berlin, die Veränderungen betreffend, welche theils der Russische Bevollmächtigte, theils der Grodner Reichstag vorschlagen hatte, erhalten haben würde. Er empfing

in

in einigen Wochen die nöthigen Anmerkungen, und denselben gemäß schrieb er der Reichsversammlung am 21. September, daß der König von Preußen der Hindernisse, die man der Vollziehung dieses Geschäftes entgegen stellte, müde wäre, und die bestimmtesten und unwiderruflichsten Befehle gegeben habe, an dem ersten Abtretungsentwurfe nicht die geringste Veränderung zuzulassen. An eben dem Tage überreichte der Russische Gesandte eine Note von ähnlichem Inhalte, worin er hinzusezte, daß es keinen andern Ausweg für die Polnische Nation zur Rettung des Uebrigen mehr gäbe, als sich diesem Verlangen ohne Weigern zu fügen, und die unausbleiblichsten Schrecknisse wohl zu bedenken, die jede fernere Widersezzung über sie bringen würde.

Diese niederschlagenden Noten, welche dem Reichstage auch die lezte schwache Hofnung zur Verminderung des Länderverlustes entrissen, verursachten noch eine sonderbare Scene, die sonderbarste vielleicht, welche in dem großen Trauerspiele Statt hatte; dies ist die Reichstagssizzung vom 23. Sept. welche in den Annalen der Polnischen Geschichte mit eben den blutigen Zügen, wie die vom 2. September, eingegraben bleiben wird. Bereits am 22. Sept. ließ Herr von Sievers, der Russische Gesandte, zwei Bataillone Russen aus den umliegenden Dörfern nach Grodno rükken, und am 23. durch selbige die Versammlungsgebäude besezzen. Hiemit nicht zufrieden, befahl er, vier Reichstagsdeputirte, deren Personen sonst bei gebildeten und ungebilde-

ildeten Völkern heilig und unverletzlich zu sein pflegen, in ihren eignen Wohnungen am frühen Morgen gefangen zu nehmen. Ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß sie, von edler Vaterlandsliebe geleitet, mit Stärke, Nachdruk und Wahrheit wider die Anmaßungen fremder Fürsten, denen sie zu keinem Gehorsam verpflichtet waren, gesprochen hatten. Aller ihrer Protestationen ungeachtet wurden sie unter einer Bedekkung von Reuterabtheilungen, man wußte nicht, wohin? weggeführt; nach den folgenden Behauptungen des Russischen Ministers sollten sie in ihre Woiwodschaften oder Wahlbezirke zurükgeschafft worden sein. Da diese Gewaltthätigkeiten eben so geheim begonnen, als schnell vollendet wurden, so wußten die übrigen Landboten, die sich um 11 Uhr Morgens versammelten, nichts von dem Schikksale ihrer Kollegen, der traurigen Schlachtopfer einer schonungslosen Politik. Sie warteten lange auf ihre Ankunft, und da sie keine Nachricht von der Ursache ihres Ausbleibens erhielten, so fingen sie an den wahren Grund davon zu errathen. Es war schon im Anfange dieses Reichstages der Beschluß gefaßt und zum Gesezze erhoben worden, daß keine Berathschlagung vorgenommen werden sollte, wenn irgend eine Beleidigung gegen ein Reichsmitglied von fremder Gewalt verübt worden wäre. Dem zu Folge entschied man, daß die gegenwärtige Sizzung so lange unerösnet bleiben müßte, bis die gefangnen Landboten befreit und zur Berathschlagung zugelassen wären. Die beiden Großkanzler verfügten sich selber

zum

zum Russischen Gesandten, um ihm diese nicht bloß billige, sondern auch gerechte Forderung vorzulegen. Sie richteten jedoch, wie jeder Leser von selbst erwarten wird, nichts aus. Der Gesandte empfahl ihnen dagegen im ernsthaften und gebietrischen Tone, die Sizzung zu eröfnen. Der Reichstag beharrte auf seiner Weigerung und schikte eine zweite Deputation an Herrn von Sievers, deren Erfolg nicht besser war. Die schriftliche Antwort des Lezztern enthielt, daß er so eben in einer besondern Note an die Reichsversammlung die Gründe angegeben habe, warum die vier Landtagsboten, als eben so viele Aufwiegler und Rottenstifter, gefangen gesezt und in ihre Bezirke zurükgeschikt wären; er erkläre hiemit, daß die Widersezlichkeit, — die Sizzung zu eröfnen, diese und eine andre Note zu verlesen, und ohne Zögerung den Preußischen Traktat von dem am 2. Sept. ernannten Ausschusse unterschreiben zu lassen, — eine neue Beleidigung für die hohen alliirten Höfe wäre; daß er ihnen bei dieser Gelegenheit das erste aller Gesezze zu Gemüthe führen müsse, das Gesez, die Souveräne *) zu respektiren; ein

*) Man hätte dem Gesandten antworten können, daß Preußen und Rußland keine Souveräne der Abgeordneten eines freien Volkes waren; man hätte ihn daran erinnern können, daß der König von Preußen die Grundsäzze der jezt sogenannten Jakobiner-Revolution vom 3. Mai 1791 vollkommen gebilligt hatte.

Gesez, welches die Jakobiner-
undsäzze, und die ähnlichen Gesin-
ngen der Revolution vom 5. Mai 1791
s den Augen sezten; daß er daher ver-
ge, augenbliklich die beiden Noten zu lesen, in
rathschlagung zu nehmen, und sich überzeugt zu
ten, daß keine Möglichkeit mehr vorhanden sei,
3. zu ändern, was über sie beschlossen wäre.

Diese Antwort versezte die ganze Versammlung
die tiefste Bestürzung und veranlaßte ein Schau-
el, welches in einem erlauchten Volkssenate viel-
cht noch nie gesehen sein mochte. Zeichnete sich
r. 2te September durch heftige Reden, durch stür-
ische Bewegungen aus, so schlich der 23 Sept. in
strer Todtenstille dahin; in dem Saale, wo mehr
re hundert Stellvertreter eines zahlreichen Volkes
r Ueberlegung über Wohl und Wehe mit ihrem
dnige versammelt waren, regte sich den ganzen
ag kein Fuß, öfnete sich kein Mund, ertönte kein
mt; jeder blieb unbeweglich auf seinem Plazze,
der beobachtete das strengste Stillschweigen, Nie-
and begann die mindeste Verhandlung. Seit
Morgens 9 Uhr war das Schloß von Russischen
ruppen umlagert; an jeder Thüre, an jedem Fen-
er ragten Bajonette in die Höhe; vier geladene
anonen öfneten ihre Feuerschlünde den Hauptthoren
ntgegen; alle Ausgänge waren mit drohendem
riegsvolke besezt und ein scharfer Befehl gebot,
urchaus keinen Menschen, wer es auch sei, aus
er Burg weggehen zu lassen. Um 9 Uhr des

Abends

Abends herrschte noch eine melancholische Stille. Jezt trat der Russische General Rautenfeld in das Zimmer, näherte sich dem Könige, und bezeigte ihm das Verlangen des Russischen Gesandten, den Augenblik die Berathschlagungen anzufangen. Der König erwiederte, daß er sich diesem Wunsche nicht widersezze, aber daß er keine Macht habe, die Landboten zum Sprechen zu zwingen. Der General entfernte sich hierauf, kam jedoch bald zurük, und erklärte mit lauter und furchtbarer Stimme, daß er keinen Deputirten eher zur Thüre herauslassen würde, als bis sie sich demjenigen, was man von ihnen fordere, unterworfen hätten, und daß er, wenn dieses Mittel nichts wirkte, die härtesten Maasregeln anzuwenden befehligt sei. Stumm, wie das Grab, ließen die Anwesenden alle gesprochenen Töne verhallen, sagten nichts, thaten nichts, verhielten sich bloß leidend. Der Russische General erschöpfte seine ganze Erfindungskraft, um aus diesen Schweigenden nur einen Laut hervorzulokken. Vergebens. Sie schienen die Gabe der Sprache verloren zu haben. Rautenfeld wandelte zwischen diesen Todten mit gewaltigen Schritten auf und ab, er lief bald an das eine, bald an das andre Ende des Saales; jezt blieb er vor diesem, dann vor jenem Landboten stehen, er drohte, er liebkoseete, er wechselte mit Schrekkensworten und Schmeicheleien ab, er nahete dem Könige, er ging an den Thron. Dennoch beharrten die Abgeordneten bei ihrem Stillschweigen, ähnlich der Nacht, die schon längst ihre

schwar-

varzen Zittige über diese Trauerscene gebreitet te. Die Mitternacht ging vorüber, der neue g, der 24 Sept. brach an, es schlug 3 Uhr Mor s und noch hatte sich der sonderbarste, der einzige stritt seiner Art nicht geändert. Spieße und nten wurden noch immer denen vorgehalten, wel Miene machten, weggehen zu wollen; kein Al , kein Rang, selbst die Königswürde nicht, wur geachtet; und eben der Gesandte, welcher die re predigte, es sei das erste und größte Gebot, Souveräne zu respektiren, zeigte keinen Re kt gegen die Bitten eines Königs, den seine ge ichten Haare, seine edlen Gesinnungen, sein and und sein Unglük gleich ehrwürdig machten. ndlich schlug der Krakauische Landbote, Anl wicz, Mittel vor, dieser peinlichen Lage abzuhelfen, m Reichstage seine leidende Unthätigkeit zu erhal und dem Dringen der beiden Höfe Genüge zu un. Nach seiner Angabe sollte der Marschall, enn die Russische Note verlesen wäre, wie gewöhn h die Stimmen der Landboten aufrufen und sie agen, ob sie das Verlangte bewilligten oder nicht. eder sollte das bisherige tiefe Stillschweigen forte obachten und statt des sonstigen 3maligen Beja ns auch nicht einmal antworten. Dieses chweigen könnte von den Russen und Preußen für ne Zustimmung genommen werden; um aber die hre des Reichstags zu retten, so müßten in einer leich darauf abzufassenden Protestation alle am 2. nd 23. September erlittnen Mißhandlungen für die

Nach-

Nachwelt aufgezeichnet werden. Dieser Rath wurde pünktlich befolgt. Die Vorlesung des Abtretungs-Traktats und der Vollmacht für den Ausschuß, ihn zu unterschreiben, geschahe; kein Mensch sprach etwas; es gab also keine Widersezlichkeit; dies galt für eine Einwilligung; der König und der Marschall hatten nunmehr das Recht, die Vollmacht zum Unterzeichnen auszufertigen. Aber in dem nämlichen Augenblikke begann man, eine feierliche Verwerfungs-Akte des Erpreßten in den stärksten Ausdrükken abzufassen. Sie war von folgendem Inhalte: „Umringt von fremden Truppen und bedroht von Seiten des Preußischen Hofes, eine Armee in das Innere der Republik mit dem Vorhaben, alles zu verheeren und zu verwüsten, bringen zu lassen; mit einem Worte, durch tausendfache Gewaltthätigkeiten unterdrükt, hatten die zum Reichstage versammelten Stände am 2 Sept. gezwungen einem besondern Ausschusse die Erlaubniß gegeben den Traktat, welchen die Gewalt ihnen vorlegte, zu unterschreiben; sie hatten dieser Akte nur solche Bedingungen beigefügt, denen selbst die überwiegende fremde Gewalt aus Mitleiden nachgeben zu müssen schien. Aber doch erfahren wir heute zu unserm größten Erstaunen, daß auch dies dem Berliner Hofe nicht genüget. Wir sehen, daß neue Machtgebote ein neues Projekt in unsern Saal bringen, und daß diese überwie-

gende Gewalt, um es durchzusezzen, nicht nur
s neue den Ort unsrer Berathschlagung mit
nden Soldaten einschließt, daß sie uns nicht nur
hende Noten überschikt, sondern daß sie auch aus
srer Mitte und vor unsern Augen Mitglieder uns-
Versammlung aufhebt und wegführt; und daß
uns durch ein unerhörtes Beispiel bis zur
gebürlichen Zeit der Nacht wie wirkliche Gefangne
t. — Versezt in eine so grausame Lage, erklä-
wir, der König, die wir vom Alter ge-
wächt, so vielen gehäuften Qualen und Mißhand-
gen unterliegen, und wir, die Stände der Repu-
k, daß wir selbst mit Gefahr unsers Lebens den
irkungen einer bis zum höchsten Grade der Härte
triebnen Gewaltthätigkeit nicht widerstehen kann;
; wir legen die Mittel, unser Vater-
nd zu retten, die jezt nicht mehr in unsrer
acht stehen, in die Hände unsrer, viel-
icht glüklichern Nachkommenschaft,
d also gezwungen, das von seiner Excellenz, dem
ssischen Gesandten überreichte Projekt anzuneh-
n, nehmen wir es hiermit an, aber einzig und al-
n aus den eben erwähnten Bewegnugsgründen."
ie ausführliche Erzählung aller Vorfälle dieses
rkwürdigen Tages, des 23. Sept. wurde allen
nden bei der Republik angestellten Gesandten
tgetheilt.

Zwei Tage nachher am 25 Sept. 1793 unter-
rieb der so sonderbar bevollmächtigte Ausschuß die
biretungsurkunde an Preußen. Der Ber-

liner

liner Hof entsagte dafür auf beständig in den stärksten Versicherungen allen Ansprüchen, welche er gegenwärtig oder in Zukunft, directe oder indirecte es sei aus welchem Rechtsgrunde, unter welchem Vorwande, oder mit was für einer Benennung es wolle, an irgend eine Provinz oder den kleinsten Theil des jezzigen Polnischen Gebiets machen könnte; und keine Zeitumstände, keine veranlaßten Ereignisse, keine eingegangnen Verbindlichkeiten sollten hierin etwas ändern. Er that zugleich Verzicht auf die in Polnisch-Lithauen gelegenen Herrschaften Serrey und Tauroggen, und verpflichtete sich, die Republik Polen in ihrem gegenwärtigen Zustande zu behaupten, und ihr die Ungertrennlichkeit und Souverainität des übriggebliebnen Landes auf das nachdrücklichste zu verwahren.

Diese Eroberung war für Preußen theils wegen ihrer Größe, theils wegen der Fruchtbarkeit des Bodens, theils wegen der dadurch bewirkten Verbindung von Ost- und Westpreußen und Schlesien höchst wichtig. Der Flächeninhalt wurde Anfangs übertriebner Weise zu 1200 Quadratmeilen, nachher zu 1000 derselben angegeben. Aber neuere Bestimmungen vermindern diese Summe. Der bekannte Landkartenzeichner Sotzmann nimmt 897 gevierte Meilen als die wahrscheinlichste Größe an. Südpreußen übertrift

so Schlesien oder alle kursächsischen Län-
r bei weitem an Flächenraume, wenn es beiden
ich an Kultur im Physischen und Moralischen noch
r nachstehet. Doch wird es in einigen Menschen-
ern unter der thätigen und jede Verbesserung
rig befördernden Preußischen Regierung gewiß
f eine Stufe der Bildung erhoben werden, deren
oden und Menschen nur fähig sind. Und dann
rd es der Genius der Menschheit vergessen, durch
lche Mittel Polen's Stat zertrümmert wurde.
er Vereinfachung des Preußischen Regierungs-
anges gemäß theilte man ganz Südpreußen
2 Departemente, und sezte in jedem 2 Haupt-
legien, eine eigentliche Regierung und eine
riegs- und Domänenkammer, ein. Das
ie Departement hat seinen Siz zu Posen, und
thält 17 Kreise oder nach der alten Verfassung
: Woiwodschaften Posen, Kalisch und Gne-
n. Das andre wird von Petrikau benannt
d bestehet jezt aus 17 Kreisen, da es ehemals
e Woiwodschaften Sieradien, Lenitschi-
awa, die Landschaft Kujavien, das Land
obrzyn, und einen Theil von Krakau,
lozk und Masurien in sich begriff.

Wer schon die gewaltsame Zerstükkung der
epublik den Polen verhaßt, so betrübte sie die ih-
n aufgedrungne Freundschaft der Russen noch
ehr. Am 15 und 16 Oktob. 1793 schloß Russ-
nd ein so genanntes Freundschafts- und Ver-
nigungsbündniß mit Polen, welches aber

in Wahrheit ein Joch- und ein Unterdrükkungstraktat heißen konnte. Polen wurde hierdurch unter eine beständige Vormundschaft der Russen gesezt und in eine wirkliche Russische Provinz verwandelt. Am härtesten und unerträglichsten war jedem Patrioten im edlen Sinne des Worts die Russische Erklärung, daß Polen in Zukunft nicht mehr als 15000 Mann Truppen halten sollte; eine Zahl, die nicht einmal derjenigen gleich kommt, die man bei vielen Deutschen Reichsfürsten antrift, deren Länder nicht den zehnten Theil des noch damals vorhandnen Polnischen Gebiets ausmachen. Voll Unwillen über eine solche Herabwürdigung einer Nation, welche Preußen in dem Cessionstraktate doch für unabhängig und souverän erklärt hatte, wanderten viele der vornehmsten Familien aus, um nicht Augenzeugen der Russischen Freundschaft sein zu dürfen. Sie warteten auf eine günstige Gelegenheit, ihr Vaterland von der fremden Dienstbarkeit zu befreien, und unterhielten einen geheimen Briefwechsel mit ihren Mitbürgern. Die Gährung nahm zu, und brach endlich am 3 Februar 1794 in öffentliche Widersezlichkeit gegen Rußlands Machtgebote aus. An diesem Tage sollten die mehrsten Polnischen Truppen abgedankt werden. Madalinski, Brigadegeneral der Kavallerie, war der Erste, welcher es wagte, die Russischen Befehle zu verachten. An Statt, sein Korps von 3000 Mann zu verabschieden, nahm er es von neuem in Eid und Pflicht und ließ es schwören, für die Freiheit und

Ret-

Rettung Polen's bis auf den lezten Blutstropfen zu
chten. Ohne längeres Zaudern fiel er in Süd-
preußen ein, und erbeutete in mehrern Salzma-
gazinen und Kassen über 60000 Dukaten. Von
ier eilte er nach Krakau, wo die Insurrek-
ion schon allgemein geworden war und wo er mit
em edlen Kosciuszko, einem der ruhmwürdig-
en Männer seiner Zeit, der bereits zum Oberbe-
hlshaber ernannt war, eine Zusammenkunft hielt.
Mit großem Enthusiasmus traten die mehrsten al-
n und selbst viele abgerissene Provinzen auf Kos-
iuszko's Seite, und haufenweise stellten sich
Streiter unter seine Fahnen. Am grünen Don-
erstage und Karfreitage stieg die Erbitterung gegen
e Russen bis zu einem solchen Zorngefühle, daß
an sie in der Hauptstadt in einem allgemeinen
Bluthade der Rache opferte, und daß Warschau
uf eine Zeitlang wieder der freie Siz der Polnischen
Regierung wurde. Zugleich fingen die Südpreu-
ischen Güterbesizzer an, sich wider die Preußi-
che Herrschaft aufzulehnen und an Kosciusz-
o's Heer anzuschließen. Dies bewog den König von
Preußen, gegen die Polen die Waffen zu ergreifen, in
e Republik einzudringen und ohne Verzug die Woi-
odschaften Sendomir und Krakau zu besezzen.
Mit den Preußen vereinigten sich 7000 Russen in der
Absicht, die Festung Krakau, welche Kosciusz-
o's mit seinen besten Truppen besezt hielt, zu bestür-
men. Kosciuszko's Heldenseele hatte Muth genug,
den Angreifern entgegen zu rükken und bei Selze

am 6 Juni eine Schlacht zu wagen. Der König von Preußen war einige Tage vorher selber bei der Armee angekommen, und flößte seinen Truppen durch seine Gegenwart Vertrauen und Standhaftigkeit ein. Die Polen ließen es an Tapferkeit keineswegs fehlen; Kosciuszko entwikkelte viele Feldherrntalente, er hatte sein Heer in 3 Treffen so künstlich gestellt, daß nur eins nach dem andern entdekt werden konnte. Aber seine in Eil zusammengerafften Bauern konnten es freilich in die Länge mit alten, geübten Preußischen Kriegern nicht aushalten, ungeachtet sie alles thaten, was in ihren Kräften stand, in dichten Haufen gegen die Preußischen Kanonen andrangen und anfänglich einige Vortheile errangen. Sie wurden endlich reihenweise niedergestrekt und um 3 Uhr Nachmittags nach einem beinahe 4stündigen Kampfe mit einem Verluste von 2000 Mann in die Flucht gejagt. Die Folge dieses Preußischen Sieges war die Einnahme der Festung Krakau, welche sich nach der ersten Aufforderung ergab, da man einen längern Widerstand erwartet und sich zu einer ordentlichen Belagerung gerüstet hatte.

Die Hauptoperation des Königs war nun auf die Eroberung von Warschau gerichtet, welche aber fehl schlug, so glüklich auch seine Truppen fochten. In kleinen Scharmüzzeln und durch geschikte Wendungen drängte er den General Kosciuszko bis in die Nähe von Warschau, während dessen ein Russisches Heer von Lublin 24 Meilen von der Hauptstadt entlegen heranrükte. Kosciuszko der-

schanzte sich mit seinen 50000 Mann in einem
ten Lager bei Warschau. Am 15 Juli traf der
nig zu Opalin, eine Stunde weit von Wär-
au, ein und ließ in den folgenden Tagen den An-
ig zu Beschießung des Polnischen Lagers machen.
n 27 Juli eroberten sie die Kreuzschanze
isthen Wola und Warschau, und kamen
term Orte so nahe, daß sie einige Bomben hinein
rfen konnten. Sie forderten die Stadt drohend
f, sich binnen 24 Stunden zu ergeben, aber ihre
ungnen Vortheile waren noch nicht so bedeutend,
ß eine solche Sprache Eindruk gemacht hätte.
ie Polen antworteten kühn und handelten unter-
hmend. Sie thaten einen Ausfall und schikten
ter dem Grafen Poniatowski ein besonderes
rps zur Beunruhigung der Preußen ab. Sie
hteten jedoch nichts aus, sondern mußten sich mit
nem Verlust von 10 Kanonen zurükziehen. Der
nig ließ hierauf neue Batterien anlegen und die
erschanzungen Kosciuszko's seit dem 26 Au-
ust mit glühenden Kugeln beschießen. Aber hier
ar das Ziel der Preußischen Fortschritte vor Wär-
hau. Kosciuszko hatte durch Streifkorps 11
reußische Schiffe, die mit Munition beladen von
raudenz auf der Weichsel zur königlichen Armee
eführt wurden, wegnehmen lassen, wodurch die
reußische Armee in die größte Verlegenheit gerieth.
ine andre, noch bedenklichere Gefahr drohte ihr im
lükken. Ganz Südpreußen war gegen die
reußische Regierung in völligem Aufstande begrif-

fen;

fen; zur Kosten wurde eine eigne Verbindungsakte zur Wiederherstellung der Polnischen Verfassung unterzeichnet und die Konstitution vom 3 Mai 1791 beschworen. Die Preußischen Kassen wurden geplündert, die Officianten verjagt, einzelne Kriegshaufen gefangen genommen, aber doch sehr anständig behandelt, ungeachtet man in den Deutschen Zeitungen aus Parteigeist allerlei Schilderungen von verübten Greueln der Polnischen Insurgenten machte. Kosziuszko wußte diese Umstände meisterhaft zu benuzzen; er sandte von Warschau aus 3 Detaschementer zur Unterstüzzung der Südpreußen ab. Ein andres Korps von 18000 Polen beunruhigte die Ostpreußische Grenze, und der Graf Poniatowski führte noch 8000 Mann zur Verstärkung nach Südpreußen, die aber nicht bis dahin gelangen, weil die Annäherung der Russen seinen Rükzug nothwendig machte.

Der König von Preußen hob, von allen Seiten durch die Insurgenten bedrohr, am 6 Sept. die Belagerung von Warschau ganz auf, bezog anfänglich ein vortheilhaftes Lager bei Raszyn, rükte indessen bald völlig nach Südpreußen zurük, weil die Unternehmungen der Polen immer gefährlicher wurden. Ein Korps Insurgenten unter dem General Dombrowski fiel in Preußen's alte Provinzen, in den Netzdistrikt ein, plünderte in Städten und Dörfern, ermunterte zum Aufruhre und behielt über den Preußischen Obersten Szekely 2mal die Oberhand. Szekely griff die Polen

am

1 24 Sept. bei Erin und dann bei Bromberg
, wurde aber jedes Mal geschlagen, selbst tödtlich
wundet und gefangen genommen. Er war kei-
3weges säuberlich mit den Insurgenten umge-
ngen, die ihm in die Hände fielen; schon am
)eine hatte er sich den Franzosen durch Härte
chtbar gemacht. Von den Polen erhielt er hin-
zen eine milde Behandlung, bis er an seinen
unden starb. Der Preußische General Graf von
chwerin rükte bald mit einem stärkern Truppen-
ps gegen Dombrowski heran und vertrieb die
ısurgenten zwar glüklich, aber man war Preußi-
er Seits doch mit ihm nicht ganz zufrieden, weil
die Polen nicht aufgehoben hatte.

Dennoch würde die Lage der Preußischen Armee
Südpreußen bedenklich geblieben sein, wenn nicht
: mächtig wie ein reißender Waldstrom heranbrau-
nden Russen die Hauptmacht der Insurgenten ent-
urzelt hätten. Der General Fersen überwand
n 10 Oktob. 1794 den Oberfeldherrn Kosci-
szko bei Madziewieze nach einem harten
id gefährlichen Kampfe; wären alle Anordnungen
eses einsichtsvollen und entschlossenen Polen befolgt
orden, wären keine Treulosigkeiten, wie man ver-
chert, vorgefallen, so hätte vermuthlich die patri-
tische Partei gesiegt; jezt lag sie unter, Kosci-
szko selber gerieth in Gefangenschaft; und dieser
:ag ward Polen's Todestag, so wie einst Arbela's
)efilde für die Persische Herrschaft das Grab wa-
en. Die Truppen der Generale Madalinski

und

und Dombrowski, welche noch einige Gegenden Südpreußen's beunruhigten, kamen durch Kosciuszko's Niederlage in Gefahr, völlig umringt zu werden. Aber eine geschikte Diversion, welche der Graf Poniatowski gegen die Preußen zu Sochaczow machte, verschafte ihnen die Mittel zu ihrer Rettung. Während die Preußen ihre Aufmerksamkeit auf das Korps des Poniatowski richteten, nahmen sie ihren ungestörten Rükzug aus Südpreußen. Bald nachher stürmte der Russische General Suwarow das stark befestigte Städchen Praga, welches, nur durch die Weichsel von Warschau getrennt, als eine Vorstadt davon angesehen wird; und dies bahnte zugleich den Weg zur Einnahme von Warschau. Das unglükliche Praga wurde einer völligen Plünderung Preis gegeben; und grausamer wütheten Tilly's rohe Horden nicht zu Magdeburg 1631, als hier Suwarow's disziplinirte Truppen. Ewig wird Praga ein Denkmal des Abscheues für Suwarow sein. Und daß man die unerhörten Greuelthaten dieser Plünderung auf Suwarow's Rechnung schreiben kann, beweiset der Umstand, daß er sie nach einigen Tagen in Warschau erneuern lassen wollte. Vergnügt durch seinen geliebten Brantweintrank, den er alle Morgen betend, oft kniend, in starken Portionen genoß, gab er einem Adjutanten den Befehl, den Soldaten zu melden, daß sie sich nun auch belustigen könnten, das hieß in seiner Sprache, sie hätten die Freiheit eine allgemeine Plünderung vorzunehmen. Ein andrer edel-

den-

nkender General, der es gehört hatte, eilte dem djutanten nach und drohte, ihn mit einer Pistole erschießen, wenn er diesen schändlichen Be- hl, wie er ihn selber nannte, bekannt machen ürde.

Südpreußen unterwarf sich dem Preußi- hen Scepter wieder, da es alle Hofnung zur Unab- ängigkeit durch die Russen vernichtet sahe, und da e milde Preußische Regierung allen denen eine änzliche Vergessenheit des Vorigen und Begnadi- ung auf's Künftige versprach, welche binnen 14 agen die Waffen freiwillig niederlegen und in ihre eimath zurükkehren würden. Die mehrsten Edel- ute und Bauern nahmen diese königliche Einla- ung an. Die übrigen entfernten sich in's Ausland nd nahmen zum Theil unter den Franzosen Krie- esdienste.

Die fremden Mächte begnügten sich jedoch nicht amit, die Ruhe in Polen wieder hergestellt zu ha- en. Sie glaubten auch nicht, an den von ihnen 793 errichteten Traktat mehr gebunden zu sein, ach welchem kein Vorwand in der Welt, ein ersonnener Rechtsgrund, keine vorfallende Be- gebenheit zu einer fernern Theilung benuzt werden ollte. Dieses so feierlich gegebne Versprechen ward chon nach 2 Jahren zurükgenommen. Zu Ende des Jahres 1795 war die Vernichtung des Polnischen Stats beschlossen und vollendet. Rußland, Oestreich und Preußen eigneten sich den immer noch ansehnlichen Rest eines vormals so mächtig ge-

wese-

wesenen Reiches zu, welches im siebzehnten Jahrhunderte den Russischen Thron erschüttert und den Oestreichischen befestigt, 1610 Moskau erobert und 1683 Wien von den Türken befreit hatte. Preußen erhielt bei der Auflösung Polen's diejenige Spizze von Samogitien, welche durch den Fluß Niemen und durch Ostpreußen gebildet wird, einen Theil der Woiwodschaft Troki in Litthauen am linken Niemen-Ufer, fast ganz Podlachien und das mehrste von Masovien in Großpolen bis an den Bug und die Pilica, (wozu Warschau und Praga mit gehören); nebst dem 1793 noch nicht erlangten Theil von Rawa, und einer kleinen Spizze der Woiwodschaft Krakau an Oberschlesien's Grenzen. Diese Stükke wurden theils zu Schlesien, theils zu Süd- und Ostpreußen geschlagen; das übrige größere Gebiet aber zu einer besondern Provinz unter dem Namen Neu-Ostpreußen eingerichtet. Die Größe des neuerworbnen Landes kann bis jezt mit noch minderer Gewißheit als bei Südpreußen bestimmt werden. Der neueste geographische Beschreiber desselben, der Herr von Holsche hält 860 Quadratmeilen für die wahrscheinlichste Summe des Flächenraumes.

Auf eine ruhigere Art hatte Friedrich Wilhelm II. bereits früher 2 Familien-Länder mit seinem State vereinigt, die schon 3mal von Brandenburgischen Kurfürsten aus dem Hohenzollerschen Hause beherrscht, aber eben so viele Male an jüngere Prinzen vertheilt worden waren. Der Kurfürst

rſt *) Joachim Friedrich erbte ſie 1603, trat
: aber im nämlichen Jahre an ſeine Brüder Chri-
ian und Joachim Ernſt ab. Dieſe ſtifteten
e beiden Linien, welche bis auf unſre Zeiten beſtan-
n hatten. Die erſte, die Bareutiſche, ſtarb
769 mit dem Markgrafen Friedrich Chriſtian
is. Es war damals nur noch ein einziger Prinz
n der andern, der Anſpachiſchen Linie übrig,
r noch lebende Markgraf Chriſtian Friedrich
arl Alexander, welcher 1736 geboren, 1757
r Regierung des Fürſtenthums Anſpach gelangt,
nd 1769 Erbe von Bäreut, folglich einziger Be-
errſcher der Brandenburgiſch-Fränkiſchen Länder
ewordeu war. Da er keine Nachkommen hatte,
nd ſein Leben ſorgenfreier, wie er ſelber ausdrüklich
rklärte, zu genießen wünſchte, ſo übergab er in ſei-
em 56ſten Jahre die Regierung ſeinem nächſten
Seitenverwandten, dem Könige Friedrich Wil-
elm. Die Abtretungs-Urkunde iſt von ihm zu
Bordeaux, wo er auf Reiſen war, am 22. De-
ember 1791 unterzeichnet; er ſaget im Eingange
erſelben, daß er ſchon längſtens aus den wich-
igſten Beweggründen den Vorſaz gehabt habe, ſich
er Regierungs-Geſchäfte, ſo wie aller damit ver-
nüpften Sorgen und Beſchwerden zu entledigen,
nd den Reſt ſeiner Tage, fern von ſolchen Kümmer-
niſſen, an einem Orte, den er nach Gefallen erwählen
wolle,

*) Siehe den 3. Band dieſer Geſchichte zweite Auflage Seite 169 und 170.

wolle, in Ruhe hinzubringen. Jezt sei er fest entschlossen, diesen Vorsaz auszuführen. Durch ein Patent vom 3. Januar 1792 machte der Preußische Hof diese Veränderung den Einwohnern der Fränkischen Fürstenthümer bekannt, worauf der Minister von Hardenberg die Huldigung im Namen des Königs empfing. Auch über diese Länder weichen die Angaben der Größe sehr von einander ab. Einige ältere Geographen rechneten sie zu 160 Quadratmeilen. Gaspari nimmt 145, Randel 126, und Leonhardi nur 119 Quadratmeilen an.

Im Jahre 1796 und 1797 erneuerte der König als Burggraf von Nürnberg einige alte Ansprüche auf mehrere Stükke des Nürnberger Gebietes, und nahm nicht bloß die Vorstädte Göstenhof und Wöhrd, sondern auch einen Theil der reichsstädtischen Güter in Besiz, welches zusammen so ansehnlich war, daß der Nürnberger Rath seinen Verlust an Einkünften auf 100000 Gulden berechnete. Zugleich dehnte Preußen die Landeshoheitsrechte auf alle im Umfange der Fränkischen Fürstenthümer gelegenen Reichsritter aus, die sich bis dahin als unmittelbare, freie, keinem Regenten unterworfene Gutsherren betrachtet hatten. Preußen behauptete, daß sie sich nur in den vorigen Jahrhunderten, durch mancherlei Zeitumstände begünstigt, nach und nach der Obergewalt der Brandenburgischen Markgrafen entzogen, und weil es leztern an gehöriger Macht, sie zu bezwingen, gefehlt habe, ihre Unmittelbarkeit behauptet hätten. Diesem Grundsaz zu Folge wurden

i Preußischer Seits alle im Bareuthschen und
spachischen eingeschlossne Rittergüter, Besizzungen
3 Deutschen Ordens, und fremde Herrschaften
ter die Landeshoheit gezogen, der Ritterschaft eine
ldständische, von dem Könige abhängige Verfassung
geben, und jede im Preußischen Gebiete vorge-
nde Reichsunmittelbarkeit aufgehoben. Hierüber
tstanden zwar viele Klagen der Ritter; und einige
deutende Nachbarn, als Bamberg, die Fürsten von
ohenlohe und andre erhoben Widersprüche; der
eichshofrath in Wien erließ Mandate gegen Preu-
n; Aber der Berliner Hof achtete dies alles nicht,
harrte bei seinem Sistem, schloß mit den Nach-
rn, die dazu geneigt waren, friedliche Verträge,
d sezte gegen die übrigen seine Maßregeln durch.

Aus den bisherigen Nachrichten von dem Länder-
wachse des Preußischen States ist zu ersehen, daß
riedrich Wilhelm II. binnen 11 Jahren an
900 Quadratmeilen neues Land erworben, und an
Millionen 400,000 neue Unterthanen gewonnen
abe. Er erhöhte also die Statskräfte beinahe um
in Drittel, und hinterließ seinem Nachfolger ein
Gebiet von 5500 Quadratmeilen, nebst der Aussicht,
ie auch nicht täuschte, durch die Aufhebung der geist-
ichen Güter in Deutschland seine Besizzungen noch
erner zu vermehren.

Nachdem wir eine Uebersicht der vornehmsten
Verhandlungen Preußens im Auslande gegeben ha-
en, so wollen wir unsre Blikke auf das Innere des
Preußischen States richten. So kurz die Regierung

Frie-

Friedrich Wilhelms II. war, so reichhaltig war sie doch an wichtigen Auftritten, Veränderungen und Vorfällen, welche noch die Aufmerksamkeit der Nachwelt fesseln werden. Wenn einige nur durch ihre Sonderbarkeit auffielen, so waren andre dafür geeignet, dem regen Geiste einer fortschreitenden Verbesserung, der die Preußische Regierung belebet, ein ehrenvolles Denkmal zu setzen. Dies ist nicht zu verkennen. Preußen hat in jedem Fache, in jedem Kollegio, in jedem Stande Männer aufzuweisen, welche hohe Talente mit festem Willen, Kenntnisse mit Erfahrung, Ehre mit Vaterlandsliebe vereinigen, und eben so viel Glanz auf den Posten, auf welchem sie stehen, zurükwerfen, als sie von ihm empfangen. Und der König, dies Zeugniß wird ihm Mit- und Nachwelt nicht versagen, war geneigt, allen gründlich durchdachten und wohlgemeinten Rathschlägen zum Besten des Landes Gehör zu geben, wenn nicht Leidenschaften einiger vielgeltenden Günstlinge in's Spiel kamen. So entstanden auch in diesem Zeitraume Einrichtungen, die dem Herzen des Königs zur Ehre, dem State zum Nutzen, und noch den künftigen Geschlechtern zum Heile gereichen.

Im Kriegswesen wurden bedeutende Veränderungen gemacht, von denen viele gewiß den Namen wahrer Verbesserungen verdienen. Da der State an Ausdehnung zunahm, so wurden auch die Kräfte zur Vertheidigung desselben verstärkt. In dieser Absicht errichtete der König drei neue Infanterie-

ie = Regimenter, 21 grün gekleidete Füselier = Bataillone, ein Bataillon Husaren von 5 Schwadronen Franken, 1795 einen Tataren = Pulk zu Augusto in Litthauen von gleicher Stärke; fügte den sechs mpagnien der Fußjäger 1786 vier ganz neue, und 95 durch Vereinigung der Anspachischen Jäger ch zwei andre bei, verwandelte das Bataillon teensen in Silberberg in ein ganzes Regiment, d vermehrte 1797 die Artillerie ansehnlich. Im hre 1788 erhielten sämmtliche Garnison = Regimenter eine andre Einrichtung und Bestimung. Sie wurden in lauter einzelne Bataillone n drei Kompagnien zerstükkelt, und an alle Infanrie = Regimenter so vertheilt, daß jedes derselben ur die alte und neue Garde und das Bataillon teensen ausgenommen) eins von diesen unter dem amen Depotbataillon bekam. Man zählte 3 Depot = Bataillone, und konnte sie als die Pflanzhulen der Regimenter betrachten. Sie blieben wöhnlich, wenn auch das ihnen zugehörige Regiment im Felde gegen den Feind stand, in ihren friedchen Quartieren, nahmen die neu ausgehobnen antonisten oder angeworbnen Ausländer in Empfang, lehrten und übten sie im Exerciren, und hikten sie nach vollendeter militärischen Bildung um Regimente. Eine gewiß sehr zwekmäßige und öbliche Anordnung, die sich dem Depot = Soldaten adurch noch mehr empfahl, daß er in der Löhnung, ie bei den Garnison = Regimentern ehemals geringer oar, jezt den Feldkameraden völlig gleich geseze

wurde.

wurde. Bloß der Umstand, daß die Depot-Bataillone an den Röken keine Aufklappen, und an der Seite keine Degen tragen durften, schien eine minder ehrenvolle Auszeichnung zu sein, und gab zu manchen Seitenblikken, oft zu Zänkereien zwischen den Rekruten, die mit Aufklappen geziert waren, und den alten gedienten Depot-Soldaten, denen dieser Schmuk mangelte, Veranlassung. Kurz vor seinem Tode verstopfte aber Friedrich Wilhelm auch diese Quelle zu Unannehmlichkeiten. Seit dem 1. Oktober 1797 erhielt jedes Depot-Bataillon die 4te Kompagnie, bekam die gänzliche Regiments-Uniform, nur keine Seitengewehre, und führte nun auch den Namen: drittes Musketier-Bataillon. Jezt bestand jedes Regiment aus vier Bataillonen, aus einem Grenadier- und aus drei Musketier-Bataillonen. Im Jahre 1787 wurden die Zimmerleute bei selbigen abgeschaft, 1796 aber wieder eingeführt, und jedem Infanterie-Regimente 24 einverleibt. Die Unterofficiere wurden vermehrt, und 10 Scharfschüzzen, die mit kurzen Büchsen nach dem Ziel genau zu schießen abgerichtet waren, bei jeder Kompagnie angestellt. Die Kleidungen der Soldaten erfuhren mancherlei Umstaltungen, bei denen theils veränderter Geschmak des Erfinders, theils die edle Fürsorge des Königs, dem gemeinen Manne mehr Schuz gegen die Witterung und mehr Bequemlichkeit zu verschaffen, zum Grunde lag. Die Röke wurden etwas länger und voller, die Kragen hoch stehend, die Hüte zweikrempig und zum Niederschlagen gegen

Regen

gen und Sonne geschikt verfertiget. Die lästigen renadier- und Füselier-Müzzen (die bei der ältern arde ausgenommen) und die beschwerlichen eisernen rustharnische der Kürassiere verschwanden. Die Dragoner verloren ihre Bajonnette. Zur Erwekkung größerer Diensttreue wurden seit 1793 goldne und silberne Denkmünzen, jene von 4 Dukaten, diese von 1½ Thaler am Werthe ausgeprägt, und an Unterofficiere und Gemeine für ausgezeichnetes Benehmen vertheilt. Sie enthalten auf einer Seite den Namenszug des Königs, auf der andern einen Lorberkranz mit der Inschrift: Verdienst um den Staat. Zur Versorgung alter, verwundeter, unbrauchbig gewordner Krieger hatte Friedrich II. wie bekannt, ein Invalidenhaus zu Berlin erbaut; doch es konnte die große Menge solcher Veteranen nicht fassen. Sein Nachfolger errichtete 1788 daher mehrere Invaliden-Kompagnien, die in den kleinern Städten einquartiert wurden, und bei unbedeutenden Diensten, die sie noch zu leisten hatten, ihren Unterhalt fanden. Für die Officiere wurde auf eine ähnliche Art gesorgt. Die, welche 20 Jahre mit Ehre gedient, im Kriege Wunden empfangen, oder ohne Schuld durch Unglük ihre Gesundheit verloren hatten, sollten Stellen bei den Invaliden-Kompagnien bekommen, zu Civilämtern befördert oder mit Jahrgehalten unterstüzt werden. Für Officier-Wittwen errichtete der König 1792 eine Wittwen-Verpflegungskasse, an welcher die eigentlichen Officiere und alle höhere und niedere Mitglieder des

Kriegskollegiums Theil nehmen konnten. Nach dem Range und dem Verhältniß des Beitrages wurden den Wittwen hiedurch Pensionen von 50 bis 500 Thlr. ausgesezt. Um die Ausbildung tüchtiger Officiere zu befördern, wurden die von Friedrich angefangnen Institute erweitert und mit ganz neuen vermehrt. Die Militär-Akademie wurde verbessert, und die Kadettenschule neu organisirt. Es gab von leztrer Art bereits vier Lehranstalten zu Berlin, Potsdam, Stolpe und Kulm, in denen junge verwaiſete, arme oder auch andre adliche Kinder in allem einem Officier nöthigen Kenntniſſen unterrichtet werden. Im Jahre 1793 ſtiftete der König für Südpreußen zum Beſten von 100 Kadetten eine ähnliche Anſtalt zu Kaliſch. Man zählte damals 260 Kadetten zu Berlin, 40 in Potsdam, 96 zu Stolpe, 100 zu Kulm und eben ſo viele zu Kaliſch. Welche Summen hierauf verwendet wurden, kann man daraus abnehmen, daß allein die Speiſung des Kadettenkorps zu Berlin 16560 Thlr. koſtete. Ganz neu wurde 1788 die Ingenieur-Akademie zu Potsdam geſtiftet. Die fähigſten Köpfe, deren Zahl aber nicht über 18 ſtieg, wurden von den Berliniſchen Kadetten ausgehoben und zu ausgezeichneten Ingenieuren gebildet. Auf den Vorſchlag des gelehrten und von ganz Europa geachteten Artillerie-Generals von Tempelhoff bewilligte der König die Anlegung einer beſondern Artillerie-Akademie von drei Klaſſen für Officiere, Unterofficiere und fähige Gemeine. Eigne Lehrer, von denen viele

Officie-

ficiere sind, geben im Winterhalbjahre vom 1. Ok-
er bis lezten März in der Mathematik und
ysik, Geographie und Historie, in der Deutschen,
d Französischen Sprache, in der Philosophie und
Zeichnen Unterricht, welcher den Zuhörern nichts,
bst nicht einmal das Anschaffen der Instrumente,
chreib- oder Zeichen-Materiale kostet. Für dieses
es, so wie für eine dazu erforderliche Bibliothek
d den physischen Apparat sorgt die Freigebigkeit
s Königs. Diese Milde ist desto wohlthätiger,
eil sie nicht bloß für Adliche, sondern auch, und
ar ganz vorzüglich für Bürgerliche bestimmt ist.
ie verdienstvollen General-Chirurgen Theden
d Görke bewogen den König 1796 noch zu An-
gung einer andern gemeinnüzzigen Anstalt, zur Er-
chtung einer Pflanzschule für Wundärzte.
in und achtzig Zöglinge erhalten freien Unterricht,
den medicinischen und chirurgischen Wissenschaften,
der Deutschen, Polnischen, Französischen und
teinischen Sprache, werden praktisch in Besorgung
r Kranken geübt, und öfters auf eine öffentliche
Weise geprüft.

Eine Hauptveränderung im Militärwesen war
e Einsezzung eines besondern Regierungszweiges
ber die Armee. Friedrich der Große leitete den
berbefehl über alles, was auf die Heere Bezug
atte, selber, und ließ die Ausführung durch die In-
ektoren, denen mehrere Regimenter untergeordnet
aren, besorgen. Friedrich Wilhelm II. hin-
gen errichtete unterm 25. Juni 1787 ein eignes

Oberkriegskollegium, welches den Feldmarschall Herzog von Braunschweig zum Ober-, und den Feldmarschall von Möllendorf zum Vice-Oberpräsidenten bekam, in 8 Departementer eingetheilt, und zur Aufsicht über alle mögliche militärische Gegenstände bevollmächtiget wurde. Das 1te Departement war über die Infanterie, das 2te über die Kavallerie, das 3te über die Artillerie, das 4te über das Festungswesen gesezt; das 5te sollte für alles, was zur Verproviantirung gehört, das 6te für die Waffen und Bekleidungen, das 7te für die Invalidensachen, und das 8te für Marsch-Magazin-Revüe- und ähnliche Angelegenheiten, so wie für das Potsdammer Waisenhaus sorgen. Im Jahre 1796 wurde die Einrichtung dieses Kollegiums mehr vereinfacht, ein Theil seiner Geschäfte wieder, wie vormals, den Generalinspektoren übertragen, und die Zahl der Departements auf die Hälfte vermindert. Die drei ersten Departements, das ganze 5te und ein Theil vom 8ten wurden in eins gezogen, und nun: Erstes Departement des Oberkriegskollegiums benannt. Das ehemalige 6te wurde jezt das 2te, das 7te das 3te, und das vorige 4te erhielt den Namen: Ingenieur-Departement. Das Feld-Konsistorium, die Kriegskanzlei, die Kadettenkorps und die vorher angeführten neu gestifteten Akademien und Anstalten wurden ebenfalls dem Kriegskollegium unterworfen.

Eine gleiche Sorgfalt verwendete der König auf die Fortdauer und Verbesserung der bürgerlichen

Wohl-

Wohlfahrt. Die heilsamste und vortrefflichste Einrichtung, welche seine Regierung auszeichnet, und welche allein schon fähig ist, sein Andenken bei der Nachwelt zu erhalten, ist die Vollendung und Einführung eines neuen Gesezbuches für die Preußischen Staaten. Die Ehre, der erste Urheber eines Werkes zu sein, welches zum Glük der Völker mehr beiträgt, als zehn gewonnene Schlachten, gehört dem großen Friedrich, auf dessen Befehl unter dem Vorsiz des Großkanzlers von Carmer bereits 1781 eine besondre Gesezkommission errichtet, und mit dem Geschäfte, eine Sammlung zwekmäßiger und für die gegenwärtigen Bedürfnisse passender Gesezze zu besorgen, beauftraget wurde. Im April 1784 erschien der Entwurf zu einem allgemeinen Gesezbuche, welchen diese sachverständigen Männer ausgearbeitet hatten. Um sich jedoch bei einem Vorhaben von solcher Wichtigkeit keiner Uebereilung und keiner Anmaßung schuldig zu machen, so wurde der Entwurf dem ganzen Publikum zur Prüfung vorgelegt; jeder, der Einsicht und Kenntniß hatte, zur Untersuchung über die einzelnen Gesezvorschläge aufgefordert, und dem Verfasser der gründlichsten Abhandlungen hierüber eine Belohnung von 50 oder 25 Dukaten zugesichert. So lange Friedrich lebte, schritt man rasch und eifrig auf der betretnen Bahn vorwärts; und ob er gleich das Ende davon nicht sahe, so unterbrach sein Tod die schon weit vorgerükte Arbeit keineswegs. Von eben dem Eifer für die Verbesserung der Gerechtigkeits-

pflege

pflege befehlt, befahl Friedrich Wilhelm II. bald nach seiner Thronbesteigung unterm 27. August 1786 dem Großkanzler Carmer, unermüdet mit den Arbeiten am Gesezbuche fortzufahren. Im Anfange des Jahres 1791 war dies große Werk ganz vollendet, es wurde in drei Theilen gedrukt, und sollte nach einem königlichen Befehle vom 1. Juni 1792 an im ganzen Lande Gesezkraft haben. Plözlich aber wurde dieser Befehl widerrufen, und der Termin der Einführung auf eine unbestimmte Zeit hinausgesezt. Eine allgemeine Verwunderung konnte sich die Ursachen des veränderten königlichen Entschlusses nicht erklären, schon fürchtete man, die ganze Sache möchte zurükgenommen sein. Auch bis jezt ist man von dem eigentlichen Hergange und von der Veranlassung dieser Stokkung nicht deutlich unterrichtet. Nur so viel merkte man, daß die despotische Wöllnerische Partei gegen mehrere Grundsäzze, welche in dem neuen Gesezbuche, vornämlich über Religionssachen aufgestellt waren, die höchste Unzufriedenheit äußerte, und daß auf ihren Betrieb die Hemmung eintrat. Es wäre, hieß es, eine nochmalige Durchsicht nöthig; dieses hatte zum Heil für die Menschheit zwar nicht die Folge, daß das Gesezbuch unterdrükt, aber doch die, daß mancher Paragraph darin abgeändert, und (welches immer bemerkenswerth ist) der Titel: Gesezbuch, mit einem andern vertauscht wurde. Man nannte es nun: Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten. Eine Verordnung vom 5. Februar

1794

1794 bestimmte, daß es mit dem 1. Juni 1794 in den Gerichtshöfen größtentheils angenommen werden, einige Stükke aber erst vom 1. Juni 1796, und dann nach einem wochenmaligen Aufschube vom 1. Juni 1797 an gelten sollten. Endlich wurden alle Hindernisse beseitigt, und nach dem lezten Zeitpunkte keine weitern Verzögerungen herbeigeführt.

Friedrich Wilhelm II. war für seine Person gerechtigkeitliebend, wenn gleich einige Günstlinge ein Paar Mal gewaltige Eingriffe in die Gerichtspflege thaten. Schön und edel sind seine Worte in einem Schreiben an den Großkanzler: „ich weiß, „daß ihr, eben so wie ich, das Unrecht nicht leiden „könnt. Ich ermuntre euch, auf dem Wege des „Rechts fortzugehen, unbekümmert, was unberufne „Tadler aus mancherlei Absichten sagen mögen. „Bemüht euch daher, den Ton der strengsten Unparteilichkeit, der alle Preußische Gerichtshöfe bisher „so respektabel gemacht hat, ferner darin stets herrschend zu erhalten. Die Bauern-Prozesse sind eine „Pest für das Land; der Gutsbesizzer wird dadurch „gemeiniglich ohne Noth fatiguirt, der Bauer aber „an den Bettelstab gebracht.“ Die lezte Bemerkung zeigt, daß Friedrich Wilhelm in Ansehung der Bauern andre Grundsäzze als sein großer Vorgänger angenommen hatte. Der Bauernkönig ist todt, wurde bald in manchen Gegenden fast eine sprichwörtliche Redensart. Wenn es nicht zu läugnen ist, daß unter Friedrich mancher Mißbrauch von dem Starrsinne der Bauern bei Pro-

zessen

zessen verübt wurde, so ging man vielleicht doch nach seinem Tode auf der andern Seite plözlich zu weit, indem man durch Härte, die das Gesez nicht vorschrieb, den Dörfschaften Schrek und Furcht einjagen wollte. Hiezu kann man die Anwendung der Spizruthenstrafe, die nicht gegen einzelne Bauern, sondern sogar gegen ganze Gemeinheiten gebraucht wurde, rechnen. Das Gassenlaufen überhaupt gehört zu den Barbareien, welches mit der Tortur in eine Klasse zu sezzen ist, welches nicht für Strafe gelten kann, sondern Grausamkeit genannt werden muß, welches keinen einzigen vernünftigen Zwek hat, keine einzige heilsame Wirkung hervorbringt, welches nur zur tigermäßigen Zerfleischung des menschlichen Körpers, nur zur Qual ersonnen wurde, und als ein Rest der Rohheit schon von dem Militär-Stande verbannt werden sollte, mit keinem Rechtsvorwande aber in die bürgerliche Verfassung eingeflochten werden darf. Denn kein Mensch in der Welt kann ein Recht haben, den andern zu martern. Und ein Gesez, welches dergleichen verordnete, wäre kein Gesez, keine aus der Natur des Bürger-Vereins hervorfließende, und von wahrer Weisheit geleitete Vorschrift des Verhaltens, sondern Willkür, Machtspruch, Gewaltthätigkeit. Auch hatte noch kein bürgerliches Gesezbuch die Strafe des Gassenlaufens für irgend ein bestimmtes Vergehen festgesezt, folglich konnte auch kein Civilist gesezmäßig mit einer solchen Strafe belegt werden. Es mußte daher nieder-

niederschlagende, und zugleich empörende Gefühle bei menschlich empfindenden Gemüthern erregen, ganze Dorfschaften wie leibeigne Sklaven entkleidet in die schlachtenden Reihen mit Spizruthen bewafneter Soldaten eingetrieben zu sehen. Und daß dieses wirklich geschehen sei, kann der Verfasser dieser Geschichte als Augenzeuge beweisen. Er hat in einer ansehnlichen Stadt eine ganze Bauerngemeine, worunter mehrere abgelebte Greise waren, diese unbürgerliche Strafe erdulden gesehen, doch darf er zur Ehre der Befehlshaber nicht verschweigen, daß sie alle mögliche Linderung, die in ihrer Macht stand, gutließen. Immer blieb es doch ein Anblik, der die Menschheit beleidigte, und die sanftesten Beurtheiler sagten unbedenklich, es sei keine Strafe für Bürger und Bauern. Wer je ein Zuschauer einer solchen, Gott gebe, nie wiederkehrenden Scene gewesen ist, kann unmöglich anders urtheilen, wenn er einen Kopf zu denken, und ein Herz zu fühlen hat. Daß ein Kriegsheer ohne jenes barbarische Spizruthenlaufen in vollkommner Ordnung erhalten werden könne, beweisen die Französischen Armeen, bei denen eine solche Barbarei unerhört ist, und die in Absicht der Zucht, des strengen Gehorsams, der pünktlichsten Subordination in Dienstsachen mit jeder Europäischen Armee wetteifern. Das Hannöversche Land, welches freilich auf die feinste Art und gleichsam methodisch vom Frankreich ausgesogen und entnervt wird, hat jedoch keine Ursache, über Mangel an Disciplin der Französischen Truppen, die seit dem

Juni

ließ er schon 1787 in Westpreußen, Litthauen, Brandenburg und Franken bedeutende Stutereien anlegen, und aus der Moldau mit großen Kosten die nöthigen Zuchtpferde holen. Die erforderlichen Beschäler werden hieraus sowohl zum Besten der Kavallerie-, als auch der Akkerbau-Pferde in allen Provinzen vertheilt.

Die Beförderung des Städtischen Gewerbes wurde gleichfalls nicht hinten angesezt. Die Seehandlungsgesellschaft, welche Friedrich der Große 1772 auf 20 Jahre errichtet, zu 2400 Aktien, jede zu 500 Thalern, bestimmt, und welche den Theilnehmern in guten Jahren ihre Kapitalien zu 10 Procent verintereſſirt hatte, wurde, da ihr Privilegium bereits seit einigen Jahren erloschen war, vom 1. Januar 1796 an auf 12 neue Jahre bestätiget. Für die Vermehrung des Seidenbaues stiftete der König eine besondre Kommission, deren Haupt der Graf von Herzberg auch nach Niederlegung seiner Ministerstelle bis an seinen Tod blieb; dies war von je her eine Lieblingsbeschäftigung dieses großen Staatsmannes. In der Folge hörte die Kommission, aber nicht die Sache auf, die Geschäfte wurden dem Kommerz-Departement übergeben, bei welchem man auch eine eigne Technische Deputation anstellte. Für die Belohnung des Eifers zur Seidenbau-Kultur wies der König außer den schon von Friedrich bestimmten Prämien noch außerordentliche Summen an. Eben so schoß er nicht unbeträchtliche Kosten zur Anlegung von

Spinn-

Spinnmaschinen für Baumwolle vor. Das General-Direktorium wurde beauftragt, die Belohnungen für ausgezeichneten Kunstfleiß im Akkerbau, Fabrikwesen und Handel ferner zu ertheilen, und diese Zweige der bürgerlichen Thätigkeit immer mehr auszudehnen und zu vervollkommnern. Man klagte häufig über die schlechte Beschaffenheit der Wege im Brandenburgischen, Schlesischen und in Westfalen, worauf Friedrich wenig Sorgfalt verwandte. Jezt fing man an, diesem Mangel abzuhelfen. In Schlesien, Brandenburg, Magdeburg, Halberstadt und in Westfalen wurden mehrere Kunststraßen, Chausseen genannt, angelegt.

Ein Hauptwunsch, welchen die ersten Schriftsteller der deutschen Nation laut, und mit unwiderleglichen Gründen unterstüzt, geäußert hatten, die Lotterie, diese Pest der bürgerlichen Wohlfahrt, vernichtet zu sehen, wurde nicht erfüllt, ungeachtet sich gerade jezt die bequemste Gelegenheit dazu zeigte. Sie war bisher verpachtet, die Pachtzeit ging zu Ende; man konnte diesem giftigen Wurme, der wie ein fressender Krebsschaden am Glükke zahlloser Familien immer tiefer naget, den Todesstoß versezzen. Aber leider täuschte die schöne Hofnung. Sie wurde zum Besten einiger wohlthätigen Anstalten, als der Invaliden- Waisen- und Krankenhäuser auf königliche Rechnung verwaltet; um den Grundsaz in Ehren zu halten: lasset uns Böses thun, damit Gutes herauskomme. Gestattung der Lotterie scheint sich mit einer in allen Theilen vervollkommne-

teu

ten Staatsverwaltung durchaus nicht vertragen zu können; und kein Land kann sich von allen Mängeln, denen leicht abzuhelfen wäre, frei sprechen, so lange die blutsaugenden Lotterien darin noch geduldet werden.

Eine andre auffallende Inkonsequenz während dieser Regierung war die wieder angefangne, und nur durch den nahen Tod verhinderte gänzliche Wiedereinführung der Tobaksadministration. Es ist oben erzählt, mit welchem Ernste sich der König nach seiner Thronbesteigung gegen die Tobaksverwaltung erklärte, wie hart man gegen Andersdenkende verfahren wollte, und mit welchen grellen Farben man die Absichten derer, die Friedrich's Sistem vertheidigten, schilderte. Im Jahre 1797 lobte und billigte man auf einmal das, was man 1787 so heftig, so bitter getadelt, mit solchem Abscheu verworfen hatte. Unter'm 7. August 1797 gebot ein königliches Edikt, die Herstellung des Alleinhandels mit Tobak von Seiten einer im Namen des Königs verordneten Verwaltung. Mehrere Umstände machten diese Maßregel drükkend und gehässig. Als man 1787 die Administration abschafte, wurden zur Dekkung der königlichen Einkünfte mehrere Lebensbedürfnisse von der ersten Nothdurft mit erhöhten Abgaben belegt, wodurch die Kassen ansehnlich gewannen. Diese erhöhte Accise blieb, und der Druk der Tobaksverwaltung kam nun noch dazu. Viele Kaufleute hatten große Summen angewandt, um Tobaksfabriken zu erbauen und einzu-

einzurichten; jezt sollten sie diese Fabriken nicht mehr benuzzen, nicht einmal mehr gebrauchen; ihre Kapitalien waren also weggeworfen; noch mehr: sie mußten alle ihre Waren-Vorräthe hergeben, man nahm sie mit Gewalt weg, und zahlte einen Entschädigungs-Preis nach bloßem Belieben. Die Fabrikanten beschwerten sich in gründlichen Vorstellungen über dies willkürliche Verfahren, sie beriefen sich auf die ausdrücklichen Versprechungen des Königs, daß niemals wieder eine Administration Statt finden solle, sie erklärten, daß sie im Vertrauen auf diese königliche Erklärung ihr Vermögen zur Anlegung von Tobaksfabriken verbraucht hätten. Aber die königlichen Günstlinge sorgten dafür, daß auf alle solche Beschwerden nicht gehört, nicht geachtet wurde.

Angenehmer ist die Erwägung dessen, was Friedrich Wilhelm II. für die Aufnahme der Schulen, Wissenschaften, gelehrten Gesellschaften, Künste und öffentliche Denkmäler that, oder thun ließ. Seine Verdienste um alle diese Gegenstände sind schon oben angedeutet worden: hier noch ein nöthiger Nachtrag. Friedrich Wilhelm liebte und ehrte die deutsche Muse und Gelehrsamkeit, welche sein großer Vorfahr aus kleinlichen Vorurtheilen wenig begünstigt, und oftmals selbst verachtet hatte. Der Brandenburgische Dichter Blum erhielt 2000 Thaler zum Bau eines ländlichen Wohnsizzes. Gleim und viele andre wurden durch Belohnungsschreiben geehrt, und mehrere durch Belohnungen

ermun-

ermuntert. Hätten nicht religiöse Vorurtheile und thörige Geisterschwärmer sein Urtheil irre geleitet, und ihn gegen viele verdienstvolle Gelehrte eingenommen, so würde das Deutsche Genie sich noch größerer Unterstützungen von ihm erfreut haben. Seinen Ernst, die Akademie der Wissenschaften, die mitten in Deutschland den Deutschen eine Stiefmutter war, wieder ihren rechten Kindern zugänglich und nützlich zu machen, zeigte die Ernennung vaterländischer Gelehrten zu ihren Mitgliedern, und die Anordnung einer besondern akademischen Deputation vom Jahre 1792, die sich mit der Bearbeitung und Ausbildung der Deutschen Sprache beschäftigen sollte. Er begnügte sich nicht, die Akademie der bildenden Künste und mechanischen Wissenschaften wieder hergestellt zu haben, sondern er ließ sie zugleich zu einem Lehrinstitut im Zeichnen und in der bürgerlichen Baukunst einrichten. Gemeine Lehrlinge und Gesellen, Arme und Unbemittelte konnten eben sowohl als gebildete und reiche Zöglinge daran Theil nehmen und bei ihr Unterricht empfangen. Jährlich werden vorzügliche Kunstwerke, als Zeichnungen, Gemälde, Modelle, Kupferstiche, Bildhauerwerke und dergleichen zur Beschauung und Beurtheilung des Publikums etliche Wochen hindurch öffentlich ausgestellt. Seit 1793 ist es herkömmlich, daß auch Handwerker und Fabrikanten solche Arbeiten, die durch Neuheit in der Erfindung oder Form, oder durch einen hohen Grad der Vollendung und Geschicklichkeit

lichkeit der Aufmerksamkeit würdig sind, zu den Akademischen Ansichts-Ausstellungen einsenden. Nach dem Muster von Berlin sind in allen Hauptstädten der Provinzen Zeichenschulen gestiftet worden.

Unter dem Schutze und mit Genehmigung des Königs entstanden in Brandenburg, Preußen und der Grafschaft Mark einige gelehrte Gesellschaften, welche die Belebung des Gemeingeistes zur Menschenrettung, und die Beförderung des Fortschreitens im ökonomischen, physischen und litterarischen Fache zur Absicht haben. So bestätigte der König 1795 das Berlinische Rettungs-Institut, und die Halberstädtsche Litterarische Gesellschaft, nachdem sich bereits 1791 zu Potsdam die Märkische Oekonomische Gesellschaft unter königlicher Autorität gebildet hatte. Einer andern Verbindung, der naturforschenden Gesellschaft zu Berlin, schenkte der König ein großes wohl eingerichtetes Haus. Zu Mohrungen in Preußen und zu Hamm in Westfalen errichteten 1791 einzelne Männer ähnliche Gesellschaften, die bald durch Friedrich Wilhelm's Milde den Karakter öffentlicher Institute annahmen.

Der Errichtung des Oberschulkollegiums im Jahre 1787 ist schon oben gedacht. Man verordnete darauf auch Provinzial-Schulkollegien, ob dieses gleich mehr eine neue Benennung, als eine neue Sache war. Denn die Unterkonsistorien, welche von je her die Aufsicht über die Schulen ge-

führt hatten, erhielten nur den Titelzusatz Schulkollegien. Seit 1789 gebot der König, die Schüler, welche studiren wollten, vorher entweder auf der Schule selbst, oder bei der Ankunft auf der Universität zu prüfen. Das Gebot ist gut; nur wirkt es nicht viel, weil es Schleifwege genug giebt, es unkräftig zu machen. Bildungsanstalten für niedre, besonders ländliche Schulen, gewöhnlich Seminarien genannt, gab es schon vorher in andern Ländern. Aber Preußen that einen Schritt mehr; es legte auch Seminarien für gelehrte Schulen an. Das erste davon wurde zu Berlin unter der Leitung des bekannten Schul- und Konsistorialraths Gedicke eingerichtet, welchem bald ein andres zu Breslau nachgebildet wurde. Die Sorge für Landschullehrer wurde darüber nicht vergessen. Zu Berlin, Züllichau, Königsberg, Stettin, Kloster Bergen und andern Orten errichtete und vervollkommnete man die Landschul-Seminarien. Die Universitäten und einige Schulen erhielten theils zur bessern Besoldung ihrer Lehrer, theils zur Erhaltung und Verschönerung ihrer Gebäude, theils zu nützlichen Einrichtungen ansehnliche Geldzuschüsse. So wurde der Universität Halle eine jährliche Vermehrung ihres Fonds von 7000 Thalern zugesichert, dem Züllichauer Waisenhause eine Summe von mehr als 20000 Thalern zur Bezahlung seiner Schulden geschenkt, und den Schulhäusern zu Brandenburg, Frankfurt und Schmiedeberg eine freundliche und schöne Gestalt gegeben.

Unter

Unter diesem Könige wurde noch eine Schule von einer Art, wovon keine bisher in den Preußischen Staaten vorhanden war, eine Schule zur Erforschung und Heilung der Vieh- besonders der Pferdekrankheiten 1790 errichtet. Von dem veralteten Französischen Worte Vétérinaire, welches Hufschmid und Pferdearzneibuch bedeutet, nannte man sie Veterinärschule. Fahnenschmide und Roßärzte werden theoretisch unterrichtet und praktisch geübt, um die Natur, den innern Bau, die Krankheiten und Behandlungsart unsrer Hausthiere, am mehrsten der Pferde, kennen zu lernen. Der Lehrentwurf ist auf 3 Jahre berechnet. Hierzu gehören ein Thierhospital, ein botanischer Garten, ein prächtiges anatomisches Theater nebst Schmieden, Ställen und andern Wohnungen. Thiere werden geöfnet, anatomisch zerlegt, in Skeletten aufbewahrt, ausgestopft oder auf andre Art präparirt. Die Anstalt ist mit ausländischen Arzneipflanzen, chirurgischen Instrumenten und erforderlichen Büchern hinlänglich versehen.

Von Friedrich Wilhelm's II. Regierung sind für die Nachwelt viele Denkmäler der Kunst, der Architektur und des Geschmaks hinterlassen worden. Mit königlicher Bewilligung und Beifallsbezeugung stellten die Pommerschen Stände, von ihrem Landsmanne, dem Grafen Herzberg, dazu ermuntert, am 10 Oktob. 1793 zu Stettin die Bildsäule Friedrich's des Großen auf, welche sie auf ihre Kosten durch den bekannten Künstler Scha-

Schadow aus weißem Karrarischen Marmor hatten verfertigen lassen. Im folgenden Jahre ließ der König selber am 27 Febr. dem von jedem Preußen verehrten und im Januar 1786 kurz vor Friedrich verstorbnen General von Zieten auf dem Wilhelmsplazze, der schon mit 4 Statüen berühmter Helden prangte, ein geschmakvolles und edles Monument errichten. Die Bildsäule, gleichfalls von dem Hofbildhauer Schadow aus Karrarischem Marmor gemacht, stellt den General Zieten mit übereinandergeschlagnen Beinen stehend in seiner Husaren-Uniform mit vollkommener Aehnlichkeit vor. Das Fußgestelle von Schlesischem Marmor enthält an 3 Seiten in halberhobener Arbeit 3 merkwürdige Auftritte aus seinem thatenreichen Leben. Auf der vierten, der vordern Seite, lieset man die prunklose Inschrift: „Hans Joachim von „Zieten General der Kavallerie diente „von 1714 bis 1786 unter Friedrich „Wilhelm I. und Friedrich II. Ihm er„richtet von Friedrich Wilhelm II.“ Wenn lezterer einen verdienten Heerführer auf eine so ausgezeichnete Weise ehrte, so kann man leicht denken, daß er den größten und verdientesten seiner Vorfahren, Friedrich den Einzigen, nicht vergessen haben werde. Wirklich hatte er den Vorsaz, ihm ein angemeßnes Denkmal in Berlin zu sezzen. Er forderte die einsichtvollsten Künstler auf, Zeichnungen zu diesem Zwekke zu entwerfen. Es kamen mehrere in seinem lezten Lebensjahre ein; unter allen genehmigte

migte er den Riß und das Modell von dem Geheimen Oberhofbaurathe Langhans; doch der Tod verhinderte ihn an der Ausführung und Vollendung seines Plans. Der eben genannte Oberhofbaurath führte auf königlichen Befehl das prächtige Brandenburger Thor in Berlin auf, welches Einheimische und Fremde als ein Meisterstük anstaunen. Es ist nach dem Propyläon zu Athen *) angelegt, hat eine Haupt- und 4 Neben-Oefnungen, und besteht aus einer Kolonade von 12 großen und 18 kleinen Säulen. Die königlichen Schlösser wurden sehr verändert und verschönert. Die Zimmer des alten Stakwerks im Berliner Schlosse wurden 1788 ganz umgeändert und neu meublirt. Das Vordergebäude des Lustschlosses Monbijou wurde ganz von neuem aufgeführt, und der Garten mit vielerlei Gebäuden und Anlagen vermehrt. Am heiligen See bei Potsdam ließ der König durch Herrn von Gontard seit 1787 ein völlig neues Schloß mit kostbaren Umgebungen erbauen, welches er zu seinem Lieblingsaufenthalte wählte. In Charlottenburg entstanden gleichfalls viele neue Anlagen, die

*) Propyläon heißt überhaupt: Ort vor dem Thore oder der Pforte, Vorhof. Hier sind die im Alterthume so bewunderten Vorhöfe der Citadelle zu Athen gemeint, welche Perikles 437 Jahre vor Christi Geburt nach der Dorischen Säulenordnung von Marmor durch den Architekten Mnesikles erbauen ließ, und die über 2 Millionen Thaler unsers Geldes kosteten.

die von königlicher Pracht zeugen. In Potsdam erbaute Friedrich Wilhelm ein neues Schauspielhaus, und in Berlin verschönerte er das Opernгebäude. Eine eiserne Brükke, mehrere öffentliche und Privathäuser, neue oder verlängerte Straßen in Berlin, die Garnisonkirche zu Glogau, die Eisenwerks-Kolonie Königshuld in Schlesien, viele Amts-Magazin- und Rathhäuser und die Vermehrungen und Verbesserungen der Festungswerke in Schlesien, Westfalen und Westpreußen sind Beweise des Kunstgeschmaks und Denkmäler der Nüzlichkeit aus dieser Regierungsperiode.

Aus dieser kurzen Darstellung der innern Einrichtungen ist zu ersehen, daß auch unter Friedrich Wilhelm II. viel Schönes, viel Gutes, viel Dankwerthes veranstaltet und bewirkt worden ist, welches von Manchem der Zeitgenossen vielleicht nur darum unbemerkt blieb, weil es durch die Verfügungen, welche dieser König im Kirchen- und Religionswesen machte oder doch machen ließ, in Schatten gestellt wurde. Kein Theil der königlichen Regierung hat mehr Befremden erregt, mehr Tadel veranlaßt, mehr Aufsehen im In- und Auslande erwekt, als die Art, wie die Geisteskultur behandelt und die Religionssache geleitet wurde. Dies ist auch offenbar die schwache, die minder ruhmvolle Seite der Thaten Friedrich Wilhelms II. Freilich waren es seine Günstlinge, Schwärmer und Heuchler, welche alle Schuld der Verantwortlichkeit vor der richtenden Nachwelt zu tragen haben; Men-

schen

sehen von verschrobnem Kopfe, von leidenschaftlicher Erbitterung gegen das Licht der Vernunft, manche auch wohl nur Werkzeuge geheimer Obern, die einen Riesenplan zur Verfinsterung der Welt entworfen hatten, der aber in einem State, in welchem Friedrich 46 Jahre hindurch Denk- und Schreibefreiheit nicht nur geduldet, sondern selbst beschüzt hatte, unmöglich ganz durchgesezt werden konnte. An der Spizze dieser, welche dem Könige einen Argwohn gegen die freien Forschungen in der Philosophie und Religion beibrachten, die Befördrer davon für eine Rotte gottloser Irrlehrer und Volksverführer schalten und das edle Wort Aufklärung zu einem Schmäh- und Schimpfworte mißbrauchten, stand der Minister Wöllner. Dieser Mann, eines Predigers Sohn, ehemals selbst Kandidat und Prediger, schien das Vorurtheil zu bestätigen, als ob ein König schlecht berathen sei, wenn er seine ersten Statsdiener aus den Bürgerklassen erwähle. Doch nicht zu gedenken, daß viele Beispiele auch das Gegentheil beweisen, daß zu eben der Zeit, wo Wöllner sein thörichtes Wesen zu Berlin trieb, in einem benachbarten Lande, in Sachsen, ein andrer Predigerssohn, ein geborner Brandenburger, der Freiherr von Gutschmid mit allgemein verehrter Weisheit den Ministerposten verwaltete, so rührt die Erscheinung, daß manche Bürgerliche schlechte Minister waren, offenbar daher, daß sich die Weisen des Mittelstandes, wenn sie nicht aufgesucht werden, vom Hofleben entfernt halten, wo sie bei der jezzigen

gen Lage der Dinge den Kabalen, den Seitenblikken, der Misgunst derer, die sich für beeinträchtigt halten, zu sehr ausgesezt sind. Daher kriechen gewöhnlich nur Alltagsmenschen, die außer einem thörichten Ehrgeize weiter kein Verdienst haben, durch allerlei Schleichwege auf jene gefährliche Höhe, wo ihnen bald schwindelt und wo sie ihre Unwürdigkeit durch eine unweise Aufführung zu Tage fördern. Wöllner legte den Grund zu seinem Glükke, wenn man das, was ihm auf immer bei der Nachwelt zur Unehre gereicht, anders ein Glük nennen darf, durch seine wider den Willen der Anverwandten und mit Friedrich's II. großer Mißbilligung geschlossene und durch allerhand Künste bewirkte Verheirathung mit der einzigen Tochter und Erbin des damals schon verstorbnen Generals von Itzenplitz. Auf diese Art wurde er Besizzer ansehnlicher Güter, die er durch eine gute Oekonomie sehr verbesserte und wodurch er sich in einen großen Wohlstand versezte. Seine gelehrten, besonders seine theologischen Kenntnisse hatten nicht viel zu bedeuten, sie blieben noch unter dem Mittelmäßigen und Gemeinen, wie dies seine gedrukten Predigten beweisen; jezt vernachläßigte er sie vollends, desto eifriger trieb er die Haushaltungsgeschäfte und hierin brachte er es durch Uebung und Erfahrung in der That so weit, daß er sich Ehre und Achtung bei seinen Bekannten erwarb, und daß ihm der Prinz Heinrich, Bruder des großen Friedrich's, die Aufsicht über seine prinzlichen Kammergüter anvertraute. Hätte er sich hiermit be-

begnügt, ohne nach höhern Dingen, denen er nicht gewachsen war, zu streben, so würde er den Ruhm eines einsichtsvollen Oekonomen auch bei der größern Welt, vor welcher er als Schriftsteller auftrat, erhalten und behauptet haben und das wäre doch immer mehr werth, als die zweideutige Ehre, die er durch seine Ministerschaft erlangte. Vom Jahre 1765 an bis 1789 arbeitete er fleißig an der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, die er in der Folge haßte und auf eine Zeitlang verbot; er verfertigte damals fast die mehrsten Recensionen über die Schriften von der Haushaltung und Gartenkunst, und seine Beiträge gehören wirklich nicht zu den schlechtesten Stükken dieses rühmlichst bekannten Werkes. Ein unwiderstehlicher Hang zu geheimen Wissenschaften — das sicherste Kennzeichen eines Thoren — riß ihn zu solchen Verbindungen hin, die ihn in die Irrgänge der Geisterseherei und des gröbsten Aberglaubens trieben und das Licht seines Verstandes verdunkelten. Schon 1776 ließ er sich zu Wißbaden, wo ein großer Konvent von Geisterschauern gehalten wurde, in den Orden der neuen Tempelherrn aufnehmen, wo er mit einem geweihten Cruzifixe in der Linken die unbefleckte Empfängniß der Maria beschwor und sich verbindlich machte, zum Besten des Ordens so gar wider sein Vaterland die Waffen zu führen. Und eben dieser Mann, der einen solchen unmoralischen Eid ablegte, wollte sich zum Herstellen der Moralität, zum Verbeßerer der Sitten aufwerfen. O in wel-

welche Widersprüche verwikelt sich der, welcher einmal von dem geraden Wege des gesunden Menschenverstandes abweicht! Nachher trat er in den hochgelobten Orden der Gold- und Rosenkreuzer alten Sistems, wo er unter dem Namen Chrysophiron ein Zirkel- und Hauptdirektor wurde, und ein unsinniges Buch voll von grobem Katholizismus im schlimmsten Sinne des Wortes schrieb. In einer gedrukten, von ihm gehaltnen Ordensrede sagt er unter andern: „ich stehe am äußersten Ende „flammender Morgensterne und das unermeßliche „Gebiet der Geister nimmt mich auf. — Zürnet „nicht, ihr erhabnen Meister der Kunst, die ihr am „Ruder der Welt sizt, (ihr unbekannten Oberen) „wenn ein freier, wißbegieriger Schüler es wagt, „sein blödes, aber sehnsuchtvolles Auge auf euch „hin zu richten. Zürnet nicht, wenn er sein beben„des Knie vor euren Geheimnissen beugt und anbe„tend aus dunkler Ferne den frommen Wunsch thut: „ach! daß es euch gefiele, gleich jenem Engel seinen „umwolkten Verstand (ja wohl: umwölkten „Verstand) zu erleuchten, daß er zur Ehre Gottes „begreifen möge, wie alle verborgne Wirkung von „der Einheit ausfließe und wie die Dreiheit das „Siegel der Schöpfung sei". Im Jahre 1782 wollte er den Buchhändler Nikolai, den muthigen Bestreiter aller Schwärmereien zu seinen Ordenspossen bekehren, weil er glaubte, daß er auf seinen Reisen Kenntnisse von vielen geheimen Wissenschaften und Verbindungen erlangt habe. Er entdekte

ihm

ihm im vollen Ernste das erstaunende Wunder, daß man in Orden eine magische Bouteille besitze, die ein Luftgeist verfertiget habe; er meldete ihm, daß ein Ritter des Tempelherrnordens Jakob a Cuniculo, 1778 eine Deposition oder Zeugenaussage unterschrieben habe, worin die Geschichte eines erschienenen Geistes, welches hohe Glük einer gewissen Frauensperson wiederfahren sei, erzählt und auf eine unwiderlegliche Art bewiesen wäre, daß Geister nicht nur erscheinen, sondern auch auf Menschen wirken könnten. Er ging in seiner Einbildung so weit, daß er so gar 1777 in einer Recension, die er in die Allg. Deut. Bibl. einrükte, prophezeite, daß nach wenig Jahren (nach dem Tode Friedrichs, worauf er so begierig wartete) in der Geisterlehre ein helles Licht aufgehen würde, dann solle sich der Leser erinnern, daß dies ein Rec., der nur vom Pflug und Egge zu reden pflege, vorher verkündiget habe.

So was die Denkungsart des Mannes beschaffen, welcher bald nach Friedrich Wilhelms II. Thronbesteigung uns nach Entfernung des geachteten Freiherrn von Zedlitz den wichtigen Posten eines geistlichen Ministers zu erhalten wußte. In Verbindung mit einem andern königlichen Günstlinge, dem General von Bischofswerder, und einem Troße ähnlicher Personen gab er seinen Gaukeleien vom Geistercitiren ein geltendes Ansehen; denn jezt ist es allgemein bekannt, was man damals nur einander in's Ohr raunte, daß in Gegenwart

wart des Königs und grösstentheils Herrschsucht öffentliche Geister-Erscheinungen veranstaltet wurden, und daß man dieses als Hauptmittel gebrauchte, um den gutmüthigen König nach gewissen Privatabsichten zu leiten. Das erste öffentliche große Werk, wodurch sich Wöllner einen Namen machen wollte, war die Bewirkung jenes Religions-Ediktes vom 9 Juli 1788, welches Hunderte von Schriftstellern und Tausende von Sprechern in Bewegung sezte und allgemeine Verwunderung erregte. In demselben wurden manche (so heißt es ausdrüklich) Geistliche angeklagt, daß sie sich ärgerliche Freiheiten in Absicht des Lehrbegriffs ihrer Konfession erlaubten; daß sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion verläugneten; daß sie die längstwiderlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten aufwärmten, solche mit Unverschämtheit durch den Namen Aufklärung unter dem Volke ausbreiteten; die Bibel, diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechtes, verfälschten, verdrehten oder gar wegwürfen; daß sie den Glauben an die Geheimnisse überhaupt und vornämlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig, oder doch überflüssig, mithin (welche sonderbare Schlußfolge!) sie irre machten und dem Christenthum auf dem ganzen Erd-

bo-

Boden gleichsam Hohn bieten. Diesem Unwesen solle schlechterdings gesteuert werden, da es die erste Pflicht eines christlichen Regenten sei, die christliche Religion in ihrer ursprünglichen Reinigkeit nach der Ueberzeugung einer jeden Konfession in ihren symbolischen Büchern zu erhalten, sie nicht den Vorspiegelungen der Modelehrer Preis geben und Millionen Unterthanen nicht unglüklich machen zu lassen. Demnach wurde allen Predigern und Schullehrern bei unausbleiblicher Kassation oder noch härteren Strafen anbefohlen, sich weder öffentlich noch heimlich zu unterfangen, die genannten und noch mehrere (welche denn?) Irthümer bei ihrem Amte oder auf andre Weise zu verbreiten. Denn wie es keinem Richter erlaubt sei, an dem Inhalte der Gesezze zu klügeln und selbige nach Gefallen abzuändern, so könne es noch weniger einem jeden Geistlichen freistehen, in Religionssachen nach Gutdünken zu handeln, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen und seine eignen Grillen an deren Stelle zu sezzen. Es müsse eine allgemeine Richtschnur, Norma und Regel festistehen, nach welcher die Volksmenge treu und redlich geführt würde; und diese Norma solle durch die so genannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen nicht abgeändert werden. Der ernstliche Wille des Königs sei auf

die

die Festhaltung dieser unabänderlichen Ordnung gerichtet, ob er sich gleich keine Herrschaft über das Gewissen anmaße. Welcher Lehrer daher eine andere Ueberzeugung in Glaubenssachen habe, der könne sie auf seine Gefahr behalten; aber lehren solle er nach der Vorschrift. Um dem Edikte mehr Ausdehnung zu geben, wurden noch einige Nebendinge hinzugesezt. Die bisher geduldeten Sekten und Religionsparteien sollten ferner tolerirt, die ältern Befehle wegen der Feier der Sonn- und Festtage befolgt und die Söhne der Prediger und Schullehrer, welche studirten oder die Handlung erlernten, vom Soldatenstande befreit werden und bleiben.

Dies ganze Edikt beruhte auf falschen Voraussezzungen, auf unstatthaften Gründen und auf despotischen Anmaßungen. Auf falschen Voraussezzungen; denn ein weiser und bedächtiger Gesezgeber, welcher doch Wöllner sein wollte, müßte wohl vor allen Dingen untersuchen, ob das Unwesen, dem er steuern will, wirklich vorhanden ist, oder ob es nur in seiner Einbildung existirt. Und da möchten wohl die Thatsachen, die er von einer so schrecklichen und greulichen Seite abkonterfeit, in einem ganz andern, in einem milden und erfreulichen Lichte erscheinen. Und wäre es auch gegründet, daß einige oder, wie er sagt, manche Geistliche zügellose Freiheiten begingen und ihre Grillen an die Stelle der christlichen Lehre sezten, so könnte man doch fragen, ob darum ein so dro-

hen-

hendes Edikt für das ganze Land nöthig, zwekmäßig und heilsam war, ob es nicht weit bessere Mittel gab, die wenigen frevelnden Geistlichen und Grillenfezzer zur Bescheidenheit, Ordnung und Zucht zurükzuführen, oder, wenn sie sich nicht bessern, zu bestrafen. Die Gründe aber, welche in dem Edikte angeführt werden, sind von einer solchen Art, daß sie einem nachdenkenden Menschen auch nur von gemeinem Verstande ein Lächeln abgewinnen. Wöllners stellt keinen Stats- oder Rechtsgrund auf, wodurch einzig und allein ein Regent zu öffentlichen Verordnungen bewogen werden kann und soll. Nein! er führt die gewöhnlichen Gemeinplätze einer theologischen Partei an; er verwandelt die Würde der königlichen Gesezgebung in ein theologisches Disputir- und Wortgefechte: weil die Irrthümer der Socinianer, Deisten und Naturalisten elend und längst widerlegt sind, darum soll kein Geistlicher das Volk irre machen. Mit eben dem Grunde, mit welchem sich das Edikt herausnimmt, über gewisse Lehren ein Verdammungsurtheil zu sprechen, könnte ein Gegner dasselbe gegen die Ediktslehren thun; er könnte den Vorwurf zurükschieben und das, was hier zu predigen geboten wird, auch elendes, längst widerlegtes Zeug nennen. Was würde dies aber beweisen? gar nichts. Gehässige Schimpfnamen, beleidigende Bezeichnungen — das sind denn doch gar zu abgedroschne, schon bei Kindern übliche Kunstgriffe, die jeder Verständige unter seiner Würde halten und

sie

sie da nie brauchen sollte, wo es auf die Stärke der Gründe und auf die Erforschung der Wahrheit ankomme. Ob die Meinungen der Socinianer und Deisten Irrthümer oder Wahrheiten enthalten, das müßte erst durch eine genaue Prüfung ausgemacht werden; das kann man dem Herrn Staatsminister Wöllner auf Treu und Glauben nicht nachbeten; und ob sie unschädliche oder elende Irrthümer sind, verdiente auch noch einer Nachfrage; und wenn sie widerlegt sind, so verdenke man es uns nicht, wenn wir zu wissen verlangen, wer denn die sind, die diese Widerlegung übernommen, ob sie es gründlich und überzeugend hinausgeführt haben und ob wir schuldig sind, ihre Autorität zu verehren und ihren Orakelsprüchen Gehorsam zu leisten. Alles dies würde in ein weitläuftiges Feld von Untersuchungen und Disputationen führen, wo des Streitens kein Ende wäre. Eben so will die imponirende und furchtbar scheinende Vergleichung von einem Richter, der an dem Inhalte der Gesezze nicht klügeln, und einem Geistlichen, der den Lehrbegriff nicht nach seinem Kopfe abändern dürfe, wenig oder nichts sagen. Zwar meinten mehrere, die entweder aus eigner Ueberzeugung oder aus Schadenfreude und aus innerer Verachtung aller Religion das Wöllnerische Edikt rühmten, dieser Grund sei ganz unwiderleglich. Er würde es sein, wenn man eine Kleinigkeit nicht bedächte; die Kleinigkeit, daß die ganze Vergleichung hinkt, daß sie 2 ganz verschiedenartige Dinge zusammenstellt; positives Handeln und

mün-

gründliches Lehren. Eine Wissenschaft, die nach den Fähigkeiten und Bedürfnissen der Lehrenden und Lernenden auf unzählige Arten modificirt und gestaltet werden kann; und die Ausübung des Richteramtes, dem seine bestimmten Grenzen abgesteckt sind, quos ultra, citraque nequit consistere rectum, das geht doch wahrlich beides so himmelweit von einander ab, daß hier kein tertium comparationis Statt hat. Wie unpassend würde es der gemeinste Akkermann finden, wenn man ihm befehlen wollte, über eine andre, bequemere, vortheilhaftere Weise, als es einmal vom Großvater her eingeführt sei, das Feld zu bestellen, den Garten zu bauen, das Vieh zu warten, selber nicht nachdenken, andre nicht belehren zu dürfen, weil ja auch kein Richter, an den Gesetzen nach Gutdünken klügeln und ändern dürfe, und weil sonst lauter Verwirrungen im Akkerbau einreißen und schädliche Irrthümer unter das Volk gestreut werden würden! Uebrigens ist zwischen Lehren und Gesetzen vorhandenen ein Unterschied, den nicht erst das Mißverständniß Machwerken gelernt zu werden braucht, den jeder vernünftige Prediger und Schulmann und andern sollte man kein Lehramt auftragen), von selbst beobachten wird. Endlich maßt sich der Urheber des Edictes das eigenmächtige Recht an, über das, was Grundwahrheiten des Christenthums sein sollen, einen Ausspruch zu thun, nach bloßer Willkühr eine erträumte Norm festzusetzen, und das Halten über einen wahnhaften Lehrbe-

griff, für die erste aller christlichen Regentenpflichten zu erklären. Dies ist ein Recht, welches kein Protestant einer Obrigkeit einräumen kann und wird. Aus der landesherrlichen Gewalt, die einem Regenten, der nach weisen Regeln, nicht nach Laune und Despotie herrscht, allerdings zukommt, folgt kein Recht, über Meinungen etwas zu bestimmen, über den Inhalt gewisser Lehren Vorschriften zu ertheilen, oder festzusezzen, was das Wesen, der Grundcharakter des Christenthums sei, was sich mit dem Geiste der wahren Religion vertrage oder nicht vertrage. Er kann und muß zwar über die Lehren die Oberaufsicht führen, um alles zu verhindern, was die bürgerliche Sicherheit und die öffentliche Ruhe zerrütten; denn solche Lehren, welche die Bande der Gesellschaft zerrissen und den Zwek, wozu sich Menschen in einen Staat vereinigten, zerstörten, die könnten unmöglich Gebote einer göttlichen Religion sein, weil Gott den Menschen durch die Anlagen und Einrichtungen seiner Natur zur Gesellschaft bestimmt hat, und weil der Allweise sich selbst widersprechen würde, wenn er durch positive Lehren das aufheben wollte, was er durch natürliche Bestimmungen als seinen Willen geoffenbaret hat. Wenn ein Fürst das Lehren solcher Sätze, bei deren Ausübung gar keine Staatsgesellschaft mehr Statt finden könnte, untersagt und selbst mit Gewalt hintertreibt, so handelt er vollkommen rechtmäßig, ganz dem Berufe, wozu Regenten da sind, gemäß; und die Gesezmäßigkeit seines Verfahrens

kann er klar und evident aus einem Statsgrunde beweisen. Wenn er aber über diese Grenze hinaus schreitet, wenn er in das Heiligthum kirchlicher Lehren, die mit den Statsgrundsäzzen nichts zu thun haben, hineintritt, wenn er sich über Meinungen, die das innere Wohl des Menschen betreffen, einen entscheidenden Ausspruch anmaßt, dann handelt er nicht mehr nach einem Rechte, sondern nach Gewalt. Wer hat einem Fürsten den Auftrag hiezu gegeben? Man zeige eine solche Vollmacht vor. Und hätte ein Mensch aus Einfalt oder Sklavensinn einen Vertrag dieser Art mit einem Regenten errichtet, so wäre er ungültig an und für sich und unverbindlich für Andre. Das Religionsedikt warf sich zum Richter über Dinge auf, wo kein König richten darf, und es widerspricht dem deutlichen Buchstaben desselben, wenn Friedrich Wilhelm II. in einem Schreiben an den Großkanzler die Absicht dieser Verordnung dahin einschränkt, sie solle nur eine kirchliche Polizei-Verfügung sein. Das Edikt war offenbar mehr, es enthielt Vorschriften über den Volksglauben, es bestimmte, was Grundwahrheit der Religion sei, und dies kann, darf und muß kein König bestimmen. Hätte Kaiphas ein Religionsedikt machen sollen, es hätte nicht anders als das Wöllnerische lauten können, es würde auch von einer unabänderlichen Norma, die in den symbolischen Büchern des Talmud festgesezt sei, geredet, es auch für die erste aller Regentenpflichten ausgegeben ha-

hen, darüber zu wachen, daß Niemand den einmal eingeführten Lehrbegriff ändre. Nach solchen Grundsäzzen wäre das ganze Christenthum verwerflich und der erhabne Stifter desselben sehr zu tadeln, daß er die unabänderliche Norm doch abänderte. Nach den Ausprüchen des Religionsedikts hätte Luther augenscheinlich strafbar gehandelt, da er manches umstieß, was die katholische Obrigkeit für Grundwahrheit der Religion, für wesentliche nicht abzuändernde Norm erklärt hatte. Wöllner ist also kein Lutheraner in der Praxis, ob er gleich für einen dem Namen nach gelten wollte; denn vor seinem Edikte hätte Luther selber keine Gnade gefunden, der eine ganz andre Lehre predigt, wenn er in seinen Werken Th. 10. S. 455 Hallische Ausgabe, sagt: „Weil es denn einem „Jeglichen auf seinem eignen Gewissen liegt, wie er glaubt oder nicht „glaubt, und damit der weltl. Macht kein Abbruch geschieht, soll sie auch „zufrieden sein, und ihres Dinges warten und lassen glauben so oder so, „wie man kann und will und Niemanden mit Gewalt dringen".

Zwar nicht geradezu, aber doch seinem Zwecke nach, stand mit der Einschränkung der Lehrfreiheit in Religionssachen das unter'm 19 Dec. 1788 erlassne, sehr geschärfte Censur-Edikt in Verbindung. Weil die Zügellosigkeit unbesonnener oder boshafter Schriftsteller Verderbniß der Sitten, hä-

mi-

mischen Spott über gute Anstalten, frechen Tadel öffentlicher Verfügungen, Störung der Ruhe nüzlicher Staatsbürger, Irreligiosität und Unzufriedenheit verbreitet habe, so, hieß es, wäre eine Einschränkung der Preßfreiheit und eine strengere Censur durchaus nothwendig. Man kann das Erste glauben und doch die Schlußfolge für unrichtig halten. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß der Stat ein Recht und selbst die Pflicht auf sich habe, den Uebeln, welche Schriftsteller bewirken können, entgegen zu arbeiten; aber daß die Beraubung einer völligen Druckfreiheit und die Anstellung von Büchercensoren die besten, die einzigen oder auch nur einiger Massen hinreichende Mittel wären, jene Uebel zu verhindern, dies ist zu bezweifeln; oder vielmehr es ist gewiß, daß diese Mittel nichts taugen, daß sie jene Uebel nicht einmal verringern, geschweige denn aufheben, daß sie im Gegentheil neue, größere und vielfältigere Uebel herbeiführen, und folglich anderweitiger Vorkehrungen zur Abwendung des Mißbrauchs der Presse bedürfen. Es wird kein engherziger Politiker das ablängnen können, was ein Politiker von einem ganz andern Geiste, der berühmte Fox, mit eben so viel Kraft als Wahrheit einst im Englischen Parlamente hierüber sagte: „Durch alle Kunst „der Pressen können die Wohlthaten „nicht beschrieben werden, welche die „Menschen der Preßfreiheit schuldig „sind; alle Fesseln, die man ihr an-

leg-

„legte, raubten dem Lande bloß das „Wohlthätige der Presse, den Mißbrauch aber vernichteten sie nicht". Als einen großen Feind des Lichtes zeigte sich in Berlin der Geheimerath Hillmer, welcher die Greuel der Französischen Revolution den Philosophen und Schriftstellern zur Last legte, wenigstens diese Ansicht der Dinge dem Könige in einem besondern Schreiben vorhielt und darauf antrug, daß ihm die Censur über alle Monats-Zeit- und Gelegenheits-Schriften, desgleichen alle moralischen und theologischen Bücher mit Zuziehung eines Kollegen überlassen werden möchte; welches denn geschahe, wobei er sehr willkürlich verfuhr und zu viel Klagen der Buchhändler und Schriftsteller und zu gerechtem Unwillen des Publikums mehr als eine Veranlassung gab.

Die Bekanntmachung des Religions-Edikts verursachte mehr Gerede und Geschreibe im Publikum, als Veränderung im Kirchenwesen. Die Prediger und Schullehrer richteten sich wenig darnach, die Inspektoren wachten über dessen Befolgung nicht und die Konsistorien, in welchen helldenkende und edle Männer saßen, hielten mehr auf den Geist der Religion, als auf den Buchstaben der Willkürlichkeit. Es schien daher, als ob es hiermit, so wie mit allen Verordnungen, die auf die Denkart der Zeit keine Rücksicht nehmen, gehen würde, daß man sie eben so geschwind vergißt, als man sie übereilt gab. Aber diesmal hatte man sich doch

geirt. Anstatt durch die Unthätigkeit der Konsistorien in seinem Eifer zu erkalten, wurde Wöllner noch hitziger, anstatt durch den lauten Tadel und den sarkastischen Spott der Gegner sich schrecken zu lassen, wurde er noch hartnäkkiger, seinen Entwurf durchzusezzen. Er beredete den König zu neuen, sonderbaren Maßregeln, er nahm altgläubige, aber zum Stük für die Menschheit und die bessere Sache, schwache, bei'm Publikum in keiner Achtung stehende Männer zu Gehülfen, und brachte ein neues, bisher im Preußischen ungewöhnliches Kollegium unter dem Namen der geistlichen Examinations-Kommission zu Stande. Im Jahre 1790 wurde der König bei seiner Anwesenheit zu Breslau auf den Konsistorialrath Hermes, und dessen Schwiegersohn den Organisten Oswald aufmerksam gemacht, beides Leute von herzlicher Einfalt, großem Aberglauben und sinnloser Schwärmerei, die schon längst zu einer geheimen Verbindung von Mystikern gehört zu haben, und mit Wöllnern zu einem Ziel einverstanden zu sein schienen. Denn 1786 gab Oswald ein Buch voll des ungereimtesten Zeuges, Analogie der leiblichen und geistlichen Geburt etitelt, heraus, welches in sehr mächtigen geheimen Cirkeln zu Berlin für hohe Weisheit gehalten wurde, zum Beweise, daß dessen Verfasser großen und vielvermögenden Anhang hatte. Hermes begleitete diese Ausgeburt der Thorheit mit einer lobpreisenden Vorrede, worin er unter andern sagte:

„War-

„Wartet noch eine kurze Zeit, die periodi„sche Thorheit der unbefugten Religionsverbesserung „wird bald vorübergegangen sein, alsdann werden „jene, die jezt noch so laut schreien, ihr eigentliches „Zwek erreicht zu haben (im Original drop„pelt groß gedrukt) schweigen. Sie werden „schweigen, sage ich; möchte nur nicht mündlicher „von ihnen hernach die Larve des „Heuchlers nehmen!“ Wie hätte der Mann so zuversichtlich, so hochfahrend schreiben können, wenn er nicht um Wöllnerische oder ähnliche Plane gewußt hätte? Der König sprach die genannten Mystiker zu Breslau, und berief sie bald darauf in die Residenz. Oswald wurde königlicher Vorleser, lebte in der Folge mehrentheils zu Potsdam, wo er ein schönes Haus geschenkt und eine starke Pension zugesichert bekam, und von dem man allgemein erzählte, daß er sich des seltnen Vorzugs rühme, daß ihm der Herr Christus auf seinen Spaziergängen sichtbar erscheine und sich traulich mit ihm unterrede. Seinem Schwiegervater Hermes wurde ein größerer Wirkungskreis angewiesen. Im April 1791 berief ihn der König nebst dem Minister Wöllner, dem Konsistorialrath Woltersdorf, und dem oben erwähnten Hillmer zu einer geheimen Berathschlagung nach Potsdam, deren Gegenstand die Ergreifung der kräftigsten Mittel, um dem Religionsedikte Respekt und Gehorsam zu verschaffen, betraf. Die Folge davon war, daß sämtliche Räthe, so wie der abwesende Konsistorialrath

Silberschlag zu Mitgliedern der neu errichteten Examinations-Kommission ernannt wurden. Dies Kollegium erhob sich bald über alle andere geistliche Behörden mit Ausnahme des geistlichen Departements, dem es untergeordnet sein sollte, es entriß dem Berlinischen Oberkonsistorium seine vorzüglichsten Gerechtsame, und übte einen wahren geistlichen Despotismus, den unerträglichsten und schädlichsten unter allen, aus.

Die neue Examinir-Kommission erhielt am 31 Aug. 1791 eine königliche Instruktion, welche mit dem Geiste der Preußischen Gesezgebung, mit der Denkart des Jahrhunderts, und mit dem wahren Christenthume in offenbarem Widerspruche stand. Sie enthielt theils allgemeine Vorschriften für die ganze Kommission, theils besondre Verhaltungsbefehle für die einzelnen Mitglieder. Es wurde ihnen überhaupt eingeschärft, das Religionsedikt zur Grundlage ihrer Arbeiten zu machen und es als ihr Hauptgeschäfte zu betrachten, daß selbiges nach allen seinen Punkten und Klauseln allenthalben in Ausübung gebracht werde. In dieser Absicht sollten sie an sämtliche Landeskonsistorien eine Instruktion verfassen, damit besagtes Religions-Edikt nicht ferner, wie bis dahin, nur nachläßig beobachtet oder gar zurükgelegt würde. Es wurde ihnen sodann geboten, durch Hülfe von Unterkommissionen eine doppelte Liste von allen Preußischen Predigern

und

und Schullehrern anzufertigen. In der ersten Liste sollten alle guten Subjekte bemerkt werden, das heißt, die, welche an der Orthodoxie und an der alten, reinen, christlichen Glaubenslehre hingen; wobei wie im Vorüberfluge auch ihrer Rechtschaffenheit und Geschicklichkeit gedacht werden könnte. In das zweite, schwarze Register sollten vorzüglich alle Neologen und die ganze Rotte der sogenannten Aufklärer, sodann auch die, deren Lebenswandel anbrüchig sei, gesezt werden, und dies zu dem Ende, um aus der ersten Liste die Wahlkandidaten zu den wichtigsten Lehrstellen in Kirchen und Schulen zu nehmen und auf die Geistlichen von der zweiten Liste ein wachsames Auge zu haben. Ein anderes Hauptgeschäfte der Kommission sollte sein, jeden Kandidaten, der eine Pfarre oder Schulamt suchte, vorher, ehe er zu dem gewöhnlichen Konsistorial-Examen gelassen würde, über sein Glaubensbekenntniß zu prüfen und ihm ein schriftliches Zeugniß auszufertigen, daß er von den schädlichen Irrthümern der Neologen und Aufklärer nicht angesteckt sei, ohne welches Attest kein junger Theologe von einem Konsistorium examinirt und noch weniger in ein Amt eingesezt werden dürfte. Den Räthen Hermes, Woltersdorf und Silberschlag, wurde es sehr an's Herz gelegt, bei diesem Glaubens-Examen recht scharf und gewissenhaft zu verfahren, um redliche Bekenner Jesu zu befördern, die Neologen aber von Kanzeln und Lehrstühlen

zu

zuhaltenlassen. Es sollten daher stets zwei von ihm bei der gelehrten Konsistorial-Prüfung der Kandidaten zugegen sein, nicht eben gerade zum Examiniren *), sondern vielmehr, um durch ihre Gegenwart dem öffentlichen Examen desto mehr Gewicht, wie auch Regelmäßigkeit zu geben. Eine größere Herabwürdigung eines respektablen Landes-Kollegiums läßt sich kaum denken, als durch diese Anordnung dem Berlinischen Oberkonsistorium widerfuhr; es wurde ihm damit angedeutet, es wäre bisher bei den Prüfungen flüchtig und unregelmäßig verfahren, es solle erst von verächtlichen Horchern, von einem Hermes und Woltersdorf lernen, sein wichtigstes Amtsgeschäfte mit Würde und Ordnung zu betreiben. Unter den besondern Vorschriften dieser Instruktion war folgendes das hauptsächlichste. Silberschlag sollte keine eigenthümliche Beschäftigung haben, desto mehr auf den Schultern des Herkulischen Hermes ruhen. Diesem ward aufgetragen, an allen neuen Büchern, Reglements und Vorschriften zu arbeiten, welche nöthig sein

*) Warum denn nicht? Vermuthlich, weil die Herren ihre Geistesarmuth fühlten und wohl einsahen, daß sie neben einem Teller und Zöllner, ja vor vielen Kandidaten als arme, unwissende Sünder da stehen und wenn sie sich über ihren orthodoxen Wortkram erheben wollten, sich selbst mit Schande bedecken würden.

sein möchten. Er sollte sich derer Kandidaten, die in der Residenz wären, durch einen mündlichen Unterricht und der Auswärtigen durch eine schriftliche Anweisung möglichst annehmen; außerdem über die Berliner Schulen die Aufsicht führen und Visitation halten. Reisen zu den Provinzial-Schul- und Kirchen-Visitationen sollte er gemeinschaftlich mit Hillmern unternehmen. Lezterm ward die Mitarbeit an den neuen Büchern und die Censur aller moralischen und periodischen Schriften auferlegt. Wolterdorf, der schon genug beschäftigt wäre, sollte nur noch die besondre Pflicht erfüllen, ein genaues Verzeichniß über die Berlinischen Kandidaten zu führen, ihre Geschiklichkeit im Katechisiren und ihren Eifer in Besuchung seiner Informationsstunden zu bemerken. Daß dies eine Art von Inquisitionstribunal wär, kann kein Unparteiischer läugnen oder verkennen. Hätte es aus Männern von Ansehn oder Verdienst bestanden, so hätte es viel wirken können. Aber da die Mitglieder desselben, (mit Ausnahme von Silberschlag, der sich in einigen gelehrten Fächern, als in der Mathematik, gute Kenntnisse erworben hatte) wegen ihrer tiefen Unwissenheit nicht bloß verachtet, sondern selbst verspottet und verlacht wurden, so brachten alle ihre Anstrengungen keine sonderlichen Erfolge hervor; so heiser sie sich schrien, so müde sie sich schrieben, so verhallten ihre Töne in der Luft, so blieben ihre Gebote todte Buchstaben. Hierzu kam, daß theils der König zu keinen gewaltsamen, harten

Maß-

Maßregeln geneigt war, — theils die Glaubensrichter nicht Kraft, nicht Muth genug hatten, das Wagestük zu versuchen, mit Ernst durchzugreifen und ihre Drohungen in Thatsachen zu verwandeln.

Höchst neugierig mußte man auf die wichtigen Bücher sein, welche dies Glaubenstribunal, besonders Hermes, dem Publikum und einer ganzen Nation zur Bekehrung vorlegen würde. Es erschienen wirklich einige gedrukte Bogen — denn mehr war es nicht — aber sie dienten nur dazu, ihre Urheber vollends mit Hohn und Verachtung zu brandmarken. Noch im Jahre 1791 erhielten alle Konsistorien ein gedrucktes Schema examinis Candidatorum, welches Hermes verfaßt hatte und welches in Sache, Sprache, Einkleidung und Anordnung so gar klägich war, daß es nichts als Lachen erregte. Der erste Abdruk wimmelte von so groben Sprachfehlern, von so sinnlosen Stellen, daß die Examinir-Kommission aus Scham ihn selbst unterdrükte und eine weite, etwas verbesserte, obgleich nicht vernünftigere Ausgabe veranstaltete. Es war ein Produkt, von welchem man allgemein urtheilte, es sei der Ignoranz eines verfinsterten Kapuziner-Mönches angemeßner, als der Ehre, in einer protestantischen Stadt, und in welcher? in Berlin gedrukt zu sein. Von gleichem Geiste waren 2 Predigten, welche Hermes unüberlegt genug drukken ließ, die eine am Sonntag Jubilate 1791 zu Potsdam vor dem Könige, die andre am 3 Advent d. J. zum Gedächtniß des verstorbnen Silberschlag gehalten.

Sie

Sie sezten ihn sogar in den Augen seiner eignen Partei herab; denn sie zeigten, daß es ihm an allem fehlte, was nur zu einem erträglichen Prediger gehört, und daß ein jeder nicht ganz von der Natur verwahrloseté Kandidat einen bessern Vortrag halten müßte, als hier ein Mann that, der mit so großem Pomp als Reformator seines Jahrhunderts auftrat. Ein Gemengsel von Schuldogmatik, unverständlicher Typik und verworrener Mystik war der Inhalt dieser sogenannten Predigten; sie hatten keine logische Ordnung, keinen einzigen gemeinnüzzigen Gedanken, keinen faßlichen Sinn, keine Brauchbarkeit für's Leben; man wußte überhaupt nicht, was er mit dem ganzen unzusammenhängenden Geschwäz eigentlich sagen wollte. Daß sie orthodox waren, gereichte ihnen nicht zum Vorwurf; denn es kann jemand orthodox sein und doch sehr lehrreich, zur Tugend erwekkend, tröstend und rührend predigen; sondern daß sie lauter kauderwelsches, unnüzzes, zu nichts dienendes Gewäsch enthielten, dies machte sie verderflich und erfüllte alle Freunde einer wahren Erbauung mit Unwillen und Wehmuth, weil sie einsahen, daß eine solche Predigtweise das Christenthum geringschäzzig, die Kirchen leer, und den Lehrstand verächtlich machen müsse. Und doch hatte dieser Mann, der nicht einmal die dunkelste Ahnung von dem, was heilsam predigen heißt, zu haben schien, die hochmüthige Dreistigkeit, im Namen der Examinir-Kommission eine Anweisung für die Evangelisch-Lu-

the-

ehelichen Prediger zur gewissenhaften und zweckmäßigen Führung ihres Amtes auszuarbeiten, und im ganzen Lande herumzuschicken; es war eine vortrefliche Anweisung von dem, was ein Prediger nicht thun müsse. Zu einer noch größern, zu einer unvertilgbaren Schande gereichte ihm die Herausgabe eines allgemeinen Landeskatechismus unter dem Titel: Die christliche Lehre im Zusammenhange. Auf allerhöchsten Befehl für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet und zu einem allgemeinen Lehrbuche in den niedern Schulen der Preußischen Lande eingerichtet. Berlin 1792. 57 und 16 S. 8. Hermes hat dieses Buch oder Büchlein nicht selbst verfasset; er traute seinen eignen Kräften nicht so viel zu, ein solch Machwerk fabriciren zu können. Er legte einen alten 30jährigen Trödler zum Grunde und unter großem Stöhnen und Herzklopfen heftete er einige Flickereien daran, deren Zustandebringung er in den Vorrede für eine Ueberwindung mühevoller Schwierigkeiten ausgiebt. Eine armseligere Geistesgeburt war in den neuern Zeiten lange nicht an's Tageslicht gekommen; und die geistliche Examinations-Kommission mußte wahrlich alles Gefühl von Scham vor der vernünftigen Welt verloren haben, daß sie die Worte: für die Bedürfnisse der jetzigen Zeit umgearbeitet, auf den Titel setzen lassen konnte. Oder sie mußte des Glaubens sein, nur ein solcher Katechismus wäre ein Zeitbedürfniß, welcher das Gedächtniß der

Kin-

Kinder mit unbegreiflichen, unverstandenen und unfruchtbaren Sätzen beschwerte, die Vernunft durch dunkle Vorstellungen verwirrte, das Herz zu müssigen Andächteleien stimmte, und den Menschen zu den Geschäften, Sorgen und Verhältnissen des gesellschaftlichen Lebens unbrauchbar machte. Denn dies alles enthielt der neue, einem ganzen Lande vorgeschriebne, doch zum Heile der Religion und Sittlichkeit nicht durchaus eingeführte Katechismus. Alle wirkliche oder auch nur eingebildete Macht der Glaubensdespoten reichte nicht zu, ihre Entwürfe durchzusetzen. An vielen Orten wußte man nicht einmal von der Existenz eines solchen verunglückten Lehrbuchs etwas. Und so erging es ihm nicht besser, als den früher, vor der Errichtung der Examinir-Kommission von Wöllnern selber gemachten Versuchen, einen orthodoxen Katechismus in Gang zu bringen. Das Vorhaben mußte als unausführbar aufgegeben werden.

Die Bemühungen des Ministers Wöllner, einen allgemeinen Katechismus in die Schulen einzuführen, veranlaßten einen Prozeß, der nicht zu den alltäglichen gehörte und die Vortrefflichkeit der Preußischen Rechtspflege auf's neue ins hellste Licht, so wie die Fehlgriffe und die Willkürlichkeiten, welche sich Wöllner zu Schulden kommen ließ, öffentlich zur Schau stellte. Ein ungenannter hatte in einer kleinen Schrift die Nützlichkeit eines allgemeinen Landeskatechismus zu beweisen und die beste Einrichtung eines solchen Buches darzustellen, ge-

sucht.

ucht. Der reform. Prediger Gebhard in Berlin
gab dagegen, doch ohne sich zu nennen, folgende
Widerlegung heraus: „Prüfung der Gründe,
„welche der Verf. der kleinen Schrift: ist ein allge-
„meiner Landeskatechismus nöthig ꝛc.? zur Be-
„hauptung seiner Meinung beigebracht hat. Berlin
ei Unger. 1791. 23 S. 8.“ Gebhard, oder viel-
nehr der Verleger ließ diese Schrift vor dem Ab-
rukke von der Behörde censiren. Der Oberkonsi-
orialrath Zöllner, als bestellter königlicher
Censor, fand darin nichts Anstößiges, Statswidri-
es, oder Unerlaubtes; er gab daher die Bewilli-
ung zum Druk. Kaum war sie öffentlich erschie-
en, als Wöllner eigenmächtig den Verkauf der-
lben bei 100 Dukaten Strafe verbot, sie eine
ende Scharteke nannte, und zum Grunde seiner
Despotie vorgab, daß diese Schrift einen ſtröſ-
chen Tadel der von Sr. Majestät verordneten
inführung eines allgemeinen Lehrbuchs der christl.
Religion mit sich führe. Dies Verfahren war
en so übereilt als ungesezmäßig. Das Buch ent-
elt keinen Tadel des Königs, sondern nur eines
nbekannten Schriftstellers, und der Tadel selbst
onnte nicht sträflich sein, weil er nicht aus der Luft
gegriffen war, nicht die Ehre eines Menschen kränk-
, nicht auf Schmähungen abzielte, sondern in
inem bescheidnen, kaltblütigen und anständigen
one alles mit Gründen unterstüzte und nur von
achen, nicht von Personen handelte. Der Verle-
r, der die Landesgesezze bei Herausgabe der

genau befolgt hatte und nun ohne seine Schuld in Verlust gerieth, verlangte von dem Minister einen Schadenersaz. Ohne sich weiter um die Folgen zu bekümmern, verwies ihn Wöllner an den Verfasser und Censor. Der Buchhändler Unger verklagte demnach die leztern beim Kammergerichte, wie es schien im vollen Ernste, aber wie man fast glauben muß, in gutem Einverständniß mit ihnen. Der Verfasser Gebhard wurde sogleich von aller Verantwortlichkeit freigesprochen, gegen den Censor aber die Klage angenommen. Der Kriminalrath Amelang führte die Klagsache des Verlegers und webte in seine Eingaben so viel feine Ironie, so viel satirische Laune, so viel treffenden Wiz über den Minister Wöllner, daß er sich allgemeine Bewunderung seiner Talente im Lande, und einen großen Ruhm außerhalb des Preußischen Stats erwarb. Er versteckte sich hinter dem Glauben; ein getreuer Unterthan dürfe nicht glauben, daß das Reskript des Ministers irrig sei; denn wer an seiner Weisheit und Gerechtigkeitsliebe zweifle, der gebe zu erkennen, daß man den Namen des Königs gemißbraucht habe, und den sträflichen Tadel königlicher Anordnungen einer Schrift beimessen wolle, welche diesen Tadel nicht verdiene; so etwas lasse sich von einem so erleuchteten und von Vorurtheilen so weit entfernten Manne, als der Minister sei, nicht gedenken; man müsse also glauben, daß jene Vorwürfe gegründet wären, und daß der erleuchtete Chef des geistl. Departements nicht

nur

nur ein Recht, sondern sogar eine Verbindlichkeit gehabt habe, den Druk der Gebhardischen Schrift zu untersagen. Das Kammergericht entschied indessen, wie es der Kläger mit seinem Sachwalter selbst nicht anders erwartet hatte, gegen die Klage und also gegen das Verfahren des Ministers unterm 5 Mai 1791. Und merkwürdiger als das Urtheil sind die Grundsäzze, nach welchen es gesprochen wurde. „Einer guten Sache, heißt es in den Entscheidungsgründen, wird nicht sowohl durch ihre „Gegner, als durch schlechte Vertheidiger geschadet. „Wer schwache Gründe verdrängt, macht stärkern „Plaz. Wenn es daher auch richtig wäre, daß die „Einführung eines allgemeinen Landeskatechismus „von der Regierung beschlossen und dieser Beschluß „dem Censor bekannt gewesen wäre; so könnte doch „die Widerlegung falscher und schwacher Gründe, „welche dafür streiten sollen, nicht als ein Hinderniß dieses Vorhabens betrachtet werden. — Beklagter hätte so gar die der Regierung „schuldige Ehrfurcht verlezt, wenn er „angenommen hätte, sie wolle lieber „den einmal gefaßten Vorsaz blindlings „befolgen, als bessern Gründen Gehör „geben. Wenn jemals über Gesezze und öffentliche Anstalten mit Nuzzen geschrieben werden „kann, so ist es gewiß zu der Zeit, da sie eben entworfen werden. Haben nun die Einrichtungen, „welche getroffen werden sollen, das Religions- „und Erziehungswesen zum Gegenstande; so ist

„es ja offenbar, daß unter den vielen tausend „Menschen, welche diesem Geschäfte ihre ganze „Lebenszeit widmen, mancher anzutreffen sein „müsse, dessen Belehrung dem noch mit vielen an„dern wichtigen Dingen beschäftigten Staatsmanne „nützlich werden kann. Dergleichen Beleh„rungen dürfen um so weniger verhin„dert werden, da sie auch gegen schon „bestehende Einrichtungen Statt finden „müssen. Wenn nichts, was diesen „entgegen ist, behauptet werden dürf„te, so würden, wie Beklagter mit „Recht in seiner Deduktion anführt, „alle Kompendien der Statswissen„schaft unter die verbotnen Bücher und „Plato, Montesquieu und Thomasius, „unter die Statsverbrecher gehören; „ja es würden dadurch alle Bemühungen der „Gelehrten auf Gedächtnißkram und unnütze Spe„kulationen eingeschränkt werden. Daß es beson„ders in den Preuß. Staten erlaubt sei, „die wirklich vorhandnen Anstalten und Gesetze zum „Gegenstande gelehrter Untersuchungen zu machen, „ist von dem Kammergerichte in der Würzerschen „Sache anerkannt worden; und es erhellet ganz „deutlich aus dem Artik. 11. des Censuredikts, „wo es heißt: die Absicht der Censur ist keinesswe„ges, eine anständige, ernsthafte und bescheidne Un„tersuchung der Wahrheit zu hindern; und im Ein„gange desselben wird nicht die Prüfung,

„son-

„sondern die hämische Verspottung und „der hochhafte Tadel öffentlicher Anstalten „und Verfügungen als unzulässig gemißbilligt". Ungeachtet dieses Richterspruchs wußte Wöllner den König, gewiß nicht durch die edelsten Mittel, in dem Beharren auf willkürlichen Maßregeln in dieser Sache zu erhalten und so bewies er vor aller Welt, daß es ihm um kein Recht, sondern nur um Behauptung seines Eigensinnes zu thun sei. Vor dem Gericht war öffentlich anerkannt, daß der Censor seine Pflicht gethan, der Verleger nichts versehen, der Verfasser nichts Sträfliches geschrieben habe, daß das verbotne Buch auf eine bescheidne Art nicht einmal die königlichen Anstalten, sondern bloß die schwachen Gründe eines Ungenannten beleuchte, wozu ausdrükliche Gesezze die Bewilligung ertheilen; wer hätte nicht denken sollen, nun müsse der Verkauf desselben gestattet werden. Aber es war verboten und blieb verboten und durfte auch mit den Aktenstükken, deren Bekanntmachung bald erfolgte, nicht abgedrukt werden. Wöllner's Gewalt galt also mehr, als Richterstühle und Gesezze.

Und dies zeigte sich nicht lange darnach bei einem noch sonderbarern Prozesse, bei der Gerichtssache des unter dem Namen des Zopfpredigers allgemein bekannten Schulz. Dieser Mann, Prediger zu Gielsdorf, hatte sich schon längst nicht sowohl durch seinen Haarzopf, den er trug, als vielmehr durch die unbesonnensten Aeußerungen,

gen, die er in Schriften deutlich behauptete, in einen üblen Ruf bei der verständigen Welt gebracht. Seine Grundsäzze, die er in seiner Sittenlehre für alle Menschen und in dem Erweis des himmelweiten Unterschiedes der Moral von der Religion mit roher Dreistigkeit und mit leichtsinniger Bitterkeit ungescheut bekannte, hatten offenbar den Zwek, alle Pflichten gegen Gott, alle Forderungen der Religion, alle Uebungen des Gebets und die Geschäfte des Predigtamtes als Aberglauben, Gaukelei und Thorheit herabzuwürdigen, zu verwerfen und, so viel an ihm lag, abzuschaffen. Er empörte jeden Mann von edlem Gefühl noch mehr durch die Art, wie er seine anstößigen Meinungen bekannt machte, als durch das Auffallende seiner Sophismen selber; er schrieb in einem trozzigen, ungesitteten, allen Anstand verachtenden Tone und dennoch erhob er ein Zetergeschrei, wenn man ihm vorhielt, daß er nach seinem Gewissen, oder, wenn er dies nicht achtete, nach seinen eignen Lehren als konsequenter Mann sein Predigtamt niederlegen müsse, weil es ihm ein verachtungswürdiges Geschäft war, weil er es so gar ein ehrloses Gewerbe genannt hatte. Einen solchen Menschen, der nicht verstekt, sondern ganz offen zur Fahne der Atheisten und Religionsspötter schwor, über seine mit dem Geschäfte eines Religionslehrers unvereinbaren Behauptungen zur Verantwortung zu ziehen und eines Standes zu entsezzen, den er für überflüssig hielt, den er schmähte und

als

nfeindete, das schien keine unbillige, sondern selbst ine nöthige und gerechte Maßregel seiner Vorgesezten u sein und die Duldung eines solchen Mannes wurde on vielen für eine zu weit gehende Nachsicht angese- en. Hätte ihn der Minister daher auf dem geraden echtlichen Wege über deutlich bestimmte Punkte zur Rede gesezt und ihm dann, was der Ausspruch der Richter bestimmte, ohne Ausflüchte und Winkelzüge iederfahren lassen, so würde kein Parteiloser das aben mißbilligen können, er hätte es loben und gutheis en müssen. Aber ein freies, gesezmäßiges Verfahren hien einmal nicht den Beifall dieses Statsmannes zu aben; seine Handlungsweise liebte auch da, wo er eine Ursach hatte, das Auge des Publikums zu scheuen, as Verstekte, Regellose, Gewaltsame. Man ernie- rigte sich zu hinterlistigen Anschlägen, zu unwürdigen Machinationen, zu unerlaubten Kunstgriffen, um idrige Zeugnisse gegen Schulz zu erschleichen, an stellte ihn zuerst vor die Inquisition der Examis ir-Kommissarien, man belangte ihn über unwesent- che Dinge, wo es ihm leicht war, sich in einem ortheilhaften Lichte zu zeigen; und da dies alles zu ichts führte, so ließ man die Sache vor dem Kammergerichte verhandeln; aber auch hier beging Böllner so handgreifliche Unregelmäßigkeiten, erstieß so sehr gegen alle Form einer unparteiischen ustiz, und mischte so viele Machtstreiche ein, daß seinen Zwek nicht erreichen konnte; nicht die Un- huld des Beklagten, sondern das seltsame Benehe- en der Kläger war Ursach, daß dieser Prozeß

einen

einen Ausgang nahm, der in der That nicht zur Ehre Wöllner's gereichte; das Kammergericht sprach Schulzen in Absicht der wider ihn verkehrt angebrachten Beschuldigungen frei; der Minister, welcher den Triumpf, den er durch die Justiz nicht erlangte, nun durch Gewalt erpressen wollte, bewog den König, das Urtheil dahin zu bestätigen, daß Schulz abgesetzt würde. Gegen eine solche wunderliche Bestätigung, welche dem Inhalte des Richterspruchs gerade zu entgegengesetzt war, protestirte Schulz zwar; aber zuletzt mußte er der Macht weichen und einen Posten verlassen, den er freilich auf eine gesetzmäßigere Art schon eher hätte verlieren sollen.

Der Minister sahe endlich ein, daß er auf dem Wege Rechtens so wenig, als mit seiner Methode, die Güte seines Verfahrens durch vermeintliche Gründe überzeugend darzuthun, etwas ausrichten könne. Im Jahre 1789 schrieb ein Rostokker Hofrath, D. Rönberg, über symbolische Bücher in Bezug auf's Staatsrecht ein kleines Werk von 93 Seiten, worin er dem Minister Wöllner viele Komplimente machte, das Religionsedikt der Länge nach abdrukte, die Heilsamkeit desselben mit vollen Backen anpries, und die Nothwendigkeit über den symbolischen Büchern zu halten, aus Staatsgründen zu beweisen suchte. Der geschmeichelte Minister bildete sich ein, das Geschreibsel des Rostokker Doktors müsse für jeden Leser eben die Ueberzeugungskraft haben, als es für seinen un-

wöll-

wollten Verstand hatte; er kaufte daher Hunderte von Exemplaren auf, und schikte sie an alle geistliche Inspektoren, damit sie sie in ihren Kirchspielen bei Predigern und Schullehrern cirkuliren lassen sollten. Die ernste Art, womit er dies Geschäft betrieb, war ein deutliches Merkmal seines Glaubens, daß die Lesung dieses Büchleins Wunderdinge bewirken und die verblendeten Neologen wie durch einen Zauberschlag in rechtgläubige, edikmäßige Orthodoxen umwandeln würde. Aber die gehoffte Wirkung blieb aus. Vielen ekelte der losen Späße, der hochtrabenden buntscheckigen Schmeicheleien, sie konnten die Lektüre eines Buches, welches wie ein alter Fleken mit bunten Lappen und Flittern verziert und verziert aussahe, nicht aushalten; sie legten es halb ungelesen bei Seite; andre fanden darin so viel unlogische Definitionen, die bis ins Lächerliche gingen, so wenig Genauigkeit im Denken, so viele gehäufte Widersprüche und so wenig Richtigkeit in den Geschichtsangaben, daß sie in ihren entgegengesezten Meinungen gerade dadurch noch mehr bestärkt wurden, weil man so seichte Tagelöhnerarbeit für ein unübertrefbares Meisterstük ausgabl. Es fehlt auch nicht an Gegenschriften, in welchen die Geringfügigkeit der Könabergischen Behauptungen gezeigt wurde. Mit vorzüglich scharfer und satirischer Lauge wusch ihn das Sendschreiben eines alten Landpredigers im Preußischen ꝛc. welches Schilling, Lehrer an der Domschule zu Brehmen, zum Druk beförderte. Mit

ächt

licht Attischem Salze ward Römberg hier persifflirt und jedem Nachdenkenden bewiesen, daß diese von Wöllnern so mächtig in Schuz genommene Schrift anmaßend, schlecht, unverdaut und unphilosophisch sei. „Sie wollen, sagt der Landprediger gleichsam als Resultat in wenig Worten, Sie wollen, lieber Hr. Hofrath, nichts Schwankendes in der Religion; alles soll da zusammenhalten, als wärs mit eisernen Faßreifen umgeben und dieser Religions-Böttcher soll der Fürst sein. Lassen Sie's lieber die Wahrheit sein; denn wo diese mit ihrem Sonnenglanze fehlt, da hilft kein Bannen, und auf die Dauer auch keine Gewalt, noch List.

Schäzbar ist vor allen des Prof. Villaume Prüfung der Römbergschen Schrift nicht sowohl wegen der eigentlichen Widerlegung, welche von andern treffender verfaßt wurde, als vielmehr wegen der langen Vorrede, welche einige merkwürdige historische Umstände als Zeichen der Zeit zur Kenntniß des Publikums brachte, die sonst vielleicht ganz oder noch lange unbekannt geblieben wären. Villaume wollte sein Buch zu Berlin drukken lassen, welches der Censor Teller erlaubte, der Minister Wöllner aber untersagte. Der Verf. begnügte sich mit dem bloßen Machtspruche nicht, sondern verlangte Gründe und wandte sich daher mit einer Klageschrift über verweigerte Censur an sämtliche Minister des Justizdepartements, zu welchen Wöllner selber gehörte. Lezterer führte darauf

als

s Urſache des Drukverbots eine Stelle in der
euen, im Jahr 1790 errichteten Wahlkapitulation
s Kaiſers Leopold II. an, welche Art. 22 §. 8
lgenden eben erſt beigefügten Zuſaz enthielt: „es
olle keine Schrift (nämlich im Deutſchen
eiche) geduldet werden, die mit den
mbolischen Büchern beiderlei Relig
ionen und mit den guten Sitten nicht
ereinbarlich ſei, oder wodurch der
nſturz der gegenwärtigen Verfaſſung
der die Störung der öffentlichen Ruhe
efördert werden.“ Das Juſtizdepartement be
hloß, vor Abfaſſung eines entſcheidenden Urtheils
uvor die Erklärung des Miniſter der auswärtigen
ngelegenheiten einzuholen, welches denn geſchahe.
er Graf von Herzberg und von Finkenſtein
aben über den ſonderbaren Zuſaz unter'm 18 Febr.
791. eine Auskunft, welche das weiſe Verfahren
erſelben jedem wahren Patrioten unwiderleglich be
ies; wovon hier aber nur einige Stellen angeführt
erden können. „Es iſt richtig, ſagen dieſe Staats-
„männer, daß in die Wahlkapitulation die neue
„Verordnung eingeflossen, daß keine Religions-
„ſchriften geduldet und geſtattet werden ſollen, wel-
„che den ſimboliſchen Büchern der 3 in Deutſchland
„herrſchenden Religionen ungemäs und entgegen
„ſeien. — Kurmainz machte in ſeinen ſoge-
„nannten Erinnerungen den Antrag dazu. Als der
„Kurfürſt ſolche anhero mittheilte, ſo wurden die
„Kurbrandenburgiſchen Wahlbotſchafter angewie-

„ſen

„sen und autorisirt, sich diesen in diesem Betracht „verfänglichen und bedenklichen Vor„schlägen entgegen zu sezen und votando zu „äußern: es sei Evangelischer Seits nicht be„stimmt und ausgemacht, welches allge„meine Bekenntnißbücher seien. Die „Vorsorge, verderblichen und gefährli„chen Lehren und Meinungen und den„selben Verbreitung Einhalt zu thun, „müsse jedem Landesherrn vorbehalten „bleiben; es könne weder dem Kaiser, „noch den Reichsgerichten, noch dem „Katholischen Reichstheil ein Urtheil „und Erkenntniß über Protestantische „Religionsschriften und deren Ueber„einstimmung mit dem Evangel. Lehrbe„griff oder ihre Abweichung davon über„lassen werden. — Dahin fiel nicht „nur die Kurbrandenburgische, sondern „auch die Kursächsische, und Kurbraun„schweigische Stimme aus. Die Katho„lische Stimmen-Ueberlegenheit bewirkte aber „einen, dem Kurmainzischen Antrage gemäßen „Schluß, der der Kapitulation eingerükt wurde. „Allein dieser Schluß wird so wenig von „dem Evangel. Reichstheil für verbind„lich angesehen und befolgt werden, „als er einem Protestantischen Kur„und Reichsfürsten in seine Landesherr„liche Hoheits- und Religions-Polizei-

„rech-

rechte eingreifen und Ziel setzen kann. — — Uebrigens scheint es uns eine unverwehrliche Sache zu sein, über das Ansehen, die Verbindungskraft, die Absichten, die Dauer, die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit der symbolischen Bücher Betrachtungen anzustellen und seine Privatgedanken zu eröfnen, wenn es nur nicht auf eine heftige, unhöfliche und schwärmerische Art geschieht". Nach diesem vortreflichen Gutachten glaubte der Statsrath in einem förmlichen Beschluss, obwohl mit Widerspruch des Ministers Böllner, den Druk der Villaumeschen Schrift; aber auf Anstiften dieses Gegners der bessern Sache ging der König den Großkanzler von Carmer deswegen zur Rechenschaft. Carmer vertheidigte sich und seiner Kollegen Verfahren in einem ausführlichen Schreiben mit triftigen, von keinem Böllner umzustoßenden Gründen, richtete jedoch gegen den mächtigen Einfluß des geistlichen Ministers nichts aus. In einer Kabinetsorder vom 5 März 1791, in welcher man Wöllners Schreibart nicht verkannte, wurde die von einem ganzen erleuchteten Kollegio von erprobten Statsmännern ertheilte Bewilligung des Druks schlechtweg für unzulässig erklärt und, ohne die Gründe so vieler grosen Statsdiener zu widerlegen, durch ein bloßes Machtwort geboten: „Das Villeaumische Buch soll hier nicht gedrukt werden. Wenn der Druk dergleichen Bücher in meinem Lande zugelassen wird, kann diese

„Ge-

„Genehmigung als eine Approbation über „dergleichen Schriften angesehen wer„den, die ich aber sehr entfernt bin, „zuzugeben ꝛc. Diese leztre Schlußfolge ist so eigen in ihrer Art, daß sie nur in dem Kopfe eines Mannes wie Wöllner entstanden sein kann. Denn daß der König anders und richtiger dachte, zeigt die Bereitwilligkeit, mit welcher er die hinterlaßnen Schriften Friedrich's II. abdrukken ließ. Kein Vernünftiger wird darum glauben, daß Friedrich Wilhelm II. alle die Urtheile über Religion und dergleichen, welche sein Oheim fällte, gebilliget und approbirt habe, weil sie in Berlin gedrukt wurden. Es wäre offenbar ungereimt und despotisch zugleich, wenn in keinen Lande etwas gedrukt werden dürfte, als was mit dem Maße der Kenntnisse und Einsichten des Regenten übereinstimmte. Wöllner erlangte durch seinen blinden Eifer, womit er jede Abweichung von seiner Meinung verfolgte, zwar so viel, daß Villaume's Buch in Berlin, aber nicht überhaupt ungedrukt blieb; es erschien auswärts, und vermehrte durch die Erzählung dieses Vorgangs den Ruhm Wöllners gewiß nicht.

Der Minister überzeugte sich nach so vielen vergeblichen Proben mit seinen getreuen Knappen, den Examinir-Räthen, daß es keine so leichte Sache sei, als er zuerst geträumt hatte, in einem Lande das Reich der Finsterniß und des Aberglaubens wieder aufzurichten, wo Licht und Wahrheit seit einem halben Jahrhunderte geherrscht hatten. Er sezte sein

aben-

entenerliches Wesen daher nur noch ehrenthal-
r fort, und schränkte sich darauf ein, einzelne
länner dann und wann zu nekken und in Athem zu
halten. So empfingen einige Berlinische redliche
d einsichtsvolle Prediger drohende Kabinetsschrei-
n über ganz unschuldige Dinge, die sie im Beicht-
hle theils wirklich gesagt hatten, theils bloß ge-
gt haben sollten; eine kleinliche Silbenstecherei,
ozu man das Ansehn der Königshoheit herabwür-
gte. In den Provinzen empfand man von dieser
chikanen weniger und bekümmerte sich überhaupt
cht viel um die Verfinsterer. Um jedoch hier die
istlichen Verordnungen nicht öffentlich verachten
lassen, wurden 1793 zwölf Unter-Examinations-
ommissionen in allen Theilen des Staates errichtet,
ozu man so viel als möglich, die unaufgeklärtesten
ute erwählte. Doch fand der Minister nicht übe-
l solche Männer nach seinem Herzen und so mußte
zuweilen verständige und gelehrte Theologen aus
oth mit in diese Kollegien aufnehmen, wodurch es
inen Anordnungen an Einheit, Uebereinstimmung
id Nachdruk fehlte. Eben so unwirksam waren die
eisen, welche Hermes und Hillmer zur Einfüh-
ung ihrer Thorheiten in die Schulen, durch das
nze Land machen wollten. Große öffentliche Be-
impfungen, die sie zu Halle erfuhren, und die Ver-
gnisse, an mehrern Orten ähnliche Auftritte zu er-
ben, bewogen sie, nach einigen kleinen Streifereien
re frömmelnden Wanderungen einzustellen, und sich
ter die Flügel des Ministers nach Berlin zurük

zu-

zuziehen. Da ihnen also das Hexenprügeln verleidet, das Büchermachen verunglükt und das Unterrichtgeben zu mühselig, auch wohl für ihre Kräfte zu hoch war, so schienen sie, besonders Herwerd, der keine Pfarrgemeine hatte, viel Langweile zu haben; sie sahen sich daher nach einem Zeitvertreibe um; sie fanden ihn endlich im Durchlesen derer Predigten, welche auf ihren Befehl von allen Geistlichen des ganzen Landes jährlich an ihr Glaubensgericht eingeschikt werden mußten. Sie bestimmten den Text, gewöhnlich aus einem Spruche, welcher nach ihrer Meinung das Geheimniß der Versöhnung enthielt. Wenn sie hierdurch die Prediger zu zwingen glaubten, gewisse unfruchtbare und selbst schädliche Sätze der Schuldogmatik zu erklären, so hatten sie sich sehr verrechnet. Mehrere trugen ungescheut ihre bessern Einsichten von dem, was Versöhnung heißt, vor; andre ließen sich hierauf gar nicht ein, sondern ermahnten zur Versöhnlichkeit gegen den Nächsten; noch andre, die wenigsten aber, lehrten, was man wünschte, weil sie wirklich davon überzeugt waren. Diese hatten denn das Glük, Belohnungsschreiben, oder gar Anträge zu höhern Stellen zu erhalten. Der Verfasser gegenwärtiger Geschichte hatte damals Gelegenheit, durch seine Verbindungen von der Beschaffenheit der Predigten aus einigen nicht unbedeutenden Kreisen Kenntniß zu erlangen: hier verhielt es sich so, wie eben beschrieben ist. Unter einem Paket von 30 solchen Predigten befand sich einmal eine so elende, daß der geistliche Vorsteher

Be-

Bedenken trug, sie abzusenden. Sie war ein Chaos von unverständlichen Perioden, ungereimten Begriffen, platten Ausdrükken, ohne logischen Zusammenhang, ohne praktische Anwendung, in einem schleppenden, tautologischen, widerlichen Stile verfaßt. Es schien, daß die Untauglichkeit eines solchen Vortrags selbst den Berlinischen Examinir-Räthen einleuchten müsse. Aber siehe da, gerade dies bärmliche Produkt erhielt ihren hohen Beifall; nn es verstieß gegen die krasseste Orthodoxie nicht; r Verfasser davon wurde mit den größten Lobsprüchen belegt und bekam die gewisse Versicherung zu uer Inspektor- oder Konsistorialstelle, wenn er sie ünschte. Der Mann wußte nicht, wie er zu der hre kam, und da er bei seinen übrigen Mängeln e schäzbare Tugend der Selbsterkenntniß und der escheidenheit besaß, so lehnte er den Antrag ab. b alle von gleicher Einfalt des Verstandes auch mit en der Einfalt des Herzens gehandelt haben mögen, eine Frage, die wir nicht beantworten können.

Das Examinations-Kollegium, welches einige ftige Kämpfe gewagt, aber nicht glüklich bestann hatte, verhielt sich zulezt ziemlich ruhig und ien zufrieden zu sein, daß seine Vorschriften, nn gleich nicht beobachtet, doch tolerirt wurden. ld nach dem Tode des Königs Friedrich Wilm's II. wurde es vermöge einer Kabinets-Reution Friedrich Wilhelm's III. vom 27 c. 1797 auser Thätigkeit gesezt, und durch ein skript vom 5 März 1798 ganz aufgelöset. Sollte

übrigens Jemand der Meinung sein, als wäre die bisherige Schilderung dieser Kommission und deren Häupter, Hermes und Hillmer, zu ungünstig, den mögen folgende Aktenstükke überzeugen, daß sie der Wahrheit vollkommen gemäß dargestellt sei. In dem erwähnten Aufhebungsdekret vom 5 März 1798 sagt der jetztregierende König ausdrüklich: „er „habe die, auf Betrieb des Gr. R. Hillmer und „des Ob. Kons. R. Hermes errichtete Examina„tions-Kommission als schädlich anerkannt; die „bisherigen Mitglieder derselben könnten entbehrt „und ihre Gehalte zu nüzlichern Zwekken er„spart werden; Hermes und Hillmer „könnten um so füglicher gemißt werden, da sie „in ihren bisherigen Verhältnissen nichts gelei„stet hätten; Se. Majestät werde dadurch bewo„gen, sie ihrer Dienste zu entlassen; wenn „sie die Mittel in Erwägung zögen, die sie „angewandt hätten, um zu ihren bisherigen „Aemtern zu gelangen, und sich darin zu er„halten, auch ihre weit um sich greifenden „Absichten durchzusezzen, so müßten sie sich „selbst überzeugen, daß der König keine Verpflich„tung auf sich habe, sie für den Verlust ihrer Stel„len zu entschädigen oder zu pensioniren; jedoch „aus bloßem Mitleiden solle diese Dienstentlassung „mit einer Pension von 500 Thaler für jeden be„gleitet sein; sie möchten dies mit Dank erkennen „und dem Könige keine Veranlassung geben, ihr „Betragen nach der Strenge untersu-

„chen,

chen, und, wie es die Gesezze mit sich brächten, ahnden zu lassen". Männer, welche zur Erlangung und Bewahrung ihrer Aemter lche Mittel angewandt haben, die einer Dienstentsetzung ohne Pension werth sind, welche weit um ch greifende Absichten durchsezzen wollten, welche ch so betrugen, daß der Aufruf der gesezlichen Strenge und die öffentliche Bestrafung ihres Betragens nöthig und verdient wäre, die müssen gewiß unwürdige und höchst tadelhafte Menschen sein. In keinem bessern Lichte erscheinen sie in der Vorstellung, welche das Oberkonsistorium dem Könige unter'm 25 Dec. 1797 übergab, und worin es um die Wiedererlangung der ihm von der Examinations-Kommission entrißnen Rechte bat. Diese Kommission, heißt es unter andern, „habe zum Theil aus Mitgliedern bestanden, denen es an Bekanntschaft mit dem jezzigen Zustande der Wissenschaften mangle; Troz allen Gegenvorstellungen des Oberkonsistoriums hätten sie einen Landes-Katechismus eingeführt, der nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen In- und Ausländer ein sehr schlechtes Schulbuch sei, und eben so wenig eine heilsame Religions-Erkenntniß, als eine zwekmäßige Uebung der Jugend im vernünftigen Nachdenken befördern könne; ihre Vorschrift zur Prüfung der Kandidaten würde von ihnen selbst nicht befolgt, und habe

„weiter nichts, als allgemeinen Spott und „bei den Provinzial-Konsistorien Ver„wirrung hervorgebracht; ihre Anweisung „für die Prediger und Schullehrer verrathe „weder Bekanntschaft mit den Bedürf„nissen unsers Zeitalters, noch Ein„sicht in die Verfassung des Lehrfachs „und in die Erziehungskunst; die Censur „der theologischen und philosophischen Schriften „habe vormals das Oberkonsistorium nach bestimm„ten und öffentlich bekannten Grund„sätzen ausgeübt; jezt aber würde sie von zwei „Mitgliedern der Examinations-Kommission will„kürlich verwaltet, wobei sie sich, wie immer, auf „geheime Instruktionen beriefen, die lau„testen Klagen erregten, Bücherverbote veranlaßten „und außerordentliches Aufsehen erwekten. Dies „wären alles Unregelmäßigkeiten und willkürliche „Abänderungen einer wohlgegründeten Verfassung, „welche leztre der König wieder herstellen möchte, „um den Schaden, der für die Religion „und Sittlichkeit durch die mehrbenannte „Kommission entstanden sei, allmählig wieder „zu heilen". Kann man die Unwissenheit und Untauglichkeit eines Geschäftsmannes wohl deutlicher und nachdrüklicher beschreiben, als es hier in einem Aktenstükke von Männern geschehen ist, die es am besten wissen konnten?

Mit nicht besserer Ehre trat der Koryphäe der Verfinsterer, der Minister Wöllner, von seinem

Posten

)oſten ab. Er hat zwar, wie jeder Rollenſpieler, eine Vertheidiger gefunden; einige haben Wunder eglaubt was ſie vorbrächten, wenn ſie an manches Gute erinnerten, das durch ihn geſchahe. Aber welch ein Menſch müßte der ſein, der mit den Hülfsmitteln, die ein Miniſter in Händen hat, in ſeinem Wirkungskreiſe, worin er ſteht, und durch den Beiſtand geſchikter Diener, die er ohne Mühe erlangen kann, gar nichts heilſames zu Stande bringen wollte? Der unwiſſendſte Tagelöhner müßte und würde, in eine ſolche Lage plözlich gerükt, mancherlei Nüzliches und Gutes ſtiften. Hier iſt nicht die Rede von einzelnen Wirkungen, ſondern von dem Geiſte des ſämmtlichen Beſtrebens und Handelns; und daß dieſer bei Wöllnern kein guter Geiſt des Lichts war, beweiſen ſeine Thaten und Abſichten. Schon, was von ihm allgemein bekannt iſt, ſpricht wider ihn; was würde erſt dann ſein, wenn alle ſeine geheime Machinationen entdekt würden. Hier ſtehe noch ein öffentliches Denkmal ſeiner Verderflichkeit, welches er ſich zu ſeiner immerwährenden Schande ſelber geſezt hat. Der Konvent des Kloſters Berge vor Magdeburg, einer der vorzüglichſten Schulanſtalten in den Preußiſchen Staten, hat das Recht, ſich ſeinen Obervorſteher, den Abt, ſelber zu wählen; ein Recht, welches ſelbiger ſeit der Stiftung des Kloſters im Jahre 937 ausgeübt, und in ſeiner veränderten Beſtimmung ohne Widerſpruch der Landesregenten ſtets behauptet hat. Wöllner war der erſte Despot, der ein ſo wohlgegrün-

gründetes und so lange bestandenes Recht umzustoßen die Dreistigkeit hatte. Ohne den Konvent zu befragen oder seine Zustimmung, wäre es auch nur hinterher zur Beobachtung der Formalität geschehen, einzuholen, ertheilte er dem Konsistorialrath Schewe zu Magdeburg, einem Manne, dem es an allen Schulkenntnissen gebrach, die Anwartschaft auf die Abtsstelle. Ein solch eigenmächtiges und gesezwidriges Verfahren mußte den gegenwärtigen Abt, die Professoren und übrigen Lehrer, welche den Konvent ausmachen, nothwendig mit Unwillen erfüllen und zur Verwahrung ihrer Rechte in Thätigkeit sezzen. Sie beschwerten sich wiederholt bei dem Könige über diese Eingriffe in ihre Freiheiten, und baten um eine Untersuchung und Abhelfung ihrer Klage. Wöllner würdigte sie nicht einmal einer Antwort. Nun blieb ihnen kein andrer Weg übrig, als der Weg der Justiz. Sie übergaben der Magdeburgischen Regierung eine förmliche Klageschrift, die auch, wie dies nicht anders zu erwarten war, angenommen wurde. Wöllner, der sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache nicht verlassen und folglich keinen guten Ausgang vor dem Gericht erwarten konnte, rettete sich dadurch, daß er mit dem königlichen Machtspruche dazwischen schlug und den unauflösbaren Knoten zerhieb. Die Art aber, wie er diesen Gewaltstreich führte, ist noch empörender, als das Unrecht selber, was er beging. Er schrieb folgenden Brief, der in den Annalen der Preußischen Gesetzverwaltung seines Gleichen nicht hat: An den Konvent zu

Klo-

Kloster Berge. „Friedrich Wilhelm König ꝛc.
„Wenn wir Euch auf Eure beiden leztern abenteuer-
„lichen Vorstellungen, worin Ihr gegen die bereits
„vor einigen Jahren von Unsrer Person dem Kons-
„Rath Scherpe per Kabinetsordre ertheilte Anwart-
„schaft auf die Abtsstelle zu Kloster Berge zu pro-
„testiren Euch unterstanden habt, mit keiner Reso-
„lution versehen haben; so ist dieses aus der Ursache
„geschehen, weil Wir hofften, daß Ihr als ver-
„nünftige Menschen in Euch gehen und Euch eines
„andern besinnen würdet. Da Ihr aber in Eurer
„Insolenz gegen die königlichen Befehle so weit ge-
„gangen seid, daß Ihr sogar ein Klaglibell contra
„fiscum wirklich bei der Magdeburgischen Regie-
„rung eingereicht habt, worin ihr von einer freien
„Wahl des Abts gegen eine Kabinetsordre träumt:
„so dienet Euch hiermit zur endlichen Resolution,
„daß, wofern Ihr Eure Geringfügigkeit
„gegen die Befehle des Landesherrn,
„als bloße Kandidaten und bestellte
„Schullehrer nicht bald einsehen, und
„begreifen werdet, daß Ihr aus königs-
„licher Milde nur Lohn und Brodt des-
„halb erhaltet, um die Jugend zu in-
„formiren, Wir Euren thörichten Stolz bald
„demüthigen und bei der königlichen Majestät höch-
„ster Person dahin antragen werden, daß Ihr als
ungehorsame Unterthanen, die sich gegen den Wil-
len des Souverän's aufzulehnen nicht entblöden,
ohne weitere Umstände kassirt und aus dem Kloster,

fort-

„fortgeschaft werdet. Berlin d. 30 März 1796. „von Wöllner". Es ist zweifelhaft, worüber man mehr erstaunen soll, ob über die tirannischen Grundsäzze, welche ein geistlicher Minister, der sich zum Wiederhersteller der reinen sanften Lehre Jesu aufwirft, so ganz plump bekennt, oder über die grobe Härte, in welche er sein Stärkerrecht einkleidet, oder darüber, daß in unsern Tagen, in einem Staate, der sich der mildesten Gesezgebung erfreut, eine solche Ausgeburt des rohesten Despotismus zur Welt kommen konnte. Es kann sein, daß andre Leser anders fühlen; aber ich gestehe es, daß mich dies empörende Dekret Wöllner's ganz vorzüglich wider ihn eingenommen, und mit dem lebhaftesten Unwillen über ihn durchdrungen hat. Dies scheint mir ein unwiderleglicher Beweis, daß er ein ungerechter, eigensinniger und untauglicher Minister war. Hatte der Konvent Unrecht, so konnte er gleich auf dessen erste Eingabe in einem anständigen, würdevollen Tone sein eignes Betragen durch Gründe rechtfertigen und ihn auf eine gesittete Art zur Ruhe verweisen. Wollte der Konvent eine Rechtsklage bei der Landesregierung führen, so konnte Wöllner das Ende ruhig abwarten, wenn er wirklich die Gesezze auf seiner Seite hatte. Warum brauchte er wie ein Fischweib zu toben? wie der Pöbel zu schmähen, wenn das freie Wahlrecht der Konventualen nur erträumt war? er konnte ihre Zurechtweisung und im Fall, daß sie sich gegen den König auflehnen wollten, ihre Bestrafung getrost den Rich-

tern

tern überlassen. Wöllner spricht aber in seinem zornigen Reskripte das Urtheil der Verdammung über sich selbst; eben weil er kein reines Gewissen hatte, und sich bei einem Prozesse nichts Gutes versahe, eben darum sucht er durch Gewalt und Grobheit zu ersezzen, was ihm an Gründen abgeht. Alles, was er vorbringt, dreht sich um den Saz, gegen eine Kabinetsordre darf sich Niemand auflehnen; also auch dann nicht, wenn die Kabinetsordre erschlichen, wenn sie ungerecht, wenn sie tirannisch ist? Was eine Kabinetsordre gebietet, soll also gelten, und wenn sie auch mein köstlichstes Eigenthum mir raubte, mein festgegründetes Recht umstieße, das Leben mir absprache? Gegen eine Kabinetsordre soll also kein Richterstuhl mich schüzzen, keine Vernunft, keine Gerechtigkeit, keine Sicherheit Statt finden? Hat je der scheuslichste Tirann eine schrecklichere Lehre geltend zu machen gesucht? Die Könyenthaken sollen ihre Geringfügigkeit gegen die Befehle des Landesherrn einsehen. Das wäre denn ein eigner Masstab, nach welchem die Gerechtigkeit gemessen werden müßte; wer geringfügig ist, soll eben darum Unrecht haben, und wer mächtig ist, um seiner Macht willen Recht behalten. Friedrich der Große, der doch auch wohl verstund, was regieren heißt, war einer ganz andern Meynung, wenn er öffentlich in die Zeitungen sezzen ließ, daß vor dem Gericht der erste Prinz nicht mehr, als der geringste Bettler gelten solle. Und wer sind denn die geringfü-

fügigen Leute, die Wöllner so hochmüthig und herrisch abweiset?, Kandidaten, und Schullehrer, die Brodt und Lohn bekommen, um die Jugend zu informiren und das bloß aus königlicher Milde. Zu diesen Kandidaten gehörten aber Professoren, die einen Gurlitt in ihrer Mitte hatten; unter diesen Schullehrern waren Leute, welche Statsmänner würdiger als Wöllner gebildet hatten. Ist denn ein Kandidat ein verächtliches Geschöpf, daß man ihn mit wegwerfendem Hohne zur Bezeichnung einer geringfügigen Person gebrauchen will? Bleibt man immer noch Kandidat, wenn man schon Professor, vielleicht wenn man schon Minister geworden ist? War Wöllner denn etwas anders, als ein Kandidat gewesen? Und wenn Se. Excellenz, der Herr Kandidat Wöllner von dem Herrn Kandidaten Gurlitt sich etwa hätten sollen examiniren lassen, da möchte nach aller Wahrscheinlichkeit das Prädikat geringfügig wohl der Gelehrsamkeit des Ministers zu Theil geworden sein. Vermuthlich stellt sich Wöllner unter einem Kandidaten noch weniger als unter einem Knechte vor; denn dieser bekommt zwar auch Brodt und Lohn, aber nicht aus Gnade und Barmherzigkeit, sondern weil er es durch die sauerste Arbeit verdient hat. Und ein Schullehrer soll Brodt und Lohn nicht einmal mit Recht, sondern gleich einem fetten Domherrn nur aus königlicher Milde genießen? Wollte man eine Parallele zwischen einem Professor und einem Wöllner ziehen, so ist sehr zu fürchten, daß der verdiente

diente Lohn dem leztern weniger gebühren möchte, als dem ersten. Nun schreibe und spreche noch jemand von der nöthigen Erhöhung der Schullehrer-Besoldungen, von der größern Achtung, die ihnen der Staat beweisen, von dem höhern Range, den ihnen die Regierungen beilegen sollen; da hier ein königlicher Minister, der Vorsteher eines Oberschulkollegiums in einer öffentlichen mit fürstlicher Autorität begleiteten Schrift den Schulstand beinahe für einen schimpflichen Beruf erklärt, sich nicht entblödet, zu verstehen zu geben, als ob selbiger nicht des dürftig zugemeßnen Brodtes würdig sei, sondern auch dies noch für lauter erbettelte Gnade anzusehen habe! Die Nachwelt wird Mühe haben, sich von der Wirklichkeit solcher Minister-Proceduren zu überzeugen.

Das Wöllnerische Reich dauerte nach diesem Vorgange nicht mehr lange. Im folgenden Jahre starb der König; und aus dem Geiste, der die neue Regierung belebte, war leicht zu schließen, daß Wöllner's Einfluß vorüber sei. Die übrigen Günstlinge zogen sich klüglich zur rechten Zeit zurük; aber Wöllner schien so stumpfsinnig zu sein, daß er nicht merken wollte, wie sehr sich die Umstände geändert hatten. Die Gewohnheit, willkürlich zu handeln, war ihm so sehr zur andern Natur geworden, daß er sie auch jezt nicht ablegen konnte. Friedrich Wilhelm III. erließ 8 Tage nach seiner Thronbesteigung eine eigenhändige Verordnung an sämmtliche Minister, die voll von Beweisen der Werthach-

tung

tung treuer Statsdiener, aber auch des ernsten Willens war, untaugliche Subjekte nicht zu dulden. Der König verlangte daher von jedem Minister bei eigner Verantwortlichkeit einen unparteiischen Bericht über die phisische und moralische Beschaffenheit seiner untergeordneten Räthe und Beamten. Auf den Grund dieser Kabinetsordre nun befahl Wöllner unter'm 23 Dec. 1797 allen Konsistorien, die Prediger, Schullehrer und Küster genauer, als bisher, zu beobachten und dahin zu sehen, ob sie die Religion nach dem Religionsedikte lehrten, und einen moralisch-unsträflichen Wandel führten; zugleich sollten sie binnen 4 Wochen eine Liste über die Tauglichkeit und Sittlichkeit sämmtlicher Geistlichen nach der strengsten Pflicht abfassen und einsenden. Es war auffallend, daß der Minister die Befolgung des Religionsedikts auf den Grund der Kabinetsordre einschärfte, ja diesen Punkt, den er allein erdichtet hatte, ganz zuerst aufstellte und den willkürlichen königlichen Befehl nur hinten nach anführte. Wenn er diesem eigenmächtigen Beginnen den Anstrich einer Kabinetsordre gab, so kann man urtheilen, was von seinem Vorgeben, so oft er sich vormals auf Kabinetsordres, oder geheime Instruktionen berief, zu halten sei. Der neue Regent war aber nicht des Sinnes, solche willkürliche Auslegungen königlicher Befehle zu gestatten; er forderte Rechenschaft hierüber, und da selbige höchst unbefriedigend aus-

fiel,

fiel, so bezeugte er ihm in einem Reskripte vom 12 Jan. 1798 sein höchstes Misfallen über dieses Verfahren, und sagte ihm mit Würde und Nachdruk solche Wahrheiten, die seinen Eigendünkel demüthigten und die er nur zu gut verdient hatte. „Die „Deutung, hieß es, welche er der königlichen Ka„binetsordre gegeben habe, sei ganz willkürlich, „und nach einer gesunden Logik unzulässig. „Er würde wohl thun, künftig bei seinen Verord„nungen nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen und wohlmeinenden Männern seines Departements zu „Werke zu gehen; er möchte hierin dem Beispiele „des verewigten Ministers Münchhausen folgen, „der doch mehr, wie viele andre Ursach „gehabt hätte, sich auf sein eignes Urtheil „zu verlassen. Zu dessen Zeit wäre kein Re„ligionsedikt, aber gewiß mehr Religion, „und weniger Heuchelei als jezt gewesen, „und das geistliche Departement habe „bei Inländern und Ausländern in der „größten Achtung gestanden. Die Reli„gion sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und „der eignen Ueberzeugung, und müsse nicht durch „methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdiget werden. Vernunft und Philosophie „müssen ihre unzertrennlichen Gefährten „sein, dann würde sie durch sich selbst fest„stehen, ohne der Autorität derer zu bedür-

„dürfen, die es sich anmaßen wollten,
„ihre Lehrsäzze künftigen Jahrhunder-
„ten aufzudringen und den Nachkommen
„vorzuschreiben, wie sie zu jeder Zeit
„denken sollen. Er möchte daher bei Leitung
„seines Departements nach ächt Lutherischen
„Grundsäzzen verfahren". Diese Zurechtweisung nahm Wöllner ruhig hin, und als wäre nichts vorgefallen, unterschrieb er selber alle Verfügungen, welche als Folgen hiervon seine eignen vorigen Verordnungen umstießen; es schien als wollte er seinen Ministerposten mit Aufopferung seiner Ehre, seiner Grundsäzze und seiner Ueberzeugung beibehalten. Eins von beiden muß nothwendig angenommen werden; Wöllner hatte entweder unter der vorigen Regierung ohne innere Ueberzeugung gehandelt oder er that es jezt, wo er von allem das Gegentheil übte; und wie das eine oder das andre mit Ehre und Gewissen geschehen könne, mag jeder nach seinem Gefühl entscheiden. Zu einem solchen Manne konnte das Publikum kein Vertrauen haben; auch der König hatte es nicht; dies deutete er ihm bald darauf an und entließ ihn seines Amtes. So trat Wöllner endlich in die Vergessenheit zurük, in welcher er zu seinem eignen Ruhme stets hätte bleiben sollen.

Ein Ungenannter, der mit den geheimen Umtrieben am Hofe sehr bekannt zu sein schien, spielte auf die Ereignisse, die zu erwarten waren und sich wirklich ereigneten, im voraus an, da er in

einem kleinen Aufsazze *): Stimme des Volks an seinen König 1786, unter andern treffenden Wahrheiten auch diese dem neuen Monarchen an's Herz legte: „Ehren Sie den würdigen Theil Ihrer Geistlichkeit; sie sind die Lehrer Ihres Volks; — aber dem unwürdigen, dem herrschsüchtigen Theile derselben, der unter der Larve der Religion nur auf die Unterdrükkung seiner Nebenmenschen, und auf die Beförderung seiner eignen ehrgeizigen Kabalen sinnet, — dem legen Sie den strengsten Zaum an, fliehen Sie seine Fesseln, sie sind unzerbrechlich für den, den sie einmal gebunden haben. — Eben so frei muß auch der Fürst von seinen Günstlingen sein. Er kann Günstlinge haben, und — muß sie haben. Jeder vor andern sich auszeichnende rechtschaffne Mann, — jeder, der vor andern seine Pflichten als Krieger, Civilist oder Bürger des Stats erfüllet, verdient es, der Günstling seines Fürsten zu sein. Aber Leute, die auf das Unglük Andrer ihr Glük bauen; Schmeichler, die nur den Leidenschaften des Fürsten, nicht aber dem Stat dienen, die stolz auf Fürstengunst, die Tugend mit Füßen treten, — Leute dieser Art erniedrigen den Fürsten, wenn sie als Günst-

*) Abgedrukt in der Neuen Litteratur und Völkerkunde vom Hauptmann von Archenholz. Septemberstük 1787. S. 286.

„Günstlinge ihm zur Seite stehen, denn von ihnen „folgert man auf Ihn. Der rechte würdige Günst„ling des Fürsten muß nie schmeicheln; er muß sich „bestreben, es allen in der eifrigsten Erfüllung sei„ner Pflichten zuvor zu thun, denn vor allen hat er „den Vorzug der besondern Gunst seines Fürsten. „Gegenseitig muß aber auch der Fürst seinem Lieb„ling nie etwas nachsehen, er muß seine Vergehun„gen härter als alle andre bestrafen, denn der Lieb„ling hat vor allen andern Aufmunterung zur Recht„schaffenheit voraus. Derjenige, der nur die Gunst „seines Fürsten sucht, um ungestraft Bosheiten „begehen zu können, der verdient nicht seine Gunst. „Er ist eine Natter am Busen seines Fürsten und „verdient wie sie zertreten zu werden".

Zu den guten Einrichtungen Friedrich Wilhelm's II. gehört noch, daß er im Anfange seiner Regierung die Verordnung Friedrich's II. wegen Abschaffung der überflüssigen Festtage (jedoch mit Ausnahme der Feier des Himmelfahrtstages, welche wieder hergestellt wurde,) bestätigte; und daß er gegen das Ende seines Lebens am 7 Okt. 1797 ein neues Traueredikt bekannt machte, wodurch er die tiefe Hoftrauer auf 6 Wochen beschränkte. Dies schien gleichsam die Ahnung seines Todes zu sein, welcher im folgenden Monate wirklich erfolgte.

Die Freuden der Liebe, welchen der König von Jugend an gefröhnet hatte, verbunden mit den Beschwerden der Feldzüge schwächten seinen festen

und

und ſtarken Körper ſo ſehr, daß ſeit dem Jahre 1796 eine auffallende Veränderung in ſeinem Geſundheits-Zuſtande merklich wurde. Er gebrauchte im Sommer 1796 und 1797 den Pyrmonter Brunnen, aber ohne ſichtbaren Erfolg. Seine Kräfte ſchwanden dahin, und er kehrte im Auguſt 1797 kränkelnd von Pyrmont nach Potsdam zurück. Am 29 Sept. ſahe er Berlin zum letzten Male, woſelbſt er ſeine Schwägerin, die Erbprinzeſſin von Baden, bewillkommnet hatte. Von nun an hielt er ſich in ſeinem neuen Schloſſe am heiligen See bei Potsdam auf, und ging mit raſchen Schritten dem Ende ſeiner Laufbahn entgegen. Seine Hauptkrankheit beſtand in der Brustwaſſerſucht, einem krampfhaften Zuſtande des Magens, Geſchwulſt der Beine, und nachher auch der Hände, welches Schlafloſigkeit, beſchwerliches, ängſtliches Athemholen, und eine ſolche Körperſchwäche hervorbrachte, daß er nicht mehr im Garten des Schloſſes ſpazieren gehen und ſelbſt im Zimmer ſich nicht bewegen konnte. Die Sprache ſtokte, und zuweilen, beſonders des Morgens, redete er zuſammenhangend, bewußtlos. Ein gewiſſer Lieutenant von Randek, ein 72jähriger Greis, der in ſeiner Jugend Holländiſcher Seeoffizier geweſen war, und jetzt als Privatmann auf ſeinem Landgute bei Deſſau lebte, ein Mann von großen Einſichten in die Chemie und Metallurgie, und Beſitzer eines eigenen Kupfer- und Vitriolwerkes gab dem Könige, zu welchem er häufigen Zutritt hatte, den Rath, ſich der künſtlichen Lebensluft zur Erleichterung ſeines Uebels zu be-

bringen. Der König setzte auf dieses Mittel ein ganzes Vertrauen, und berief deswegen den Oberfinanzrath und Professor D. Hermbstädt am 3 Okt. von Berlin zu sich, damit er diese Luftart bereiten und bei ihm anwenden möchte. Nach gehaltener Unterredung mit dem geschikten Leibchirurgus Rhode, dem bisherigen Arzte des Königs, über den wahren Zustand der Krankheit, bemerkte Hermbstädt sogleich, daß die Lebensluft den König nicht heilen, ihm überhaupt nicht viel helfen könne, daß sie aber auch ganz unschädlich sei, und da der Kranke einen unbegränzten Werth darauf sezze, vielleicht auch einigen Vortheil schaffen möchte. Diesem Urtheile pflichteten auch die Leibärzte Selle und Brown bei, welche seit dem 12 Okt. mit zu Rathe gezogen wurden. Um dies alles besser zu verstehen, fügen wir folgende Erläuterung hinzu. Die Atmosphäre, welche uns umgiebt und in welcher wir athmen, ist aus 2 Luftarten zusammengesezt, wovon die erste von den neuern Naturforschern Lebensluft, und die andre Stikluft genennt wird. Man nimmt an, daß unter 100 Theilen Luftmasse 27 Theile reine Lebensluft und 73 Theile Stikluft enthalten sind, folglich wäre die zum Einathmen brauchbare Luft etwa der vierte Theil der atmosphärischen Luft. Die Lebensluft ist derjenige Antheil des Dunstkreises, welcher das Athmen der lebendigen Geschöpfe unterhält, und sie hat zugleich die Eigenschaft, daß in ihr die Körper schneller und stärker brennen, die Menschen und Thiere freier athmen, und die Pflanzen besser

wach-

wachsen. Man kann sie auf eine künstliche Art aus Pflanzenblättern und Metallkalken, besonders aus Galpeter und Braunstein entwickeln. Letzteres ist am mehresten geeignet, diese Luftart vollkommen rein, leicht und in großer Menge zu verschaffen; und Hermbstädt wendete den Braunstein zu diesem Zwecke an. Die entbundene Lebensluft faßte er in Ballons von Goldschlägerhäutchen auf, von denen er jeden Abend einen in der Nähe des königlichen Bettes auf einen Stuhl legte. Ein daran befindlicher Schlauch ließ die Luft die ganze Nacht hindurch so langsam wieder aushauchen, daß am Morgen noch der vierte oder fünfte Theil Lebensluft im Ballon vorhanden war. Des Tages spürte man das Fluidum des Königs nur in dem Falle mit dieser Luftart, wann eine ungünstige Witterung von außen die Verschließung der Thüre und Fenster nothwendig machte. Die Menge der aus dem Ballon strömenden Lebensluft war in dem Verhältniß von 1 zu 12, das heißt sie betrug den 12ten Theil der Zimmerluft, und that in Absicht ihrer Reinigkeit derjenigen Luft gleich, in welcher man auf Seereisen oder zur Sommerszeit in Waldungen, vorzüglich, wenn es vorher geregnet hat, und bald darauf die Sonne wieder scheint, gewöhnlich athmet und welche einen so wohlthätigen Einfluß in die Gesundheit äußert. Der anfängliche Erfolg dieses Mittels war erwünscht und bewunderungswürdig. Seit 5 Wochen hatte der Schlaf den König entweder ganz geflohen, oder doch nur abgebrochen, und dann immer mit schrecklichen Träumen

oder heftigem Eifern mehr genügsigt, als ermüdet. Jezt war derselbe sanft, anhaltend und ruhebringend, und bewirkte dadurch, daß sich der König am Tage heiterer und gestärkter, als sonst, fühlte, und eine anfangende Hauptbesserung zu verspüren glaubte. Schon konnte er wieder im Zimmer auf- und abgehen, schon wieder das Spazierenfahren im neuen Garten vermittelst eines Rollwagens stundenlang aushalten; schon sich von neuem dem Publikum zeigen. Am 7 Okt. wohnte er der Aufführung einer Oper im Schauspielhause und am 8ten der Anhörung eines Konzerts im Schloßgarten bei. Der Arzt war jedoch zweifelhaft, ob diese Wirkungen in der That dem Gebrauche der Lebensluft oder bloß der Einbildung des Königs zugeschrieben werden müßten. Die Erfahrung lehrte aber offenbar, daß erstere keine Heilkräfte für ihn enthielt. Am 9. Okt. Abends kehrte das Uebel mit verdoppelter Stärke zurük, und verließ ihn im Leben nicht wieder. Er hatte an diesem Tage die lezten frohen Stunden auf der Erde verlebt. Durch den Genuß unverdaulicher Speisen zog er sich eine Indigestion zu, welche ihn in einen bedauernswürdigen Zustand versezte. Hier zeigte sich eine auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Betragen Friedrich Wilhelm's II. und Friedrich's des Großen. Wie dieser mochte er allem Zureden der Aerzte, allen traurigen Erfahrungen zum Troz den schwerverdaulichen Nahrungsmitteln durchaus nicht entsagen. Eben so wenig ließ er sich bewegen, Klistire anzunehmen, ungeachtet ihm die Aerzte die heil-

sanften Erfolge davon, als den kräftigsten Gründen versprachen, da die übrigen Mittel, als Erbrechungen und dergleichen, bei ihm, wie er selbst aus öftern Versuchen bekannte, ohne Wirkung blieben. „Lieber „wolle er, rief er aus, auf eine Batterie von 10 Kanonen losgehen, lieber den Augenblik sterben, als „ein Lavement nehmen.“ Von diesem Tage an rechnet Dr. Herz den Anfang der wirklichen Todesgefahr; er schrieb daher an die Personen, welche das höchste Zutrauen des Königs besaßen, daß sie alles anwenden möchten, ihn zu vermögen, eine einfachere Diät zu beobachten. Dies konnten sie nicht durchsezzen, sie vermochten weiter nichts, als daß die Geheimenräthe Selle und Brown von Berlin berufen wurden. Sie erschienen am 12 Oktober, erklärten aber sogleich die Krankheit für unheilbar, den Zustand für gefährlich, die Lebensluft für unzulänglich, und die Behandlungsart des Leibchirurgus Rhode für zwekwidrig, woran sie auch für's künftige wenig änderten. Seit dem litt der König außer den übrigen schon erwähnten Zufällen an heftigen Verstopfungen, die bisweilen 6 Tage anhielten, Schlaflosigkeit, Beängstigungen und gar Verstandesverwirrungen verursachten; und nur dann, wenn eine Ausleerung Statt fand, wurde es im Kopfe etwas heiterer und heller.

Durch das anhaltende Sizzen war ungefähr 11 Tage vor seinem Tode ein tiefliegendes und höchst schmerzhaftes Geschwür am sogenannten heiligen Beine entstanden. Der Leibchirurgus Rhode mußte wegen eines starken Flußfiebers um diese Zeit selbst das Bette hüten, daher überließ der König die Behandlung dieses Geschwürs dem großen Wundarzte, General-Chirurgus Görke, welcher den 8 Nov. in Potsdam eintraf, und bis zum Ende da blieb.

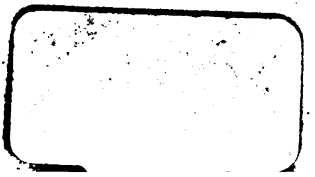
Der Gebrauch der Lebensluft wurde immer noch fortgesezt, und das Vertrauen des Königs darauf

war so stark, daß er sich besser zu befinden wähnte, ungeachtet seine Kräfte stets mehr schwanden; er hatte sich sogar bestimmt vorgesetzt, den 18 Nov. nach Berlin zu reisen; er kam an selbigem Tage hin, aber als entseelte Leiche. Ungefähr 8 Tage vor seinem Tode verlor sich die Geschwulst an den Händen, nahm indessen an den Beinen zu. Am 10 Nov. brach der linke Fuß auf und ließ eine lymphatische Feuchtigkeit ausfließen, welches Hofnung gab, als wenn sich alles nach den äußersten Theilen hinziehen würde. Dies verschafte dem Kranken einige scheinbare Erleichterung, die Sprache wurde deutlicher, die Seele etwas heitrer, aber der Körper sank zusehends der Auflösung entgegen. Bei allen gehäuften Leiden zeigte der König eine Standhaftigkeit, und einen Muth, der ihn ehrwürdig macht. Als einstens sein Arzt bei'm Verbinden des Blutgeschwürs am heiligen Beine sein Bedauern über die dadurch verursachte Störung des Schlafes zu erkennen gab, antwortete er: „Dies „halte ich für das geringste meiner Uebel. „Karl V. pflegte zu sagen: ein kleiner „Rauch beißt nicht." Er, der selber des Trostes bedurfte, tröstete vielmehr die Umstehenden, wenn sie über den Anblik seiner Schmerzen gerührt waren. Er sprach gern von gleichgültigen Dingen, nicht viel von seiner Krankheit, mehr von den vergangnen, selbst erlebten Begebenheiten. Vorzüglich unterhielt er sich mit dem General-Chirurgus Görke von Italien, den Feldzügen gegen Frankreich und von Polen. Er hörte mit Vergnügen die Erzählung von den Hauptvorfällen des Krieges, und verweilte gern bei dem Andenken an die Kanonade zu Valmy, und an den Rükzug aus Champagne. Den Beschwerden, die er hier ausstand, schrieb er seine Krankheit zu. Die Feldzüge, sagte er, haben mir geschadet. Zugleich beklagte er sich über das schlechte Wasser, das er in Polen hatte trinken müssen.

Drei

Drei Tage vor seinem Tode fing er selber an, die Hofnung zur Genesung aufzugeben, und sein Ende für nahe zu halten. Ich bin ein Mensch, sagte er zu Hrn. Görken, und muß wie ein andrer Mensch leiden. Aber ich bitte Gott, daß er mir meine Leiden ertragen helfen möge. Den Tag nachher sagte er zu den Anwesenden ganz deutlich und entschlossen: ich fühle, daß wir bald von einander scheiden müssen; doch ich habe meine Pflicht gethan. Am 15 Nov. besuchte ihn seine Gemahlin und sein Sohn, der Kronprinz, mit denen er die lezte Unterredung für dies Leben hatte. Beide verließen das Sterbelager mit Thränen, und erfuhren von dem General-Chirurgus Görke, daß, wie er glaube, der folgende Tag des Königs Leiden enden würde. Dies traf pünktlich ein. Pomphafte Ruhe und Beklemmung gesellte sich zu stand der König am 16 Nov. schon Morgens um 1 Uhr auf, ließ sich ankleiden und frühstükte. Die Beängstigung nahm zu, gegen 4 Uhr verlor sich das Bewußtsein. Bei einem neuen Anfalle von Erstikung lehnte er zurük, wobei er die Arme, nach Luft verlangend, empor hob, und wehmüthig ausrief: der Tod ist doch bitter. Dies waren die lezten Worte, die er sprach. Sein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Augenblikke, das Athemholen ward immer krampfhafter und stokkender, bis es gegen 9 Uhr ganz nachließ. Es war Morgens 8 Uhr und 47 Minuten, als er in einem Alter von 58 Jahren und beinahe 2 Monaten in die Ewigkeit überging. Die Leiche wurde am 18 Nov. früh in den Nacht in einem eichenen Sarge nach Berlin gebracht, und beim Fakkelschein in der Morgenfinsterniß in die königliche Gruft der Domkirche zwischen den Särgen seines Sohnes des Prinzen Ludwig's und der Gemahlin des großen Friedrichs eingesenkt; das feierliche Leichenbegängniß

niß aber am 11 December mit angemessener Pracht und Würde gehalten.

Friedrich Wilhelm II. war 2mal vermählet, und beide Gemahlinnen überlebten ihn. Von der ersten, Elisabeth Christine Ulrike, einer Tochter des Herzogs Karl von Braunschweig, die er am 14 Juli 1765 ehelichte, schied er sich wieder. Aus dieser Ehe entsproß eine einzige Tochter, Namens Friederike Charlotte Ulrike, seit 1791 mit dem Herzog von York, 2ten Sohn des Königs Georg's III. von England, vermählt. Die zweite Gemahlin, Friederike Louise, Tochter Ludwig's IX, Landgrafen von Hessen-Darmstadt, wurde ihm am 14 Juli 1769 angetrauet. Aus dieser Ehe stammen 4 Söhne und 2 Töchter, nämlich

1. Friedrich Wilhelm Karl, jetziger König, geboren am 3 Aug. 1770 und vermählt am 24 Dec. 1793 mit Louise Auguste Wilh. Amalie, ältesten Tochter des Herzogs Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz.
2. Friedrich Ludwig Karl, geb. den 5 Nov. 1773, vermählt am 25 Dec. 1793 mit der Schwester der Vorigen, Friederike Karoline Sophie Alexandrine von Mecklenburg-Strelitz; gestorben am 28 Dec. 1796.
3. Friedrich Heinrich Karl geb. d. 30 Dec. 1781.
4. Friedrich Wilhelm Karl geb. d. 4 Jul. 1783.
5. Friederike Louise Wilhelmine, geb. d. 18 Nov. 1774 vermählt am 1 Okt. 1791 mit Wilhelm Friedrich, Fürsten von Fulda, und Erbprinzen von Oranien.
6. Friederike Christine Auguste, geb. den 1 Mai 1780, vermählt am 13 Febr. 1797 mit Wilhelm Kurprinzen von Hessen.